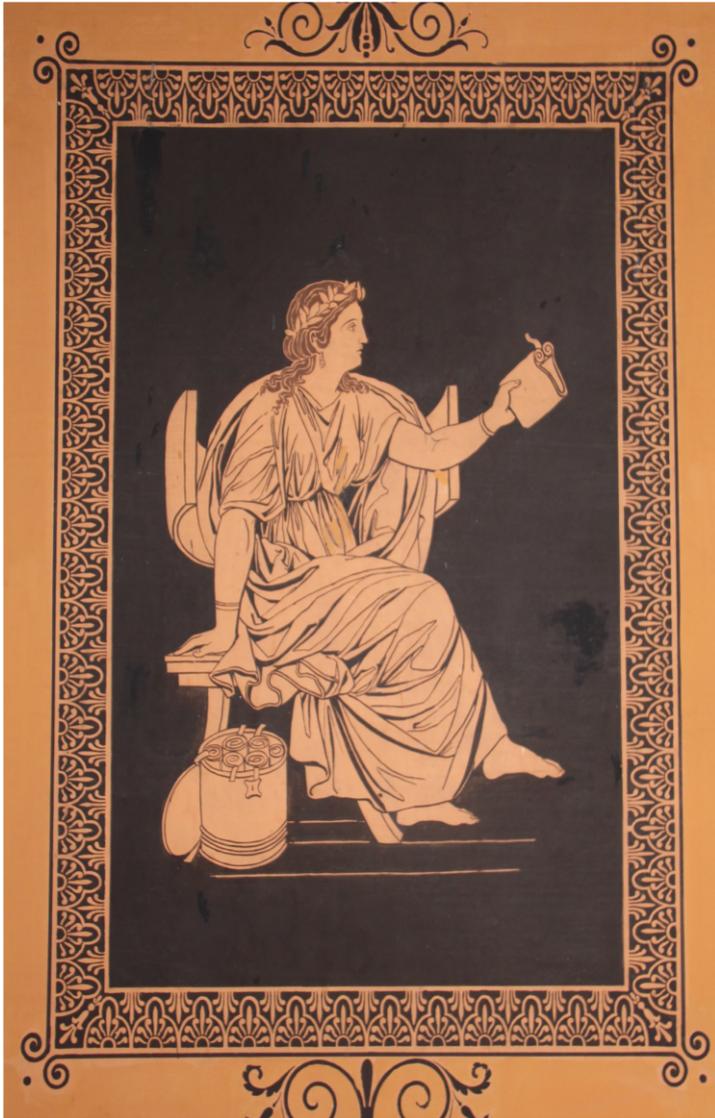


JAHRBUCH
DER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
ZU GÖTTINGEN

2009

DE GRUYTER

Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen



Jedesmal, wenn die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen sich zu einer Plenarsitzung versammeln, sind sie umgeben von neun Musen und dem Gott Apollo. Bilder dieser Figuren zieren die Wände des Akademiesaals am Wilhelmsplatz. Die hier abgebildete Klio ist eine von ihnen. Sie ist die Muse der Geschichtsschreibung, die Schutzpatronin der Historiker. Wie die anderen Gestalten des Saals, so hat auch sie ein antikes Vorbild: Klio gibt ein Gemälde wieder, das 1755 in Pompeji gefunden wurde.

JAHRBUCH
DER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
ZU GÖTTINGEN

2009



De Gruyter

Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
Theaterstraße 7
37073 Göttingen
Telefon: 0551-39-5424
Fax: 0551-39-5365
E-Mail: snoebel@gwdg.de
<http://www.adw-goe.de>



Verantwortlich: Der Präsident der Akademie der Wissenschaften
Redaktion: Werner Lefeldt
Susanne Nöbel

ISBN 978- 3-11-022295-1
ISSN 1868-9191

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York
Satz: PTP-Berlin Protago TeX-Production, Berlin (www.ptp-berlin.eu)
Druck: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, Bad Langensalza
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany
www.degruyter.com

INHALT

Die Akademie

Über die Akademie	13
Vorstand und Verwaltung	15
Die Mitglieder	19
Ordentliche Mitglieder der Philologisch-Historischen Klasse	19
Ordentliche Mitglieder der Mathematisch-Physikalischen Klasse	28
Korrespondierende Mitglieder der Philologisch-Historischen Klasse	38
Korrespondierende Mitglieder der Mathematisch-Physikalischen Klasse	52
Jahresfeier der Akademie	65
Begrüßungsansprache und Tätigkeitsbericht des Präsidenten sowie Ansprache des Staatssekretärs im Ministerium für Wissenschaft und Kultur Josef Lange	67

Die Arbeit der Akademie

Akademievorträge	85
FRANK REXROTH: Wie einmal zusammenwuchs, was nicht zusammengehörte: Ein Blick auf die Entstehung der europäischen Universität . .	85
WERNER LEHFELDT: Gottfried Wilhelm Leibnitz: Begrüßungsansprache	99
EIKE CHRISTIAN HIRSCH: Warum wir Leibniz noch brauchen oder Der begehbbare Kopf	102

WOLFGANG KÜNNE:	
Eadem sunt, quae sibi mutuo substitui possunt, salva veritate. Leibniz über Identität und Austauschbarkeit	110
CHRISTIAN MEIER:	
Sieger, Besiegte oder wer schreibt die Geschichte?	120
STEFAN MAUL:	
Zukunftswissen. Überlegungen zur Bedeutung der Divination im Alten Orient	149
GUSTAV ADOLF LEHMANN:	
Gedanken zur römischen Germanienpolitik – Von der Expansionsphase unter Augustus (Standlager von Hedemünden) bis zum Germanien-Feldzug des Maximinus Thrax von 235 n. Chr. (Fundplatz am Harzhorn bei Kalefeld)	161
HEINRICH DETERING:	
Farbenlehre und Lichtkult: Goethes Dornburger Gedichte . . .	192
PAUL KIRCHHOF:	
Welche Sprache spricht das Recht? Rechtssprache zwischen Bestimmtheit, Offenheit und geplanter Fehldeutung	205
PETER BIERI:	
Die Vielfalt des Verstehens. Über die Sprache der Natur und die Sprache der Literatur	215
NORBERT ELSNER:	
Darwin und kein Ende – Warum? Einige Gedanken am Ende des Darwin-Jahres 2009	232
STEFAN TANGERMANN:	
EU-Agrarpolitik und Niedersachsen: Muss Brüssel alles entscheiden?	251
WERNER LEHFELDT:	
August Ludwig Schlözer: Begrüßungsansprache	269
REINHARD LAUER:	
August Ludwig Schlözer zwischen Petersburg und Göttingen .	272
HELMUT KEIPERT:	
August Ludwig Schlözer als Sprachforscher	282

Preisträger des Berichtsjahres 2008	305
MONIKA MELTERS:	
Gianlorenzo Berninis erster Entwurf für den Louvre Ludwigs XIV. in Paris (1664): eine Revision	305
CHARLOTTE KÖCKERT:	
Mose oder Platon: Grundzüge christlicher und platonischer Kosmologie in der Kaiserzeit und der Spätantike	315
ANDRES STRASSBERGER:	
Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und die „philosophische“ Predigt: Studien zur aufklärerischen Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik	324
THOMAS PFOHL:	
Analyse, Manipulation und Aggregation von biologischen Makromolekülen im mikrofluidischen Scherfluss	331
Preisträger des Berichtsjahres 2009	337
GERALD F. JOYCE:	
Self-sustained Evolution of RNA	337
KERSTIN BRÜCKWEH:	
Gewalt und Emotionen machen Geschichte(n). Serienmorde in vier Kapiteln deutscher Vergangenheit	347
ILKA DIESTER:	
Von der Anzahl zur Zahl. Neurobiologische Erkenntnisse über das Vorläufersystem des Zahlengebrauchs	356
Plenarsitzungen des Berichtsjahres 2009	362
I. Übersicht	362
II. Vorlagen	367
JENS FRAHM, SHUO ZHANG:	
Magnetresonanztomografie in Echtzeit	367
CHRISTIAN STARCK:	
Gründe, Bedingungen und Formen von Rechtsrezeptionen	377
KONRAD CRAMER:	
Rezeptionsgeschichten	385

ULRICH MÖLK: Abschlussbericht über das Langzeitvorhaben „Europäische Jahrhundertwende – Literatur, Künste, Wissenschaften um 1900 in grenzüberschreitender Wahrnehmung“	393
HEINRICH DETERING: Anfänge einer modernen China-Rezeption in deutschen Kulturzeitschriften um 1900	402
JOACHIM RINGLEBEN: Kants leichte Taube. Philosophisch-theologischer Versuch über den Widerstand	419
ALBRECHT SCHÖNE: „unter aller Würde der Societät“	441
III. Vorstellungsberichte der neuen Mitglieder	443
HEDWIG RÖCKELEIN: Optionen einer Geschichte der Geschlechter im Mittelalter . .	443
ANDREAS GARDT: Text und Bedeutung	449
GERHARDT BRAUS: Das Königreich der Pilze: Vom Fluch der Pharaonen zur kulinarischen Bereicherung . .	457
BRIGITTE REINWALD: Vom Kolonialsoldaten zum Staatsbürger. Ein Zivilporträt westafrikanischer Veteranen der französischen Armee	467
Forschungsvorhaben der Akademie	476
I. Akademievorhaben	476
• Blumenbach-Kommission	
• Carmina medii aevi posterioris Latina	
• Die Funktion des Gesetzes in Geschichte und Gegenwart	
• Die Natur der Information	
• Erforschung der Kultur des Spätmittelalters	
• Imperium und Barbaricum: Römische Expansion und Präsenz im rechtsrheinischen Germanien und die Ausgrabungen von Kalkriese	
• Interdisziplinäre Südosteuropa-Forschung	
• Kommission für Mathematiker-Nachlässe	
• Kommission Manichäische Studien	

- Synthese, Eigenschaften und Struktur neuer Materialien und Katalysatoren
- Technikwissenschaftliche Kommission
- II. Vorhaben aus dem Akademienprogramm 488
 - Byzantinische Rechtsquellen
 - Deutsche Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit
 - Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm
 - Die Inschriften des ptolemäerzeitlichen Tempels von Edfu
 - Edition der naturwissenschaftlichen Schriften Lichtenbergs
 - Enzyklopädie des Märchens
 - Erschließung der Akten des kaiserlichen Reichshofrats
 - Europäische Jahrhundertwende – Literatur, Künste, Wissenschaften in grenzüberschreitender Wahrnehmung
 - Germania Sacra
 - Goethe-Wörterbuch (Arbeitsstelle Hamburg)
 - Hof und Residenz im spätmittelalterlichen Deutschen Reich (1200–1600)
 - Katalogisierung der orientalischen Handschriften in Deutschland
 - Leibniz-Edition (Leibniz-Archiv Hannover und Leibniz-Forschungsstelle Münster)
 - Lexikon des frühgriechischen Epos (Thesaurus Linguae Graecae)
 - Mittelhochdeutsches Wörterbuch (Arbeitsstelle Göttingen)
 - Ortsnamen zwischen Rhein und Elbe – Onomastik im europäischen Raum
 - Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters
 - Patristische Kommission (Arbeitsstelle Göttingen)
 - Qumran-Wörterbuch
 - Sanskrit-Wörterbuch der buddhistischen Texte aus den Turfan-Funden und der kanonischen Literatur der Sarvāstivāda-Schule
 - SAPERE
 - Schleiermacher-Edition, Kritische Gesamtausgabe (Arbeitsstelle Kiel)
 - Septuaginta

III. Arbeitsvorhaben und Delegationen der Akademie	558
• Ausschuß für musikwissenschaftliche Editionen	
• Deutsche Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit	
• Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe	
• Deutsches Museum München	
• Göttingische Gelehrte Anzeigen	
• Herausgabe des Thesaurus Linguae Latinae	
• Mittellateinisches Wörterbuch	
• Papsturkunden- und mittelalterliche Geschichtsforschung (Pius-Stiftung)	
• Patristik	
• Wörterbuch der Klassischen Arabischen Sprache	
• Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica	
Übersicht über die sonstigen Veranstaltungen 2009	565
Nachruf	584
UWE DIEDERICHSEN:	
Nachruf auf Werner Flume	584
Veröffentlichungen der Akademie 2009	594
Neue Abhandlungen	
Göttingische Gelehrte Anzeigen	
Sonderveröffentlichungen	
Schriftentauschverzeichnis siehe Jahrbuch 2006	

Stiftungen, Preise und Förderer

Stiftungen und Fonds	599
Preise der Akademie	600
Förderer der Akademie	601
Gauß-Professuren	602

Die Rechtsgrundlagen

Satzungen der Akademie	605
----------------------------------	-----

DIE AKADEMIE

Über die Akademie

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen wurde 1751 als „Königliche Societät der Wissenschaften“ gegründet. Sie sollte neben der seit 1737 bestehenden Universität, deren Hauptaufgabe die Lehre war, ein besonderer Ort der Forschung sein. In ihr sollten, wie ihr erster Präsident, der berühmte Schweizer Universalgelehrte Albrecht von Haller, es ausdrückte, „Decouvertes“, also Entdeckungen, gemacht werden. So ist es geblieben, wenngleich seither die Forschung in größerem Umfang von den Universitäten und von außeruniversitären Einrichtungen betrieben wird. Die Akademie betreibt zahlreiche Forschungsvorhaben auf vielen verschiedenen Gebieten. Die Publikationen der Akademie (Abhandlungen, Jahrbuch, Göttingische Gelehrte Anzeigen) sind weltweit verbreitet, besonders durch den Schriftentausch, der die Akademie mit mehr als 800 in- und ausländischen Partnern verbindet.

Die Akademie gliedert sich in zwei Klassen, die Philologisch-Historische und die Mathematisch-Physikalische Klasse, jede mit bis zu 40 Ordentlichen und 100 Korrespondierenden Mitgliedern. Während des Semesters versammeln sich beide Klassen alle zwei Wochen zu gemeinsamen Sitzungen, in denen wissenschaftliche „Decouvertes“ vorgetragen und diskutiert werden. Dazu kommen öffentliche Vorträge und Symposien. Die Klassen ergänzen ihren Mitgliederbestand durch Zuwahlen. Als Mitglieder werden Gelehrte gewählt, die anerkanntermaßen den Stand ihres Faches wesentlich erweitert haben. Es gibt Ordentliche, Korrespondierende und Ehrenmitglieder. Die Ordentlichen Mitglieder müssen ihren Wohnsitz in Norddeutschland haben, während die anderen Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands und aus Ländern der ganzen Welt kommen können. Viele berühmte Gelehrte waren Mitglieder der Göttinger Akademie, darunter Christian Gottlob Heyne, Jacob und Wilhelm Grimm, Georg Christoph Lichtenberg, Friedrich Wöhler, Carl Friedrich Gauß, Wilhelm Eduard Weber, Friedrich Christoph Dahlmann, Julius Wellhausen, David Hilbert, Adolf Windaus, Max Born, Otto Hahn, James Franck, Werner Heisenberg, Alfred Heuß und Franz Wieacker.

Die Mitglieder der Philologisch-Historischen Klasse vertreten alle Richtungen der Geistes- und der Sozialwissenschaften. In der Mathematisch-Physikalischen Klasse sind vertreten: Mathematik, Physik, Medizin, Chemie sowie die Geo- und die Biowissenschaften. Da die Sitzungen in der

Regel von beiden Klassen gemeinsam abgehalten werden, ermöglicht dies der Akademie wie nur wenigen anderen Institutionen Kontakte und Zusammenarbeit von Vertretern ganz verschiedener Forschungsgebiete.

Die Akademie verleiht regelmäßig verschiedene Preise, die der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses oder der Auszeichnung bedeutender Gelehrter dienen. Mit ihrer Gauß-Professur gibt sie herausragenden Forscherinnen und Forschern die Gelegenheit zu einem Arbeitsaufenthalt in Göttingen und zur Teilnahme am Leben der Akademie.

Neben den Forschungsarbeiten der beiden Klassen gehört zu den Aufgaben der Akademie die Betreuung wissenschaftlicher Langfristunternehmungen, die die Arbeitskraft und oft auch die Lebenszeit eines einzelnen Forschers übersteigen. Meist sind sie Bestandteil des so genannten Akademienprogramms, das, finanziert von Bund und Ländern, durch die Union der deutschen Akademien der Wissenschaften koordiniert wird. Mit den anderen Mitgliedern dieser Union, den Akademien in Berlin, München, Leipzig, Heidelberg, Mainz, Düsseldorf und Hamburg, besteht auch sonst eine enge Zusammenarbeit. Zur Durchführung ihrer Forschungsvorhaben bildet die Akademie Kommissionen. Diesen gehören auch Gelehrte an, die nicht Mitglieder der Akademie sind.

Seit ihrer Gründung vor 258 Jahren hat sich die Akademie in mancher Hinsicht gewandelt und weiterentwickelt, sie ist aber ihrer Aufgabe, die Wissenschaft zu fördern, immer treu geblieben.

Vorstand und Verwaltung

Präsident: CHRISTIAN STARCK
1. Vizepräsident und Vorsitzender der Mathematisch-Physikalischen

Klasse: NORBERT ELSNER

2. Vizepräsident und Vorsitzender der Philologisch-Historischen

Klasse: WERNER LEHFELDT

Geschäftsausschuss: DER PRÄSIDENT, DIE VIZEPRÄSIDENTEN,
DIE GENERALSEKRETÄRIN, JOACHIM RINGLEBEN,
KURT SCHÖNHAMMER

Geschäftsstelle: 37073 Göttingen, Theaterstraße 7
Fax: 0551/39 5365

I. Leitung der Geschäftsstelle / Generalsekretärin

Generalsekretärin: DR. ANGELIKA SCHADE, Tel.: 0551/39-9883
E-Mail: aschade@gwdg.de

**II. Bereich Sekretariat / Sitzungsorganisation / Öffentlichkeitsarbeit /
Jahrbuch**

ULLA DEPPE, Tel.: 0551/39-5362

E-Mail: udeppe@gwdg.de

SUSANNE NÖBEL, Tel.: 0551/39-5424

E-Mail: snoebel1@gwdg.de

III. Bereich Rechtsangelegenheiten / Akademienprogramm

DR. SABINE RICKMANN, Tel.: 0551/39-5363

E-Mail: srickma@gwdg.de

TOBIAS HILLEGEIST, Tel.: 0551/39-14669

E-Mail: tobias.hillegeist@goettingerakademie.de

IV. Bereich Haushalt / Personal

BRIGITTE MATTES, Tel.: 0551/39-5382

E-Mail: bmattes@gwdg.de

BIRGIT JAHNEL, Tel.: 0551/39-5339

E-Mail: birgit.jahnel@zvw.uni-goettingen.de

SUSANNE SCHEPS, Tel.: 0551/39-12465

E-Mail: susanne.scheps@zvw.uni-goettingen.de

V. Bereich Schriftentausch / Archiv / Immobilienverwaltung

CHRISTIANE WEGENER, Tel.: 0551/39-5360

E-Mail: cwegene@gwdg.de

WERNER JAHNEL, Tel.: 0551/39-5330

E-Mail: wjahnel1@gwdg.de

Freie Mitarbeiterin für Pressearbeit

ADRIENNE LOCHTE, Tel.: 0551/39-5338

E-Mail: alochte1@gwdg.de

Verantwortlich für Abhandlungen:

DIE BEIDEN KLASSENVORSITZENDEN

Redakteure der Göttingische Gelehrten Anzeigen:

GUSTAV ADOLF LEHMANN, JOACHIM RINGLEBEN

Publikationsausschuss:

VORSITZ: GERALD SPINDLER

REINHARD G. KRATZ, JOACHIM REITNER,

ANGELIKA SCHADE, CHRISTIAN STARCK

DIE MITGLIEDER

Verzeichnis der Mitglieder

nach dem Stand vom Dezember 2009

Die mit * gekennzeichneten Mitglieder sind auswärtige Ordentliche Mitglieder.

Ordentliche Mitglieder

Philologisch-Historische Klasse

ROBERT ALEXY, in Kiel, seit 2002

Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie,
geb. 1945
24118 Kiel, O lshausenstraße 40
E-Mail: a lexy@law.uni-kiel.de

KARL ARNDT, seit 1978

Professor d er Kunstgeschichte, geb. 1929
37085 Göttingen, Merkelstraße 7

WILFRIED BARNER, seit 1993

Professor der Deutschen P hilologie (Neuere Deutsche Literatur),
geb. 1937
37075 Göttingen, Walter-Nernst-Weg 10
E-Mail: wbarner@gwdg.de

OKKO BEHRENDTS, seit 1982

Professor des Römischen Rechts, Bürgerlichen R echts und der
Neueren Privatrechtsgeschichte, geb. 1939
37075 Göttingen, Thomas-Dehler-Weg 3
E-Mail: obehren@gwdg.de

MARIANNE BERGMANN, seit 1996

Professorin d er Klassischen Archäologie, geb. 1943
Archäologisches Institut
37073 Göttingen, Nikolausberger Weg 15
E-Mail: sekretariat.archinst@phil.uni-goettingen.de

- RIEKELE (RYKLE) BORGER, seit 1978
 Professor der Assyriologie, geb. 1929
 37073 Göttingen, Obere Karspüle 31
- WINFRIED BÜHLER*, in München, seit 1980 (in Hamburg 1980–1991)
 zuvor Korrespondierendes Mitglied 1974–1980
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 1929
 80797 München, Stauffenbergstraße 7/VIII
- CARL JOACHIM CLASSEN, seit 1987
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 1928
 37077 Göttingen, Am Brachfelde 7
 E-Mail: cclassen@gwdg.de
- KONRAD CRAMER, seit 1997
 Professor der Philosophie, geb. 1933
 37085 Göttingen, Keplerstraße 10
 E-Mail: sunnacramer@gmx.de
- UTE DANIEL, in Braunschweig, seit 2007
 Professorin für Neuere Geschichte, geb. 1953
 38114 Braunschweig, Am Gaussberg 6
 E-Mail: u.daniel@tu-bs.de
- HEINRICH DETERING, seit 2003
 Professor für Neuere Deutsche Literatur
 und Neuere Nordische Literaturen, geb. 1959
 37073 Göttingen, Düstere-Eichenweg 48
 E-Mail: detering@phil.uni-goettingen.de
- UWE DIEDERICHSEN, seit 1988
 Professor des Bürgerlichen Rechts, Zivilprozeßrechts,
 Handelsrechts und der Juristischen Methodenlehre, geb. 1933
 37085 Göttingen, Hainholzweg 66
 E-Mail: udieder1@gwdg.de
- ALBERT DIETRICH, seit 1961
 Professor der Orientalistik (Arabistik), geb. 1912
 37075 Göttingen, Habichtsweg 55
- SIEGMAR DÖPP, in Berlin, seit 1997
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 1941
 10557 Berlin, Calvinstraße 23, Gartenhaus
 E-Mail: sdoepp@gwdg.de

RALF DREIER, seit 1980

Professor für Allgemeine Rechtstheorie, geb. 1931
37073 Göttingen, Wilhelm-Weber-Straße 4

ALFRED DÜRR, seit 1976

Dr. phil., Musikwissenschaft, geb. 1918
37085 Göttingen, G DA-Wohnstift, App. A-817,
Charlottenburger Straße 19

REINHARD FELDMEIER, in Göttingen, seit 2006

Professor für Neues Testament, geb. 1952
95444 Bayreuth, Meistersingerstraße 18
E-Mail: Reinhard.Feldmeier@theologie.uni-goettingen.de

KLAUS FITTSCHEN, in Wolfenbüttel, seit 1988 (in Göttingen 1988–1989)

Professor der Klassischen Archäologie, geb. 1936
38302 Wolfenbüttel, Alter Weg 19

WERNER FLUME, in Bonn, seit 1952 (in Göttingen 1952–1954)

Professor der Rechtsgeschichte, geb. 1908, gest. 2009

DOROTHEA FREDE, in Hamburg, seit 2001

Professorin der Philosophie, geb. 1941
Universität Hamburg, Philosophisches Seminar
20146 Hamburg, Von-Melle-Park 6
E-Mail: dorothea.frede@uni-hamburg.de

WERNER FRICK*, in Freiburg, seit 2002

Professor der Deutschen Philologie, geb. 1953
39104 Freiburg i.Br., Burgunder Straße 30
E-Mail: werner.frick@germanistik.uni-freiburg.de

THOMAS W. GAEHTGENS*, in Berlin, seit 1983

Professor der Kunstgeschichte, geb. 1940
Getty Research Center, 1200 Getty Center Drive, Suite 1100
Los Angeles, CA 90049-1688 (USA)
E-Mail: tgaehtgens@getty.edu

ANDREAS GARDT, in Kassel, seit 2009

Professor für Sprachwissenschaften, geb. 1954
Universität Kassel, Institut für Germanistik, FB 02,
34127 Kassel, Georg-Forster-Straße 3
E-Mail: gardt@uni-kassel.de

KLAUS GRUBMÜLLER, seit 1992

Professor d er Deutschen P hilologie, geb. 1938
37136 Seeburg, Am Steinberg 13
E-Mail: kgrubmu@gwdg.de

CLAUS HAEBLER, in Münster, seit 1971

Professor der Indogermanischen Sprachwissenschaft, geb. 1931
48159 Münster, Althausweg 29

JÜRGEN HEIDRICH, in Münster, seit 2008

Professor d er Musikwissenschaft, g eb. 1959
Westfälische Wilhelms-Universität
Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik
48149 Münster, Schlossplatz 6
E-Mail: juergen.heidrich@uni-muenster.de

WOLFRAM HENCKEL, seit 1983

Professor d es Zivilrechts, H andels- und Prozeßrechts, geb. 1925
37120 Bovenden, Liegnitzer Straße 20

KLAUS-DIRK HENKE, in Berlin, seit 1993 (in Hannover 1993–1996)

Professor d er Volkswirtschaftslehre, geb. 1942
14169 Berlin, Schweitzerstraße 26
E-Mail: k.henke@finance.ww.tu-berlin.de

NIKOLAUS HENKEL, in Hamburg, seit 2006

Professor d er Deutschen P hilologie, geb. 1945
20099 Hamburg, Bülastraße 8
E-Mail: nhenkel@uni-hamburg.de

HELMUT HENNE, in Braunschweig, seit 1999

Professor d er Germanistischen Linguistik, g eb. 1936
38302 Wolfenbüttel, Platanenstraße 27
E-Mail: h.henne@tu-bs.de

FRIEDRICH JUNGE, seit 2000

Professor d er Ägyptologie, geb. 1941
37085 Göttingen, A m K alten Born 37
E-Mail: friedrich.junge@zvw.uni-goettingen.de

THOMAS KAUFMANN, seit 2002

Professor d er Kirchengeschichte, g eb. 1962
37085 Göttingen, R ohnsweg 1 3
E-Mail: thomas.kaufmann@theologie.uni-goettingen.de

HORST KERN, seit 1998

Professor der Sozialwissenschaften, geb. 1940
37083 Göttingen, Stegemühlenweg 25
E-Mail: hkern@gwdg.de

STEPHAN KLASSEN, seit 2007

Professor für Volkswirtschaftstheorie und Entwicklungsökonomik,
geb. 1966
Georg-August-Universität Göttingen,
Volkswirtschaftliches Seminar
37073 Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 3
E-Mail: sklassen@uni-goettingen.de

REINHARD GREGOR KRATZ, seit 1999

Professor des Alten Testaments, geb. 1957
37085 Göttingen, David-Hilbert-Straße 16
E-Mail: reinhard.kratz@theologie.uni-goettingen.de

KARL KROESCHELL*, in Freiburg, seit 1972 (in Göttingen 1972–1975)

Professor der Deutschen Rechtsgeschichte, des Bürgerlichen
Rechts, Handels- und Landwirtschaftsrechts, geb. 1927
79102 Freiburg, Fürstenbergstraße 24

MARGOT KRUSE, in Hamburg, seit 1995

Professorin der Romanischen Philologie, geb. 1928
21465 Reinbek, Waldstraße 12

WOLFGANG KÜNNE, in Hamburg, seit 2006

Professor der Philosophie, geb. 1944
22589 Hamburg, Eichengrund 30
E-Mail: wolfgang.kuenne@uni-hamburg.de

GERHARD LAUER, seit 2008

Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaften,
geb. 1962
Seminar für Deutsche Philologie
37073 Göttingen, Käte-Hamburger-Weg 3
E-Mail: gerhard.lauer@phil.uni-goettingen.de

REINHARD LAUER, seit 1980

Professor der Slavischen Philologie, geb. 1935
37120 Bovenden bei Göttingen, Allensteiner Weg 32
E-Mail: rlauer@gwdg.de

- WERNER LEHFELDT, seit 1996 (Vizepräsident seit 2006)
 Professor d er Slavischen Philologie, geb. 1943
 37085 Göttingen, Steinbreite 9 c
 E-Mail: wlehfel@gwdg.de
- GUSTAV ADOLF LEHMANN, seit 1995 (Vizepräsident von 2002–2006)
 Professor der Alten Geschichte, geb. 1942
 37075 Göttingen, In der Roten Erde 7
 E-Mail: glehman1@gwdg.de
- HARTMUT LEHMANN, in Kiel, seit 1995
 Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb.1936
 24105 Kiel, Caprivistraße 6
 E-Mail: hrw.lehmann@t-online.de
- CHRISTOPH LINK*, in Erlangen, seit 1983 (in Göttingen 1983–1986)
 Professor der Politischen Wissenschaften und der Allgemeinen
 Staatslehre, geb. 1933
 91054 Erlangen, Rühlstraße 35
- EDUARD LOHSE, seit 1969
 Professor d es Neuen T estaments, geb. 1924
 37075 Göttingen, Ernst-Curtius-Weg 7
- BERND MOELLER, seit 1976
 Professor d er Kirchengeschichte, g eb. 1931
 37073 Göttingen, Gosslerstraße 6 A
- ULRICH MÖLK, seit 1979 (Präsident und Vizepräsident von 1990–1994)
 Professor d er Romanischen P hilologie, geb. 1937
 37085 Göttingen, Höltystraße 7
 E-Mail: umoelk@gwdg.de
- EKKEHARD MÜHLENBERG, seit 1984
 Professor d er Kirchengeschichte, g eb. 1938
 37073 Göttingen, Am Goldgraben 6
 E-Mail: emuehle@gwdg.de
- TILMAN NAGEL, seit 1989
 Professor d er Arabistik und d er Islamwissenschaft, g eb. 1942
 37127 Dransfeld, Tannenhof 3
 E-Mail: arabsem@gwdg.de

HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH, seit 2002

Professor der Klassischen Philologie, geb. 1957

37073 Göttingen, Hermann-Föge-Weg 17

E-Mail: HeinzGuenther.Nesselrath@phil.uni-goettingen.de

THOMAS OBERLIES, seit 2009

Professor für Indologie und Tibetologie, geb. 1958

Seminar für Indologie und Tibetologie

37073 Göttingen, Waldweg 26

E-Mail: thomasoberlies@t-online.de

OTTO GERHARD OEXLE, in Berlin, seit 1990

Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1939

10707 Berlin, Duisburger Straße 12

GÜNTHER PATZIG, seit 1971 (Präsident und Vizepräsident von 1986–1990)

Professor der Philosophie, geb. 1926

37075 Göttingen, Otfried-Müller-Weg 6

FRITZ PAUL, seit 1995

Professor der Germanischen, insbesondere der Nordischen

Philologie, geb. 1942

37077 Göttingen, Klosterweg 6a

E-Mail: fpaul@gwdg.de

LOTHAR PERLITT, seit 1982

Professor des Alten Testaments, geb. 1930

37073 Göttingen, Wilhelm-Weber-Straße 40

FIDEL RÄDLE, seit 1993

Professor der Lateinischen Philologie des Mittelalters und

der Neuzeit, geb. 1935

37085 Göttingen, Tuckermannweg 15

E-Mail: fraedle@gwdg.de

BRIGITTE REINWALD, in Hannover, seit 2009

Professorin für Afrikanische Geschichte, geb. 1958

Leibniz Universität Hannover, Historisches Seminar

30167 Hannover, Im Moore 21

E-Mail: brigitte.reinwald@hist.uni-hannover.de

FRANK REXROTH, seit 2004

Professor für Mittlere und Neuere Geschichte, geb. 1960

37073 Göttingen, Nikolausberger Weg 54

E-Mail: frexrot@gwdg.de

JOACHIM RINGLEBEN, seit 1997

Professor für Systematische Theologie, geb. 1945
37085 Göttingen, Dahlmannstraße 24
E-Mail: Regine.Pfau@theologie.uni-goettingen.de

HEDWIG RÖCKELEIN, seit 2008

Professorin für Mittlere und Neuere Geschichte, geb. 1956
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte
37073 Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 5
E-Mail: hroecke@gwdg.de

KLAUS RÖHRBORN, seit 1996

Professor der Turkologie und Zentralasienkunde, geb. 1938
37120 Bovenden, Gartenweg 1
E-Mail: goeturko@gwdg.de

HANS SCHABRAM, seit 1971

Professor der Englischen Sprache und Literatur des Mittelalters,
geb. 1928
37085 Göttingen, Wohnstift Göttingen, Charlottenburger Straße 19

ERHARD SCHEIBE, in Hamburg, seit 1977

(in Göttingen 1977–1983, ausw. Ordentliches Mitglied 1984–1991)
Professor der Philosophie, geb. 1927, gest. 2010

ULRICH SCHINDEL, seit 1986

Professor der Klassischen Philologie, geb. 1935
37075 Göttingen, Albert-Schweitzer-Straße 3
E-Mail: uschind@gwdg.de

ALBRECHT SCHÖNE, seit 1966

Professor der Deutschen Philologie, geb. 1925
37075 Göttingen, Grotefeldstraße 26

BETTINA SCHÖNE-SEIFERT, in Osnabrück, seit 2008

Professorin für Medizinethik, geb. 1956
Klinikum der Universität Münster, Institut für Ethik,
Geschichte und Theorie der Medizin
48149 Münster, Von-Esmarsch-Straße 62
E-Mail: bseifert@uni-muenster.de

HANS-LUDWIG SCHREIBER, seit 1997

Professor des Strafrechts, Strafprozeßrechts und
der Rechtsphilosophie, geb. 1933
30519 Hannover, Grazer Straße 14

EVA SCHUMANN, seit 2007

Professorin für Deutsche Rechtsgeschichte
und Bürgerliches Recht, geb. 1967
37075 Göttingen, Konrad-Adenauer-Straße 48
E-Mail: e.schumann@jura.uni-goettingen.de

RUDOLF SCHÜTZEICHEL, in Münster i.W., seit 1973

Professor der Germanischen Philologie, geb. 1927
48161 Münster, Potstiege 16

WOLFGANG SELLERT, seit 1984

Professor der Deutschen Rechtsgeschichte und des Bürgerlichen
Rechts, geb. 1935
37075 Göttingen, Konrad-Adenauer-Straße 25
E-Mail: wseller@gwdg.de

RUDOLF SMEND, seit 1974 (Präsident und Vizepräsident von 1994–2002)

Professor des Alten Testaments, geb. 1932
37075 Göttingen, Thomas-Dehler-Weg 6

HERMANN SPIECKERMANN, seit 2002

Professor für Altes Testament, geb. 1950
30419 Hannover, Astrid-Lindgren-Straße 4
E-Mail: hermann.spieckermann@theologie.uni-goettingen.de

GERALD SPINDLER, seit 2005

Professor für Bürgerliches Recht, Handels- und
Wirtschaftsrecht, Multimedia- und Telekommunikationsrecht
und Rechtsvergleichung, geb. 1960
37085 Göttingen, Schildweg 28 H
E-Mail: Lehrstuhl.spindler@jura.uni-goettingen.de

KARL STACKMANN, seit 1969

Professor der Germanistik, geb. 1922
37075 Göttingen, Nonnenstieg 12
E-Mail: kstackm@gwdg.de

MARTIN STAEHELIN, seit 1987

Professor d er Musikwissenschaft, geb. 1937
37085 Göttingen, Schlözerweg 4
E-Mail: musik@gwdg.de

CHRISTIAN STARCK, seit 1982 (Präsident seit 2008)

Professor des Öffentlichen Rechts, g eb. 1937
37075 Göttingen, Schlegelweg 10
E-Mail: c.starck@jura.uni-goettingen.de

RUDOLF VIERHAUS, in Berlin, seit 1985

Professor d er Mittleren und N eueren Geschichte, g eb. 1922
14129 Berlin, Breisgauer Straße 22

GERT WEBELHUTH, in Frankfurt am Main, seit 2005

Professor f ür Englische Philologie, geb. 1961
60322 Frankfurt am Main, Finkenhofstraße 32
E-Mail: webelhuth@em.uni-frankfurt.de

WOLFHART WESTENDORF, seit 1976

Professor d er Ägyptologie, geb. 1924
37077 Göttingen, Über den Höfen 15

SIMONE WINKO, seit 2009

Professorin f ür Neuere Deutsche Literatur, geb. 1958
Seminar für Deutsche Philologie
37073 Göttingen, Käte-Hamburger-Weg 3
E-Mail: simone.winko@phil.uni-goettingen.de

THEODOR WOLPERS, seit 1971

Professor d er Englischen P hilologie, geb. 1925
37085 Göttingen, Guldenhagen 11
E-Mail: twolper@gwdg.de

REINHARD ZIMMERMANN, in Hamburg, seit 2003

Professor f ür Bürgerliches R echt,
Römisches Recht und Historische Rechtsvergleichung,
geb. 1952
20354 Hamburg, Fontenay-Allee 6

Mathematisch-Physikalische Klasse

ECKART ALTENMÜLLER, in Hannover, seit 2005

Professor f ür Musikphysiologie, geb. 1955
31303 Burgdorf/Ehlershausen, Rosengasse 9
E-Mail: altenmueller@hmt.hannover.de

MATHIAS BÄHR, seit 2008

Professor für Neurologie, geb. 1960
Universitätsklinikum Göttingen, Abteilung Neurologie
37075 Göttingen, Robert-Koch-Straße 40
E-Mail: mbaehr@gwdg.de

HANS-JÜRGEN BORCHERS, seit 1970

Professor der Theoretischen Physik, geb. 1926
37079 Göttingen, Hasenwinkel 41
E-Mail: borchers@theorie.physik.uni-goettingen.de

PETER BOTSCHWINA, seit 2001

Professor der Theoretischen Chemie, geb. 1948
Institut für Physikalische Chemie
37077 Göttingen, Tammannstraße 6
E-Mail: pbotsch@gwdg.de

GERHARD BRAUS, seit 2009

Professor für Mikrobiologie und Genetik, geb. 1957
Institut für Mikrobiologie und Genetik
37077 Göttingen, Grisebachstraße 8
E-Mail: gbraus@gwdg.de

BERTRAM BRENIG, seit 2002

Professor für Veterinärmedizin, geb. 1959
37079 Göttingen, Hahneborn 5
E-Mail: bbrenig@gwdg.de

MICHAEL BUBACK, seit 2000

Professor der Technischen und Makromolekularen Chemie,
geb. 1945
Institut für Physikalische Chemie
37077 Göttingen, Tammannstraße 6
E-Mail: mbuback@gwdg.de

FABRIZIO CATANESE*, in Bayreuth, seit 2000 (in Göttingen 2000–2001)

Professor der Mathematik, geb. 1950
Mathematisches Institut, Lehrstuhl Mathematik VIII
95447 Bayreuth, Universitätsstraße 30
E-Mail: fabrizio.catanese@uni-bayreuth.de

ULRICH CHRISTENSEN, seit 1995

Professor d er Geophysik, geb. 1954
37120 Bovenden, Elsbeerring 18 a
E-Mail: christensen@mps.mpg.de

MANFRED EIGEN, seit 1965

Professor d er Physikalischen Chemie, geb. 1927
Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie
37077 Göttingen, Am Faßberg 11

NORBERT ELSNER, seit 1997 (Vizepräsident seit 2004)

Professor d er Zoologie, g eb. 1940
37120 Bovenden, Dresdener Straße 9
E-Mail: nelsner@gwdg.de

THOMAS ESCHENHAGEN, in Hamburg, seit 2004

Professor für Experimentelle und Klinische Pharmakologie,
geb. 1960
20257 Hamburg, Müggenkampstraße 31
E-Mail: t.eschenhagen@uke.uni-hamburg.de

KURT VON FIGURA, seit 1998

Professor d er Biochemie, geb. 1944
37085 Göttingen, Hainholzweg 30
E-Mail: praesident@uni-goettingen.de

JENS FRAHM, seit 2005

Professor für Physikalische Chemie, geb. 1951
37085 Göttingen, Fridtjof-Nansen-Weg 5
E-Mai: jfracm@gwdg.de

HANS-JOACHIM FRITZ, seit 1999

Professor d er Molekularen Genetik, geb. 1945
37120 Bovenden, Plesseweg 16
E-Mail: hfritz@gwdg.de

GERHARD GOTTSCHALK, seit 1976 (Präsident und Vizepräsident
von 1996–2002)

Professor d er Mikrobiologie, geb. 1935
37176 Nörten-Hardenberg, Johann-Wolf-Straße 35 a
E-Mail: ggottsc@gwdg.de

- STEPHAN ROBBERT GRADSTEIN, seit 1999
Professor d er Botanik (Pflanzensystematik), geb. 1943
37085 Göttingen, Steinbreite 9 b
E-Mail: sgradst@uni-goettingn.de
- HANS GRAUERT, seit 1963 (Präsident und Vizepräsident von 1992–1996)
Professor d er Mathematik, geb. 1930
37075 Göttingen, Ewaldstraße 67
- CHRISTIAN GRIESINGER, seit 2007
Professor f ür Physikalische Chemie, geb. 1960
Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie
37077 Göttingen, Am Fassberg 11
E-Mail: cigr@nmr.mpibpc.mpg.de
- PETER GRUSS*, in München, seit 1996
Professor d er Molekularen Zellbiologie, geb. 1949
37077 Göttingen, Stiegbreite 9
E-Mail: peter.gruss@mpg-gv.mpg.de
- RUDOLF HAAG*, in Schliersee-Neuhaus, seit 1981
(in Hamburg 1981–1994)
Professor d er Physik, geb. 1922
83727 Schliersee, Waldschmidtstraße 4b
- JÜRGEN HAGEDORN, seit 1983
Professor d er Geographie, g eb. 1933
37077 Göttingen, Jupiterweg 1
E-Mail: jhagedo@gwdg.de
- GERD P. HASENFUSS, seit 2002
Professor f ür Innere Medizin, geb. 1955
37077 Göttingen, Am Seidelbast 6
E-Mail: hasenfus@med.uni-goettingen.de
- MARCUS HASSELHORN, seit 2005
Professor f ür Psychologie, geb. 1957
37181 Hardegsen, Am Herrenberg 11
E-Mail: mhassel1@uni-goettingen.de
- ERHARD HEINZ, seit 1970
Professor d er Mathematik, geb. 1924
37085 Göttingen, GDA-Wohnstift, Charlottenburgerstraße 19

HANS WALTER HELDT, seit 1990

Professor für Biochemie der Pflanzen, geb. 1934
37075 Göttingen, Ludwig-Beck-Straße 5
E-Mail: HansWalterHeldt@aol.com

STEFAN W. HELL, seit 2007

Professor für Physik, geb. 1962
Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie,
Abt. NanoBiophotonik
37077 Göttingen, Am Faßberg 11
E-Mail: shell@gwdg.de

NORBERT HILSCHMANN, seit 1984

Professor der Physiologischen Chemie, geb. 1931
37077 Göttingen, Zur Akelei 17 a

HENNING HOPF, in Braunschweig, seit 1997

Professor der Organischen Chemie, geb. 1940
Institut für Organische Chemie
38106 Braunschweig, Hagenring 30
E-Mail: h.hopf@tu-bs.de

HERBERT JÄCKLE, seit 2000

Professor der Chemie und Biologie, geb. 1949
MPI für Biophysikalische Chemie
37077 Göttingen, Am Faßberg 11
E-Mail: hjaeckl@gwdg.de

WILHELM JOHANNES, in Hannover, seit 1996

Professor der Mineralogie, geb. 1936
30938 Burgwedel, Veilchenweg 4
E-Mail: ejohannes@t-online.de

RUDOLF KIPPENHAHN, seit 1970

Professor der Theoretischen Astrophysik, geb. 1926
37077 Göttingen, Rautenbreite 2

REINER KIRCHHEIM, seit 2001

Professor der Metallphysik, geb. 1943
Institut für Materialphysik
37077 Göttingen, Friedrich-Hund-Platz 1
E-Mail: rkirch@ump.gwdg.de

ULRICH KRENGEL, seit 1993

Professor der Mathematischen Stochastik, geb. 1937
37075 Göttingen, Von-Bar-Straße 26
E-Mail: krenkel@math.uni-goettingen.de

RAINER KRESS, seit 1996

Professor der Numerischen und Angewandten Mathematik,
geb. 1941
37077 Göttingen, Hainbuchenring 1
E-Mail: kress@math.uni-goettingen.de

HANS-JÜRG KUHN, seit 1981

Professor der Anatomie, geb. 1934
37075 Göttingen, Friedrich-von-Bodelschwingh-Straße 28
E-Mail: hkuhn2@gwdg.de

CHRISTOPH LEUSCHNER, seit 2008

Professor für Pflanzenökologie, geb. 1956
Albrecht-von-Haller-Institut für Pflanzenwissenschaften,
Abteilung Ökologie und Ökosystemforschung
37073 Göttingen, Untere Karspüle 2
E-Mail: cleusch@uni-goettingen.de

KLAUS PETER LIEB, seit 1991

Professor der Experimentalphysik, geb. 1939
37075 Göttingen, Am Kreuze 34
E-Mail: lieb@physik2.uni-goettingen.de

GERD LÜER, seit 1993

Professor der Psychologie, geb. 1938
37075 Göttingen, Friedrich-von-Bodelschwingh-Straße 13
E-Mail: gluer@gwdg.de

WOLFGANG LÜTTKE, seit 1973

Professor der Organischen Chemie, geb. 1919
37077 Göttingen, Senderstraße 49

MICHAEL PETER MANNS, in Hannover, seit 2003

Professor für Innere Medizin, geb. 1951
(Gastroenterologie, Hepatologie und Endokrinologie)
30916 Isernhagen, Sonnenallee 23
E-Mail: manns.michael@mh-hannover.de

- ANTON MELLER, seit 1995 (zuvor Korrespondierendes Mitglied
1990–1994)
Professor d er Anorganischen C hemie, geb. 1932
37085 Göttingen, Calsowstraße 62
- HANS GEORG MUSMANN in Hannover, seit 1981
Professor d er Theoretischen Nachrichtentechnik, geb. 1935
38259 Salzgitter-Bad, Heckenrosenweg 24
E-Mail: musec@tnt.uni-hannover.de
- ERWIN NEHER, seit 1992
Professor der Physik, geb. 1944
37120 Bovenden-Eddigehausen, Domäne 11
E-Mail: eneher@gwdg.de
- SAMUEL JAMES PATTERSON, seit 1998
Professor d er Reinen M athematik, geb. 1948
37136 Seeburg, Seestieg 13
E-Mail: sjp@uni-math.gwdg.de
- HEINZ-OTTO PEITGEN, in Bremen, seit 2008
Professor f ür Mathematik, geb. 1945
28355 Bremen, Am Jürgens Holz 5
E-Mail: peitgen@mevis.de
- ANDREA POLLE, seit 2006
Professorin f ür Forstbotanik und B aumphysiologie, geb. 1956
37115 Duderstadt, Rispenweg 8
E-Mail: apolle@gwdg.de
- JOACHIM REITNER, seit 1998
Professor d er Paläontologie, g eb. 1952
37077 Göttingen, Hölleweg 8 a
E-Mail: jreitne@gwdg.de
- GERHARD P. K. RÖBBELEN, seit 1981
Professor d er Pflanzenzüchtung, g eb. 1929
37085 Göttingen, Tuckermannweg 9
E-Mail: cmoelle2@gwdg.de
- HERBERT W. ROESKY, seit 1983 (Präsident von 2002–2008)
Professor d er Anorganischen C hemie, geb. 1935
37085 Göttingen, Emil-Nolde-Weg 23
E-Mail: hroesky@gwdg.de

NICOLAAS RUPKE, seit 2005

Professor für Wissenschaftsgeschichte, geb. 1944
37073 Göttingen, Leonard-Nelson-Straße 28
E-Mail: nrupke@gwdg.de

KONRAD SAMWER, seit 2004

Professor für Physik, geb. 1952
37085 Göttingen, Leipziger Straße 12
E-Mail: konrad.samwer@physik.uni-goettingen.de

ROBERT SCHABACK, seit 2001

Professor der Numerischen und Angewandten Mathematik
geb. 1945
Institut für Numerische und Angewandte Mathematik
37083 Göttingen, Lotzestraße 16–18
E-Mail: schaback@math.uni-goettingen.de

HANS GÜNTER SCHLEGEL, seit 1965 (Präsident und Vizepräsident
von 1984–1988)

Professor der Mikrobiologie, geb. 1924
37120 Bovenden, Görlitzer Straße 35
E-Mail: hschleg1@gwdg.de

GÜNTER SCHMAHL, seit 1996

Professor der Röntgenphysik, geb. 1936
37075 Göttingen, Ernst-Curtius-Weg 8
E-Mail: gschmah@gwdg.de

HERMANN SCHMALZRIED, in Hannover, seit 1976

Professor der Physikalischen Chemie, geb. 1932
37075 Göttingen, In der Roten Erde 18

KURT SCHÖNHAMMER, seit 1995

Professor der Theoretischen Physik, geb. 1946
37085 Göttingen, Sertuernerstraße 14
E-Mail: schoenh@theorie.physik.uni-goettingen.de

MANFRED ROBERT SCHROEDER, seit 1973

Professor der Physik, geb. 1926, gest. 2009

CHRISTOPH J. SCRIBA, seit 1995

Professor für Geschichte der Naturwissenschaften, geb. 1929
20525 Hamburg, Langenfelder Damm 61, Whg. 64
E-Mail: scriba@math.uni-hamburg.de

GEORGE MICHAEL SHELDRIK, seit 1989

Professor d er Strukturforschung, g eb. 1942
37120 Bovenden-Eddigehausen, Heinrich-Deppe-Ring 51
E-Mail: gsheldr@shelx.uni-ac.gwdg.de

MANFRED SIEBERT, seit 1984

Professor d er Geophysik, geb. 1925
37077 Göttingen, Hohler Graben 4
E-Mail: manfred.siebert@phys.uni-goettingen.de

STEFAN TANGERMANN*, seit 1994

Professor d er Agrarökonomie, geb. 1943
37218 Witzenhausen, Am Steimel 18
E-Mail: stefan.t@ngermann.net

REINER THOMSEN, seit 1981

Professor d er Medizinischen M ikrobiologie, geb. 1930
37073 Göttingen, Wilhelm-Weber-Straße 29
E-Mail: rthomss@gwdg.de

LUTZ F. TIETZE, seit 1990

Professor d er Organischen C hemie, geb. 1942
37077 Göttingen, Stumpfe Eiche 23
E-Mail: ltietze@gwdg.de

TAMMO TOM DIECK, seit 1984

Professor d er Mathematik, geb. 1938
37079 Göttingen, Am Winterberg 48
E-Mail: tammo@uni-math.gwdg.de

JÜRGEN TROE, seit 1982

Professor der Physikalischen Chemie, geb. 1940
37085 Göttingen, Rohnsweg 22
E-Mail: shoff@gwdg.de

RAINER G. ULBRICH, seit 1996

Professor d er Physik, geb. 1944
37077 Göttingen, Mühlspielweg 25
E-Mail: ulbrich@ph4.physik.uni-goettingen.de

HANS-HEINRICH VOIGT, seit 1967 (Präsident und Vizepräsident
von 1976–1981)

Professor d er Astronomie u nd Astrophysik, geb. 1921
37085 Göttingen, Charlottenburger Straße 19, App. A/627
E-Mail: hhvgoe@nexgo.de

GERHARD WAGENITZ, seit 1982
Professor d er Botanik (Pflanzen systematik), geb. 1927
37075 Göttingen, Ewaldstraße 73
E-Mail: gwageni@gwdg.de

HEINZ GEORG WAGNER, seit 1971
Professor d er Physikalischen C hemie, geb. 1928
37077 Göttingen-Nikolausberg, Senderstraße 51

OTTO H. WALLISER, seit 1981
Professor der Paläontologie, g eb. 1928
37075 Göttingen, T homas-Dehler-Weg 7
E-Mail: u ggp@gwdg.de

KARL HANS WEDEPOHL, seit 1970
Professor d er Geochemie, geb. 1925
37079 Göttingen, Hasenwinkel 36

GEROLD WEFER, in Bremen, seit 2008
Professor f ür Allgemeine Geologie, g eb. 1944
Universität Bremen, Marum-Zentrum für Marine
Umweltwissenschaften
28334 Bremen, Postfach 33 04 40
E-Mail: gwefer@marum.de

EKKEHARD WINTERFELDT, in Hannover, seit 1984
Professor d er Organischen C hemie, geb. 1932
30916 Isernhagen, Sieversdamm 34
E-Mail: E.Winterfeldt@web.de

GERHARD WÖRNER, seit 2003
Professor f ür Geochemie, geb. 1952
37073 Göttingen, Düstere Eichenweg 12 a
E-Mail: gwoerne@gwdg.de

ANNETTE ZIPPELIUS, seit 1993
Professorin d er Theoretischen Physik, geb. 1949
37075 Göttingen, Am Klausberge 23
E-Mail: annette@theorie.physik.uni-goettingen.de

Korrespondierende Mitglieder*Philologisch-Historische Klasse*

WOLFGANG ADAM, in Osnabrück, seit 2009

Professor für Neuere Deutsche Literatur, geb. 1949
49134 Wallenhorst-Rulle, Falkenring 6
E-Mail: wolfgang.adam@uni-osnabrueck.de

GÜNTER ARNOLD, in Weimar, seit 2002

Dr. philos., Editionsphilologe im Goethe- und Schiller-Archiv
Weimar, geb. 1943
99423 Weimar, Schloßgasse 7
E-mail: guenter.arnold@klassik-stiftung.de

GRAZIANO ARRIGHETTI, in Pisa, seit 1998

Professor der Griechischen Philologie, geb. 1928
56126 Pisa (Italien), Dipartimento di Filologia Classica,
Via Galvani 1.
E-mail: arrighetti@flcl.unipi.it

ALEIDA ASSMANN, in Konstanz, seit 1999

Professorin der Anglistik und der Allgemeinen Literaturwissenschaft,
geb. 1947
Philosophische Fakultät, FB Literaturwissenschaft
78457 Konstanz, Universität Konstanz
E-mail: Aleida.Assmann@uni-konstanz.de

JAMES BARR, in Claremont, seit 1976

Professor der Semitischen Sprachen und Literaturen, geb. 1924
Claremont, Ca. 91711-2734 (USA), 1432 Sitka Court
E-Mail: Jmsbarr@aol.com

HEINRICH BECK, in Bonn, seit 1982

Professor der Germanischen
und Nordischen Philologie, geb. 1929
81925 München, Franz-Wolter-Straße 54
E-Mail: Dr.Heinrich.Beck@t-online.de

ROLF BERGMANN, in Mannheim, seit 1990

Professor der Deutschen Sprachwissenschaft und der Älteren
Deutschen Literatur, geb. 1937
68259 Mannheim, Schulzenstraße 25
E-Mail: Rolf.Bergmann@uni-bamberg.de

- FRANCE BERNIK, in Ljubljana, seit 2003
Professor für Slowenische Literaturgeschichte, geb. 1927
SLO – 1000 Ljubljana (Slowenien), Slovenska Akademija
Znanosti in Umetnosti, Novi trg 3 (p.p. 323)
E-Mail: sazu@sazu.si
- LUIGI BESCHI, in Rom, seit 2004
Professor für Klassische Archäologie, geb. 1930
00197 Rom (Italien), Via Tommaso Salvini, 2/A
- PETER BIERI, in Berlin, seit 2008
Professor für Philosophie, geb. 1944
14129 Berlin, Dubrowstraße 44
- ANNE BOHNENKAMP-RENKEN, in Frankfurt am Main, seit 2004
Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und
Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft,
geb. 1960
61118 Bad Vilbel, Schulstraße 13
E-Mail: abohnenkamp@goethhaus-frankfurt.de
- REINHARD BRANDT, in Marburg, seit 2004
Professor der Philosophie, geb. 1937
35037 Marburg, Augustinergasse 2
- URSULA BRUMM, in Berlin, seit 1996
Professorin der Amerikanistik, geb. 1919
14165 Berlin-Zehlendorf, Bismarckstraße 1
- FRANZ BYDLINSKI, in Wien, seit 1989
Professor des Zivilrechts, geb. 1931
Institut für Zivilrecht,
1010 Wien (Österreich), Schottenbastei 10–16
- AVERIL CAMERON, in Oxford, seit 2006
Professorin für Spätantike und byzantinische Geschichte,
geb. 1940
Keble College, Parks Road,
Oxford OX1 3PG (England)
E-Mail: averil.cameron@keb.ox.ac.uk
- LUIGI CAPOGROSSI COLOGNESI, in Rom, seit 1999
Professor des Römischen Rechts, geb. 1935
Istituto di Diritto Romano e dei Diritti dell'Oriente Mediterraneo,
00185 – Roma (Italien), Università di Roma „La Sapienza“
E-Mail: luigi.capogrossicolognesi@uniroma1.it

- SIGRID DEGER-JALKOTZY, in Salzburg, seit 2005
 Professorin für Alte Geschichte mit besonderer Berücksichtigung
 der Vor- und Frühgeschichte des Mittelmeer- und des Donauraumes,
 geb. 1940
 5020 Salzburg (Österreich), General Keyes-Straße 17/7
 E-Mail: sigrid.deger-jalkotzy@sbg.ac.at
- GEORGIES DESPINIS, in Athen, seit 2002
 Professor für Klassische Archäologie, geb. 1936
 11257 Athen (Griechenland), I. Drosopoulou 3
- ALBRECHT DIHLE, in Heidelberg, seit 1996
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 1923
 50968 Köln, Schillingsrotter Platz 7
- GERHARD DILCHER, in Frankfurt am Main, seit 2007
 Professor für Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht
 und Kirchenrecht, geb. 1932
 61462 Königstein, Kuckucksweg 18
 E-Mail: dilcher@jur.uni-frankfurt.de
- ALEKSANDR DMITRIEVIČ DULIČENKO, in Dorpat, seit 2004
 Professor der Slavischen Philologie, geb. 1941
 50002 Tartu, Box 31 (Estland)
- KASPAR ELM, in Berlin, seit 1982
 Professor der Geschichte des Mittelalters, geb. 1929
 14195 Berlin, Hittorfstraße 10
- JOHN A. EMERTON, in Cambridge, seit 1990
 Professor der Theologie und der Semitischen Philologie,
 geb. 1928
 Cambridge CB3 9LN (England), 34 Gough Way
- JOHANNES ERBEN, in Bonn, seit 1992
 Professor der Deutschen Philologie, geb. 1925
 53343 Wachtberg, Pfarrer Weuster-Weg 8
- ARNOLD ESCH, in Rom, seit 1993
 Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1936
 00165 Roma (Italien), Via della Lungara 18
 E-Mail: desch@email.it
- ROBERT FEENSTRA, in Leiden, seit 1972
 Professor des Römischen Rechts, geb. 1920
 2343 GN Oegstgeest (Niederlande/Pays-Bas), Pres. Kennedylaan 703

- ERIKA FISCHER-LICHTE, in Berlin, seit 1998
Professorin der Theaterwissenschaft, geb. 1943
Freie Universität Berlin, Institut für Theaterwissenschaft
12165 Berlin, Grunewaldstraße 35
E-Mail: theater@zedat.fu-berlin.de
- DAGFINN FØLLESDAL, in Slependen, seit 2003
Professor der Philosophie, geb. 1932
1341 Slependen (Norwegen), S taverhagen 7
E-Mail: dagfinn@csl.stanford.edu
- HARALD FRICKE, in Freiburg, seit 2005
Professor für Deutsche Literatur und Allgemeine
Literaturwissenschaft, geb. 1949
Universität, Miséricorde, Departement für Germanistik
1700 Freiburg (Schweiz)
E-Mail: harald.fricke@unifr.ch
- JOHANNES FRIED, in Frankfurt am Main, seit 1997
Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1942
FB III Geschichtswissenschaften
60054 Frankfurt a. M., Postfach 111932
E-Mail: fried@em.uni-frankfurt.de
- CHRISTOPH LUITPOLD FROMMEL, in Rom, seit 1999
Professor der Kunstgeschichte, geb. 1933
00187 Rom (Italien), Bibliotheca Hertziana, Via Gregoriana 28
E-Mail: cfrommel@libero.it
- WOLFGANG FRÜHWALD, in Augsburg, seit 1991
Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte, geb. 1935
86199 Augsburg, Römerstätterstraße 4 K
- LOTHAR GALL, in Frankfurt am Main, seit 2004
Professor für Mittlere und Neuere Geschichte, geb. 1936
65193 Wiesbaden, Rosselstraße 7
- HORST-JÜRGEN GERIGK, in Heidelberg, seit 2008
Professor für Russische Literatur und
Allgemeine Literaturwissenschaft, geb. 1937
69120 Heidelberg, Moltkestraße 1
E-Mail: horst-juergen.gerigk@slav.uni-heidelberg.de

- DIETER GEUENICH, in Denzlingen, seit 2000
 Professor d er Mittelalterlichen Geschichte, g eb. 1943
 79211 Denzlingen, Schwarzwaldstraße 56
- EVA HÆTTNER AURELIUS, in Skara, seit 2005
 Professorin f ür Literaturwissenschaft, g eb. 1948
 53232 Skara (Schweden), Biskopsgarden Malmgatan 14
 E-Mail: Eva.Haettner-Aurelius@litt.lu.se
- HEINZ HEINEN, in Trier, seit 2009
 Professor d er Alten G eschichte, geb. 1941
 54296 Trier, In der Pforte 11
 E-Mail: heinen@uni-trier.de
- ERNST HEITSCH, in Regensburg, seit 2000
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 17.6.1928
 93049 Regensburg, Mattinger Straße 1
- WILHELM HEIZMANN, in München, seit 2009
 Professor f ür Nordische Philologie, g eb. 1953
 37075 Göttingen, Am Kreuze 30
 E-Mail: wheizma@lrz.uni-muenchen.de
- WILHELM HENNIS, in Freiburg i. Br., seit 1988
 Professor d er Politischen W issenschaft, g eb. 1923
 79104 Freiburg i. Br., Wölflinstraße 5A
- RUDOLF HIESTAND, in Düsseldorf, seit 1986
 Professor der Geschichte des Mittelalters und der
 Historischen Hilfswissenschaften, geb.1933
 40239 Düsseldorf, Brehmstraße 76
- MANFRED HILDERMEIER, in Göttingen, seit 2003
 Professor d er Osteuropäischen Geschichte, g eb. 1948
 37075 Göttingen, Thomas-Dehler-Weg 12
 E-Mail: M.Hildermeier@phil.uni-goettingen.de
- HERMANN JAKOBS, in Köln, seit 1979
 Professor d er Mittleren und N eueren Geschichte, g eb. 1930
 50668 Köln, Residenz am Dom,An den Dominikanern 6–8
- ULRICH JOOST, in Darmstadt, seit 2007
 Professor f ür Neuere Deutsche L iteraturgeschichte
 und Allgemeine Literaturwissenschaft, g eb. 1951
 64372 Rohrbach, Flurstraße 17
 E-Mail: joost@linglit.tu-darmstadt.de

- SVEN-AAGE JØRGENSEN, in Helsingør, seit 1998
Professor der Deutschen Philologie, geb. 1929
3200 Helsingør (Dänemark), Valby Gade 16
- EBERHARD JÜNGEL, in Tübingen, seit 2001
Professor der Systematischen Theologie und Religionsphilosophie,
geb. 1934
72076 Tübingen, Ev. Stift Tübingen, Klosterberg 2
- OTTO KAISER, in Marburg, seit 1991
Professor des Alten Testaments, geb. 1924
35037 Marburg, Am Krappen 29
- WERNER KAISER, in Berlin, seit 1991
Professor der Ägyptologie, geb. 1926
14129 Berlin, Palmzeile 16
- HELMUT KEIPERT, in Bonn, seit 1997
Professor der Slavistik, geb. 1941
Universität Bonn, Slavistisches Seminar
53113 Bonn, Lennéstraße 1
- WILHELM KOHL, in Münster, seit 1989
Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1913
48167 Münster, Uferstraße 12
- JORMA KOIVULEHTO, in Helsinki, seit 1988
Professor der Germanischen Philologie, geb. 1934
00970 Helsinki (Finnland), Sallatunturintie 1 D 24
- ULRICH KONRAD, in Würzburg, seit 2001
Professor der Musikwissenschaft, geb. 1957
Bayerische Julius-Maximilians-Universität, Institut für
Musikforschung,
97070 Würzburg, Domerschulstraße 13
E-Mail: ulrich.konrad@mail.uni-wuerzburg.de
- JOACHIM KÜPPER, in Berlin, seit 2008
Professor für Romanische Philologie sowie für
Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, geb. 1952
FU Berlin, Institut für Romanische Philologie,
Peter Szondi-Institut für AVL
14195 Berlin, Habelschwerdter Allee 45
E-Mail: jokup@zedat.fu-berlin.de

- ANTON DANIEL LEEMAN, in Amsterdam, seit 1993
 Professor d er Lateinischen L iteratur und Sprache, g eb. 1921
 1406 KNBussum (Niederlande), J .F. E vertslaan 9
- CHRISTOPH LEVIN, in München, seit 2002
 Professor f ür Altes Testament, g eb. 1950
 80538 M ünchen, H immelreichstraße 4
- SIEGFRIED LIENHARD, in Stockholm, seit 1988
 Professor d er Indologie, g eb. 1924
 18231 Danderyd (Schweden), August Wahlströms väg 1,8 tr
- ANDREAS LINDEMANN, in Bielefeld, seit 2008
 Professor f ür Neues Testament, g eb. 1943
 33617 Bielefeld, An der Rehwiese 38
 E-Mail: L indemann.Bethel@t-online.de
- ANTONIO LOPRIENO, in Basel, seit 2003
 Professor f ür Ägyptologie, geb. 1955
 4051 Basel (Schweiz), Byfangweg 12
 E-Mail: a.loprieno@unibas.ch
- WALTHER LUDWIG, in Hamburg, seit 1995
 Professor d er Klassischen P hilologie, geb. 1929
 22605 Hamburg, Reventlowstraße 19
 E-Mail: Walther.Ludwig@uni-hamburg.de
- DIETER LÜHRMANN, in Marburg, seit 1995
 Professor d es Neuen T estaments, geb. 1939
 35043 Marburg, Im Hainbach 9
 E-Mail: drs.luehrmann@t-online.de
- CLAUDIO MAGRIS, in Triest, seit 1988
 Professor f ür Deutsche Literaturgeschichte, geb. 1939
 34143 Trieste (Italien), Via Carpaccio 2
- HANS JOACHIM MARX, in Hamburg, seit 2000
 Professor d er Musikwissenschaft, g eb. 1935
 20149 Hamburg, Alsterchaussee 3
 E-Mail: fk9a011@uni-hamburg.de
- ACHIM MASSER, in Innsbruck, seit 1997
 Professor f ür Ältere Germanistik, g eb 1933
 6020 Innsbruck (Österreich), Karl-Innerebner-Straße 86
 E-Mail: achim.masser@uibk.ac.at

- PETER VON MATT, in Zürich, seit 1996
Professor der Neueren Deutschen Literatur, geb. 1937
8600 Dübendorf (Schweiz), Hermikonstraße 50
E-Mail: von.matt.peter@swissonline.ch
- STEFAN MARIO MAUL, in Heidelberg, seit 2003
Professor für Assyriologie, geb. 1958
69118 Heidelberg, Am Rain 6
E-Mail: stefan.maul@ori.uni-heidelberg.de
- MANFRED MAYRHOFER, in Wien, seit 1982
Professor der Indogermanistik, geb. 1926
1190 Wien (Österreich), Bauernfeldgasse 9/2/6
E-Mail: m.i.mayrhofer@gmx.at
- GÜNTHER MECKENSTOCK, in Kiel, seit 2004
Professor für Systematische Theologie, geb. 1948
24105 Kiel, Esmarchstraße 16
E-Mail: meckenstock@email.uni-kiel.de
- OTTO MERK, in Erlangen, seit 2006
Professor für Neues Testament, geb. 1933
91054 Erlangen, Rühlstraße 3 a
- VOLKER MERTENS, in Berlin, seit 2009
Professor für Älteres Deutsche Literatur und Sprache, geb. 1937
10825 Berlin, Meraner Straße 7
E-Mail: mertens@germanistik.fu-berlin.de
- WALTER METTMANN, in Köln, seit 1974
Professor der Romanischen, insbesondere der
Spanischen und Portugiesischen Philologie, geb. 1926
50668 Köln, Mevissenstraße 16 (141)
E-Mail: waltermettmann@aol.com
- SERGIUSZ MICHALSKI, in Tübingen, seit 2009
Professor der Kunstgeschichte, geb. 1951
72072 Tübingen, Hechinger Straße 21
E-Mail: sergiusz.michalski@uni-tuebingen.de
- KJELLÅ MODÉER, in Lund, seit 1999
Professor der Rechtsgeschichte, geb. 1939
22240 Lund (Schweden), Karlavägen 4

- KATHARINA MOMMSEN, in Palo Alto, seit 2006
 Professorin für Literatur und Deutsche Philologie, geb. 1925
 Palo Alto, CA 94301-2223 (USA), 980 Palo Alto Avenue
 E-Mail: K.Mommsen@comcast.net
- OLAV MOORMAN VAN KAPPEN, in Nijmegen, seit 1996
 Professor der Niederländischen Rechtsgeschichte, geb. 1937
 5131 AA Alphen (NBr.) (Niederlande), Zandzate, Zandheining 5
 E-Mail: moormanvk@kpnplnnet.nl
- PETER MORAW, in Gießen, seit 1997
 Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1935
 Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen
 35394 Gießen, Otto-Behaghel-Straße 10 c
- JAN-DIRK MÜLLER, in München, seit 2001
 Professor für Deutsche Sprache und Literatur
 des Mittelalters, geb. 1941
 81667 München, Pariser Straße 19
 E-Mail: Jan-dirk.mueller@lrz.uni-muenchen.de
- WALTER MÜLLER-SEIDEL, in München, seit 1996
 Professor der Neueren Deutschen Literaturgeschichte, geb. 1918
 81925 München, Pienzenauerstraße 164
- GIOVANNI NENCIONI, in Florenz, seit 1982
 Professor der Geschichte der Italienischen Sprache,
 geb. 1911
 50125 Firenze (Italien), Via dei Coverelli 2
- TATIANA MICHAJLOVNA NIKOLAEVA, in Moskau, seit 2009
 Professorin für Slavistik, geb. 1933
 121069 Moskau (Rußland), M . Nikitskaja 1 6–74
 E-Mail: tnikol33@mail.ru
- PER ØHRGAARD, in Frederiksberg, seit 2005
 Professor für Neuere Deutsche Literatur, geb. 1944
 2000 Frederiksberg (Dänemark), Kongensvej 23
 E-Mail: per@hum.ku.dk
- WERNER PARAVICINI, in Kiel, seit 1993
 Professor der Mittleren und Neueren Geschichte, geb. 1942
 24119 Kronshagen, Kronskamp 6
 E-Mail : paravicini@email.uni-kiel.de

- MICHEL PARISSÉ, in Paris, seit 2005
Professor für Geschichte des Mittelalters, geb. 1936
75011 Paris (Frankreich), 63, Rue du chemin vert
- HARALD VON PETRIKOVITS, in Bonn, seit 1974
Direktor des Rheinischen Landesmuseums Bonn i.R.,
Professor der Provinzialarchäologie und Geschichte
der Rheinlande in römischer Zeit, geb. 1911
53179 Bonn, Ellesdorferstraße 19
- JOACHIM POESCHKE, in Münster, seit 2001
Professor der Kunstgeschichte, geb. 1945
48149 Münster, Nordplatz 1
E-Mail: poeschk@uni-muenster.de
- PETR POKORNÝ, in Prag, seit 1995
Professor des Neuen Testaments, geb. 1933
19800 Praha 9 (Tschechische Republik), Horoušanská 7
E-Mail: pokorny@etf.cuni.cz
- ÉMILE PUECH, in Jerusalem, seit 2008
Professor für Semitische Philologie und Epigraphie, geb. 1941
Ecole Biblique et Archéologique française
91190 Jerusalem (Israel), P.O.B. 19053, 6 Nablus Road
E-Mail: puech@ebaf.edu
- PAUL RAABE, in Wolfenbüttel, seit 1975
Professor der Bücher- und Quellenkunde zur Neueren
Deutschen Literaturgeschichte, ehem. Leiter der
Herzog August-Bibliothek in Wolfenbüttel,
geb. 1927
38304 Wolfenbüttel, Roseggerweg 45
- EZIO RAIMONDI, in Bologna, seit 1979
Professor der Italienischen Literatur, geb. 1924
40137 Bologna (Italien), Via Santa Barbara 12
- TERENCE JAMES REED, in Oxford, seit 1997
Professor der Deutschen Sprache und Literatur, geb. 1937
University of Oxford
Oxford OX1 4AW (England), The Queen's College
- MICHAEL REEVE, in Cambridge, seit 1990
Professor der Lateinischen Philologie, geb. 1943
Cambridge CB2 1RF (England), Pembroke College

- PETER HANNS REILL, in Los Angeles, seit 2009
Professor für Geschichte, geb. 1938
UCLA Departement of History, 6265 Bunche Hall
Los Angeles, CA 90095-1473 (USA), Box 951473
E-Mail: reill@humnet.ucla.edu
- HEIMO REINITZER, in Hamburg, seit 2005
Professor für Deutsche Philologie, geb. 1943
20144 Hamburg, Brahmsallee 113
E-Mail: heimo.reinitzer@t-online.de
- HANS ROTHE, in Bonn, seit 1998
Professor der Slavischen Philologie, geb. 1928
53229 Bonn, Giersbergstraße 29
E-Mail: rothe@uni-bonn.de
- RUDOLF SCHIEFFER, in München, seit 2003
Professor der Geschichte des Mittelalters, geb. 1947
81541 München, St. Martin-Straße 20
E-Mail: Rudolf.Schieffer@mgh.de
- WOLFGANG P. SCHMID, in Göttingen, seit 1983
Professor der Indogermanischen Sprachwissenschaft,
geb. 1929
37133 Friedland, Schladeberg 20
- PAUL GERHARD SCHMIDT, in Freiburg i. Br., seit 1994
Professor der Lateinischen Philologie des Mittelalters und der
Neuzeit, geb. 1937
79117 Freiburg i.Br., Unteres Grün 7
E-Mail: schmidt@mittellatein.uni-freiburg.de
- HELVIG SCHMIDT-GLINTZER, in Wolfenbüttel, seit 2004
Professor für Sinologie, geb. 1948
38300 Wolfenbüttel, Lessingstraße 1
E-Mail: schmidt-gl@hab.de
- ARBOGAST SCHMITT, in Marburg, seit 2008
Professor für Klassische Philologie, geb. 1943
Philipps-Universität Marburg, Seminar für Klassische Philologie
35032 Marburg, Wilhelm-Röpke-Straße 6
E-Mail: schmitta@staff.uni-marburg.de

- CLAUS SCHÖNIG, in Berlin, seit 2009
Professor für Turkologie, geb. 1955
12165 Berlin, Wulffstraße 11
E-Mail: clcs@gmx.de
- HANS-JÜRGEN SCHRADER, in Aïre/Genève, seit 2005
Professor für Neuere Deutsche Literatur, geb. 1943
1219 Aïre/Genève, (CH) 173, route d'Aïre
E-Mail: Hans-Jurgen.Schrader@lettres.unige.ch
- PETER SCHREINER, in München, seit 1993
Professor der Byzantinistik, geb. 1940
82008 Unterhaching, Mozartstraße 9
E-Mail: Peter.Schreiner@uni-koeln.de
- DIETER SIMON, in Frankfurt am Main, seit 1994
Professor der Antiken Rechtsgeschichte und des Bürgerlichen Rechts,
geb. 1935
60323 Frankfurt a.M., Altkönigstraße 10
E-Mail: dieter.simon@rewi.hu-berlin.de
- GEORG VON SIMSON, seit 1985
Professor der Indologie, geb. 1933
37073 Göttingen, Düstere-Eichen-Weg 56
E-Mail: g.v.simson@east.uio.no
- KARL-HEINZ SPIESS, in Greifswald, seit 2008
Professor für Mittlere und Neuere Geschichte, geb. 1948
Universität Greifswald, Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte
des Mittelalters
17487 Greifswald, Domstraße 9a
E-Mail: spiess@uni-greifswald.de
- HEINRICH VON STADEN, in Princeton, seit 2003
Professor für Altertumswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte,
geb. 1939
Institute for Advanced Studies, Einstein Drive,
New Jersey 08540-4933 (USA), 9 Veblen Circle, Princeton
E-Mail: hvs@ias.edu
- HEIKO STEUER, in Freiburg, seit 1999
Professor der Ur- und Frühgeschichte, geb. 1939
79249 Merzhausen, Bächelhurst 5
E-Mail: heiko.steuer@ufg.uni-freiburg.de

- BARBARA STOLLBERG-RILINGER, in Münster, seit 2009
 Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit, geb. 1955
 48149 Münster, Hüfferstraße 59
 E-Mail: stollb@uni-muenster.de
- MICHAEL STOLLEIS, in Frankfurt am Main, seit 1994
 Professor des Öffentlichen Rechts und der Neueren
 Rechtsgeschichte, geb. 1941
 61476 Kronberg, Waldstraße 15
- JÜRGEN STOLZENBERG, in Halle, seit 2009
 Professor für Geschichte der Philosophie, geb. 1948
 06114 Halle, Händelstraße 7
 E-Mail: juergenstolzenberg@phil.uni-halle.de
- REINHARD STROHM, in Oxford, seit 1999
 Professor der Musikwissenschaft, geb. 1942
 University of Oxford, Faculty of Modern Languages
 Oxford OX1 2 JF (England), 41 Wellington Square
 E-Mail: reinhard.strohm@music.ox.ac.uk
- BAREND JAN TERWIEL, in Hamburg, seit 2004
 Professor für Sprachen und Kulturen Thailands und Laos',
 geb. 1941
 37075 Göttingen, Bertheustraße 9
 E-Mail: Baasterwiel@hotmail.com
- CHRISTOS THEODORIDIS, in Thessaloniki, seit 2000
 Professor der Klassischen Philologie, geb. 1935, gest. 2009
- DIETER TIMPE, in Würzburg, seit 1990
 Professor der Alten Geschichte, geb. 1931
 97074 Würzburg, Keesburgstraße 28
- JÜRGEN UDOLPH, in Leipzig, seit 2006
 Professor für Onomastik, geb. 1943
 37124 Sieboldshausen, Steinbreite 9
 E-Mail: juergen.udolph@ortsnamen.net
- MANFRED ULLMANN, in Tübingen, seit 1984
 Professor der Arabistik, geb. 1931
 72076 Tübingen, Vöchtingstraße 35

- BURGHART WACHINGER, in Tübingen, seit 1998
Professor der Deutschen Philologie, geb. 1932
Universität Tübingen, Deutsches Seminar
72074 Tübingen, Wilhelmstraße 50
E-Mail: burghart.wachinger@uni-tuebingen.de
- HARALD WEINRICH, in München, seit 1991
Professor der Romanischen Philologie, geb. 1927
48149 Münster, Raesfeldstraße 18
- MARTIN LITCHFIELD WEST, in Oxford, seit 1991
Professor der Griechischen Philologie, geb. 1937
Oxford OX2 7EY (England), 42 Portland Road
E-Mail: martin.west@all-souls.ox.ac.uk
- JOHN WILLIAM WEVERS, in Toronto, seit 1972
Professor of Near Eastern Studies, geb. 1919
Toronto, CA M6H 4E56 (Kanada), 202-1140 Bloor Street West
E-Mail: j.wevers@utoronto.ca
- JOSEF WIESEHÖFER, in Kiel, seit 2004
Professor für Alte Geschichte, geb. 1951
24306 Plön, Krusekoppel 1
E-Mail: jwiesehofer@email.uni-kiel.de
- HUGH G.M. WILLIAMSON, in Oxford, seit 2008
Professor für Hebräische Sprache, geb. 1947
Oxford OX 1 1DP (England), Christ Church
- MATTHIAS WINNER, in Rom, seit 1993
Professor der Kunstgeschichte, geb. 1931
Bibliotheca Hertziana
00187 Roma (Italien), 28 Via Gregoriana
- JOSEPH GEORG WOLF, in Freiburg i.Br., seit 1981
Professor des Römischen und Bürgerlichen Rechts, geb. 1930
79100 Freiburg i.Br., Goethestraße 6
- FRANZ JOSEF WORSTBROCK, in München, seit 2001
Professor der Deutschen Philologie, geb. 1935
81735 München, Goldschaggbogen 16
- ANDREJ ANATOL'EVICH ZALIZNJAK, in Moskau, seit 1998
Professor der Sprachwissenschaft, geb. 1935
125080 Moskau (Rußland), ul. Alabjana d. 10, p. 7, kv. 168

CLEMENS ZINTZEN, in Köln, seit 1999

Professor der Klassischen Philologie, geb. 1930
50354 Hürth-Hermülheim, Am Alten Bahnhof 24
E-Mail: Clemens.Zintzen@t-online.de

THEODORE J. ZIOLKOWSKI, in Princeton, seit 1986

Professor der Neueren Deutschen und Vergleichenden
Literaturwissenschaften, geb. 1932
Princeton, N.J. 08540 (USA), 36 Bainbridge Street
E-Mail: tjzio@aol.com

Mathematisch-Physikalische Klasse

REINHART AHLRICHS, in Karlsruhe, seit 2008

Professor für Theoretische Chemie, geb. 1940
Universität Karlsruhe (TH), Lehrstuhl für Theoretische Chemie
76128 Karlsruhe, Kaiserstraße 12
E-Mail: reinhart.ahlrichs@chemie.uni-karlsruhe.de

MICHAEL FARRIES ASHBY, in Cambridge, seit 1980

Professor der Metallphysik, geb. 1935
Cambridge CB5 8DE (England), 51, Maids Cause Way

PETER AX, in Göttingen, seit 1971

Professor der Zoologie, geb. 1927
37085 Göttingen, Gervinusstraße 3a

KONRAD BACHMANN, in Gatersleben, seit 1995

Professor der Evolutionären Botanik, geb. 1939
Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung
06466 Gatersleben
E-Mail: bachmann@ipk-gatersleben.de

JACK EDWARD BALDWIN, in Oxford, seit 1988

Professor der Chemie und Head of the Department of Organic
Chemistry der Universität Oxford, geb. 1938
Oxford, OX1 5BH (England), Hinksey Hill, „Broom“

ERNST BAUER, in Tempe, seit 1989

Professor der Experimentalphysik, geb. 1928
Arizona State University, Department of Physics and Astronomy
Tempe, AZ 85287-1504 (USA), PO Box 871504
E-Mail: ernst.bauer@asu.edu

- MARGOT BECKE, in Heidelberg, seit 1983
Professorin der Anorganischen und Analytischen Chemie,
geb. 1914, gest. 2009
- KONRAD TRAUGOTT BEYREUTHER, in Heidelberg, seit 1996
Professor der Molekularbiologie, geb. 1941
Netzwerk AlternsfoRschung (NAR)
69115 Heidelberg, Bergheimer Straße 20
E-Mail: beyreuther@nar.uni-hd.de
- AUGUST BÖCK, in München, seit 1991
Professor der Mikrobiologie, geb. 1937
82269 Geltendorf, Lindenstraße 10
E-Mail: august.boeck@t-online.de
- ARTHUR J. BOUCOT, in Corvallis, seit 1989
Professor der Zoologie und Geologie, geb. 1924
Oregon State University, Department of Zoology
Corvallis, Or. 97331-2914 (USA), Cordley Hall 3029
E-Mail: boucota@science.oregonstate.edu
- OLAF BREIDBACH, in Jena, seit 2005
Professor für Geschichte der Naturwissenschaften, geb. 1957
07743 Jena, Sonnenbergstraße 1
E-Mail: Olaf.Breidbach@uni-jena.de
- STEPHEN A. COOK, in Toronto, seit 1995
Professor der Informatik und Algorithmischen Mathematik,
geb. 1939
University of Toronto, Department of Computer Science
Toronto M5S 3G4 (Kanada)
- ALAN HERBERT COWLEY, in Austin, seit 2007
Professor der Chemie und Biochemie, geb. 1934
Department of Chemistry and Biochemistry, The University of Texas
at Austin,
Austin, Texas 78712 (USA)
E-Mail: cowley@mail.utexas.edu

CHRISTOPHER CUMMINS, in Cambridge, seit 2005

Professor d er Chemie, geb. 1966
Massachusetts Institute of Technology, Department of Chemistry
Cambridge (USA) MA 02139-43077,
77 Massachusetts Avenue, 18-390
E-Mail: ccummins@mit.edu

JEAN PIERRE DEMAILLY, in Grenoble, seit 2001

Professor d er Mathematik, geb. 1957
Université de Grenoble 1, Institut Fourier, Laboratoire de
Mathématique
38402 St. Martin d'Herès (Frankreich), Associé au CNRS –
URA 188, BP 74

GUNTER DUECK, in Mannheim, seit 2008

Professor f ür Mathematik, geb. 1951
IBM Deutschland G mbH
68165 Mannheim, Gottlieb-Daimler-Straße 12
E-Mail: dueck@de.ibm.com

EVELYN A.V. EBSWORTH, in Durham, seit 1983

Professor d er Chemie, geb. 1933
Cambridge CB3 O EY (England), 16 Conduit Head Road
E-Mail: eav.ebsworth@virgin.net

JEAN-PIERRE ECKMANN, in Genf, seit 1995

Professor d er Theoretischen Physik, geb. 1944
Université de Gen`eve, Département de Physique Théorique
1211 Gen`eve4 (Schweiz), 24, quai Ernest-Ansermet

HANS JOACHIM EGGERS, in Köln, seit 1991

Professor d er Virologie, g eb. 1927
50933 Köln, Kornelimünsterstraße 12
E-Mail: hans.eggers@medizin.uni-koeln.de

WOLFGANG EISENMENGER, in Stuttgart, seit 1988

Professor d er Experimentalphysik, geb. 1930
71634 Ludwigsburg, Landhausstraße 7
E-Mail: w.eisenmenger@physik.uni-stuttgart.de

ALBERT ESCHENMOSER, in Zürich, seit 1986

Professor d er Organischen C hemie, geb. 1925
8700 Küsnacht (Schweiz), Bergstraße 9
E-Mail: eschenmoser@org.chem.ethz.ch

- GERD FALTINGS, in Bonn, seit 1991
Professor d er Mathematik, geb. 1954
Max-Planck-Institut für Mathematik
53111 Bonn, Vivatsgasse 7
E-Mail: gerd@mpim-bonn.mpg.de
- JULIA FISCHER, in Göttingen, seit 2009
Professorin f ür Kognitive Ethologie, geb. 1966
Deutsches Primatenzentrum, AG Kognitive Ethologie
37077 Göttingen, Kellnerweg 4
E-Mail: jfischer@dpz.gwdg.de
- ULF-INGO FLÜGGE, in Köln, seit 2002
Professor d er Biochemie, geb. 1948
50997 Köln, Pastoratsstraße 1
E-Mail: ui.fluegge@uni-koeln.de
- HEINZ FORTAK, in Berlin, seit 1991
Professor d er Theoretischen Meteorologie, g eb. 1926
14169 Berlin, Edithstraße 14
- GERHARD FREY, in Essen, seit 1998
Professor d er Zahlentheorie, g eb. 1944
Institut für Experimentelle Mathematik
45326 Essen, Ellernstraße 29
E-Mail: frey@exp-math.uni-essen.de
- BÄRBEL FRIEDRICH, in Berlin, seit 2001
Professorin d er Mikrobiologie, geb. 1945
Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Biologie /
Mikrobiologie
10115 Berlin, Chausseestraße 117
- HIROYA FUJISAKI, in Tokio, seit 2004
Professor f ür Elektronik, geb. 1930
150-0013 Tokio (Japan), 3-31-12 Ebisu, shibuya-ku
E-Mail: fujisaki@alum.mit.edu
- JÖRG HACKER, in Halle (Saale), seit 2003
Professor f ür Molekulare Infektionsbiologie, geb. 1952
97218 Gerbrunn, Edith-Stein-Straße 6
E-Mail: HackerJ@rki.de

- PAUL HAGENMULLER, in Bordeaux, seit 1970
Professor der Feststoff- und Anorganischen Chemie, geb. 1921
33608 Pessac cedex (Frankreich), 87, Avenue du Docteur Schweitzer
- MICHAEL HAGNER, in Zürich, seit 2008
Professor für Wissenschaftsforschung, geb. 1960
Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich, RAC F14
8092 Zürich (Schweiz), Rämistrasse 36
E-Mail: hagner@wiss.gess.ethz.ch
- IONEL HAIDUC, in Cluj-Napoca, seit 2009
Professor für Chemie, geb. 1937
Cluj-Napoca (Rumänien), Str. Predeal Nr. 6
E-Mail: jhaidic@acad.ro
- HEINZ HARNISCH, in Kall, seit 1990
Professor der Angewandten Chemie, geb. 1927
53925 Kall, Narzissenweg 8
E-Mail: eifelheinz@T-online.de
- M. FREDERICK HAWTHORNE, in Los Angeles, seit 1995
Professor der Chemie, geb. 1928
University of California, Department of Chemistry
Los Angeles, Ca. 90024-1569 (USA), 405 Hilgard Avenue LA
- DAVID RODNEY HEATH-BROWN, in Oxford, seit 1999
Professor der Mathematik (Zahlentheorie), geb. 1952
Mathematical Institute
Oxford OX1 3LB (England), 24-29 St. Giles'
- MICHAEL HECKER, in Greifswald, seit 2009
Professor für Mikrobiologie und Molekularbiologie, geb. 1946
17489 Greifswald, Arndtstraße 4
E-Mail: hecker@uni-greifswald.de
- MARTIN HEISENBERG, in Würzburg, seit 1999
Professor der Biowissenschaften, geb. 1940
Biozentrum der Universität Würzburg
97074 Würzburg, Am Hubland
E-Mail: heisenberg@biozentrum.uni-wuerzburg.de
- FRIEDRICH HIRZEBRUCH, in Bonn, seit 1991
Professor der Mathematik, geb. 1927
53757 St. Augustin, Thüringer Allee 127
E-Mail: hirzebruch@mpim-bonn.mpg.de

- PETER WILHELM HÖLLERMANN, in Bonn, seit 1977
Professor der Geographie, geb. 1931
53121 Bonn, Dohmstraße 2
- MARC JULIA, in Paris, seit 1986
Professor der Organischen Chemie, geb. 1922
75005 Paris (Frankreich), 57, rue Geoffroy Saint Hilaire
E-Mail: marc.julia@ens.fr
- DANIEL KASTLER, in Marseille-Luminy, seit 1977
Professor der Theoretischen Physik, geb. 1926
83150 Bandol (Frankreich), 42, rue Chaptal
E-Mail: Kastler.Daniel@wanadoo.fr
- HEINRICH KUTTRUFF, in Aachen, seit 1989
Professor der Technischen Akustik, geb. 1930
52074 Aachen, Nordhoffstraße 7
E-Mail: kuttruff@akustik.rwth-aachen.de
- OTTO LUDWIG LANGE, in Würzburg, seit 1976
Professor der Botanik, geb. 1927
97084 Würzburg, Leitengraben 37
E-Mail: ollange@botanik.uni-wuerzburg.de
- YUAN T. LEE, in Nankang, seit 1988
Professor der Chemie, geb. 1936
Office of the President, Academia Sinica Nankang,
Taipei 11529 (Taiwan), ROC
- JEAN-MARIE PIERRE LEHN, in Straßburg, seit 1990
Professor der Chemie, geb. 1939
Université Louis Pasteur
67000 Strasbourg (Frankreich), ISIS, 4, rue Blaise Pascal
E-Mail: lehn@chimie.u-strasbg.fr
- ALAN BERNARD LIDIARD, in Woodcote, seit 1987
Professor der Physik, geb. 1928
Faringdon SN7 8RN (England), The Apple Trees, High Street,
Hinton Waldrist
- JEAN-PIERRE MAJORAL, in Toulouse, seit 2005
Professor der Chemie, geb. 1941
31077 Toulouse Cedex 04 (Frankreich), 205, route de Narbonne
E-Mail: majoral@lcc-toulouse.fr

- YURI MANIN, in Bonn, seit 1996
Professor der Mathematik, geb. 1937
MPI für Mathematik
53111 Bonn, Vivatsgasse 7
E-Mail: manin@mpim-bonn.mpg.de
- HUBERT MARKL, in Konstanz, seit 1996
Professor der Biologie, geb. 1938
Universität Konstanz, FB Biologie
78457 Konstanz, Postfach M 612
- WERNER MARTIENSSEN, in Frankfurt am Main, seit 1989
Professor der Experimentalphysik, geb. 1926
Johann Wolfgang Goethe-Universität, Physikalisches Institut
60054 Frankfurt a.M., Postfach 11 19 32
E-Mail: Martiensen@Physik.uni-frankfurt.de
- THADDEUS B. MASSALSKI, in Pittsburgh, seit 1989
Professor der Werkstoffwissenschaften und der Physik,
geb. 1926
Pittsburgh, PA 15238-2127 (USA), 900 Field Club Road
- FRANÇOIS MATHEY, in Palaiseau, seit 2002
Professor der Phosphorchemie, geb. 1941
91128 Palaiseau (Frankreich), DCPH, 'Ecole Polytechnique
E-Mail: francois.mathey@polytechnique.fr
- RENATO G. MAZZOLINI, in Trient, seit 2007
Professor für Wissenschaftsgeschichte, geb. 1945
38050 Madrano (Italien), Via dei Cuori 1
E-Mail: renato.mazzolini@soc.unitn.it
- HARTMUT MICHEL, in Frankfurt am Main, seit 1996
Professor der Biochemie, geb. 1948
MPI für Biophysik, Abt. Molekulare Membranbiologie
60439 Frankfurt a. M., Marie-Curie-Straße 15
E-Mail: Hartmut.Michel@mpiop-frankfurt.mpg.de
- AXEL MICHELSEN, in Odense, seit 2006
Professor für Biologie, geb. 1940
5250 Odense SV (Dänemark), Rosenvænget 74
E-Mail: a.michelsen@biology.sdu.dk

- HEINRICH NÖTH, in München, seit 1980
Professor d er Anorganischen C hemie, geb. 1928
82031 Grünwald, Eichleite 25 A
E-Mail: H.Noeth@lrz.uni-muenchen.de
- CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD, in Tübingen, seit 1999
Professorin d er Entwicklungsbiologie, geb. 1942
MPI für Entwicklungsbiologie
72076 Tübingen, Spemannstraße 35/III
- DIETER OESTERHELT, in Martinsried, seit 1991
Professor d er Chemie, geb. 1940
81377 München, Werdenfelsstraße 17
- SIGRID D. PEYERIMHOFF, in Bonn, seit 1996
Professorin d er Theoretischen Chemie, geb. 1937
Institut für Theoretische und Physikalische Chemie
53115 Bonn, Wegelerstraße 12
E-Mail: unt000@uni-bonn.de
- JOHN RODNEY QUAYLE, in Sheffield, seit 1976
Professor d er Mikrobiologie, geb. 1926
Bristol BS39 4LA (England), The CoachHouse,
Vicarage Lane, Compton Dando
- KLAUS RASCHKE, in Göttingen, seit 1996
Professor d er Botanik, geb. 1928
37176 Nörten-Hardenberg (Parensen), Hauptstraße. 44
E-Mail: RaschkeKG@t-online.de
- BERNHARD RONACHER, in Berlin, seit 2007
Professor f ür Zoologie, g eb. 1949
12307 Berlin, Horstwalder Straße 29 A
E-Mail: Bernhard.Ronacher@rz.hu-berlin.de
- BERT SAKMANN, in Martinsried, seit 1992
Professor d er Neurobiologie und N europysiologie, geb. 1942
82152 Martinsried, Am Klopferspitz 18
- MATTHIAS SCHAEFER, in Göttingen, seit 1994
Professor d er Ökologie, geb. 1942
37075 Göttingen, Konrad-Adenauer-Straße 15
E-Mail: mschaeff@gwdg.de

- FRITZ PETER SCHÄFER, in Göttingen, seit 1990
Professor der Physikalischen Chemie, geb. 1931
MPI für Biophysikalische Chemie
37077 Göttingen, Am Faßberg 11
- WINFRIED SCHARLAU, in Münster, seit 1997
Professor der Mathematik, geb. 1940
Mathematisches Institut
48149 Münster, Einsteinstraße 62
- WERNER SCHILLING, in Jülich, seit 1983
Professor der Experimentalphysik, geb. 1931
52428 Jülich, Haubourdinstraße 12
E-Mail: Prof.W.Schilling@t-online.de
- KARL-HEINZ SCHLEIFER, in München, seit 1987
Professor der Mikrobiologie, geb. 1939
85716 Unterschleißheim, Schwalbenstraße 3a
E-Mail: schleife@mikro.biologie.tu-muenchen.de
- HUBERT SCHMIDBAUR, in Garching, seit 1988
Professor der Anorganischen und Analytischen Chemie,
geb. 1934
85748 Garching, Königsberger Straße 36
E-Mail: H.Schmidbaur@lrz.tum.de
- EBERHARD SCHNEPF, in Heidelberg, seit 1982
Professor der Zellenlehre, geb. 1931
69126 Heidelberg, Jaspersstraße 2, Augustinum, App. 0 418
E-Mail: eberhardschnepf@web.de
- GISELA ANITA SCHÜTZ-GMEINER, in Würzburg, seit 1997
Professorin der Physik, geb. 1955
75449 Würzburg, Fichtenweg 4
- HELMUT SCHWARZ, in Berlin, seit 1997
Professor der Organischen Chemie, geb. 1943
Technische Universität Berlin
10623 Berlin, Straße des 17. Juni 115
E-Mail: Helmut.Schwarz@www.chem.tu-berlin.de
- FRIEDRICH CHRISTOPH SCHWINK, in Braunschweig, seit 1990
Professor der Physik, geb. 1928
38106 Braunschweig, Spitzwegstraße 21

- EUGEN SEIBOLD, in Freiburg, seit 1989
Professor der Geologie und Paläontologie, geb. 1918
79104 Freiburg, Richard-Wagner-Straße 56
- FRIEDRICH A. SEIFERT, in Berlin, seit 1997
Professor der Experimentellen Geowissenschaften, geb. 1941
10115 Berlin-Mitte, Strelitzer Straße 63
E-Mail: Fritze.Seifert@web.de
- ADOLF SEILACHER, in Tübingen, seit 1989
Professor der Paläontologie, geb. 1925
72076 Tübingen, Engelfriedshalde 25
E-Mail: geodolf@tuebingen.netsurf.de
- JEANNE SHREEVE, in Moscow, seit 1996
Professorin der Chemie, geb. 1933
University of Idaho, Department of Chemistry
Moscow, ID 83844-2343 (USA)
- PETER SITTE, in Freiburg, seit 1984
Professor der Zellbiologie und Elektronenmikroskopie,
geb. 1929
79249 Merzhausen, Lerchengarten 1
- YUM TONG SIU, in Cambridge, seit 1993
Professor der Reinen Mathematik, geb. 1943
Harvard University, Department of Mathematics
Cambridge, M a. 02138 (USA), 1 Oxford Street
- ERKO STACKEBRANDT, in Braunschweig, seit 1988
Professor der Mikrobiologie, geb. 1944
DSMZ – Deutsche Sammlung von Mikroorganismen
und Zellkulturen GmbH
38124 Braunschweig, Mascheroder Weg 1 b
E-Mail: erko@dsmz.de
- FRANK STEGLICH, in Dresden, seit 1999
Professor der Physik (Festkörper), geb. 1941
MPI für Chemische Physik fester Stoffe
01187 Dresden, Nöthnitzer Straße 40
E-Mail: steglich@cphys.mpg.de

- VOLKER STRASSEN, in Konstanz, seit 1994
Professor d er Mathematik, geb. 1936
(Arbeitsgebiet Mathematik und Theoretische Informatik)
01324 Dresden, Oskar-Pletsch-Straße 12
E-Mail: volker.strassen@t-online.de
- NICHOLAS JAMES STRAUSFELD, in Tucson, seit 2008
Professor für Biologie, geb. 1942
Life Sciences South Building, Room 225
The University of Arizona
P.O. Box 210106
Tucson, Arizona 85721-0106 (USA)
E-Mail: insects@ccit.arizona.edu
- RUDOLF KURT THAUER, in Marburg, seit 1987
Professor d er Biochemie u nd Mikrobiologie, geb. 1939
35043 Marburg, Vogelsbergstraße 47
E-Mail: thauer@mailier.uni-marburg.de
- SIR JOHN MEURIG THOMAS, in London, seit 2003
Professor d er Chemie, geb. 1932
Department of Materials Science, University of Cambridge
Cambridge (England), CB 23 QZ, Pembroke ST.
E-Mail: jmt@ri.ac.uk
- JAN PETER TOENNIES, in Göttingen, seit 1990
Professor d er Physik, geb. 1930
37085 Göttingen, Ewaldstraße 7
E-Mail: jtoenni@gwdg.de
- HANS GEORG TRÜPER, in Bonn, seit 1987
Professor d er Mikrobiologie, geb. 1936
53177 Bonn, Am Draitschbusch 19
- KLAUS WEBER, in Göttingen, seit 1999
Professor d er Geowissenschaften, g eb. 1936
Institut für Geologie und Dynamik der Lithosphäre
37077 Göttingen, G oldschmidtstraße 3
E-Mail: kweber@gwdg.de
- RÜDIGER WEHNER, in Zürich, seit 1996
Professor d er Zoologie, g eb. 1940
Universität Zürich, Institut für Zoologie, Abt. Neurobiologie
8057 Zürich (Schweiz), Winterthurerstraße 190
E-Mail: rwehner@zool.unizh.ch

HANS-JOACHIM WERNER, in Stuttgart, seit 2002
Professor für Theoretische Chemie, geb. 1950
Universität Stuttgart, Institut für Theoretische Chemie
70569 Stuttgart, Pfaffenwaldring 55
E-Mail: werner@theochem.uni-stuttgart.de

GÜNTHER WILKE, in Mühlheim/Ruhr, seit 1980
Professor der Organischen Chemie, geb. 1925
45470 Mühlheim/Ruhr, Leonhard-Stinnes-Straße 44
E-Mail: guenther.wilke@t-online.de

LOTHAR WILLMITZER, in Golm, seit 1993
Professor der Molekularbiologie, geb. 1952
MPI für Molekulare Pflanzenphysiologie
14424 Potsdam

ERNST-LUDWIG WINNACKER, in München, seit 1997
Professor der Biochemie, geb. 1941
80638 München, Dall'Armstraße 41a
E-Mail: elwinnacker@gmail.com

JAKOB YNGVASON, in Wien, seit 2003
Professor für Theoretische Physik, geb. 1945
1090 Wien (Österreich), Bindergasse 6/12
E-Mail: jakob.yngvason@univie.ac.at

JOSEF ZEMANN, in Wien, seit 1967
Professor der Mineralogie, geb. 1923
1190 Wien (Österreich), Weinberggasse 67/4/46
E-Mail: josef.zemann@univie.ac.at

HELMUT ZIMMERMANN, in Jena, seit 1991
Professor der Astronomie und der Physik, geb. 1926
07743 Jena, Naumburger Straße 31a

JAHRESFEIER DER AKADEMIE

BEGRÜSSUNGSANSPRACHE UND
TÄTIGKEITSBERICHT DES PRÄSIDENTEN

**Begrüßungsansprache und Tätigkeitsbericht
des Präsidenten
sowie
Ansprache des Staatssekretäres im Ministerium für
Wissenschaft und Kultur**

(vorgetragen in der öffentlichen Jahresfeier am 21. November 2009)

CHRISTIAN STARCK
JOSEF LANGE

Meine sehr verehrten Damen und Herren!
Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen hält heute ihre in der Satzung vorgesehene feierliche öffentliche Sitzung ab, in der über die Arbeit der Akademie Bericht zu erstatten ist. Auch der Monat, in dem das zu geschehen hat, ist in der Satzung bestimmt, und zwar im November, dem Geburtsmonat des Stifters, Georgs II. August, Kurfürsten von Hannover und Königs von Großbritannien und Irland. Er hat die Akademie, die damals Königliche Societät der Wissenschaften hieß, neben die frisch gegründete und noch junge Universität gepflanzt, aus der die Societät ihre Mitglieder gewinnen und Kraft ziehen konnte. Dagegen sind die beiden anderen im 18. Jahrhundert in Deutschland gegründeten und heute noch bestehenden Akademien, die kurfürstlich brandenburgische von 1700

und die churbaierische von 1759, in den jeweiligen Hauptstädten, in Berlin und München, gegründet worden, denen damals eine Universität fehlte. Universitäten wurden hier erst später gegründet, in Berlin 1809, oder dorthin verlagert, 1826 von Landshut nach München, und zwar durchaus im Hinblick auf Göttinger Erfolge. Leider ist Göttingen im Laufe der Zeit



Christian Starck, Professor des Öffentlichen Rechts an der Georg-August-Universität Göttingen, O. Mitglied der Göttinger Akademie seit 1982, seit 2008 deren Präsident

gegenüber den beiden Schwesterakademien aus dem 18. Jahrhundert ins Hintertreffen geraten. Darüber habe ich Gespräche mit den Ministern Stratmann und Möllring geführt, der zuletzt genannte ist für Finanzen und Liegenschaften zuständig. Herr Minister Stratmann hat auf der Jahresfeier vor einem Jahr gesagt, dass er um die „Nöte in der Geschäftsstelle, was Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie EDV und Internet anbelangt“, wisse, und hat versprochen, die „Akademie noch stärker als in der Vergangenheit zu unterstützen“.

Zu unserem Fest begrüße ich Sie alle im Namen der Akademiemitglieder. Besonders begrüße ich Sie, Herr Staatssekretär Dr. Lange. Sie sind der Amtschef des Ministeriums für Wissenschaft und Kultur, das für die Belange der Akademie zuständig ist. Wir freuen uns über Ihre Gegenwart und Ihr Interesse an der Akademie.

Ich begrüße Herrn Münch, den Vizepräsidenten der Georg-August-Universität, in deren Aula wir zu Gast sind. Ich begrüße den Direktor des Niedersächsischen Landtags, Herrn Göke, den Herrn Oberbürgermeister Meyer als Vertreter der Stadt Göttingen, des Wohnsitzes der Akademie, den Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek, Herrn Lossau, und den stellvertretenden Direktor der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, Herrn Marmein.

Unsere Schwesterakademien sind vollständig vertreten. Mein Gruß gilt Herrn Stock, dem Präsidenten der Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften und Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Willoweit, dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Graf Kielmansegg, dem Altpäsidenten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Herrn Reinitzer, dem Präsidenten der Hamburger Akademie der Wissenschaften, Herrn Kaden, dem Vizepräsidenten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Schaefer von der Mainzer Akademie der Wissenschaften, Herrn Sies, dem Altpäsidenten der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, unserem Mitglied, dem Vizepräsidenten Elsner, der die Leopoldina vertritt, Herrn Klein, dem Präsidenten der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

Mein Gruß gilt weiter den Preisträgern, denen ich mich später noch zuwenden werde.

Ich begrüße die Stifter der Preise: Herrn Dr. de Weldige von der Minna-James-Heineman Stiftung, Herrn Dr. Jürgens, Dyneon GmbH, Herrn Dr. Ahrend für den Wallstein Verlag. Mein besonderer Gruß gilt unserem Mitglied Herrn Rexroth, der den Festvortrag halten wird. Ich begrüße die Musiker, die zur Festlichkeit unserer Jahresfeier beitragen. An den Tex-

ten, die gesungen werden, können Sie erkennen, dass das Haller-Jahr 2008 noch nachklingt, wie es Herr Vizepräsident Elsner wollte.

Herr Staatssekretär, ich darf Sie bitten, jetzt zu uns zu sprechen.

*

Sehr geehrter Herr Präsident Starck,
sehr geehrte Mitglieder der Akademie,
sehr geehrte Damen und Herren,

es ist mir eine Ehre und zugleich eine Freude, Ihnen zur Jahresfeier 2009 der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen die besten Grüße der Niedersächsischen Landesregierung zu überbringen – haben doch die in der Union zusammengeschlossenen Akademien in diesem Jahr für ihre Arbeit im Akademienprogramm ein Gütesiegel erhalten.

Am 28. Mai 2009 veröffentlichte der Wissenschaftsrat seine Stellungnahme zum künftigen Akademienprogramm. Darin bescheinigt er den Akademien, dass sie zentrale Empfehlungen aus dem Jahr 2004 aufgegriffen und umgesetzt oder zumindest ihre Umsetzung eingeleitet haben. Das von den deutschen Wissenschaftsakademien gemeinsam getragene Forschungsprogramm sei umfassend weiterentwickelt und mit einer zukunftsweisen den Perspektive verbunden worden. Es könne ein „sehr positives Resümee“ gezogen werden – so der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Professor Strohschneider.

Mit diesen Empfehlungen des Wissenschaftsrates haben sich dann der Fachausschuss „Akademien“, der Ausschuss der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz und schließlich die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz am 2. November 2009 beschäftigt. In allen drei Gremien der GWK wurden die Leistungen der Akademien in den vergangenen Jahren mit großem Lob und Anerkennung bedacht.

Am 2. November 2009 veröffentlichte die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz eine Pressemitteilung, die überschrieben ist mit „Gütesiegel für das Akademienprogramm“. Es lohnt sich, aus dieser Presseverlautbarung auch in dieser Jahresfeier zu zitieren: „Auf Bitten von Bund und Ländern hat sich das Akademienprogramm in den letzten Jahren grundlegend neu ausgerichtet. Im Mai 2009 hat der Wissenschaftsrat diese Neuausrichtung überprüft und äußerst positiv bewertet.“

Die GWK hat aufgrund dieser Bewertung heute folgende Konsequenzen gezogen:

- Bund und Länder stellen in Aussicht, künftig den finanziellen Rahmen des mit den großen Forschungsorganisationen abgeschlossenen Paktes für Forschung und Innovation auf das Akademienprogramm anzuwenden, d.h., es wird angestrebt, auch die gemeinsame Zuwendung des Bundes und der Länder für das Akademienprogramm ab 2011 jährlich um 5% zu steigern.
- Bund und Länder haben die Union der deutschen Akademien gebeten, ein Gesamtkonzept für die digitale Aufbereitung der Daten und Ergebnisse ihrer Vorhaben sowie für deren langfristige Archivierung und Zuständigkeit zu erarbeiten.
- Außerdem haben Bund und Länder die Union gebeten, ein Dachkonzept für die Weiterqualifizierung des wissenschaftlichen Personals zu erarbeiten. Die Weiterqualifizierung der oftmals hoch spezialisierten Bearbeiterinnen und Bearbeiter eines Akademienprogramms soll ihnen Perspektiven für Tätigkeiten außerhalb des Akademienprogramms ermöglichen.
- Bund und Länder werden darauf hinwirken, dass die Durchführung von Akademienvorhaben in den Systemen der leistungsbezogenen Mittelverteilung in den Universitäten anerkannt wird.“

Soweit die Pressemitteilung der GWK.

Die GWK hat am 2. November auch die Höhe der gemeinsamen Zuwendung für das Akademienprogramm für das Jahr 2010 beschlossen. Sie weist eine Steigerung um insgesamt 2 Mio. € auf insgesamt 49,3 Mio. € aus – dies ist eine Steigerungsrate von 4,2%. 3% der Mittel gehen in die Verstärkung der laufenden Vorhaben und in Neuvorhaben, 1,2% sind veranschlagt für die zum 1. Januar 2010 wirksam werdende volle Tarifangleichung des bisherigen Tarifgebietes Ost an das Tarifgebiet West. Hiervon wird auch die Göttinger Akademie profitieren, die einige Arbeitsstellen in den östlichen Bundesländern unterhält.

Die hohe Leistungsfähigkeit der Göttinger Akademie im Akademienprogramm kommt auch darin zum Ausdruck, dass bei der turnusmäßigen Überprüfung (Durchführungskontrolle) und der ausführlichen Evaluierung (Projektauvaluierung) von Vorhaben der Akademie in allen Fällen eine positive Bewertung durch die Wissenschaftliche Kommission der Union erfolgte.

Im Jahr 2009 wird ein Vorhaben der Göttinger Akademie im Akademienprogramm erfolgreich beendet.

Für das Akademienprogramm 2010 können bundesweit fünf neue Projekte aufgenommen werden, darunter sind zwei der Göttinger Akademie:

1. Runische Schriftlichkeit in den germanischen Sprachen und
2. Online-Ausgabe der Werke Johann Friedrich Blumenbachs.

Damit entfallen rechnerisch 40% der Neuvorhaben auf die Göttinger Akademie.

Auch der finanzielle Zuwachs kann sich sehen lassen. In diesem Jahr stehen der Akademie 7.630.000 € zur Verfügung. Im nächsten Jahr werden es 8.245.000 € sein. Dies entspricht einer Steigerung um rd. 8%.

Das ist hinreichend Anlass, der Akademie, ihren Mitgliedern und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern herzlich zu gratulieren und den Dank und die Anerkennung der Landesregierung für die im Akademienprogramm geleistete Arbeit in den vergangenen Jahren aussprechen.

Ich möchte Sie, sehr geehrter Herr Präsident Starck, die Mitglieder der Akademie und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Forschungsprojekten und in der Verwaltung der Akademie ermutigen, den so erfolgreich eingeschlagenen Weg der Erneuerung des Programms weiterzugehen. Der Unterstützung der Landesregierung können Sie im Rahmen der Möglichkeiten des Landes gewiss sein.

*

Herr Staatssekretär, vielen Dank für Ihre Ansprache. Sie haben die günstige Entwicklung des Akademienprogramms sehr detailliert dargestellt. Das erfreut uns. Jetzt kommt es besonders darauf an, dass die Mittel aus diesem Programm den Universitätsprofessoren bei der leistungsorientierten Mittelvergabe anerkannt werden.

Tätigkeitsbericht des Präsidenten

I.

Ich möchte Sie bitten, sich zu erheben, um der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder zu gedenken.

Wie die Akademie erst im Oktober 2009 erfahren hat, ist am

- 5.8.2008 NEIL BARTLETT,
Professor für Anorganische Chemie in Berkeley,
Korrespondierendes Mitglied der
Mathematisch-Physikalischen Klasse seit 1977,
in seinem 75 Lebensjahr verstorben.

Ebenfalls erst 2009 haben wir mitgeteilt bekommen, dass am

13.8.2008 HENRI CARTAN,
Professor der Mathematik in Paris,
Korrespondierendes Mitglied der
Mathematisch-Physikalischen Klasse seit 1991,
in seinem 104. Lebensjahr verstorben ist.

In diesem Jahr sind verstorben

28.1.2009 in seinem 101. Lebensjahr WERNER FLUME,
Professor des Privatrechts und der Rechtsgeschichte in Bonn,
Ordentliches Mitglied der
Philologisch-Historischen Klasse seit 1952

7.9.2009 in seinem 74. Lebensjahr CHRISTOS THEODORIDIS,
Professor der Klassischen Philologie in Thessaloniki,
Korrespondierendes Mitglied der
Philologisch-Historischen Klasse seit 2000

14.11.2009 in ihrem 96. Lebensjahr MARGOT BECKE,
Professorin der Anorganischen Chemie in Heidelberg,
Korrespondierendes Mitglied der
Mathematisch-Physikalischen Klasse seit 1983

Wir werden den Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren. Ich danke Ihnen, dass Sie sich zu Ehren der Toten erhoben haben.

Die Arbeit der Akademie geht weiter, was in den Zuwahlen zum Ausdruck kommt. Immer wenn ein Ordentliches Mitglied sein 70. Lebensjahr vollendet hat, wird ein Platz für eine Neuwahl frei.

Ordentliche Mitglieder der Philologisch-Historischen Klasse:

ANDREAS GARDT	Professor für Sprachwissenschaften an der Universität Kassel
THOMAS OBERLIES	Professor für Indologie und Tibetologie an der Universität Göttingen
BRIGITTE REINWALD	Professorin für Afrikanische Geschichte an der Universität Hannover
SIMONE WINKO	Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Göttingen

Ordentliches Mitglied der Mathematisch-Physikalischen Klasse:

GERHARD BRAUS Professor für Mikrobiologie und Genetik
an der Universität Göttingen

Zu Korrespondierenden Mitgliedern der Philologisch-Historischen Klasse wurden gewählt:

WOLFGANG ADAM Professor für Neuere Deutsche Literatur
an der Universität Osnabrück

HEINZ HEINEN Professor der Alten Geschichte
an der Universität Trier

WILHELM HEIZMANN Professor für Nordische Philologie
an der Universität München

VOLKER MERTENS Professor für Ältere Deutsche Literatur und
Sprache
an der Freien Universität Berlin

SERGIUSZ MICHALSKI Professor der Kunstgeschichte
an der Universität Tübingen

TAT'JANA MICHAJLOVNA NIKOLAEVA
Professorin für Slavistik
an der Russländischen Akademie der Wissen-
schaften in Moskau

PETER HANNES REILL Professor für Geschichte
an der Universität Californien, Los Angeles

CLAUS SCHÖNIG Professor für Turkologie
an der Freien Universität Berlin

BARBARA STOLLBERG-RILINGER
Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit
an der Universität Münster

JÜRGEN STOLZENBERG Professor für Geschichte der Philosophie
an der Universität Halle

Zu Korrespondierenden Mitgliedern der Mathematisch-Physikalischen Klasse wurden gewählt:

JULIA FISCHER	Professorin für Kognitive Ethologie am Deutschen Primatenzentrum Göttingen
IONEL HAIDUC	Professor für Chemie Präsident der Rumänischen Akademie der Wissenschaften in Bukarest
MICHAEL HECKER	Professor für Mikrobiologie und Molekular- biologie an der Universität Greifswald

II.

Die Arbeit der Akademie lebt vom wissenschaftlichen Ansehen ihrer Mitglieder und deren persönlichem Einsatz. Die Arbeitsweise unserer Akademie, die sich während der Semester alle zwei Wochen zu wissenschaftlichen Plenarsitzungen trifft, also 16mal im Jahr, ist institutionell auf Interdisziplinarität angelegt. Ständig findet das Gespräch zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft statt. Damit bildet die Akademie ein Gegengewicht zu der fortschreitenden Spezialisierung in der Wissenschaftsorganisation bis hinein in die Fakultäten und die engeren Fachbereiche. Wir sind alle mehr oder weniger Spezialisten und auch gerade deshalb erfolgreich und angesehen in der modernen Exzellenzwelt. Die Organisation und Arbeitsweise der Akademie schafft darüber hinausgehende Perspektiven, die jeder Aktive für jeden Aufnahmebereiten einbringt.

Mein Arbeitsbericht kann nur Ausschnitte und Beispiele von dem bringen, was im ablaufenden Jahr in der Akademie geschehen ist. Ich teile den Bericht in drei Abschnitte: Öffentliche Veranstaltungen, Vorhaben aus dem Akademienprogramm und Akademie-Kommissionen.

1. Die öffentlichen Veranstaltungen

Aus den öffentlichen Veranstaltungen der Akademie ragte besonders heraus die Verleihung der Lichtenberg-Medaille in der öffentlichen Sommersitzung im Mai an Christian Meier für seine herausragenden Arbeiten auf dem Gebiet der griechischen und der römischen Geschichte und seine Wirkung über sein Fachgebiet hinaus in die Öffentlichkeit. Herr Meier bedankte sich mit einem Vortrag über „Sieger, Besiegte oder wer schreibt

die Geschichte?“ In derselben Sitzung wurden die neuen Akademiemitglieder kurz vorgestellt und bekamen ihre Urkunden überreicht – eine Neuerung, die ich beibehalten möchte, damit bald nach ihrer Zuwahl die neuen Akademiemitglieder der Öffentlichkeit vorgestellt werden können.

Die Aufnahme des Leibnizbriefwechsels in das UNESCO-Weltdokumentenerbe im Jahre 2008 haben wir zum Anlass genommen, im Januar das Leibnizprojekt, das im Rahmen des Akademienprogramms von unserer Akademie und der Berlin-Brandenburgischen Akademie betreut wird, und die Kerngedanken des Universalgenies Leibniz durch drei Vorträge in der Paulinerkirche der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Drei Schüler des Max-Planck-Gymnasiums lasen dabei aus Briefen von Leibniz.

Die Akademie beteiligte sich am Akademientag der Union der Akademien am 27. Mai in Berlin. „In den Netzen der Sprache“ lautete das Thema. In den drei Sparten „Forschungsexpeditionen“, „aus der Werkstatt der Sprache“ und „die Grenzen der natürlichen Sprache“ haben Mitglieder unserer Akademie Vorträge gehalten, Herr Udolph, Herr Henne und Herr Elsner, und ist unser Akademievorhaben „Ortsnamen zwischen Rhein und Elbe“ in mehreren Veranstaltungen vorgestellt worden. Herrn Elsner danke ich besonders, da er an der Planung des Akademientages entscheidenden Anteil hatte. Das Thema „Sprache“ war auch Gegenstand der 5. Göttinger Akademiewoche, ein Geschenk der Akademie an die Stadt, ebenfalls von Herrn Elsner geplant: „Sprache der Dichtung und Sprache der Wissenschaft“ mit Vorträgen aus der Germanistik, der Zoologie, der Jurisprudenz und der Philosophie. Die Akademiewoche fand gute Resonanz, der Saal des Alten Rathauses war immer gefüllt, zweimal überfüllt. Es sprachen Herr Heinrich Detering und Herr Marcel Beyer sowie die mit der Lichtenberg-Medaille ausgezeichneten Herren Paul Kirchhof und Peter Bieri.

Im Oktober fand das Gauß-Symposium statt mit einem öffentlichen Vortrag „Ein Planet organisiert sich selbst“ und einem wissenschaftlichen Kolloquium, das geologische Prozesse und ihre Wirkung auf das Leben der Menschen untersuchte: „Impact of Deep Earth Processes on History, Civilisation and Life“. Es ging um die frühe Entwicklung der Menschheit in Afrika, um Erdbeben und Archäologie, Prognosemöglichkeiten und um sozioökonomische Konsequenzen globaler Katastrophen. Im Symposium kam die Akademieidee der Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaften sehr schön zum Ausdruck.

In Zusammenarbeit mit der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft veranstalten wir schon zum dritten Mal eine Vortragsreihe im phaeno-Wissenschaftstheater Wolfsburg, diesmal über Biotechnologie; da-

bei geht es um Mikroben, Enzyme, Informatik, grüne Biotechnologie und Biotreibstoffe.

Zum ersten Mal hat sich die Akademie am Göttinger Literaturherbst beteiligt, sichtbar durch einführende Worte ihres Vizepräsidenten Lehfeldt und durch Moderationen ihrer Mitglieder. Auch diese Veranstaltungen hatten gute Resonanz.

Unter dem Titel „Ein Academiste muß erfinden“ findet bis Ende dieses Monats in der Paulinerkirche eine Ausstellung zu Ursprung und Anfängen der Gelehrten Gesellschaften statt. Zur Eröffnung hat Vizepräsident Lehfeldt über die europäische Akademie-Idee und ihre Ausformung in Göttingen gesprochen. Für die Gestaltung der Vitrinen mit den von der Akademie gestellten Exponaten möchte ich Herrn Altpäsidenten Rudolf Smend und Frau Wegener danken. Die Ausstellung ist auch am Samstag geöffnet, heute um 15.00 Uhr findet eine Führung statt.

Außerhalb Göttingens hat Herr Elsner in Berlin in der Niedersächsischen Landesvertretung über „Darwin und kein Ende. Warum?“ gesprochen. Der große Saal war voll besetzt, und beim anschließenden Empfang hörte ich viel Anerkennung. In wenigen Tagen wird Herr Tangermann – der neuen Tradition entsprechend – im Plenarsaal des Landtags sprechen über „EU-Agarpolitik und Niedersachsen. Muss Brüssel alles entscheiden?“

2. Vorhaben aus dem Akademienprogramm

Durch das seit 1979 bestehende Akademienprogramm wird langfristig angelegte Forschung in den Geisteswissenschaften von Bund und Ländern gemeinsam finanziert. Die Rechtsgrundlage für dieses Zusammenwirken ergibt sich aus Art. 91 b Abs. 1 Satz 1 des Grundgesetzes. Insgesamt werden durch das Akademienprogramm 157 Vorhaben gefördert, die sich auf die acht deutschen Akademien verteilen, die der Akademienunion angehören. Die einzelnen Forschungsvorhaben, die durch ein mehrstufiges strenges Auslese- und Prüfungsverfahren gehen, erschließen und sichern kulturelle Wissensbestände, die zugleich vergegenwärtigt und für andere Wissenschaften, z.T. auch unmittelbar für die Praxis nutzbar gemacht werden. Unsere Akademie betreut derzeit 23 Vorhaben. Darunter sind Jahrhundertvorhaben, die zum Zwecke ihrer Vollendung in das Akademienprogramm aufgenommen worden sind. Das sind z.B. das Septuaginta-Unternehmen, das seit 100 Jahren besteht, die Papsturkunden seit 113 Jahren und Germania Sacra seit 90 Jahren. Ein erfolgreiches Vorhaben zieht andere nach. Interdisziplinäre Vernetzung ist die Folge. So ist geplant, in den Altertumswissenschaften editionsphilologisch zusammenzuarbeiten und neue Maß-

stäbe zu setzen. Die Digitalisierung und Retrodigitalisierung der Ergebnisse der Forschung in den einzelnen Vorhaben machen Fortschritte. – Vor wenigen Tagen hat unsere Akademie eine Broschüre herausgebracht, die den Titel trägt: „Kulturelles Erbe mit Zukunft. Forschungsvorhaben im Akademienprogramm“. In dieser Broschüre werden die zur Zeit von unserer Akademie betreuten 23 Vorhaben des Akademienprogramms in Wort und Bild vorgestellt, wobei der ganze Reichtum der Themen und Methoden zum Ausdruck kommt. Dabei hat sich Frau Lochte große Verdienste erworben.

Zum Akademienprogramm ist zu berichten, dass es der Wissenschaftsrat positiv evaluiert hat. Der Wissenschaftsrat sieht die Hauptaufgabe des Akademienprogramms in der Erschließung, Sicherung und Vergegenwärtigung des kulturellen Erbes in den Geisteswissenschaften. Daher erscheint ihm eine Konzentration auf die Textwissenschaften, vor allem auf Editionen und Wörterbücher, als gerechtfertigt. Ein Ausschluss der Sozial-, der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaften ist darin nach der insoweit entscheidenden Ansicht der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern nicht zu sehen. Was die naturwissenschaftliche Forschung anbelangt, wird wegen der hohen Kosten den Akademien empfohlen, sich um Förderung außerhalb des Akademienprogramms zu bemühen. Die Union der Akademien bereitet eine Konferenz über naturwissenschaftliche Langzeitprogramme vor. Der Wissenschaftsrat empfiehlt Bund und Ländern, die das Akademienprogramm finanziell tragen, Planungssicherheit zu gewährleisten und das Programm auszubauen. Eine weitere wichtige Empfehlung ist die Forderung, die Mittel aus dem Akademienprogramm bei der leistungsorientierten Mittelvergabe (LOM) zu berücksichtigen. Seit Beginn meiner Amtszeit bemühe ich mich darum. Nun hat die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz diese Forderung des Wissenschaftsrates aufgenommen. Über einen Brief des Ministers Stratmann vom 24. Oktober 2009, in dem dieser mitteilt, dass er sich für die Anerkennung einsetzen werde, habe ich mich sehr gefreut.

Die Vorhaben des Akademienprogramms haben zahlreiche Mitarbeiter, denen Gelegenheit gegeben werden muss, sich wissenschaftlich weiterzualifizieren. Die Akademie ist dazu bereit, wenn die dafür erforderlichen Mittel dem Akademienprogramm entnommen werden können. Der Akademie stehen dafür eigene Mittel nicht zur Verfügung, zumal die ganze Verwaltung, vor allem Personal- und Finanzverwaltung, die unsere 23 Vorhaben aus dem Akademienprogramm mit sich bringen, aus eigenen Mitteln bestritten werden muss. Deswegen erfreut mich die Empfehlung des Wissenschaftsrates, für die Weiterqualifizierung der Mitarbeiter zu sorgen und dafür neue Mittel in angemessener Höhe bereitzustellen.

Das Vorhaben „Europäische Jahrhundertwende – Literatur, Künste, Wissenschaften um 1900 in grenzüberschreitender Wahrnehmung“, das unter der Leitung von Herrn Mölk vier Kolloquien durchgeführt hat¹, wurde 2002 neu ins Akademienprogramm aufgenommen, und zwar als „Beispiel eines geglückten modernen Vorhabens“. 2005 wurde es von der Wissenschaftlichen Kommission der Union der Akademien positiv evaluiert, aber bis zum Jahre 2009 befristet, nicht wegen Zweifeln an der Qualität, sondern weil es nach der Neuausrichtung des Akademienprogramms nicht mehr in dessen Rahmen passe. Später hob die Wissenschaftliche Kommission lobend das erkennbare Bemühen um einen sinnvollen Abschluss hervor. Das hat wenig zu tun mit der vom Wissenschaftsrat geforderten Planungssicherheit. Neuausrichtungen sollten nur neue Vorhaben betreffen, nicht aber erfolgreiche Vorhaben, die bei ihrer Einrichtung sogar noch als glücklich und modern bewertet worden sind.

Zwei neue Vorhaben sind bewilligt worden, die ab Januar 2010 finanziert werden. Das Vorhaben „Johann Friedrich Blumenbach online“ beabsichtigt eine kritisch kommentierte Internetpublikation der Werke des Göttinger Professors für Medizin und Naturgeschichte Blumenbach, der zu den Vordenkern der Lebenswissenschaften und damit zu den Wegbereitern der modernen Wissenschaft gehört, was sich in seiner weltweit geführten Korrespondenz zeigt. Das zweite neu bewilligte Vorhaben heißt „Runische Schriftlichkeit in den germanischen Sprachen“. Das Vorhaben schließt an zwei Vorläuferprojekte der DFG an und wird an drei Arbeitsstellen in Göttingen, Kiel und Eichstätt durchgeführt werden. Die systematisch, überregional und zeitlich umfassenden Untersuchungen sollen in einer Online-Datenbank zur Verfügung gestellt werden.

3. Die Akademie-Kommissionen

Mitglieder der Akademie arbeiten in Kommissionen, die im Internet vorgestellt sind. Im letzten Jahr habe ich über die Tätigkeit von vier Kommissionen berichtet. Heute nun dies: Die seit 1987 existierende, überaus aktive, von Herrn Reinhard Lauer geleitete Kommission für interdisziplinäre Südosteuropa-Forschung, die schon viele Kolloquien zu übergreifenden Fragen und zu einzelnen Ländern Südosteuropas abgehalten hat, hat

¹ Erstes Kolloquium unter dem Titel des Vorhabens (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse 2003, Nr. 3); Zweites Kolloquium „Europäische Kulturzeitschriften um 1900 als Medien transnationaler und transdisziplinärer Wahrnehmung“ (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Dritte Folge, Bd. 273, 2006). Die Kolloquien von 2007 und 2009 über ausgewählte Kulturphänomene um 1900 in der Perspektive zeitgenössischer Wahrnehmung sind noch nicht veröffentlicht.

im April 2009 die 2. Konferenz über Osmanen und Islam in Südosteuropa abgehalten. Behandelt wurden – auch in einzelnen Fallstudien – die Grundlagen der Islamisierung und die Stellung der christlichen Bevölkerung, die Konversion als Voraussetzung, um Stellungen zu erlangen, und die sog. Knabenlese.

Die von Herrn Gustav Adolf Lehmann geleitete Kommission „Imperium und Barbaricum. Römische Expansion und Präsenz im rechtsrheinischen Germanien und die Ausgrabungen in Kalkriese“ bezieht in ihre Arbeit inzwischen auch die neuen Fundplätze in Hedemünden und in Kalefeld (Kreis Northeim) mit ein. Hedemünden hat die Akademie im Sommer anlässlich ihrer auswärtigen Sitzung besucht und dort den Vortrag von Herrn Lehmann über die römische Germanienpolitik von der Expansionsphase unter Kaiser Augustus bis zum 3. Jahrhundert nach Chr. gehört. Im September war die Kommission an der Ausrichtung einer internationalen Tagung in Osnabrück beteiligt über die augusteische Reichs- und Expansionspolitik im Mittelmeerraum sowie in Mitteleuropa.

Über die Arbeit der Kommissionen wird regelmäßig in den Plenarveranstaltungen berichtet, wenn Ergebnisse zur Veröffentlichung anstehen. Themen für neue Kommissionen können sich aus Plenarvorträgen und anschließenden Diskussionen ergeben. Besonders die neuen Mitglieder sind aufgefordert, in schon bestehenden Kommissionen mitzuarbeiten oder neue Kommissionen zu gründen. Die Zufriedenheit mit der Akademie wächst in dem Maße, in dem man in ihr nützliche Arbeit leistet.

III.

Die Vizepräsidenten tragen als Klassenvorsitzende erhebliche Lasten, bei Herrn Lehfeldt kommt das Akademienprogramm dazu: Behandlung der Anträge und die Begleitung der Vorhaben. Wegen der Fülle der Anträge ist dazu die Projektkommission gegründet worden, deren Mitgliedern ich danke. Herr Elsner kümmert sich um die Ringvorlesungen und den Akademientag in Berlin sowie die Akademiewoche in Göttingen. Dafür gilt ihnen unser aller Dank. – Ich danke den Mitarbeitern der Geschäftsstelle, die sehr motiviert und leistungsfähig sind, was Voraussetzung für die ehrenamtliche Tätigkeit des Präsidenten und der Vizepräsidenten ist. Frau Generalsekretärin Dr. Schade leitet die Geschäftsstelle in einer Weise, dass die Motivation der Mitarbeiter gesteigert wird, und ist mir, dem Präsidium und dem Geschäftsausschuss eine große Stütze.

Ich danke den Stiftern, die uns die Vergabe der Preise ermöglichen, zu der ich jetzt komme.

IV.

Die Preise werden nicht aus dem ordentlichen Haushalt der Akademie bedient, sondern sind alle gestiftet. Die Aufgabe der Akademie im Sinne der Stifter ist es, die zu preisenden Kandidaten auszusuchen. Das ist geschehen, und so kann ich außer den Gauß-Professuren sieben Preise verleihen.

Die **Gauß-Professuren** – gestiftet vom Land Niedersachsen – sind gegangen an

Herrn LUCIANO FLORIDI im Juni/Juli 2009
St. Cross College, University of Oxford

Herrn DAVID C. MORSE von August 2009 bis Juli 2010
Department of Chemical Engineering and Materials Science,
University of Minnesota; Minneapolis

Herrn ALEXANDER V. SOBOLEV von September bis Dezember 2009
Russländische Akademie der Wissenschaften,
Institut für Geochemie und Analytische Chemie, Moskau

Die Ernennungsurkunden haben die Gauß-Professoren bereits überreicht bekommen.

Den **Dannie-Heineman-Preis**, gestiftet von der Minna-James-Heineman-Stiftung, Essen, erhält Herr Prof. Dr. GERALD F. JOYCE aus La Jolla, Kalifornien.

Herr Joyce ist Chemiker, seine Arbeiten behandeln die Selbstreplikation molekularer Objekte. Er hat erkannt, dass die chemische Komplexität einer Bakterienzelle unmöglich das Resultat eines einzigen Entwicklungsschrittes sein kann, er vermutet einfachere evolutionäre Vorläufer und fragt, welche Minimalanforderungen ein zur Selbstreplikation fähiges materielles System erfüllen muss. Seine Arbeiten, die auf seine vor 25 Jahren abgeschlossene Dissertation zurückgehen, haben ihn offenbar – wie seine Kollegen sagen – nahe an das Problem der Entstehung des Lebens geführt.

Den **Wedekind-Preis für deutsche Geschichte**, finanziert aus Mitteln der Wedekindschen Preisstiftung, erhält Herr Professor Dr. HORST WALTER BLANKE*, Bielefeld, für die Edition „Vorarbeiten zur Historik“, die Vorlesung Johann Gustav Droysens „über die Enzyklopädie und Methodologie

der Geschichte“ (2007). Ergänzend hat Herr Blanke 2008 eine Droysen-Biographie vorgelegt.

Droysens Arbeiten gehören zu den kanonischen Texten der Theorie der Geisteswissenschaften, in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften einerseits und andererseits zur Philosophie und Theologie. Die mustergültige Edition erschließt erstmalig alle einschlägigen Texte Droysens, die das Profil der Geisteswissenschaften in ihrer spezifischen Aufgabenstellung und Ausrichtung schärfen und sie gegen andere Disziplinen und Methoden abgrenzen. Mit der Ehrung von Herrn Blanke gibt die Akademie zugleich eine Stellungnahme darüber ab, dass wissenschaftliche Debatten auf solider editorischer Grundlage zu führen sind.

Der **Preis für Geisteswissenschaften**, gestiftet von den Mitgliedern der Akademie, geht an Frau Dr. KERSTIN BRÜCKWEH, London.

Ihr Buch „Mordlust. Serienmorde, Gewalt und Emotionen im 20. Jahrhundert“ beruht auf ihrer Dissertation im Fach Geschichte. Es handelt sich um einen Beitrag zur Kriminalitätsforschung, in dem vier Fälle bearbeitet werden, die je einem anderen politischen System entstammen: Weimarer Republik, Nationalsozialistisches Regime, DDR und Bundesrepublik vor 1989. Drei Aspekte werden behandelt: Die Gewalterfahrung der dem Täter entronnenen Opfer und der Nachbarn, die kriminalistische und wissenschaftliche Erforschung der Taten und die mediale Behandlung der Taten. Die theoretisch, methodisch sowie empirisch reife Leistung setzt auf höchst originelle Weise Devianzforschung, Emotions- und Mediengeschichte miteinander in Beziehung und enthält entscheidende Impulse für die Zeitgeschichtsforschung unter kulturgeschichtlichem Blickwinkel.

Der **Biologie-Preis**, gestiftet von der Sartorius Corporate Administration, Göttingen, und der Wissenschaftlichen Verlagsgesellschaft, Stuttgart, wird Frau Dr. ILKA DIESTER, Stanford, verliehen.

Frau Diester hat im Rahmen ihrer Tübinger Dissertation untersucht, wie das Gehirn von Affen Assoziationen zwischen visuellen Zeichen und abstrakten numerischen Kategorien bewerkstelligt. Während ihrer Arbeiten brachte Frau Diester zwei Affen anspruchsvolle Anzahlunterscheidungen bei. Durch ihre Studien konnte sie wichtige Erkenntnisse über die neuronalen Mechanismen abstrakter Lernprozesse gewinnen. Die von ihr entschlüsselten zellulären Mechanismen können als kognitive Vorläufer für das Denken mit Symbolen beim Menschen verstanden werden.

Die **Preise für Chemie und Physik** wurden finanziert von der BASF AG, Ludwigshafen, der Dyneon GmbH, Burgkirchen, und diesmal auch durch Mitglieder der Mathematisch-Physikalischen Klasse.

Den **Physik-Preis** erhält Herr Dr. MAREK KOWALSKI*, Universität Bonn, für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Neutrinoemission und Beobachtung aus Supernovae.

Herrn Kowalskis Forschungen auf dem Gebiet der Astrophysik verbinden herausragende Fragen der Astroteilchenphysik in der beobachtenden Kosmologie von Typ I a Supernovae und die daraus zu ziehenden Schlüsse über die Eigenschaften Schwarzer Löcher und Dunkler Energie.

Mit dem **Chemie-Preis** wird Herr Professor Dr. PHILIP TINNEFELD*, München, ausgezeichnet für seine grundlegenden Arbeiten zur Weiterentwicklung der optischen Einzelmolekül-Spektroskopie und ihrer Anwendungen auf biomolekulare Wechselwirkungen. Außerdem hat sich Herr Tinnefeld im Rahmen seines breit angelegten Forschungsinteresses mit fundamentalen spektroskopischen Fragestellungen der Photophysik einzelner Halbleiternanokristalle und der Wechselwirkungen von Chromophoren als auch mit der Entwicklung neuer Methoden beschäftigt, welche die Untersuchung biomolekularer Dynamik und die Kontrolle von Molekülen auf der Nanometer-Skala ermöglichen.

Den **Wallstein-Preis**, gestiftet vom Wallstein-Verlag in Göttingen, erhält Frau Dr. SUSANNE KRONES*, München, für ihre Dissertation „Akzente im Carl Hanser Verlag. Geschichte, Programm und Funktionswandel einer literarischen Zeitschrift“.

Dieser Beitrag zur Buchwissenschaft passt in die Vergabebedingungen des Preises. Basis der Arbeit ist eine umfassende Auswertung der gesamten Akzente-Korrespondenz, von Strategiepapieren und Protokollen der Akzente-Redaktion und klärt literarische und buchwissenschaftliche Fragestellungen. Die beeindruckende philologische Leistung wird in methodischer Stringenz erbracht unter Einbeziehung der sozialgeschichtlich inspirierten Buchwissenschaft.

* Die Vorlage erscheint im Jahrbuch 2010

DIE ARBEIT DER AKADEMIE

Akademievorträge

Wie einmal zusammenwuchs, was nicht zusammengehörte: Ein Blick auf die Entstehung der europäischen Universität

(Festvortrag in der öffentlichen Jahresfeier am 21. November 2009)

FRANK REXROTH

Es ist zugleich eine Ehre und eine große Herausforderung, diesen heutigen Vortrag halten zu dürfen. Und ohne daß ich mir dies von Anfang an bewußt gemacht hätte, ist es vielleicht kein Zufall, daß auch ich mich ähnlich wie manche meiner Vorgänger aus den letzten Jahren entschlossen habe, gerade die Wissenschaft, genauer: die Universität zu meinem Gegenstand zu machen. Mögen die Akademien den Universitäten sowohl personell als auch institutionell aufs engste verbunden sein, so sind sie doch nicht deren Teil. Daher gibt mir dieser Vortrag die Gelegenheit, einen Schritt aus der Hochschule herauszutreten und die gebotene Minimaldistanz zu meinem Gegenstand einzunehmen, ohne daß ich damit zugleich meine kulturelle Rolle als Wissenschaftler aufgeben müßte. Ich hoffe, es führt nicht zu diplomatischen Komplikationen, daß ich von dieser Warte aus einen Blick auf die Universität werfe – was ich letztlich über sie sagen werde, ist jedenfalls nicht dazu angetan.

1. Apologie und Klage, oder: Spreche ich von der Universität, dann spreche ich von mir selbst

Freilich muß man sich vor bestimmten Gefahren hüten, wenn man die Hochschulen zu seinem Gegenstand macht. Denn man handelt dann mittelbar auch von sich selbst und seiner Lebenswelt, und so muß man sich vorsehen, daß nicht das Bedürfnis nach Apologie oder Klage die Feder führt. Das gilt auch für den Historiker und, was für viele vielleicht überraschend sein mag, gerade für den Historiker des europäischen Mittelalters. Denn die Mittelalterhistoriker sind die Experten für die Anfänge der europäischen Universität, für die ersten ca. 350 Jahre von deren Existenz, das heißt für den Zeitraum von deren Entstehung um das Jahr 1200 bis zu ihrer großen Vertrauenskrise, die mit der Reformation gekommen ist. Paß'

also auf, muß ich mir selber sagen, denn wer sich mit den Anfängen von Dingen beschäftigt, gerät unversehens in das Fahrwasser geistiger Traditionen, die gerade in den Anfängen der Dinge deren Kern erkennen wollen, alle ihre Stärken oder auch den bösen Wurm, der am eigenen Hochschul-lehrerdasein nagt. Apologie und Klage haben in der Tat den Blick auf die Anfänge der europäischen Universität gelenkt, den ich Ihnen angekündigt habe. Das ist aber leichter gesagt als getan. Denn die Frühgeschichte der Universitäten ist ein Thema von besonderem Reiz. Es markiert eine der sensibelsten Stellen in den historischen Selbstverortungen, innerhalb derer wir uns Rechenschaft über unsere politisch-soziale Identität ablegen. Die Universitäten entstanden an unterschiedlichen Orten in Europa, zunächst in Paris und Bologna und bald an weiteren wie Oxford und Montpellier, sozusagen aus wilder Wurzel. Sie wurden nicht gegründet, wie manchmal leichthin gesagt wird, sondern sie entstanden einfach – auf Neudeutsch: sie emergierten. Damit meint man, daß sie schließlich da waren, ohne daß man sie auf eine befriedigende Art kausal aus ihren Entstehungsbedingungen heraus erklären könnte. Der Zustrom von Schülern war an beiden frühesten Orten, in Paris wie in Bologna, groß, und wir können annehmen, daß eine derartige Konzentration junger Männer in einer Stadt zu sozialen Spannungen führte, auch zur zunächst unregulierten Konkurrenzsituation von Lehrern (*magistri*), die doch alle ihr Auskommen finden mußten. Sozialgeschichtlich gesehen ist es also wohl die Desorganisation von Versorgung und Regulierung in den Wirtsstädten und das Bedürfnis nach der Bildung eines Kartells, die dazu führten, daß sich am einen Ort – Paris – die Magister und ihre Scholaren, am anderen Ort – Bologna – nur die Scholaren zu Schwureinigungen zusammaten, zu *universitates* nach zeitgenössischem Verständnis. *Universitas* heißt zunächst ganz schlicht „Gruppe“ und wird schnell zum Rechtsterminus, der eine Korporation, einen verfaßten Personenverband, bezeichnet. Gemeint waren auch in diesem Fall von Anbeginn verfaßte Gruppen – sogar spezifisch verfaßte Gruppen, in die man eintrat, indem man einen promissorischen Eid leistete und schwor, die innere, selbst gegebene Ordnung zu befolgen und sich den selbst gewählten Organen der Universitas unterzuordnen.

„Selbst gegeben“, „selbst gewählt“, also Autonomie und Autokephalie – damit stehen die Universitäten keineswegs alleine da in der mittelalterlichen Welt, denn diese kennt entgegen heutigen Vorurteilen eine bunte, reichhaltige Kultur der selbstbestimmten Gruppenbildung sozusagen „von unten“, und man wird ihr nicht gerecht, wenn man mit ihr nur Kaiser und Päpste assoziiert. „Wir Wissenschaftler, wir Gelehrten“, so könnte man die Faszination gerade der institutionengeschichtlich arbeitenden Univer-

sitätshistoriker auf den Punkt bringen, „wir Wissenschaftler haben es selbst geschafft, aus eigenem Antrieb und auf eigenes Risiko. Kein Fürst und kein Papst steht am Anfang unserer Universität, sondern wir haben uns unser Haus selbst erbaut“. Spätestens seit dem Beginn der Moderne um 1800 war dieser Stolz Anlaß für einen heroisierenden, monumentalisierenden Blick auf die Universität und ihre Geschichte. Liberale Geister des 19. und des 20. Jahrhunderts schrieben diese Geschichte gerne, beispielsweise, wenn wieder einmal ein Jubiläum der eigenen Alma mater anstand. Weit über den Rahmen der Bildungsgeschichte hinaus reichte dieses heroische Narrativ, denn was lag näher, als es einzubetten in die großen Erzählungen vom Aufstieg Europas, von der Anbahnung der charakteristisch europäischen Vernunftdominanz in der Auseinandersetzung mit dem gelebten Glauben (wobei die Magister und Doktoren die Träger dieser Entwicklung waren), von der Entwicklung hin zu rational organisierten Staatswesen und ihrer Expertenstäbe (die ja zum großen Teil an den Universitäten ihr Fachwissen erlangten) und ganz generell von der Ausdifferenzierung eines sozialen Systems „Wissenschaft“, dem eigene Kommunikationsregeln und, damit verbunden, ein eigener Denkstil zugestanden werden. Alles hätte ganz anders kommen können in Europa, und wenn man sich fragt, in welchen Prozessen die Wissenschaft zu dem wurde, was sie im okzidentalen Europa geworden ist und in anderen Regionen der Welt nicht, dann wird man unweigerlich auf die Anfänge der Universität verwiesen, auf „Paris und Bologna“ als europäische Erinnerungsorte. Dies um so mehr, zumal wir ja wissen, als wie langlebig sich die Universität erwiesen hat. Woher rührt diese Langlebigkeit? Immerhin gab es seit den Anfängen im 13. Jahrhundert keine Phase der Universitätsgeschichte, in der nicht mit beträchtlichem reformerischen Aufwand an den Hochschulen herumlaboriert worden wäre.

2. Sir Richard will nicht mehr lehren

Soviel zur Apologie der mittelalterlichen Universität, zu deren Monumentalisierung, von der ich eingangs sprach. Sie sehen, diese ist sozialgeschichtlich fundiert, insofern die Entstehung und Verstetigung sozialer Gruppen von Lehrenden und Lernenden an ihrem Ausgang steht. Wie steht es aber mit der Klage, das heißt mit der Rückführung gegenwärtiger Mißstände auf die Anfänge der Universitäten? Auch sie gibt es, wenngleich sie im Unterschied zu der monumentalischen Historie der Universitätsgeschichte eher im Verborgenen wirkt, sozusagen subkutan. Diejenige Klage, die ich intellektuell für besonders spannend halte und mit der ich Sie daher in meinem nächsten

Schritt bekannt machen will, ist nicht sozial-, sondern ideengeschichtlich fundiert. Sie betrifft die Inhalte der universitären Wissenschaft. Es sind einige der führenden Köpfe meiner Disziplin gewesen, die so dachten und schrieben – Peter Classen etwa oder auch Arno Borst und schließlich der 2001 verstorbene Sir Richard Southern, der mit dieser Sichtweise sein Spätwerk unter dem Titel „Scholastic Humanism and the Unification of Europe“ gründierte. Ihn greife ich beispielhaft heraus. Ihm galt nicht die Frühgeschichte der Universitäten seit 1200, sondern das Jahrhundert davor, also das 12. Jahrhundert, als das „heroic age“ der mittelalterlichen Wissenschaft – so der Titel des 2001 erschienenen zweiten Bandes von „Scholastic Humanism and the Unification of Europe“. Southern spricht von einem recht homogenen wissenschaftlichen „Programm“, das die Gelehrten des 12. Jahrhunderts verfolgt hätten. Ihr Ziel sei ein „perfect system of knowledge“ gewesen, das nach ihrem Dafürhalten vor dem biblischen Sündenfall schon einmal bestanden habe und nun wiedergewonnen werden müsse. Dieser beglückende Zustand habe bis etwa 1170 angehalten und sei dann für weitere 100 Jahre in eine Phase des routinierten Weiterforschens überführt worden. Diese Phase, also die Frühgeschichte der Universität, war für Southern viel weniger wertvoll als die Zeit davor, denn die Gelehrten des Jahrhunderts nach 1170 seien vornehmlich damit beschäftigt gewesen, Einzelheiten zu vertiefen oder Berge von Wissen zu akkumulieren. Pioniere waren sie keine mehr, das „scholastic programme“ wurde von ihnen verwaltet, aber nicht wirklich behauptet. Schließlich sei die Hoffnung der Gelehrten gänzlich geschwunden, daß man jenes „scholastic programme“ je erreichen könne. Die einen hätten sich frustriert in der akademischen Routine eingerichtet, die Scholastikkritiker hätten sich außerhalb der Hochschulen in mystischen und humanistischen Zirkeln zusammengetan. Was soll man davon halten? Unbestritten ist, daß das 12. Jahrhundert eine ungemein aufregende Zeit für bewegliche Geister gewesen ist, daß die jungen Männer, die sich zu den noch nicht universitär verfaßten Lehrer-Unternehmern in Paris und Bologna aufmachten, elektrisiert waren von der intellektuellen Aufbruchstimmung, die in diesen Städten herrschte. Tatsächlich stammen die meisten der großen, fundierenden Werke der scholastischen Wissenschaft, die bahnbrechenden Innovationen in den Bereichen der Philosophie, der Jurisprudenz, der Medizin sowie der Theologie, gerade aus diesem 12. Jahrhundert. Das heißt, daß sie der Entstehung der ersten Universitäten vorangehen, statt ihr Produkt zu sein. Dies gilt etwa für die neuerliche Erschließung des römischen Rechts, die von der Rezeption der Digesten seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts ausging; es gilt ebenso für Abaelards philosophisches Grundlagenwerk „Sic et non“ um 1122, für die Erschließung

des Kirchenrechts durch das um 1140 verfaßte *Decretum Gratiani* und für die theologische Sentenzensammlung des Petrus Lombardus, wie sie in den 1150er Jahren in Paris heranwuchs; und es gilt letztlich für das *Corpus* medizinischer Einführungs- und Lehrschriften, das durch Übersetzungen aus dem Arabischen entstanden war. Wenn dies zuträfe, käme diese Aussage freilich einem vernichtenden Urteil gleich: die aufregendste und schöpferischste Phase in der Frühgeschichte der Universitäten wäre das Jahrhundert vor deren Entstehung gewesen. Man hat, wo man so dachte, von der Konstituierung der *universitates* zu Bologna, Paris, Oxford, Montpellier etc. um das Jahr 1200 so gesprochen, als stellten sie einerseits die Krönung einer wissenschaftlichen „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ dar, als markierten sie aber zugleich deren Ende, als führten sie das Ereignis elektrisierender wissenschaftlicher Innovation in eine Struktur, in einen Zustand der Routine und der Epigonalität über. Die Pointe dieser Sicht ist (und dies sagten Southern und auch Peter Classen in aller Deutlichkeit), daß man für diesen Niedergang gerade die frisch entstandenen Universitäten mit ihrer institutionellen Struktur mit Fakultäten, Curricula, Prüfungsmodalitäten etc. verantwortlich machen könne, da diese beispielsweise der Naturforschung keinen adäquaten Raum geboten hätten. Wer Horoskope stellen, prophezeien, Arzneien herstellen oder angewandte Arithmetik betreiben wollte, hielt sich, so Southern, fortan lieber an die Höfe und die Klöster, „where individual scholars had freedom for observations and were not required to teach“.

3. *Die Klage über die Universität aus dem Geist der gestreßten Hochschullehrer*

Nochmals: „[...] where individual scholars had freedom for observations and were not required to teach“. – Dieser letzte Satzteil ist verräterisch, denn wir entdecken unsere eigenen Ressentiments darin: Der Wissenschaftsminister warnt: akademische Lehre, in hohen Quantitäten genossen, kann zum vorzeitigen Forschertod führen! Leicht erkennt man die Tragweite dieses Urteils, denn auch hier werden heutige Orientierungsbedürfnisse mit einem eigenen Geschichtsbild untermauert, wird über die Anfänge der Universität gesprochen und doch die zeitgenössische Krise der Universität gemeint. Denn zur Debatte gestellt wird damit die Universitätsförmigkeit der okzidentalen Wissenschaft schlechthin, also die Tatsache, daß die Wissenschaft bis heute überwiegend im Gehäuse von Universitäten und ihren Einrichtungen angesiedelt ist, bewehrt durch Fakultäten, Curricula, Prüfungswesen und Promotionsrecht. Es geht mithin darum, daß

die Dauerhaftigkeit der geistigen Prozesse, die in ihrer Gesamtheit Wissenschaft ausmachen, dadurch erzielt wird, daß man diese in komplexen Organisationen verankert hat. Ist dies für Forschung, die doch auf Innovation zielt und daher so beweglich wie möglich sein muß, tatsächlich von Vorteil? Wenn die Wissenschaft innovativ sein soll, so erwartet man, soll sie sich ganz an ihrem Gegenstand ausrichten können, soll sie keinen Ballast in Gestalt von Fächerstruktur, disziplinärer Selbstgenügsamkeit oder gar – das ist der Gottseibeius – Verwaltung mitschleppen müssen. Als innovativen Forscher stellt man sich dann die originelle Einzelpersönlichkeit vor, einen „marginal man“ sozusagen, der möglichst von den Zwischenräumen zwischen ganz verschiedenen Wissensfeldern aus agiert und jede Spur von fachlicher Selbstgenügsamkeit vermeidet. Wir lieben diese Ikonen der Wissenschaft, stellen sie uns als unabhängige Geister in einer freimachenden Außenseiterposition vor und nicht als Dekane und Talarträger. Die Photographie, auf der Albert Einstein den Reportern die Zunge heraussreckt, fällt uns dazu ein, vielleicht gerade dann, wenn wir in der Struktur- und Haushaltskommission unserer Fakultät sitzen und der Tagesordnungspunkt 13 „Anreizsysteme zum Energiesparen in den Räumen der Universität“ aufgerufen wird. Energiesparen ist wichtig, himmelhergottnochmal, aber können sich damit nicht Andere befassen? Es gibt ja in der Tat zu denken, wie viele wissenschaftliche Innovationen auch in der Vormoderne schon von Menschen erbracht wurden, die der Universität nur sozusagen vorübergehend verbunden waren; auf Cusanus, Kopernikus und Kepler hat man in diesem Zusammenhang verwiesen, auf Galilei, Descartes und Spinoza, auf Pascal und Leibniz. Muß man, in Abwandlung des berühmten Wortes von Ernst Troeltsch, die Universitäten also als Schalen ansehen, die allmählich den Kern verholzen, den sie schützen? Bekäme der Wissenschaft eine lockere, vielleicht sogar ephemere Organisationsweise nicht besser? Es ist verführerisch, sich auszumalen, wie beweglich der Geist wäre, könnte er sich nur vom Körper befreien.

4. Die Frage ist, was die Universität der Wissenschaft an-tut

Die historische Forschung befindet sich, wenn sie an dieser Aufgabe gemessen wird, in einem Dilemma, denn die Sozialhistoriker schreiben im monumentalisierenden Stil eine Erfolgsgeschichte der Institution Universität, ohne sich viel um den Kernbereich der Wissenschaft zu kümmern (oder diesen doch vorschnell und unüberlegt mitzuheroisieren), und die Ideenhistoriker nehmen die mittelalterliche Geschichte als Kronzeugen dafür in

Anspruch, daß sich der freie Geist von Institutionen nichts wirklich Gutes erhoffen darf. Handelt es sich dabei also um eine Sache der eigenen forschnerlichen Präferenz „Sozial- oder Ideengeschichte“ oder gar um eine Sache des persönlichen Temperaments, ähnlich wie die mit dem Glas Wasser, das dem einen halb voll und dem anderen halb leer ist? Wenn ich die möglichen Gegenwartsbezüge dieser beiden Positionen hier andeute, dann keineswegs in der Absicht, sie bloßzustellen. Ihnen gerecht zu werden muß aber bedeuten, das hier mit nostalgischer Färbung angesprochene Problem für eine sozialhistorische Fragestellung operabel zu machen. Man wird es nicht gänzlich auflösen, aber ich will doch immerhin versuchen, einen Blick auf die Entstehung der disziplinar verfaßten Universität zu werfen und zugleich die Frage nach den wissenschaftlichen Inhalten ohne vorzeitige Heroisierung mit einzubeziehen. Das Problem läßt sich dann etwa folgendermaßen formulieren: Wenn sich der imposante, wieder und wieder erforschte Aufschwung der scholastischen Wissenschaft während des 12. Jahrhunderts im Milieu locker verfaßter, ephemerer „Schulen“ ereignet und wenn sich die Entstehung der okzidentaln Universitäten erst Jahrzehnte nach der Fertigstellung der großen, bahnbrechenden Arbeiten eines Peter Abaelard, eines Gratian und eines Petrus Lombardus ereignet – was bedeuten dann die Universität und ihre Einrichtungen für die Wissenschaft, was tun sie der Wissenschaft an, wie verändern sie sie?

Ich gehe dabei von dem Aspekt der Universitäten aus, den ich für den letztlich erklärungsbedürftigen halte, nämlich von der disziplinären Einteilung, der Clusterform der Universitäten, der Fakultätenstruktur, wobei die Fakultäten für spezifische Disziplinen oder Disziplinengruppen mit jeweils eigenem Textbezug, eigenen Regeln des Sagbaren und eigenen Denkstilen stehen. Diese Mehrzahl von Disziplinen war es, die im Gehäuse der Universität in Fakultäten festgeschrieben und mit Statuten, mit Studien- und Promotionsordnungen und der Unterscheidung der akademischen Grade verstetigt wurde. Dabei gab es abermals eine ganze Reihe von Strategien, das universitäre Ensemble der Wissenschaften zu strukturieren: hierarchisch, insofern beispielsweise zum Zweck der universitären Repräsentation die Rangfolge der Fakultäten festgelegt wurde; systematisch, insofern man das Voranschreiten von Fach zu Fach oder die Mindeststudiendauern für die einzelnen Fächer reglementierte; und disziplinar, insofern gruppenintern oder -extern (Päpste oder ihre Legaten, aber auch die Versammlungen der Professoren) die Grenzen des jeweils Sagbaren nach Fakultäten gesondert festgeschrieben wurden.

In meinem folgenden Schritt muß ich mich freilich auf Beispiele beschränken. Ich möchte einsetzen bei einer hochinteressanten zeitgenössi-

schen Reflexion über die Relation der Wissenschaften zueinander, die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammt, also aus der Phase unmittelbar vor der Entstehung der Universitäten. Die weiteren Schritte werden sich daraus ergeben.

5. Vom Renommee der Lehrer zum Prestige der Schulen

Zunächst also zur Situation um die Mitte des 12. Jahrhunderts, die geprägt ist durch zweierlei Aufschwung: den der Pariser Schulenlandschaft mit ihrem deutlichen Schwergewicht auf den Artes liberales und der Theologie und den der Bologneser Lehrer des Rechts. Beide Entwicklungen ereigneten sich gleichzeitig und waren in wenigen Jahrzehnten abgeschlossen. Als Peter Abaelard um 1133 nach Paris zurückkehrte, um sich dort zum zweiten Mal eine Schule aufzubauen, traf er eine veränderte Landschaft an: Während seines ersten Aufenthalts in den ersten Jahren des Jahrhunderts war der Ruhm der Schulen auf einen Einzelnen konzentriert gewesen, auf Wilhelm von Champeaux nämlich als den tonangebenden Lehrer, auf ein intellektuelles Alphantier, das herauszufordern den Ruhm des Nachwuchsgenies Abaelard begründet hatte. Nun aber, in den 1130ern, mußte Abaelard erfahren, daß man in der Stadt mittlerweile von einer Vielzahl von Lehrern sprach. Die Scholaren erörterten ihre Vorzüge und Schwächen, ihre Eitelkeiten, ihre Eifersucht, aber auch ihren Charme. Das Licht des Scholareninteresses ruhte jetzt auf vielen, und solange man die Freien Künste studierte, wollte man möglichst viele von ihnen gehört haben. Etwa zur selben Zeit, wohl um die Jahrhundertmitte, ging Vergleichbares auch in Bologna vor sich: Die Leitfigur der Vergangenheit war der herrisch auftretende, waffenführende *iudex* gewesen. Parteienbefragungen vor Gericht mit dem ganzen sozialen Gewicht seiner Persönlichkeit vornehmen zu können, dies hatte seine Qualität ausgemacht. War jemand ein wirklicher Kenner des Rechts, hatte man ihn durchaus als einen *legis doctor* bezeichnet. Dies hatte vor der Wende um die Jahrhundertmitte eben dies bedeutet: ein Kenner des Rechts zu sein, nicht unbedingt dessen Lehrer. Dies änderte sich nun, denn das neue Renommee der jetzigen *legis doctores*, der Berufsjuristen, gründete sich auf deren Publikations- und Lehrtätigkeit. Nicht mehr ihre ständische Autorität, nicht mehr, daß sie auf einem Pferd sitzend eine bella figura abgaben, sondern ihr Know-how sprachen für sie. Und begleitet wurde diese Veränderung von einer weiteren: der Ruhm der einzelnen Rechtsgelehrten strahlte auf Bologna selbst ab und führte dazu, daß sich schließlich der Ruf des Bologneser Rechtsstudiums insgesamt, in dieser Form eines Kollektivsingulars, verbreitete. Von „Paris und Bologna“ zu sprechen, wurde binnen

kurzer Zeit geläufig. Hören wir eine dieser Stimmen zur Verschiedenheit und Geschiedenheit der Wissensbereiche. Es ist die des Johannes von Salisbury, der sich aus ca. zehn Jahren Distanz an seine Pariser Studienjahre von 1136 bis 1148 erinnert. Er betrat die Pariser Szenerie zu derselben Zeit, zu der sein Lehrer Abaelard die veränderte, weil mittlerweile aufgefächerte und vielgestaltig gewordene Pariser Schulenlandschaft antraf. Johannes hat diesen Bericht dem zweiten Buch seines 1159 beendeten „Metalogicon“ eingefügt. In gewisser Weise behandelt Johann diese Relation der Wissenschaften zueinander als den wichtigsten Aspekt seiner Laufbahn, denn sein Kapitel schildert im Ganzen eine Art biographisches Experiment: Es testet die Differenz zwischen dem Können und Wissen derer, die sich über zehn Jahre und mehr ausschließlich mit nur einer Wissenschaft beschäftigt haben (nämlich mit der neuen scholastischen Logik), und dem Autor selbst, der nach etwa drei Jahren logischer Schulung ein Unbehagen an der Selbstgenügsamkeit und Traditionsferne dieser Wissenschaft verspürte und sich anderen Wissensbereichen zuwandte: erst der Grammatik, den rechnenden Künsten des Quadrivium, der Rhetorik, dem Corpus der aristotelischen Schriften, schließlich der Theologie. Als er seine früheren Kommilitonen (*veteres socios*) wiedertraf, stellte er fest: Sie stellten immer noch dieselben Fragen wie vor Jahr und Tag und gaben immer noch dieselben Antworten! Sein Urteil hätte er kaum schärfer treffen können: *Inuenti sunt qui fuerant et ubi*, ich traf sie als dieselben und am selben Ort an, an dem ich sie verlassen hatte, im buchstäblichen und im übertragenen Sinne *reglos*. Der Wechsel von Disziplin zu Disziplin wird hier als notwendige Bedingung dafür eingebracht, wissenschaftliche Urteilskraft überhaupt zu entwickeln. Wer nur die Logik versteht, versteht auch diese nicht. Transdisziplinarität, so könnte man leicht anachronistisch sagen, ist hier das Gebot der Stunde, denn andernfalls wäre der geistige Impuls, der von der neuen scholastischen Logik ausging, zu einer sterilen Beschäftigung in einem engen Kreis von Kennern und Liebhabern geworden.

6. *Wieso Juristen und Philosophen einander nicht schätzen*

Dies ist aber nicht der einzige Fächerwechsel, der in dem Kapitel beschrieben wird, und der zweite, der weniger organisch verläuft, ist für meine Belange der wichtigere, denn er weist auf die Universität der Zukunft voraus. Johann berichtet von ihm, als er von der Verwandlung seines Dialektiklehrers Alberich von Paris spricht, der zunächst ein Ausbund an dialektischer Selbstgenügsamkeit war. Nach Jahren der Lehrtätigkeit an der Seine

ging Alberich nach Bologna und wandte sich dort dem gelehrten Recht zu. Dabei machte er eine überraschende Erfahrung: denn es kam für ihn im italienischen Rechtsunterricht darauf an, zunächst einmal zu verlernen, was er zuvor bei den Pariser Artisten nicht nur gelernt, sondern sogar gelehrt hatte. Dadurch habe er sich gänzlich verändert: *Nam postea unus eorum* [Albericus, F.R.] *profectus Bononiam dedidicit quod docuerat. Siquidem et reuersus dedocuit*. Die Erfahrung des anderen Fachs krepelte ihn so sehr um, daß man ihn nach seiner Rückkehr nach Paris als Lehrer kaum wiedererkannte. Der Übertritt von einer Disziplin zur anderen – hier: von den Artes zu den Jura – scheint also weniger reibungslos verlaufen zu sein als der Fächerwechsel innerhalb der Artes liberales oder der von der Logik zur Theologie. Hochinteressant an Johanns Charakterisierung dieser Situation („er verlernte, was er zuvor gelehrt hatte“) ist, daß er sich derselben Diktion vom notwendigen Vergessen des artistischen Wissensballasts bedient, den die gelehrten Juristen an den zeitgenössischen Bologneser Schulen, die Glossatoren also, selbst bemühen: Placentinus etwa, der im Exordium zu seiner um 1165 (also ca. sechs Jahre nach Johanns Text) verfaßten Institutionensumme betont, daß ein Jurist Grammatik und Logik nicht lernen, sondern besser verlernen solle, und Jahrzehnte später Azo, der dieses Urteil in der Einleitung seiner eigenen Institutionensumme wiederholt. Wie ist diese überraschende Forderung einzuordnen? Die Gleichsetzung von scholastischer Dialektik mit Sophisterei und leerem Geschwätz war unter den (juristischen) Glossatoren ein gängiges Klischee, so in der Glosse „Grammatici“ zu Inst. 1,25,15, bei Odofredus, Pillius und eben auch Placentinus. Bei den „Artes“ und zumal der Logik, in der es um solche Themen wie die Natur der Welt und die Rundung des Firmaments gehe, handele es sich um Pseudophilosophie, so der Placentinusschüler Otto Papiensis. Bei Azo mag ein solches Urteil nicht weiter verwundern, galt er doch als artistischer Ignorant: *Sed de domino Az[one] non miror*, so Odofredus, *quia non fuit extremus in artibus, licet in scientia nostra fuerit summus* [. . .]. Doch derlei von Placentinus zu hören, der offenbar literarisch ausgesprochen interessiert und auch bewandert war, ist durchaus bemerkenswert, immerhin ist dieser der Autor eines literarisch ambitionierten „Sermo de legibus“. Hermann Kantorowicz hat ihn daher als einen „classical scholar as well as a jurist“ bezeichnet. Wer das Recht studieren will, sollte also besser sein Artistenwissen an der Garderobe abgeben! Man ist versucht, sich auszumalen, wie Johann von Salisbury an dieser Stelle seines „Metalogicon“ auf ein Urteil zurückgreift, das der Gegenstand seines knappen Berichts, sein ehemaliger Lehrer Alberich, in Bologna aufgeschnappt, mit an die Seine zurückgebracht und dort kolportiert hat. Und man ist ferner versucht, sich vorzustellen, wie dasselbe

Bologneser Bonmot der 1130er Jahre auf anderen Wegen in das Oeuvre der Glossatoren Placentinus und Azo gelangte. Auf der Seite der Juristen hat man sie dann einmal als Ausdruck von Herablassung gegenüber den Philosophen zu lesen – immerhin litten gerade die beiden Bologneser Großprofessoren Placentinus und Azo nicht gerade unter drückenden Minderwertigkeitskomplexen. Dem Juristenstolz verwandt ist der Dünkel derer, die sich in der Verwaltung nützlich machen wollen. Richard FitzNigel schreibt zu Beginn seines „Dialogus de Scaccario“: „Wer an Erfindungen Freude hat, wer die Flucht in Subtilitäten sucht, der möge sich an Aristoteles und die platonischen Schriften halten. Schreib Du nichts Subtiles, sondern Nützlichliches“. Angemessener scheint mir aber, die Rede vom Vergessenmüssen des philosophischen Denkens anders zu lesen: Die Beschäftigung mit der Grammatik und der Dialektik kann durchaus sinnvoll sein, doch den Artisten, die die Bologneser Rechtsschulen betreten, muß es um die Aneignung eines gänzlich anderen, nämlich juristischen Denkstils gehen. Vor dem Hintergrund der heutigen wissenschaftshistorischen Meistererzählungen ist diese Lesart überraschend, da diese Meistererzählungen die großen geistigen Impulse des 12. Jahrhunderts als einen durch und durch homogenen Vorgang präsentieren, nach dem Abaelards „Sic et non“ und Gratians „Concordantia“ oder die Rezeption der Digesten und der theologische Sentenzenkommentar des Petrus Lombardus leicht in einem Atemzug genannt werden. Eben die Glattheit dieser Meistererzählung von der „Renaissance der Wissenschaften im 12. Jahrhundert“ verführt dazu, anzunehmen, daß es sich bei diesem Vorgang um ein einheitliches, homogenes und alle Wissenschaften in einen Verbund bringendes „revival“ gehandelt habe, aus dem die Universität dann irgendwie zwingend hervorgegangen sei. Die Zeitgenossen sahen dies offenbar anders, wie ein Blick auf die Juristen belegt. Sowohl die Gelehrten des römischen als auch die des Kirchenrechts waren während des 12. Jahrhunderts im Gegenteil bestrebt, ihre jungen Disziplinen gänzlich autochthon erscheinen zu lassen, das heißt zu zeigen, daß das Recht, und nur das Recht, die Rechtswissenschaft hervorgebracht habe: *magis [. . .] credere debemus Romanae legis auctoritati quam rhetoricae*, so hat man gesagt, man muß der Autorität des römischen Rechts mehr Glauben schenken als der Rhetorik. Dies war eine disziplinenpolitisch essentielle Abgrenzung, denn in Wirklichkeit war es ganz anders gewesen: Die rudimentäre Kenntnis des römischen Rechts in der Zeit vor der Wiederentdeckung der Digesten war in Wirklichkeit vor allem über rhetorischen Unterricht vermittelt worden. Die frühe Legistik redet hier einen Kontinuitätsbruch herbei, der sie von den Artes liberales vollständig emanzipieren soll, und in ihren frühen Selbstbeschreibungen bringt sie diese Botschaft an ihre Scholaren: „Wo-

her kommst du? Aus Paris? Dann gebe ich Dir den Rat: Vergiß am besten alles, was du dort gelernt hast“. Die Glossatoren der ersten Stunde wollten nicht die Verwandten von Berufsrednern sein. Ähnliches gilt auch für die Kanonistik: Gratian selbst warnt die Interpreten heiliger Schriften vor den Fallstricken der Dialektiker. Mit Sophismen und dialektischer Kunst bedrückten Häretiker die Männer der Kirche, so der Autor der „Concordantia“. Es ist sicher kein Zufall, daß man erst später diese selbstgewählte Selbstreferentialität durchbricht und die zeitgenössische Philosophie ernster zu nehmen beginnt. Wir befinden uns dann im Zeitalter der Universitäten, und die Juristen sehen sich vor neue Aufgaben gestellt, denn mit der weiterschreitenden Verwissenschaftlichung des Rechts beginnen sie, sich über die vorjuristischen Grundlagen juristischer Praxis, also etwa über die Rechtsdogmen, Gedanken zu machen. In diesem Stadium erst erkennen sie den Nutzen der philosophischen Reflexion, so beispielsweise über die *principia*. Dies ist bei Azo (gest. wohl nach 1229) der Fall, und diesem schließt sich Baldus de Ubaldis (gest. 1400) an: Wer wissen wolle, was aus den Prinzipien hervorgegangen sei, müsse die Prinzipien selbst kennen; es seien nämlich die ersten Prinzipien wie Pforten, an denen man sich nicht irren dürfe, denn kleine Irrtümer bei den Prinzipien wüchsen sich zu großen Irrtümern am Schluß aus. Hier haben Aristoteles und Thomas von Aquin Pate gestanden, hier befinden wir uns auch tief in der Zeit der Universitäten, also in der Ära der institutionell bewehrten Interdisziplinarität.

7. Wahrheit und Nützlichkeit

Würde man die Blickrichtung umkehren – was ich aus Zeitgründen nicht tun kann – und nicht mehr durch die Brille der Juristen auf die Artisten/Philosophen, sondern von den letzteren aus auf die Juristen schauen, dann begegneten wir selbst bei den aufgeschlossensten Geistern wie dem Spanier Dominicus Gundisalvi (gest. 1190 oder später) gleichfalls klischeehaften Vorstellungen von zwei Kulturen der Gelehrsamkeit. Sich selbst schreiben die Philosophen dann zu, die vernunftgemäße Erkenntnis der Wahrheit zum Ziel zu haben (mit den Wegstationen der Physik, der Mathematik und der Metaphysik), den anderen aber (nämlich den Rhetoren, Poeten und Juristen) das Streben nach sozialer Nützlichkeit. Dabei kommen die Nützlichkeitswissenschaften häufig nicht gut davon – ein ganzes Arsenal von Unterstellungen prägt die Sichtweisen schon im 12. Jahrhundert: Die Klagen über den Karrierismus gerade der Juristen, ihre Habgier und ihre Versessenheit darauf, die Nähe zur Macht zu suchen. Genau diese bei-

den Diskurse, der um die Wahrheit und der um die Nützlichkeit, wurden mit der Entstehung der Universitäten dauerhaft aneinandergeschweißt und einander ausgesetzt. Lassen Sie uns einen Augenblick zurückblicken. Es scheint nach dem Gesagten aus der Eigenlogik des hochmittelalterlichen Schulensbetriebs heraus durchaus folgerichtig zu sein, daß an den Universitäten Frankreichs, zumal in Paris, die Artes und die Theologie dauerhaft miteinander verbunden wurden. Es scheint ebenso folgerichtig zu sein, daß die italienischen Scholarenuniversitäten der Frühzeit so stark juristisch dominiert waren; erst allmählich trifft man dort Artisten- und Theologenfakultäten (oder genauer: Artisten- und Theologenuniversitäten) an – sie wirken wie ein dazugezimmerter Anbau an einem bereits Bestehenden. Aber man muß es als ein rundherum kontingentes Ereignis von im nachhinein betrachtet globaler Bedeutung ansehen, daß aus diesen beiden, aus lokaler Eigentradition heraus zu erklärenden Entwicklungen mit den Universitäten ein Ganzes wurde. Spätestens zu dem Zeitpunkt, zu dem in Europa Universitäten in Kenntnis von deren Möglichkeiten geplant und gegründet wurden (also seit ca. 1230), begann das idealtypische Vier-Fakultäten-Modell zur Norm zu werden: Artisten, Mediziner, Juristen, Theologen. Damit aber wurden die höchst unterschiedlichen Wissenschaftskonzeptionen der Artisten, der Theologen und wohl auch der Mediziner auf der einen und der Juristen auf der anderen Seite dauerhaft aneinandergebunden. Dies ist nämlich meine These: daß das prägende Element der okzidentalen Universität in der institutionellen Verschränkung dieser eigentlich auseinanderstrebenden Impulse liegt und daß erst diese institutionelle Verschränkung (das heißt vornehmlich: die Fakultätenstruktur der Universität) die Ehe der Wahrheitswissenschaften mit den Nutzanwendungswissenschaften herbeiführte, das Doppel von Orientierungs- und Verfügungswissen, das spannungsreiche, aber nie mehr aufgehobene Miteinander eines philosophisch-theologischen und eines im weitesten Sinne politischen Diskurses. Die Pointe dieser Sichtweise ist, daß an den Universitäten seit dem 13. Jahrhundert zusammenwächst, was der Eigenlogik seiner Bestandteile nach keineswegs zusammengehört hat. War diese Grundspannung aber erst einmal etabliert, dann hielten die Universitäten auch weitere, gleichfalls divergierende Wissenschaftskonzepte aus, etwa die Spannung zwischen den an *ratio* und *auctoritas* orientierten Wissenschaften und solchen, in denen das Experiment als der Ort kontrollierter, wiederholbarer Erfahrung das Feld beherrschte. Die Grundspannung des Ursprungskonflikts begegnet uns später in neuen Konfigurationen wieder, in konkurrierenden Wahrheitskonzeptionen etwa, so zum Beispiel dort, wo man die Vielfalt der Phänomene einerseits auf Grundprinzipien und Gesetze zurückführen, andererseits aber

das Individuelle in seiner Einzigartigkeit erfassen will: „Philosophie“ versus „Geschichte“ (etwa: Naturgeschichte) nennt man das im 18. Jahrhundert, in der Moderne meint man dasselbe und spricht von den Natur- und den Geisteswissenschaften, von nomothetischen oder ideographischen Wissenschaften, vom Erklären und vom Verstehen. So gesehen, übt die Institutionalität der Universität, genauer: deren Clusterstruktur, einen heilsamen Druck auf die Struktur der Wissenschaften mit ihrer Tendenz zur immer weiter voranschreitenden Ausdifferenzierung und Selbstreferentialität aus. Was sie den Fächern an-tut, ist meines Erachtens unter diesem Vorverständnis im jeweiligen Einzelfall zu prüfen. Jedenfalls hat man im Gefüge der Universitäten schon seit dem 13. Jahrhundert auf Seiten der reflexiv orientierten, um einen Wahrheitsbegriff herum organisierten Wissenschaften stets mit den Ingenieuren sozialer Wirklichkeit in der Nachbarschaft zu rechnen, die auf Nutzenanwendung, „Verfahren“ und Lebensweltlichkeit bedacht waren, und umgekehrt. Die Spezifik des sozialen Systems „Wissenschaft“ in den lateineuropäischen Gesellschaften schuldet dieser inhärenten Dissonanz wahrscheinlich ihr entscheidendes Moment. Und auch die Rolle des Funktionssystems „Wissenschaft“ in unseren Gesellschaften ist durch seine Universitätsförmigkeit erst ermöglicht worden. Damit meine ich die Ambivalenz der Wissenschaft dem Gesamtsystem „Gesellschaft“ gegenüber, die im Vergleich mit anderen Funktionssystemen wie der „Politik“ etwa sichtbar wird: Auf der einen Seite verstehen wir die Wissenschaft nämlich nicht – ich zitiere hier Niklas Luhmann – als „freischwebende[n] Weltbeobachter“, „sondern als wissensförderndes Unternehmen der Gesellschaft und genauer: als Funktionssystem der Gesellschaft“; zugleich aber stellen wir „eine traditionsbestimmte Vorrangbehauptung“ auf – und dies „nicht, wie im Falle der Politik, für eine Position in der Gesellschaft, sondern für eine Position über der Gesellschaft“. Diese Ambivalenz: die erste Beobachterin der Gesellschaft und zugleich in der Gesellschaft zu Hause zu sein, konnte nur die janusköpfige Universität aushalten, das Haus der Philosophen und der sozialen Ingenieure. Keine Spezialschule, keine Grande école wäre hierzu dauerhaft geeignet gewesen.

Gottfried Wilhelm Leibniz Begrüßungsansprache

(Öffentliche Vortragsveranstaltung in der Paulinerkirche
am 23. Januar 2009)

WERNER LEHFELDT

Sehr geehrte Damen und Herren,
im Namen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen begrüße ich Sie zu unserer Vortragsveranstaltung, die dem Universalgelehrten, dem Universalgenie Gottfried Wilhelm Leibniz gewidmet ist. Es ist kein Leibniz-Jubiläum, das den Anlaß für diese Veranstaltung bildet. Ein solches steht erst für 2016 an, wenn am 14. November des 300. Todestags Leibniz' zu gedenken sein wird. Mit der heutigen Veranstaltung verfolgt die Akademie das Ziel, eines ihrer bedeutendsten Arbeitsvorhaben, die Herausgabe sämtlicher Schriften und Briefe Gottfried Wilhelm Leibniz', einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen. Die Göttinger Akademie betreibt dieses Projekt zusammen mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie. In insgesamt vier Arbeitsstellen wird die Herausgeberarbeit geleistet. Die beiden Arbeitsstellen unserer Akademie befinden sich in Münster und in Hannover. Die Münsteraner Arbeitsstelle ediert die philosophischen Schriften von Leibniz, diejenige in Hannover Leibniz' mathematische Arbeiten. Angesiedelt ist die Hannoversche Arbeitsstelle an der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek. Dort wird u.a. die unvorstellbar umfangreiche Korrespondenz des Gelehrten aufbewahrt, die im vergangenen Jahr in das UNESCO-Weltkulturerbe aufgenommen worden ist. Insgesamt umfaßt die Leibniz-Edition bisher 48 Bände. Sie bildet heutzutage die wichtigste Grundlage für die internationale Leibniz-Forschung, die Basis für Leibniz-Ausgaben etwa in China und in den USA.

Wenn sich die Akademie dazu entschlossen hat, ihr Leibniz-Editionsprojekt gerade jetzt der Öffentlichkeit vorzustellen, so hat den unmittelbaren Anlaß dazu der Umstand gegeben, daß in der mathematischen Reihe im vergangenen Jahr zwei Bände erschienen sind, die unter wissenschaftshistorischem Gesichtspunkt von besonderer Bedeutung sind. In ihnen wer-

den zum erstenmal Leibniz' Aufzeichnungen zur Vorgeschichte und zur Entstehung der Differential- und Integralrechnung vollständig der Öffentlichkeit vorgelegt. Somit ist es nun möglich, auf einer festen Grundlage zu einem Urteil über den Prioritätsstreit zwischen Leibniz und Newton zu kommen. Ich zitiere hierzu aus einem Text von Professor Herbert Breger, dem Leiter der Hannoveraner Arbeitsstelle: „Die Texte bestätigen, daß Leibniz die Differential- und Integralrechnung selbständig, jedoch einige Jahre später als Newton gefunden hat (die erste Veröffentlichung der neuen Rechnungsart stammt von Leibniz)“.

Unsere Veranstaltung bietet der Akademie die willkommene Gelegenheit, denjenigen Institutionen und Personen öffentlich Dank abzustatten, die das Leibniz-Editionsprojekt ermöglichen bzw. realisieren. Zu nennen sind hier die Geldgeber, der Bund sowie die Länder Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, die im Rahmen des geisteswissenschaftlichen Langzeitprogramms der deutschen Akademien der Wissenschaften die beiden Arbeitsstellen finanzieren, sodann die Universität Münster und die Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek in Hannover, an denen diese Arbeitsstellen angesiedelt sind und im Falle von Hannover personalrechtlich betreut werden. Die Hauptverantwortung für die editorische Arbeit tragen die Leiter der Arbeitsstellen, in Münster Professor Schneider und in Hannover Professor Breger. Was die beiden von mir erwähnten neuen Bände angeht, so ist außer Professor Breger den Bearbeitern zu danken: Professor Eberhard Knobloch, Dr. Walter S. Contro, Dr. Uwe Mayer, Dr. Siegmund Probst, Dr. Heike Sefrin-Weis.

Im Rahmen unserer Veranstaltung werden Sie nun drei Vorträge hören. Den Beginn macht Dr. Eike Christian Hirsch, der sich mit seiner Leibniz-Biographie „Der berühmte Herr Leibniz“ als Kenner von Leibniz' Leben und Werk ausgewiesen hat. Die Idee, der Wunsch, Herrn Hirsch um den Eröffnungsvortrag zu bitten, entstand in zwei Köpfen gleichzeitig, und zwar in dem unseres Präsidenten, Professor Starck, und in meinem, als wir am 1. Juli 2008 im Ballhof zu Hannover an der Feier zur Aufnahme des Leibniz-Briefwechsels in das UNESCO-Weltdokumentenerbe teilnahmen. Dort hielt Herr Hirsch einen Vortrag über Leibniz, der uns – ich sage das so ungeschützt – beeindruckte und begeisterte, so daß wir Herrn Hirsch noch am selben Abend nach Göttingen einluden. Ich danke Ihnen, Herr Dr. Hirsch, daß Sie diese Einladung angenommen haben und heute zu uns gekommen sind.

Von dem zweiten Vortragenden, Professor Herbert Breger, ist vorhin schon die Rede gewesen. Herr Breger zählt ohne Zweifel zu den besten Kennern insbesondere von Leibniz' mathematischem und naturwissenschaft-

lichem Schaffen. Wir freuen uns auf den Blick in Leibniz' Nachlaß, den er uns gewähren wird.*

Den abschließenden Vortrag über ein von Leibniz behandeltes philosophisches Problem wird Professor Wolfgang Kühnen halten. Herr Kühne ist an der Universität Hamburg tätig und gehört der Göttinger Akademie als Ordentliches Mitglied an. Auch er ist – unter anderem – ein ausgewiesener Leibniz-Forscher und hat im vergangenen Jahr die verantwortungsvolle Position des Vorsitzes der interakademischen Kommission übernommen, die die Tätigkeit der Berlin-Brandenburgischen und der Göttinger Leibniz-Arbeitsstellen koordiniert.

Außer zu der Einladung an Dr. Eike Christian Hirsch hat uns, das heißt den Akademiepräsidenten Professor Starck und mich, die Veranstaltung in Hannover auch noch auf die Idee gebracht, zwischen den zweiten und den letzten Vortrag ein Intermezzo einzuschieben, das dem Zweck dient, Leibniz als Briefschreiber unmittelbar zu uns sprechen zu lassen und mit ihm zwei seiner Korrespondenzpartnerinnen. Auf eine Bitte von Professor Starck hin hat der Direktor des Max-Planck-Gymnasiums, Herr Dr. Schimpf, die Gymnasiasten Christine Merten, Patrick Sum und Greta-Kristina Wagner ausgewählt, die nachher Gottfried Wilhelm Leibniz und dessen gelehrten hochfürstlichen Korrespondenzpartnerinnen, der Kurfürstin Sophie und der Königin Sophie Charlotte, ihre Stimme leihen werden.

Allen Vortragenden und Vorlesenden sei im Namen der Akademie und gewiß auch im Namen aller hier Anwesenden herzlich gedankt. Wenn wir nachher nach Hause gehen, werden wir besser als jetzt wissen, warum wir Leibniz noch brauchen. Der Wunsch, darüber aus mehreren Perspektiven etwas zu erfahren, hat uns ja zusammengeführt.

* Der Vortrag von Professor Breger – „Die Schwere der Luft – Ein Blick in Leibniz' Nachlaß“ – wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Warum wir Leibniz noch brauchen oder Der begehbare Kopf

EIKE CHRISTIAN HIRSCH

Es geht mir nur um eine strategische Überlegung

Warum brauchen wir Leibniz noch? Mir scheint, wir stehen heute in einem Konflikt der Weltanschauungen, der stark an das erinnert, was Leibniz erlebt hat. Es geht und ging um die Frage, ob alles, was es gibt, Materie ist, oder ob der Geist ihr eigenständiges Gegenüber ist. Darum geht es auch heute. Der Physiologe Wolf Singer etwa (vom Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main, seit langem medienwirksam präsent) bestreitet einen „Geist“. Er sagte etwa im Interview: „Alles, was wir in dualistischen Leib-Seele-Modellen gern dem Geistigen zuschreiben, ist rein biologisch bedingt“. Für Singer ist also alles „rein biologisch“, daher gibt es auch keine Willensfreiheit.

Leibniz hat zu seiner Zeit die Gegenposition auf eine Weise vertreten, die man als ziemlich robust bezeichnen kann. Eine Position, mit der er den Geist verteidigt hat gegen die Annahme, es gebe nur die Materie.

Doch ich will nicht sagen, dass seine Argumente alle richtig waren; auch seine Lösung ist nicht unbedingt richtig oder heute noch gültig. Behaupten will ich nur, dass er damals eine Verteidigungslinie aufgebaut hat, die ziemlich hart war, härter als die Position, die heute wohl ein Freund von Geist und Seele einnehmen würde. Und insofern ist er, was die Verteidigungsstrategie angeht, noch heute eine feste Burg.

Die Frontlinie damals und heute

Zunächst versuche ich zu skizzieren, in welcher Auseinandersetzung Leibniz stand. Zu seiner Zeit waren fast alle Forscher und Denker Anhänger von René Descartes, der fünfzig Jahre vor Leibniz geboren wurde. Er hatte die Welt bekanntlich geteilt in Materie und Geist, die er *res extensa* und *res cogitans* nannte. Er hielt die Materie und die ganze Natur für eine Mechanik, alles verhielt sich wie eine Maschine. Doch Descartes hatte noch am Geist festgehalten, der *res cogitans*.

Zu Zeiten von Leibniz war ein Teil der Cartesianer, wie man seine Schüler nannte, der Meinung, alles sei Mechanik und Materie, man könne auf die Annahme eines Geistes oder einer Seele verzichten. Ja, man müsse auf den Geist verzichten, denn alles laufe in Wirklichkeit mechanisch und determiniert ab, eben wie in einer Maschine, determiniert sei damit auch alles, was in unserem Kopf vorgeht.

Leibniz hat schon in jungen Jahren erkannt, dass der Geist schwer gefährdet war. Doch warum lag ihm so viel an der Annahme, es gebe einen Geist? Was trieb Leibniz an? Er sah, dass letztlich der freie Wille nicht zu halten sein würde, wenn alles natürlich-mechanisch abläuft. Der freie Wille, das ist die Würde des Menschen. Ohne Geist aber kein freier Wille, ohne freien Willen keine Würde. So wird das auch heute noch gesehen: Wenn unsere Gedanken und Empfindungen reine Naturprodukte sind, gibt es keinen freien Willen.

Mein Zeuge ist wieder der bekannte Wolf Singer, von dem wir schon die Ansicht gehört haben, alles, was im Kopf entsteht, sei reine Natur. Seine Konsequenz ist: Es gibt keinen freien Willen. Für diese These ist Singer besonders bekannt geworden. Willensfreiheit, sagt er, sei „inkompatibel mit dem, was wir über die Funktion unserer Gehirne gelernt haben“. Oder er sagt dasselbe mit anderen Worten: „Keiner kann anders, als er ist. Verschaltungen legen uns fest. Wir sollten aufhören, von Freiheit zu reden“.

Wolf Singer sieht es selbst am deutlichsten, dass gerade diese Erkenntnis die Würde des Menschen in Frage stellt. Keine Willensfreiheit! Singer sagt dazu: „Diese Verletzung unseres überlieferten Selbstverständnisses tut weh – auch dem, der die Erkenntnisse zu Tage fördert“. Also auch und zuerst dem Forscher Wolf Singer selbst.

Der Gegenentwurf

Leibniz hielt zu seiner Zeit dagegen, als durch Denker wie Hobbes oder Spinoza die Willensfreiheit bestritten worden war. Er kämpfte für den Geist – und er brauchte ihn, wenn ich so sagen darf, um die Willensfreiheit zu retten.

Nun möchte ich Ihnen gleich das berühmte Gedankenexperiment vom begehbbaren Kopf vortragen. Es wirkt erstaunlich modern und radikal. Aber zuvor muss ich noch auf den entscheidenden Schritt aufmerksam machen, den Leibniz tut, um den Geist so zu etablieren, dass er nicht wegdiskutiert werden kann.

Es gibt den Begriff Geist nämlich doppelt. Leibniz hat den umfassenden Begriff davon gewählt. Wir hingegen denken doch bei „Geist“ gewöhnlich

an den menschlichen Geist, etwa wenn wir sagen: „All das hat der menschliche Geist hervorgebracht“. Für Leibniz ist aber der Geist primär nicht das, was in unserem Kopf entsteht. Geist ist für ihn das, woraus der ganze Kosmos besteht, er ist also viel umfassender, fundamentaler gedacht. Der Kosmos ist Geist.

Was in unserem Kopf entsteht, ist nur eine Ausprägung dieses Geistes, ist vielleicht einfach nur die Art, wie der fundamentale Geist sich selbst erkennt. Unser Fühlen und Denken stammt aus diesem umfassenden, ursprünglichen Geist und ist von allem Materiellen zunächst einmal geschieden.

Das ist eine ziemlich radikale Ansicht, denn gewöhnlich meinen wir ja, unsere Gedanken und Empfindungen entstünden – irgendwie – im Gehirn aus biochemischen Vorgängen.

Der begehbbare Kopf

Nun komme ich zum angekündigten Gedankenexperiment. Es findet sich in Leibniz' bekanntester Darstellung seiner Philosophie, in seinem Alterswerk, der so genannten Monadologie (Abschnitt 17). Leibniz denkt sich da einen begehbbaren Kopf. Und ich muss wohl nur kurz darauf hinweisen, dass heute das Gehirn ja tatsächlich gleichsam betreten werden kann, weil die Wissenschaft mit Hilfe der Kernspintomografie dem Gehirn bei seinen Gedanken und Entschlüssen längst zusieht.

In etwas freier Übersetzung aus dem (französisch verfassten) Original lautet das Bild so: „Man stelle sich vor, dass es eine Maschine gäbe, die aufgrund ihrer Bauart denken, fühlen und wahrnehmen könnte. Diese Maschine kann man sich dann vergrößert so vorstellen, dass man in sie wie in eine Mühle eintreten könnte. Dann würde man in ihr nur Teile finden, die einander stoßen, und nichts, was die Leistung einer ‚Wahrnehmung‘ zu erklären vermöchte“.

Dieses Gedankenexperiment ist erstaunlich modern, schon weil Leibniz die heutigen Untersuchungsmethoden gleichsam vorwegnimmt.

Die Deutung dieses Bildes

Noch erstaunlicher aber ist, dass er zu dem gleichen Schluss zu kommen scheint, den heute auch Gehirnforscher gern ziehen. Sie sagen dann, wie scheinbar auch Leibniz: „Wir sehen nur die Synapsen feuern, also die Bewegung von Molekülen, aber von einem Geist sehen wir nichts“. So ähnlich

sagt es auch Leibniz: „Dann würde man in ihr nur Teile finden, die einander stoßen, und nichts, was die Leistung einer ‚Wahrnehmung‘ zu erklären vermöchte“.

Leibniz hat also schon gewusst: Wer das Gehirn betritt, der wird den Geist nicht finden. Und wir können nun zu den Gehirnforschern sagen: „Warum wundert ihr euch? Ihr werdet nur Teile finden, die einander stoßen. Das wusste schon Leibniz. Das ist kein Argument gegen den Geist“.

Die Übereinstimmung zwischen Leibniz und manchen Naturwissenschaftlern besteht natürlich nur auf den ersten Blick. Beide sehen den Geist nicht – aus ganz gegensätzlichen Gründen.

Wir haben Aussagen von Singer gehört. Auch andere Forscher sind so weit gegangen zu sagen: „Was ‚Ich‘ oder ‚Bewußtsein‘ genannt wird, gar ‚Geist‘, ist eine allzu subjektive Deutung rein biochemischer Abläufe“.

Ein wenig erinnert diese Position an den naturwissenschaftlichen Materialismus aus dem 19. Jahrhundert. Einer ihrer Vertreter, der niederländische Physiologe Jakob Moleschott (1822–1893), bestand grundsätzlich darauf, die geistig-seelischen Vorgänge seien körperlicher Art. Ihm wird der Satz nachgesagt, das Gehirn produziere seine Gedanken wie die Niere den Urin. Ebenso gern wird der geistreiche Kommentar eines Kollegen von Moleschott zitiert: „Wenn man den Kollegen Moleschott so reden hört, könnte man fast meinen, er hätte recht“.

Wie Leibniz sein Gedankenexperiment verstanden wissen wollte

Doch zurück zu Leibniz. Er entscheidet sich dafür, anzunehmen, dass wir, könnten wir das Gehirn betreten, darin nichts Geistiges erkennen könnten. Er sagt das nicht, um den menschlichen Geist zu leugnen, sondern im Gegenteil, um ihn zu stärken.

Unsere Gedanken und Empfindungen sind für Leibniz nämlich gar nicht das Produkt der physiologischen Vorgänge im Gehirn, sie sind vielmehr unabhängig von körperlichen Vorgängen. Unser Geist lebt – ganz im Gegenteil – aus dem anderen, dem großen Geist, aus dem das Universum besteht.

Wenn Sie mich richtig verstanden haben, so werden Sie verwundert sein. Und doch ist es so: Leibniz leitet unseren Geist nicht aus den körperlichen Vorgängen im Gehirn ab. Für ihn sind unsere geistig-seelischen Regungen unmittelbar Ausfluss des Geistes, aus dem die Schöpfung besteht. Das lehrt seine berühmte und doch so schwer verständliche Annahme einer „prä-stabilisierten Harmonie“ zwischen Körper und Geist.

Leibniz' Auffassung ist, zugegeben, etwas radikal: Unsere Gedanken und Empfindungen entstehen gar nicht aus gehirnphysiologischen Prozessen.

Die üblichen Konzessionen der Freunde des Geistes

An dieser Stelle möchte ich kurz die Art betrachten, wie heutzutage gelegentlich die Annahme, es gebe einen Geist, begründet wird.

Ja, was tun eigentlich wir, die wir vielleicht gewöhnliche Freunde des Geistes sind und etwas von der Selbständigkeit des Geistes retten wollen, angesichts der überwältigend erfolgreichen Naturwissenschaft? Einer Wissenschaft also, die alles aus der Biochemie ableitet und uns leichthin erklärt, den Begriff Geist nicht zu brauchen? Nun, wir kleinlauten Freunde des Geistes versuchen es mit einem Kompromiss. (Und Sie ahnen es schon, ich will Ihnen zeigen, dass solch ein Kompromiss auf einer schiefen Ebene errichtet wird und nicht lange zu halten ist.)

Unsere gewöhnliche, durchaus vermittelnde Haltung beginnt mit der Konzession, dass wir sagen: „Ja, die Synapsen feuern, und aus ihrer Aktivität entstehen unsere Gedanken, unsere Empfindungen und Entscheidungen“. Das räumen wir ein. Aber wir fügen hinzu, um den Geist noch irgendwie zu retten: „Diese biochemischen Prozesse sind derart komplex und vielfältig, dass sie etwas hervorbringen, was von neuer Qualität ist. Aus der unglaublichen Quantität der vielen parallelen Prozesse entsteht eine neue Qualität, die wir den ‚Geist‘ nennen“. Oder wir verwenden ein anderes Bild, um den Unterschied von organischen Vorgängen und geistigem Produkt anschaulich zu machen: „Es vollzieht sich hier eben die Sublimierung des Materiellen, mit der Folge, dass sich etwas ganz Neues zeigt, und das ist der Geist. Geist, das ist gleichsam sublimierte Materie“.

Diese Einstellung ist ehrenvoll, aber ich finde, dass sie sich kaum halten lässt. Zu nahe liegt es, zu entgegnen, dass ein Produkt aus materiellen Vorgängen ein materielles Produkt bleibt. Und dass der Wunsch, nun von Geist (oder gar Seele) zu sprechen, eher unser romantisches Bedürfnis befriedigt, als dass er sich notwendig ergäbe. Dann wäre unser Wunsch kaum mehr als eine wohltätige Illusion. Und schnell abgetan.

Leibniz als Zuflucht, als Burg?

Doch haben alle, die nach einem anderen Konzept suchen, ihren Patron und Schutzheiligen in Leibniz. Er hat – auch mit seinem Gedankenexperiment – den Weg veranschaulicht. Seine Einsicht könnte man so zusammenfassen:

„Wer mit Methoden der Naturwissenschaft forscht, wird immer nur naturwissenschaftliche Vorgänge finden“. Er schreibt dazu im selben Abschnitt der Monadologie, das Denken sei „durch mechanische Gründe [...] nicht erklärbar“.

Exkurs: Du Bois-Reymond und Hilbert

Zu den Worten „durch mechanische Gründe [...] nicht erklärbar“ mache ich einen kleinen Exkurs und verweise auf Emil Du Bois-Reymond. Der bedeutende Berliner Physiologe hat im Jahr 1872 mit einem Vortrag höchstes Aufsehen erregt. Er erklärte das menschliche Bewusstsein als prinzipiell nicht erklärbar – nicht erklärbar aus den physiologischen Vorgängen im Gehirn. Dafür berief er sich auch auf das Mühlengleichnis von Leibniz. Und er endete in dem Ausruf: „Ignoramus, ignorabimus!“ (Wir wissen es nicht, wir werden es nicht wissen.) Eine Bankrotterklärung, sagten viele Kollegen, eine tiefe Erkenntnis, sagten andere.

Seine Tochter Estelle, die um 1912 seine Werke neu herausgegeben hat, lebte übrigens noch nach dem Zweiten Weltkrieg am Anfang des Hainholzweges, zusammen mit ihrer Schwester Rose, einer begabten Zeichnerin, ich habe beide noch gekannt. Wichtiger aber ist eine andere Verknüpfung mit Göttingen. Der bedeutendste unter den damaligen Mathematikern, David Hilbert, er starb hier 1943, war so empört über den vermeintlichen Verzicht des Kollegen Du Bois-Reymond auf Wissen, dass er sich, Sie kennen das, auf seinen Grabstein hier auf dem Friedhof an der Groner Straße trotzig die Worte setzen ließ: „Wir müssen wissen. Wir werden wissen“. Dieses Wort schleudert Hilbert damit auch Leibniz entgegen.

Einerseits ganz Forscher ... schroff daneben ein Metaphysiker

Betrachten wir noch einmal das Mühlengleichnis. Leibniz kommt den anderen Wissenschaftlern seiner Zeit sehr entgegen, indem er die Natur als eine Maschine deutet. Seit Descartes ist die Maschine das bevorzugte Modell der Erklärung natürlicher Vorgänge. Das Modell Maschine diente der Absicht, behaupten zu können, alles sei mit Mechanik erklärbar und also determiniert. Leibniz greift das Modell gelassen auf. Er kann sogar seine Monaden als Maschinen beschreiben. Und besonders was das Gehirn angeht, da ist er ganz moderner Wissenschaftler und sagt: „Ja, das Gehirn ist eine Maschine wie eine Mühle“.

Denn Leibniz konnte für sich in Anspruch nehmen, einerseits ein nüchterner und erfolgreicher Naturwissenschaftler zu sein, der dieser Wissenschaft mit der Infinitesimalrechnung das mathematische Rüstzeug gegeben hatte. Aber er war eben in beiden Welten zu Hause, in der Mechanik und in der Metaphysik. Und er konnte der Mechanik ihr Recht lassen, ohne die Metaphysik und den Geist aufzugeben. Doch die Metaphysik ist für ihn das Fundament.

Ja, – er meinte erkannt zu haben, dass es umgekehrt ist: Nicht das Geistige geht irgendwie aus der Materie hervor, sondern die Materie aus dem Geist! Die Mühle soll uns vor Augen führen, dass der menschliche Geist hier nicht entsteht. Die Erfahrung in der Mühle bestätigt damit, was Leibniz in einem Brief an einen Mathematiker schrieb, dass nämlich „alles in den Naturerscheinungen gleichzeitig auf mechanische und auf metaphysische Weise geschieht, dass aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik liegt“. Sehen können wir nur die Mechanik. Sie aber entsteht aus dem Geist.

Zusammenfassung

Warum wir Leibniz noch brauchen, darum sollte es gehen. Meine Antwort war: Weil Leibniz allen, die den Geist bewahren wollen, eine besonders kühne, radikale Strategie anbietet. Seine Auffassung von Geist und Materie ist kein Kompromiss, kein Rückzugsgefecht, keine Konzession, die bald überflüssig wird.

Er sagt nicht, was unsereiner vielleicht vertritt, der Geist entstehe „irgendwie“ durch Sublimierung aus den biochemischen Vorgängen. Ja, selbst Du Bois-Reymond ist nicht so radikal wie er, denn der Berliner Physiologe meinte ja nur, wir würden es nie erkennen können, wie aus Molekularbewegungen Bewusstsein wird.

Leibniz setzt absolut auf den Geist. Nicht auf den Geist, der im menschlichen Gehirn entsteht, sondern auf den, den es schon immer gab, aus dem das Weltall besteht. Dieser Geist ist das Fundament! Und was unseren eigenen Geist angeht, so leitet der sich gar nicht aus der Physiologie des Gehirns ab.

Das ist die Umkehr des Gewohnten, eine radikale Position. Ich will sie nicht empfehlen. Vielleicht kann man sie heute nicht mehr vertreten, schon gar nicht mit allen Konsequenzen, die Leibniz in Kauf nimmt. Aber sie ist ein Leitbild, sie kann Mut machen. Denn so lange, wie der Geist durch einige moderne Forscher wegerklärt wird, kann uns Leibniz lehren, wie man die Geisthypothese wirklich begründet. Indem man den Geist des Universums zum Fundament macht – von allem.

Schluss

Zum Schluss sei an einen anderen Außenseiter der Physik erinnert, an Johann Wolfgang Goethe und seine Farbenlehre. Über ihn als Naturwissenschaftler schrieb Carl Friedrich von Weizsäcker, und das will ich nun auf Leibniz angewandt wissen, diese schönen Worte: „Erst aus der Ferne erkennen wir, dass sein Licht nicht das des Leuchtturms ist, der den Hafen anzeigt, sondern das (Licht) eines Sterns, der uns auf jeder Reise begleiten wird“.

Sieger, Besiegte oder wer schreibt Geschichte

(Festvortrag in der öffentlichen Sondersitzung am 15. Mai 2009)

CHRISTIAN MEIER

Träger der Lichtenberg-Medaille 2009

Laudatio auf Christian Meier

Sehr geehrter Herr Präsident,
sehr geehrter Herr Meier,
sehr geehrte Damen und Herren!

Die Lichtenberg-Medaille ist die höchste Auszeichnung, die unsere Akademie zu vergeben hat. An ihr sind alle Akademiemitglieder unmittelbar beteiligt. Verliehen wird sie solchen Gelehrten, die sich in ihrem Fachgebiet besonders ausgezeichnet haben, außerdem aber über ihr engeres Fachgebiet hinaus in eine breitere Öffentlichkeit wirken. Diese beiden Gesichtspunkte müssen also bei Vorschlägen zur Verleihung der Lichtenberg-Medaille bedacht und berücksichtigt werden.

Was den ersten Aspekt angeht, so wäre es vermessen, wenn ich mir zu ihm ein Urteil anmaßen wollte, da Christian Meier Historiker ist, während ich als Philologe und Sprachwissenschaftler arbeite. Daher erlaube ich mir, die wichtigsten Passagen aus dem Verleihungsvorschlag zu zitieren, der von Professor Gustav Adolf Lehmann verfaßt worden ist, dem Vertreter des Faches Alte Geschichte in unserer Akademie.

„Schon das erste, aus der Habilitationsschrift (1962 in Frankfurt am Main vorgelegt) erarbeitete Buch von Christian Meier „Res publica amissa. Eine Studie zur Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik“ (Wiesbaden 1966) war ein großer Wurf und hat weit über das Fach Alte Geschichte hinaus ein lebhaftes Echo gefunden. Statt der allzu einfachen und selbstsicheren Antworten in der bis dahin geführten Forschungsdiskussion wurde hier zur Geschichte der späten Römischen Republik nach der Dictatur Sullas das faszinierende Bild eines politischen Zerfalls- und Verwandlungsprozesses entworfen, der sich gleichsam hinter dem Rücken der politisch und militärisch handelnden Akteure und Kräfte in Rom vollzog. Seine These von einem Untergang der weltbeherrschenden Republik nicht in einer „Römischen Revolution“ – so Theodor Mommsen und später

Alfred Heuß –, sondern in einer anhaltenden zermürbenden „Krise ohne Alternative“ hat Christian Meier danach in einer ganzen Reihe scharfsinniger Untersuchungen und glänzend geschriebener Essays – sowohl von der Ebene einer sehr genauen Kenntnis einschlägiger Quellenzeugnisse aus als auch mit dem Rüstzeug einer modernen mentalitätsgeschichtlichen Theorie – verteidigt und weiter ausgebaut: Hier wurde die inzwischen berühmt gewordene Formel von der „Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar“ gefunden, dem in Rom am Ende zwar überlegene „Macht in den Verhältnissen, aber nicht über die Verhältnisse“ zu Gebote stand. Den Gipfelpunkt und Abschluß dieser Studien bildete die große Caesar-Biographie (von 1982), die Meiers Werk und Anliegen auch einer breiten außerfachlichen Öffentlichkeit bekannt machte – weit über „die Provinz des Historikers“ (und erst recht des Altertumswissenschaftlers) hinaus, um eine scharfzüngige Formulierung von Christian Meier selbst zu verwenden.

Neben den Darstellungen und Studien über die großen Fragen in der Geschichte der Römischen Republik stehen bei Meier – in der Tradition seines 1961 verunglückten Heidelberger Lehrers Hans Schaefer – Abhandlungen mit neuen methodischen und sachlichen Ansätzen zur antiken griechischen Staatenwelt – zur archaischen Epoche der Herausbildung des hellenischen Polisstaates mit seinen charakteristischen Lebens- und Verfassungsformen ebenso wie zur klassischen Demokratie Athens im 5. Jh. v. Chr. Jahrzehntelang betriebene gelehrte Arbeit, mannigfache Interpretationen und Vorstudien hat Christian Meier auf diesem Gebiet in seinen großen Werken „Die politische Kunst der griechischen Tragödie“ (1988) und „Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte“ (1993) zu einer eindrucksvollen Synthese zusammengefaßt. Historisch-theoretische und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen stehen im Mittelpunkt eines Versuchs, über die großen Themen der Tragödien die Vorstellungskraft und die inneren Lebensformen Athens und seiner hier geistig „unterfangenen“ Demokratie näher zu erfassen. In der Hauptsache ging es darum, den buchstäblich lebensnotwendigen Zusammenhang zwischen der Politik der noch ganz „neuen“, demokratisch regierten Großmacht Athen (zwischen Perserkriegen und Peloponnesischem Krieg) und der Tragödienkultur der athenischen Festgemeinde und Bürgerschaft aufzuzeigen. Darüber hinaus sind beide Bücher – zusammen mit der großen Caesar-Biographie – Meisterwerke einer modernen „Geschichtsschreibung aus der Forschung heraus“ und mit literarischem Anspruch.

Soeben hat Christian Meier einen gewichtigen Teil einer geplanten Gesamtdarstellung zur „Geschichte der Antike“ (im Rahmen einer mehrbändigen „Geschichte Europas“) vorgelegt; im Mittelpunkt steht hier der viel-

schichtige Prozeß der „Entstehung der hellenischen Poliswelt“ zwischen dem Ende der mykenisch-frühgriechischen Epoche und dem Vorabend der Perserkriege (am Ende des 6. Jh. v. Chr.): dieser grundlegende Neubeginn in der Geschichte des Altertums wird in tiefgreifenden Interpretationen und historischen Analysen auf höchstem Reflexionsniveau als ein faszinierendes „Praeludium“ vor der spezifischen Geschichte Europas aufgefaßt und nach vielen Richtungen hin ausgedeutet: „Kultur, um der Freiheit willen. Griechische Anfänge – Anfang Europas?“, München 2009“.

Wäre Christian Meier „nur“ ein brillanter Althistoriker, „nur“ ein herausragender Vertreter seiner akademischen Spezialdisziplin, so wäre er für die Verleihung der Lichtenberg-Medaille nicht in Frage gekommen. Er muß, so fordert es die Satzung, auch in eine breitere Öffentlichkeit hinein wirken. Ich könnte es mir leicht machen und mich mit dem Hinweis darauf begnügen, daß die Wirkung des Werkes von Christian Meier in eine breitere Öffentlichkeit hinein auf der Hand liegt: Angefangen bei „Res publica amissa“, über die Caesar-Biographie bis hin zu der bisher letzten Monographie „Griechische Anfänge – Anfang Europas?“ sind alle Bücher von Christian Meier weit über den Umkreis der Fachleute hinaus lebhaft rezipiert und diskutiert worden. In aller Unbescheidenheit darf ich mich selbst als Zeugen für eine solche Breitenwirkung benennen, da ich sowohl „Res publica amissa“ als auch die Caesar-Biographie wie auch andere Arbeiten von Christian Meier gelesen habe, und zwar nicht erst, der Pflicht gehorchend, bei der Vorbereitung der von mir hier vorzutragenden Laudatio. Es ist aber natürlich erforderlich, daß wir uns Klarheit darüber zu verschaffen suchen, warum sich Christian Meier nicht als „bloßen“ Fachgelehrten versteht, warum er die Grenzen seines Faches überschreiten will und worauf seine „Breitenwirkung“ beruht. Das kann hier natürlich nur kurz und andeutungsweise geschehen.

In einer Fußnote in seinem Buch „Von Athen bis Auschwitz. Betrachtungen zur Lage der Geschichte“ (2002) schreibt Christian Meier: „Die historische Zunft kann zwar ganz gut ohne gesellschaftliches Interesse an ihrer Arbeit leben (sofern die Mittel gesichert sind), doch forscht und lehrt es sich ceteris paribus anders, im Zweifelsfall fruchtbarer, wenn es gegeben ist“. Wir sehen: Christian Meier wünscht sich ein gesellschaftliches Interesse an seiner Arbeit als Historiker, um diese Arbeit fruchtbarer betreiben zu können, als dies ohne ein solches Interesse der Fall wäre. Und zwar wird ihm diese Arbeit ganz wesentlich dann fruchtbar, wenn sie es ihm ermöglicht, seine Überzeugung zu verwirklichen, wonach, wie er explizit schreibt, „Historiker eine Funktion in der Öffentlichkeit haben“ sollten; „keineswegs nur für die speziell an Geschichte oder an Teilen davon Interessierten – [. . .] –,

sondern auch für die Allgemeinheit; das sei in aller Bescheidenheit festgestellt“. Worin besteht die Funktion der Historiker in der Öffentlichkeit? Nach Christian Meier trägt der Historiker die Verantwortung, „an seiner Zeit wachen Anteil zu nehmen, sich mit seinen Mitteln um deren Erkenntnis zu bemühen“. Diese Anteilnahme an seiner Zeit befruchtet ihrerseits die im engeren Sinne fachspezifische Arbeit des Historikers: „Indem er mit den Fragen seiner Zeit im Kopf, die Vergangenheit erforscht und betrachtet, erscheint diese ihm oft in neuem Licht, doch lernt er zugleich die Fragen der eigenen Zeit anders sehen. Was alles helfen die Infragestellungen unserer Zeit zum Beispiel an der Antike entdecken! Was erfährt man auch heute, über die Fragen unserer Zeit zum Beispiel, von der Antike her!“ Wie Christian Meier die von ihm übernommene Verantwortung wahrnimmt, „an seiner Zeit wachen Anteil zu nehmen, sich mit seinen Mitteln um deren Erkenntnis zu bemühen“, davon zeugen zahlreiche Veröffentlichungen aus seiner Feder, neben dem schon genannten Buch „Von Athen bis Auschwitz“ etwa die Monographien „Die parlamentarische Demokratie“ und „Das Verschwinden der Gegenwart“.

Indem Christian Meier – ich zitiere eine Formulierung von ihm noch einmal – als Historiker an seiner Zeit wachen Anteil nimmt und sich mit seinen Mitteln um deren Erkenntnis bemüht, reiht er sich ein in eine bemerkenswerte und gerade in Deutschland ausgeprägte Tradition. Es ist – gerade auch für den Nichtfachmann – auffällig, daß es immer wieder bedeutende Vertreter des Faches Alte Geschichte gewesen sind, die Verantwortung für die Erkenntnis und auch für die Gestaltung ihrer Zeit übernommen haben. Ich nenne hier Theodor Mommsen, der als Abgeordneter zum Preußischen Landtag und zum Deutschen Reichstag eine aktive politische Rolle gespielt und im sogenannten Antisemitismusstreit gegen Heinrich von Treitschke gekämpft hat. Hier in Göttingen ist in diesem Zusammenhang an Alfred Heuß zu erinnern, dessen aufwühlendes Buch „Versagen und Verhängnis. Vom Ruin deutscher Geschichte und ihres Verständnisses“ wenige Jahre vor der – leider nicht ganz gelungenen – Revolution von 1989 erschienen ist und dazu beigetragen hat, die damals weitverbreitete Überzeugung von der Unerschütterlichkeit der Teilung Deutschlands zu untergraben. In der Gegenwart setzen außer Christian Meier solche Althistoriker wie Wolfgang Schuller und Egon Flaig die Tradition fort, Verantwortung für Erkenntnis und Gestaltung ihrer Zeit zu übernehmen.

Und noch in eine andere von Göttinger Gelehrten mitgeprägte Tradition reiht sich Christian Meier ein. Ich denke hier an seine – auch auf die Gegenwart zielenden – Untersuchungen und Überlegungen zum Problem der politischen Macht, zu der Frage, ob bzw. wieweit ein Politiker, gerade

auch ein allmächtig scheinender Politiker wie Caesar, Gewalt nicht nur in den Verhältnissen, sondern auch über die Verhältnisse zu erlangen vermag, in denen er agiert. Mit diesem Problem hat sich bereits – auch er als Glied einer langen Traditionskette – der Mitgründer und erste Präsident unserer Akademie, Albrecht von Haller, auseinandergesetzt, dessen 300. Geburtstags Akademie und Universität im vergangenen und in diesem Jahr gedacht haben. In seinen Staatsromanen „Usonia – Eine morgenländische Geschichte“, „Alfred“, „Fabius und Cato, ein Stück der römischen Geschichte“ veranschaulicht er „die drei von Montesquieu idealtypisch unterschiedenen Staatsformen“ der gemilderten Despotie, der gemäßigten Monarchie sowie der aristokratischen Republik. Ein Zitat aus dem 4. Buch des „Alfred“ mag uns zeigen, daß schon Haller die Ohnmacht des allmächtigen Herrschers erkannt hat. Er läßt den erfahrenen Nordmann Amund zu Alfred sagen: „[...] ein Despot ist eine umgekehrte Pyramide, ein ungeheures Gewicht ruhet auf der Spitze, auf einem Punkt; der Hauch eines Westwindes kann den widersinnigen Bau umstürzen“.

Ich komme zum Schluß und fasse zusammen. Christian Meier ist ein Gelehrter, der den beiden Kriterien, denen ein für die Verleihung der Lichtenberg-Medaille vorzuschlagender Kandidat genügen muß, in hohem Maße erfüllt. Wir danken Ihnen, sehr geehrter Herr Meier, dafür, daß Sie die Lichtenberg-Medaille annehmen, und freuen uns auf Ihren Vortrag.

Werner Lehfeldt

Sieger, Besiegte oder wer schreibt die Geschichte?

Herr Präsident,
meine Damen und Herren,

ich möchte mit einem zweifachen Dank beginnen – für die Ehre, die Sie mir mit der Verleihung der Lichtenberg-Medaille erweisen, aber auch für die Freude, die Sie mir dadurch gemacht haben, daß Sie mir Anlaß boten, mich über mehrere Wochen hin mit dem Patron der Medaille zu unterhalten. Es wird auf ihn noch zurückzukommen sein.

„Der Sieger schreibt die Geschichte“, so kann man es verschiedentlich hören; der Satz geht manch einem leicht von den Lippen. „Der Besiegte schreibt die Geschichte“, so lautet eine These, die Reinhart Koselleck 1988 in einer gelehrten Abhandlung aufgestellt hat. Er knüpft an eine Bemerkung an, welche 1946 der damals frisch besiegte Carl Schmitt gemacht hat. Der berief sich auf Tocqueville, den Angehörigen des 1789 besiegten Adels, den 1848 unterlegenen Liberalen (um nur zwei seiner Niederlagen zu nennen). Guizot hatte von ihm gesagt: „c'est un aristocrate vaincu qui accepte sa défaite“. Das sei als Bosheit gemeint gewesen, so Schmitt, erweise aber einen ungewollten Tiefsinn. Denn der Satz lasse „das Arcanum der Größe ahnen [...], das den besiegten Franzosen über alle andern Geschichtsschreiber seines Jahrhunderts erhebt“.

Nach Koselleck legen Sieger ihre Historie kurzfristig an, konzentriert auf jene Taten und Ereignisse, die ihnen den Sieg gebracht haben. Wenn sie sich auf langfristige Trends berufen, führe das leicht zu Deformationen der Vergangenheitssicht. Rückwirkend werde eine Teleologie gezimmert.

„Anders die Besiegten. Deren Primärerfahrung ist zunächst, daß alles anders gekommen ist als geplant oder erhofft. Sie geraten, wenn sie überhaupt methodisch reflektieren, in eine größere Beweisnot“. Daher habe die Hypothese – denn darum handelt es sich – manches für sich, daß gerade aus den einmaligen den Besiegten aufgenötigten Erfahrungsgewinnen Einsichten entspringen, die von längerwährender Dauer und damit größerer Erklärungskraft zeugen. „Mag die Geschichte – kurzfristig – von Siegern gemacht werden, die historischen Erkenntnisgewinne stammen – langfristig – von den Besiegten“.

Koselleck führt eine Reihe von bedeutenden Historikern an, welche Besiegte gewesen seien, angefangen bei Herodot und Thukydides. Es ist

gleichsam ein statistischer Befund, den er, anknüpfend an seine allgemeinen Erwägungen, vorträgt und an einzelnen illustriert.

Wenn Sieg oder Niederlage wirklich das Fragen, Forschen und Schreiben eines Historikers bestimmen sollen, muß er existentiell davon tangiert sein, sich also mit dem politischen Verband, mit Stand, Klasse oder Kultur, um deren Sieg oder Niederlage es geht, identifizieren. Es muß seine ganz persönliche Sache sein, die auf dem Spiel gestanden hat, wenn er wissen will, warum es so kam, wie es kam. Sieger oder Besiegter ist man zudem, sofern es sich um das Geschick politischer Verbände handelt, in der Regel nur eine Zeitlang. Denn die Verhältnisse wechseln. Bei längerfristigen Prozessen, etwa dem Niedergang eines Adels, mögen sich die Fristen etwas weiter dehnen.

Die Frage, wer die Geschichte – und insbesondere die bessere, an Erkenntnis reichere und (was für Koselleck wichtig ist) methodisch innovative Geschichte – schreibt, Sieger oder Besiegter, kann sich also nur auf bestimmte Werke beziehen, ohnehin nicht auf das Gros der akademischen und der feuilletonistischen Historiographie; auch dann nicht, wenn einer eine Geschichte mit glühendem Herzen geschrieben hat, wie etwa Mommsen die römische. Aber vielleicht ist die Frage, wie und wie weit Sieg oder Niederlage Movers für Geschichtsschreibung sein können, unsinnig? Könnte sie auf den Holzweg führen (falls nämlich diese existentiellen Gegebenheiten allenfalls akzidentiell sind)?

Merkwürdiger-, für mich höchst überraschenderweise hat diese Frage die Historiker der Geschichtsschreibung und die Theoretiker der Geschichtswissenschaft, soweit ich sehen konnte, vor Koselleck nicht interessiert. Wenn die sich mit dem besonderen Engagiertsein von Geschichtsschreibern (oder Historikern überhaupt) befassen, fragen sie nach Parteilichkeit. Hie Welf, hie Waibling sozusagen, klein- oder großdeutsch, konservativ oder fortschrittlich und wie die Positionen alle heißen. Das gehört für Historiker zum Kapitel Objektivität. Von Sieger- oder Besiegtersein ist da keine Rede.

In den Erörterungen über das mögliche persönliche Engagement des Historikers waltet somit das Interesse der Fachleute vor, welche sich fragen, wie man sich zwischen den Kräften, mit denen man es zu tun hat, bewegt (oder bewegen soll). Dazu lassen sich Regeln und Gebote formulieren. Ob einer dagegen den Siegern oder den Besiegten zuzurechnen ist, ist vorgegeben. Vielleicht aber trotzdem von Interesse?

Nur zwei Ausnahmen habe ich gefunden: Graf Boulainvilliers nämlich, der eine wichtige Rolle in den Kämpfen zwischen Monarchie und Adel, spe-

ziell in der Regentschaft nach dem Tod Ludwigs XIV. spielte, hat bemerkt, es gebe „keine größere Unterscheidung zwischen den Menschen als die zwischen Siegern und Besiegten“. Wie weit er das auf Geschichtsschreibung, speziell auf seine 1727 veröffentlichte „Histoire de l’Ancien Gouvernement de la France“ bezog, habe ich nicht feststellen können. In jüngerer Zeit hat Ulrich Raulff, an Kosellek anschließend, in seinem Buch über Marc Bloch die Bedeutung von Sieg oder Niederlage für den Historiker herausgestrichen.

Auch in den neueren Arbeiten, die sich auf die „Kultur der Niederlage“ oder das „Penser la défaite“ beziehen, kommt die Geschichtsschreibung nicht vor. Außerhalb der Geschichtswissenschaft aber ist der Satz „der Sieger schreibt die Geschichte“ verbreitet: Carl Schmitt bezeugt, er habe ihn in seiner Jugend, also um 1900, oft gehört; er liege ihm „noch heute im Ohr“. In meiner Vorlesung meldete sich mehr als die Hälfte der Studenten, jung wie alt, auf meine Frage, wer den Satz kenne. Er begegnet in Leserbriefen. Schriftlich habe ich ihn sonst nur ganz gelegentlich gefunden. In Brechts Verhör des Lucullus (1936) sagt der Totenrichter: „Immer doch schreibt der Sieger die Geschichte der Besiegten“. Oder George Orwell am 4. Februar 1944: „History is written by the winners“. Er bezog sich auf die beiderseitige Kriegspropaganda und fand: „A nazi and a non-nazi version of the present war would have no resemblance to one another, and which of them finally gets into the history books will be decided not by evidential methods but on the battlefield“. Umstritten ist dagegen, ob Churchill den Satz gebraucht hat. Behauptungen, er habe es, könnten aus einer anderen Äußerung herausgesponnen sein (was immerhin bestätigte, daß der Satz bekannt war). Jene Äußerung ist übrigens sehr schön. Churchill habe in den 1930er Jahren Premierminister Baldwin einmal entgegengehalten: „That he was confident history would find Baldwin wrong – because I shall write that history“. Hier hätte also nicht der Sieger die Geschichte geschrieben, sondern der Unterlegene hätte als Geschichtsschreiber nachträglich über den Sieger gesiegt.

Eine andere Äußerung, die die Redensart indirekt bezeugen könnte, stammt von Jacob Burckhardt, der Silvester 1872 befürchtete, „die ganze Weltgeschichte von Adam an“ werde „siegesdeutsch angestrichen und auf 1870 bis 1871 orientiert sein. Den nächsten Krieg gewinnt man ohnehin gewiß auch noch“.

1991 hat Winfried Martini ein Buch unter dem Titel „Der Sieger schreibt die Geschichte“ veröffentlicht. Es geißelt die Besiegten-Mentalität, die Unterwürfigkeit der Deutschen nach 1945, die eben dazu geführt habe, daß die Geschichte im Sinne der Sieger verstanden wurde.

Zuvor hat Nietzsche die Sache einmal, aber mit andern Worten, festgestellt: „Alle Geschichte ist bis jetzt vom Standpunkt des Erfolgs, und zwar mit der Annahme einer Vernunft im Erfolge geschrieben“. Erfahrung jeweiliger Gegenwart pflegt dem entgegentzukommen. „Ist es doch sicherer, auch angenehmer für das Gemüt, im Lager der Sieger zu sein als bei den Besiegten; kennen wir doch alle die Versuchung, dem Sieger auch das historische Recht beizumessen“. So Golo Mann, übrigens zur Lage in Deutschland nach dem Sieg Hitlers. Worauf das in der Historiographie hinausläuft, macht Nietzsche deutlich, wenn er von „Geschichte als dem Hohn der Sieger“ spricht. Schließlich gibt es das berühmte Benjamin-Zitat aus dessen siebter geschichtsphilosophischer These: „In wen fühlt sich der Geschichtsschreiber des Historismus ein? Die Antwort lautet unweigerlich in den Sieger. Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben“.

Wie weit Sieger selbst darauf pochen, daß sie es seien, die die Geschichte schreiben, und Reklamationen der Besiegten damit abschmettern, ob der Satz also gleichsam die historiographische Seite des *vae victis* darstellen kann, weiß ich nicht. Carl Schmitt vermutet es. Jedenfalls kann sich das Ressentiment der Besiegten darin äußern. Siegesgeschichte – das klingt wie Siegerjustiz. Es liegt ein Vorwurf darin; wie bei Benjamin.

Immerhin ist eines richtig: Es gibt die Sieger, die Wert darauf legen, daß Geschichte in ihrem Sinne geschrieben wird. Sie können ihre Historiker fördern und dirigieren; Stefan Heym hat das in seinem König-David-Report sehr schön durchgespielt. Sie können Besiegte davon abhalten, ja abschrecken, Geschichte in deren Sinne zu schreiben (oder falls sie es doch tun, sie verfolgen und ihre Werke verbrennen). Und es kommen ihnen die Neigungen all derer zugute, die sich den Vorgaben der Stärkeren, der Erfolgreichen fügen. Dies alles kann natürlich von Historikern festgestellt werden. Schon im vierten Jahrhundert hat der christliche Historiker Orosius von den „iudicia victoris“, den Sprachregelungen des Siegers gesprochen, die die Geschichtsauffassung bestimmen. Der Sieger kontrolliert zudem den Zugang zu den Archiven. Und vielen Besiegten wird eben mit ihrer Niederlage die Möglichkeit, ihre Geschichte zu schreiben, abgeschnitten, etwa Galliern, Spaniern und Germanen im Römischen Reich. Wenn es sich bei Griechen und Juden anders verhielt, so deswegen, weil sie längst ihre eigenen Formen von Geschichtsschreibung ausgeprägt hatten. Insofern spricht also wirklich einiges dafür, daß, wenn auch keineswegs immer, Geschichte im Sinne des Siegers geschrieben wird. Indes nicht unbedingt auch dafür, daß es gute Geschichte ist. Die historischen Partien des Alten Testaments,

weithin Besiegtengeschichte, stellen einen Sonderfall dar, der hier beiseite bleiben mag.

Was soll man von diesem Befund halten? Ein Gemeinspruch und eine These Reinhart Kosellecks, immerhin eines der bedeutendsten Historiker Nachkriegsdeutschlands. Wenn sie richtig ist, ist es eine Erkenntnis, die nahezu zweieinhalb Jahrtausende seit der Erfindung der Historie und gut zweihundert Jahre seit der Begründung der neuzeitlichen Geschichtswissenschaft darauf hat warten müssen, gewonnen zu werden – falls ich nichts übersehen habe.

Ich möchte der Sache ein Stück weit nachgehen. Zunächst und vor allem, indem ich zwei wichtige Beispiele vorstelle, die in mein engeres Fach gehören, nämlich Herodot und Thukydides. Daran anschließend möchte ich einige Fragen aufwerfen, denen eine gewisse Aktualität zukommt. Sie betreffen die Besiegten von 1945, die Deutschen also insgesamt, und die von 1989, die Deutschen aus der DDR.

Herodot, der nach Koselleck „nicht zu den völlig Besiegten“ zählte, aber jedenfalls zu denen, die sich durch die Beschleunigung der Zeit infrage gestellt sahen, gilt mit gutem Grund als „Vater der Historie“. Er wollte wissen, wie Europa und Asien in Konflikt gerieten. Wie es nämlich dazu kam, daß ganz Asien (nach damaligen Begriffen) von den Persern unterworfen wurde und wie sodann der Krieg der Perser gegen die Griechen ausbrach, in dem die Griechen erstaunlicherweise siegten. Ein ungeheures Geschehen, weit abseits von allem Gewohnten: Eine zusammenhängende Welt war in zwei zerbrochen, Ost und West. Und ein paar kleine Griechenstädte hatten ein Weltreich besiegt; ein David einen Goliath.

Herodot hatte umfangreiche Untersuchungen in verschiedenen Ländern angestellt. Das Ergebnis trug er, und das ist entscheidend, in Form einer Geschichte vor. Er kannte den Begriff Geschichte nicht, aber er schrieb sie. Er machte nämlich etwas, was heute das Selbstverständlichste (und gelegentlich auch das Langweiligste) von der Welt ist: Zeichnete verschiedene Abläufe nach, und zwar über zwei bis drei Generationen, bis sie sich schließlich zu einem einzigen vereinten, dem des Perserkriegs. Ganz einfach, so scheint es uns: Da entsteht Streit, Mächte prallen aufeinander, Schlachten werden geschlagen. Über ihren Ausgang entscheidet nicht nur die Stärke der Armeen, ihre Führung, ihre Tapferkeit, sondern auch Geographie, Wind und Wetter, Überraschungsmomente; Zufälle (wie wir das einstufen können). Am Ende wird der Besiegte dem Perserreich einverleibt – oder auch nicht, was eben bei den Griechen der Fall war.

Diese Methode – nennen wir sie kurz die ereignisgeschichtliche – war nicht in jeder Hinsicht neu. Denn daß man sich wichtige Ereignisse nachträglich vor Augen führte, indem man das Mit- und Gegeneinanderwirken der Beteiligten samt zufälligen Umständen nachzeichnete, muß längst üblich gewesen sein, für die Griechen wie für die Angehörigen der orientalischen Hochkulturen. Keine Schlacht, keine diplomatische Aktion konnte sonst verstanden, keine Manöverkritik geübt werden. Aber daß einer ganze generationenübergreifende Abläufe auf diese Weise einfach in der Abfolge oft zufälligen Sich-Verschlingens einer Unzahl von Handlungen bestehen ließ, dafür kennen wir – um von einer möglichen entfernten Parallele im Alten Testament abzusehen – zuvor kein Beispiel. Das scheint eine völlige Neuheit gewesen zu sein.

Denn das übliche Verständnis des Ausgangs längerfristiger Abläufe erfolgte, auch bei den Griechen, mit Hilfe von Vorbestimmungen, mit Kategorien von Götterwillen und Schicksal. Wobei Gerechtigkeitsvorstellungen mitsprachen. Jeweils bezog man sich auf ein Geschick, das einzelnen Subjekten, großen Männern etwa, Dynastien oder Reichen, zugemessen war. Wenn ein Reich unterging, war das die Strafe für frühere Vergehen. Das Ende einer Dynastie erklärte man sich gern damit, daß ihre Zeit abgelaufen war. Mit derlei Annahmen kann man sich das Studium längerer Abläufe ersparen. Übrigens ließen sich ähnlich auch kurzfristige Ereignisse verstehen: Wenn die assyrische Armee Israel besiegte, konnten die Israeliten den Sinn darin sehen, daß Jahwe sein Volk strafen wollte – wie wenn die Assyrer aus eigenem Interesse gar nichts im Schilde geführt hätten. Nach Aischylos war die Niederlage der Perser dadurch bedingt, daß der Perserkönig Xerxes mehrfach gegen den Willen der Götter verstieß und daß die auch nicht wollten, daß ein einziger Mann Asien und Europa beherrschte.

Anders Herodot. Er berichtet zwar auch von Deutungen irdischen Geschehens aufgrund von Götterwillen (wie er sich etwa in Zeichen und Orakeln greifen ließ). Seine Gewährsmänner werden sie ihm in ihren Erzählungen mitgeliefert haben. Und er neigt offensichtlich dazu, je folgenreicher die Ereignisse, um so mehr mit einem tiefer bedingten Sinn, einer tieferen Gerechtigkeit zu rechnen. Und sei es, daß er bei einer Niederlage erklärt, dem Unterlegenen „sollte es schlecht ergehen“. Auch Herodot kennt die Version, Götter und Heroen hätten nicht gewollt, daß einer Asien und Europa beherrsche. Der führende athenische Feldherr Themistokles, der Sieger von Salamis, habe das geäußert.

Aber – solche Annahmen, solche Sinnvermutungen hindern Herodot nicht daran, die Ereignisgeschichte auf längere Strecken möglichst genau

empirisch zu ermitteln und wiederzugeben. Letztlich ist es für ihn ein Gebot, aufzuweisen, was er über die Abläufe in Erfahrung gebracht hat: Die empirisch ermittelte Ereignisgeschichte.

Von heute her ist kaum zu ermessen, was das, in der Konsequenz, bedeutete: Daß große, die Welt verändernde Abläufe, aufs ganze gesehen, Menschensache, also dem Handeln verschiedener Subjekte und nicht zuletzt den Zufällen anheimgegeben sein sollten. Wie wenn weiter gar nichts dabei gewesen wäre. Götterwille hin, Autonomie menschlichen Handelns her: Man wollte sich empirisch dieser Abfolge von Interaktionen vergewissern; auch auf längerfristige Geschehenskomplexe den Modus des Verstehens durch Nachvollzug anwenden.

Wie Herodot dazu kam? Wir wissen, daß er sich den gegen Ende des sechsten Jahrhunderts entwickelten Methoden der jonischen Feldforschung verpflichtet fühlte. Man wollte die Welt aufnehmen, möglichst umfassend (im Rahmen bescheidener Möglichkeiten), zunächst geographisch und ethnographisch, auch aus praktischen Interessen. Herodot hatte daran teil, übertrug den Anspruch aber eben zugleich auf Abläufe: Er wollte – und die Leser (respektive Hörer seiner Vorträge) sollten – wissen, was sich zugetragen hatte, genauer: was darüber zu ermitteln war. Anders konnte er dem großen, viele Völker umfassenden Geschehen samt seiner Vorgeschichte nicht beikommen. Schon weil das Material organisiert werden mußte, legte es sich nahe, die Bildung des Perserreichs und den Perserkrieg historisch darzustellen und letzten Endes zu verstehen.

Diese damals so neue Historie aber stammt eindeutig von einem Angehörigen des Siegevolsks. Er verurteilt die Athener zwar dafür, daß sie die Perser herausgefordert hatten. Daß sie aber ihre Freiheit verteidigten, war ganz in seinem Sinne. Wie weit er sich in Frage gestellt sah, möge dahinstehen. Wenn er, wo es sich anbot, mit herkömmlichen Kategorien urteilte, so blieb er dabei jedenfalls nicht stehen. Eines ist allerdings unstrittig: Dieser Historiker von der Siegerseite hat mit denen der Besiegten, zumindest mit denen unter ihnen, die wirklich Format haben, gemein, daß ihm der Ausgang des Krieges ein großes Rätsel war. Alles andere als selbstverständlich; ganz anders, als man hätte denken sollen. Insofern war er ein untypischer Sieger.

Etwa eine Generation jünger als Herodot war Thukydides. Der eine war am Ende der Perserkriege, die er darstellte (479 v. Chr.), ein Kind; der andere zu Beginn seines, des Peloponnesischen Kriegs (431) erwachsen. Er hat von Anfang an die Absicht gehabt, dessen Geschichte zu erzählen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er zunächst mit einem Sieg seiner Vaterstadt Athen rechnete. Und mehrere Jahre lang sah es ja auch so aus, als ob es dazu kommen würde. So hat er zunächst als präsumtiver Sieger

geschrieben. Am Ende aber war er nicht nur als Athener, sondern auch in seinen Erwartungen besiegt.

Knapp fünfzig Jahre lagen zwischen Perser- und Peloponnesischem Krieg. Es war die Glanzzeit des klassischen Athen. Nachdem sie die Perser zurückgeschlagen hatten, waren die Griechen zu einem begrenzten Gegenangriff angetreten, um die Griechenstädte an der kleinasiatischen Küste zu befreien. Das Kriegsbündnis wurde ausgeweitet. Athen, die an Bürgern reichste Stadt, übernahm die Führung. Es geriet dadurch in eine Spannung zwischen Sein und Sollen, die ihresgleichen sucht: Fast über Nacht wurde es vom Kanton zur Großmacht. Das konnte nur gutgehen bei Anspannung aller Kräfte – und bei einem hohen Maß an Rücksichtslosigkeit. Die Stadt mußte weiträumig und längerfristig denken und Politik machen lernen, berechnend, planend – lauter Dinge, auf die keiner vorbereitet war. Mit der Kluft zwischen Kanton und Großmachtfunktion war die zwischen Hergebrachtem und Angebrachtem verquickt. Kurz: Athen mußte aus der gewohnten Welt der mehr oder weniger mit sich selbst beschäftigten Poleis ausbrechen. Es mußte große Dynamik entfalten. Widerstände veranlaßten es, die eigene Macht immer weiter auszudehnen. Die Kraft, die es dazu brauchte, bezog es aus einer Art Dauermobilisierung seiner Bürgerschaft. Und die genoß ihre Rolle.

Viele der Verbündeten jedoch hatten bald genug von der aufreibenden (und kostspieligen), ungeliebten Aktivität, die daraus resultierte. Da die Athener sie zwangen, bei der Stange zu bleiben, verwandelte sich das Bündnis in eine Herrschaft, eine Tyrannis über einen Großteil der Poliswelt. Thukydides läßt Perikles, Athens führenden Staatsmann, erklären, eine Tyrannis zu begründen möge ungerecht sein, sie loszulassen jedoch sei gefährlich. Wohl war sie so gut organisiert und mit militärischer Macht unterfangen, daß sie sich behaupten ließ. Aber der Haß war groß. Wenn der Rivale Athens, Sparta, samt seinen Bundesgenossen gegen die Stadt zu Felde zog, mochte die ganze Herrschaft auf dem Spiel stehen.

Als der Krieg drohte, fand Perikles, man müsse ihn auf sich nehmen. Dürfe keine Schwäche zeigen. Und es sei auch durchaus möglich, zu siegen und sich auf Dauer zu sichern. Alles komme darauf an, unmißverständlich zu beweisen, daß Athen unschlagbar sei. Darauf beruhte sein Kriegsplan: Die Spartaner waren zu Land überlegen. Also dürfe man es dort nicht zur Schlacht kommen lassen, sondern müsse sich hinter den Mauern verschanzen. Man dürfe auch keine Eroberungen machen, möglichst keine Risiken eingehen. Vielmehr müsse man von der See her, welche Athen beherrschte, ständig in das Land des Feindes einfallen – bis er klein beigab. Ein Ermattungskrieg mußte es also sein.

Dieser Plan hat Thukydides überzeugt. Das wird in expliziten Äußerungen ganz deutlich. Er beruft sich darauf, daß die Mittel Athens so reichlich gewesen seien, daß man eine lange Reihe von Fehlern, Abweichungen vom Plan habe machen können – und trotzdem der wachsenden Übermacht der Feinde über viele Jahre standhalten. Warum aber ging der Krieg gleichwohl verloren?

Weiteste Strecken seines Werks dienen der Darstellung der politisch-militärischen Abläufe. Thukydides übernimmt von Herodot das Modell der Ereignisgeschichte. Er wendet es nur in einer viel weitergehenden methodischen Bewußtheit und Konsequenz an, sowohl in der kritischen Ermittlung der Sachverhalte wie in der Organisation ihrer Wiedergabe. Darin besteht jenseits von Sieg und Niederlage sein Ruhm. Sorgfältig sucht er nicht nur die jeweiligen Absichten und Erwartungen der Handelnden herauszuarbeiten, sondern auch, wie mächtig ein Faktor jeweils dazwischenkommen konnte, den er unter anderm mit einem wohl von ihm selbst gebildeten bemerkenswerten Wort (im Maskulinum, nicht im Neutrum!) *ho parálogos* nennt, den „Denkwidrigen“, den Unberechenbaren. „Nie läuft ein Krieg nach festgelegtem Plan; aus sich selbst heraus erfindet er immer Neues für jede neue Lage“.

Und Thukydides' Geschichte vollzieht sich zu hundert Prozent unter den Menschen. Götter und Vorzeichen spielen nur insoweit eine Rolle, als der Glaube an sie das Handeln der Menschen beeinflussen kann. So gehorcht er den gleichen Geboten, wie sie damals in der Schule des Hippokrates entwickelt wurden: Die (Krankheits)Abläufe sind genau zu registrieren, Krankheitsursachen wie Heilmittel sind im profanen Bereich zu suchen, frei von Religion und Magie.

In den Abläufen aber, in den ereignisgeschichtlichen Verwicklungen (mit all ihren Zufällen) liegt nicht alles zutage. Schon für den Anfang des Krieges reicht es nicht, dessen Anlässe nachzuzeichnen. Viel wichtiger ist der „wahrste Grund“. Thukydides übernimmt hier eine Unterscheidung des Hippokrates, der die „zum Vorschein kommende Ursache“ (*próphasis*) einer Krankheit klar von der Abfolge der Symptome unterscheidet. Ursache des Kriegs sei die Furcht der Spartaner vor der wachsenden Macht Athens gewesen.

Aber wie steht es mit der Niederlage? Gibt es auch da einen „wahrsten Grund“? Direkt benannt wird keiner. Wohl stellt Thukydides fest, daß die Athener Perikles' Kriegsplan nach dessen Tod nicht eingehalten haben. Immer weiter haben sie ausgegriffen. Die Politiker haben sich selbstsüchtigen Ränken und Streitigkeiten hingegeben. Keiner von ihnen hatte die Autorität des Perikles, jeder mußte allererst um die eigene Macht ringen

(und Konzessionen machen), außerdem hatten sie private Interessen über die der Stadt gestellt. Was die Stadt teuer zu stehen kam. Doch dienen ihm diese Erwägungen nur dazu, zu zeigen, wie gut Perikles Athens Macht berechnet hatte. Daß die späteren Politiker – oder gar die Demokratie – die Niederlage verschuldet hätten, sagt Thukydides nicht. Sie sind gewiß nicht ohne Schuld an ihr. Aber die Sache ist komplizierter.

Denn es walten da gewisse Zwänge, unter denen Athens Politik steht, und aus denen erwächst eine gewisse Tendenz zu immer weiterem Ausgreifen. Die Menschen sind, ist er überzeugt, ihrer Natur nach immer gleich. Das heißt, bestimmte Antriebe sind ihnen allen gemein. Es sind vor allem Ehrliche, Mehr-haben-Wollen und Furcht. Wie sie wirken, hängt von den Lagen ab, in denen die Menschen sich befinden, sowie von den Eigenarten, die die Bürgerschaften ausbilden. Für die Athener hieß das zunächst, daß sie ihre Herrschaft behaupten mußten, schon aus Furcht vor der Rache der von ihnen Beherrschten. Insofern waren sie nicht frei, sondern getrieben. Thukydides läßt sie das selbst immer wieder betonen.

Die Weise aber, in der sie ihre Herrschaft behaupteten, führte sie dazu, immer stärker zu werden. Thukydides spricht von den *prágmata*, den Handlungskonstellationen nach den Perserkriegen, aufgrund derer sie dazu kamen. Sie waren allen andern überlegen, schon weil sie ihnen dank Schnelligkeit und Wagemut weit voraus waren. Aus den Erfolgen schöpften sie Zuversicht, die ihnen zu neuen Erfolgen verhalf. Diese Tendenz ist besonders an einigen Situationen im Laufe des Krieges zu greifen. Da machten sie zum Beispiel einen der trügerischsten Faktoren, die Hoffnung, zur Basis ihrer Erwartungen. Einmal heißt es, „im Genuß ihrer glücklichen Lage“ hätten sie „beansprucht, daß ihnen nichts in den Weg trete, sondern daß sie das Mögliche in gleicher Weise wie das kaum Mögliche mit großer und ebenso mit düftigerer Rüstung erreichten“. Man hatte wenig Aussicht, wie er einmal sagen läßt, die Athener „gegen ihre Eigenart“ zu überzeugen, wenn man sie ermahnen wollte, was sie besitzen, zu bewahren, statt mit Einsatz dessen, was ihnen zu Gebote steht, um einen Gewinn, der im Dunkel der Zukunft liegt, ein Risiko zu übernehmen. So griff eins ins andere, meist ging es gut.

Als Perikles' Neffe Alkibiades die sizilische Expedition, die zur Peripetie des Krieges werden sollte, betreibt, läßt Thukydides sie ihn unter anderm damit begründen, daß die Stadt ihre Herrschaft immer weiter ausdehnen müsse. Täte sie es, so bleibe sie ihrer Art und ihrem Brauch treu. Im Kampf gewinne sie neue Erfahrung und Wehrhaftigkeit. Erobere sie Sizilien, so könne sie ganz Griechenland beherrschen. Verharre sie dagegen bei dem,

was sie habe, so werde sie vergeisen und bald der Herrschaft anderer unterliegen.

Perikles' Kriegsplan widersprach danach dem Wesen Athens. Und vielleicht tat er es wirklich, indem er meinte, man könne sich auf die Verteidigung dessen beschränken, was die Stadt gewonnen hatte. Thukydides sagt nichts darüber, außer daß er die starke Führung durch diesen Mann beschwört. Allein, konnte Athen saturiert sein? Bewegte es sich nicht in jener eigentümlichen Art von Strömung, welche entsteht, wenn eine Menschengruppe durch überraschende Serien von Erfolgen daran gewöhnt wird, ihre Kräfte bis zum äußersten anzuspannen? Da muß sie über längere Zeit leisten, was eigentlich über ihre Kapazität hinausreicht. Vielleicht will sie gar nicht unbedingt voranschreiten, aber sie kann nicht stehenbleiben. Die Zuversicht, die aus ihren Erfolgen wächst, reißt sie zu Neuem hin. Warner haben da schlechte Karten. Das „Mehr-haben-Wollen“ wird zur Unersättlichkeit. Thukydides selbst trägt in der sogenannten Pathologie des Krieges vor, wie ein entfesselttes Machtstreben die Beteiligten immer weiter treibt, bis tief in die Perversion hinein.

Dieser Prozeß nun der gegenseitigen Überbietung von Erfolg und Erwartung, dessen Mechanismus bei Thukydides aufscheint, hat Athens Aufstieg so befördert, wie er schließlich, wohl notwendig, zum Verlust des Krieges führte. Der Versuch, Sizilien zu erobern, markiert den Umschlag.

Wohl erklärt Thukydides ausdrücklich, daß die Expedition dorthin, was das Militärische anging, hätte Erfolg haben können; obzwar das Risiko hoch gewesen sei. Es seien vor allem innenpolitisch bedingte Fehler, eben die Umstände der nachperikleischen Demokratie, gewesen, die das Scheitern bedingten. So hat es sich auf der Ebene der Ereignisgeschichte dargestellt.

Andererseits konnte Athen seine Herrschaft nicht unbegrenzt weiter ausdehnen. Alkibiades hatte schon ein Auge auf Karthago geworfen. Wäre die Eroberung Siziliens geglückt, hätte also vielleicht ein Zug gegen Karthago die Wende gebracht. Ein Zurückstecken oder ein einfaches Auslaufen der Dynamik Athens – etwa durch einen dauerhaften Frieden – war kaum zu erwarten. Dazu war die Erbitterung zu groß, mit der schließlich um die Erhaltung oder Beseitigung der attischen Herrschaft gekämpft wurde. Dazu hätten Athens Kräfte erst gänzlich erschöpft werden müssen.

Zu fragen ist, wie sich die Strömung des immer weiteren Ausgreifens jeweils auf der politisch-militärischen Ereignisebene geltend machte; in jenem Bereich, in dem sich Kriege vollziehen, wo Menschen ihre Pläne verfolgen, wo im Aufeinanderwirken der verschiedenen Kräfte unter Beimischung von Zufällen die Entscheidungen fallen.

Dazu erfährt man bei Thukydides nichts. Ereignisgeschichtlich hätte es, wie er es darstellt, stets anders kommen können, als es kam. Auch bei den Beratungen in Sparta, die den Ausgangspunkt des Kriegs darstellten. Der „wahrste Grund“ des Krieges mußte sich dementsprechend wohl irgendwann, aber nicht unbedingt 431 geltend machen, ebenso, wie die sizilische Expedition hätte Erfolg haben können.

Auf der Ereignisebene herrschte also von Situation zu Situation viel Freiheit und Zufall. Das heißt, tiefere Ursachen oder längerfristige Tendenzen – wie übrigens auch Strukturbedingungen, das Vorhandensein oder Fehlen von Mitteln – setzten sich nur mit gleichsam statistischer Wahrscheinlichkeit durch, wann immer es soweit war. Wir stehen hier vor einem eigentümlichen Problem aller Geschichtsschreibung. Das Bedürfnis, längerfristige Abläufe zu verstehen, kann sich selten mit der Rekonstruktion der Ereignisgeschichte ganz zufriedengeben. Herodot hatte sich mit verschiedenen Sinnvermutungen beholfen, um streckenweise tiefere Zusammenhänge „festzustellen“. Thukydides entdeckte den Prozeß der Dynamik Athens, die schließlich umschlug. Wie sie sich im einzelnen zur Geltung brachte, mußte zunächst offen bleiben. Soweit Thukydides' Erkenntnismöglichkeiten reichten, stand eines neben dem andern. Die Ereignisgeschichte ließ sich empirisch, gleichsam aus der Nähe nachzeichnen, der Prozeß aus der Distanz beobachten.

Aber an einer Stelle, eben bei der sizilischen Expedition, brach sich gleichsam die Dynamik des immer weiteren Ausgreifens Bahn innerhalb der Ereignisgeschichte, indem sie – wenn auch nicht notwendig, vielmehr dank des Alkibiades – zur Katastrophe führte. Thukydides hat das höchst eindrücklich inszeniert, wobei er in eigentümlicher Weise eine weitere Deutungsressource ins Feld führte.

Er hat nämlich dem Bericht über die sizilische Expedition den sogenannten Melierdialog vorangestellt. Kurz vorher hatte Athen beschlossen, die Insel Melos zu unterwerfen. Da sie sich zur Wehr setzte, wurde die Stadt belagert, am Ende wurden die Männer hingerichtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft. Diese Gelegenheit nun nutzt Thukydides, um einen erfundenen Dialog einzuschieben. Er läßt die Athener ihre Forderungen mit brutaler Offenheit vorbringen. Die Melier berufen sich auf ihre Freiheit, auf das „gemeinsame Gut“ von Gehörig- und Gerechtigkeit. Sie erhoffen Unterstützung durch Sparta. Und sie beziehen sich auf die Götter. Dies alles weisen die Athener voller Hohn zurück. Allzu harmlos und altmodisch seien die Melier; haben offenbar keine Ahnung, wie es im Umgang mit einer modernen Großmacht zugeht. Sie reden von Gerechtigkeit, wo es sich allein

um Nützlichkeit handeln kann – und darum, das Mögliche zu tun oder zu erreichen.

Denn zwischen Mächtigen und Schwachen walte das Recht des Stärkeren: Es gebe – überall zu beobachten – einen Zwang der Natur, daß man beherrscht, worüber man Gewalt haben kann. Das gilt, sagen sie, offensichtlich unter den Menschen, aber vermutlich auch unter den Göttern. Auf das Angebot der Melier, ihre Freunde zu sein (freilich bei Wahrung der Neutralität), entgegnet sie: Viel lieber als die Freundschaft der Melier sei ihnen deren Feindschaft. „Denn der Haß ist ein Zeichen unserer Macht für die, die wir beherrschen“. Folglich wollen die Athener gehaßt werden. Man muß dazuhalten, daß Thukydides seine Redner gern sagen läßt, was sie praktischerweise nicht gesagt, was sie aber gemeint oder geplant haben müssen oder zumindest: worauf das hinauslief, was sie meinten oder wollten. Perikles hatte den Haß nur als zwangsläufige Folge der Herrschaft hingestellt. Jetzt wird seine Erzeugung geradezu zum Herrschaftsprinzip. Thukydides läßt die Melier darauf hinweisen, daß mit der Erweiterung des attischen Machtbereichs auch der Haß der Unterworfenen wächst. Er hatte zuvor schon den Umgang Athens mit seinen „Bundesgenossen“ kritisiert.

Wie er es liebt, verschiedene Argumente und Standpunkte gegeneinanderzusetzen, ohne Stellung zu nehmen, überläßt er es dem Leser auch hier, sei es den Athenern, sei es den Meliern zuzustimmen. So, wie die Athener argumentieren, muß es auch damals einem breiten Kreis unter den Griechen – Thukydides vermutlich eingeschlossen – als ungeheuerliche, empörende Hybris, als Überschreiten der Grenzen des Erlaubten erschienen sein. Man könnte es auch Hochmut vor dem Fall nennen.

Gemäß dem Arrangement des Thukydides ist von diesem Fall auch gleich im Anschluß die Rede: In Sizilien ereignet sich eine entsetzliche Katastrophe. Und er rahmt den Bericht darüber durch ungewöhnlich eindrucksvolle Schilderungen ein. Eine Riesenflotte, wie sie noch nie auf so weite Fahrt gegangen war, ist aufgestellt. Alle Mühe hat man darauf verwandt, sie aufs prächtigste auszustatten. Ein Schiffsherr suchte den andern zu übertreffen. Am Tag der Abfahrt strömt ganz Athen zum Hafen, viele, um Söhne, Freunde, Verwandte zu den Schiffen zu geleiten. Im Moment des Abschieds tauchen sie in ein Wechselbad von verwegener Hoffnung und Angst. Endlich ertönt eine Trompete. In das Schweigen der ungeheuren Menge spricht ein Herold für alle das Gebet. Auf den Schiffen wird den Göttern aus goldenen und silbernen Bechern geopfert. Die Flotte fährt in Linie aus, dann drehen die Schiffe, um in allem Übermut bis Ägina um die Wette zu fahren.

Zwei Jahre darauf, als die Athener, besiegt, ihr Lager bei Syrakus aufgeben müssen, sieht man sie gesenkten Hauptes abrücken. Die Toten müs-

sen unbegraben zurückbleiben; wer einen der Seinen unter ihnen erblickt, ist bleich vor Kummer und Beklemmung. Schrecklicher noch sind die Verwundeten und Kranken, welche flehen, man solle sie mitnehmen, teilweise hinter den Abziehenden herhinken, schließlich mit lauten Beschwörungen und Wehgeschrei zurückbleiben. Unter Tränen schleichen sich die Reste der Armee davon – um am Ende, soweit sie überleben, in Gefangenschaft zu geraten, in Steinbrüchen aufs übelste von Hitze und der kalten Nacht geplagt zu werden, siebzig Tage lang. Hunger und Durst, viele sterben, man stapelt die Toten, weil es nicht anders geht, in der Enge des Lagers.

Thukydides nennt diese Niederlage das bedeutendste Ereignis von allen in diesem Krieg, vielleicht von allen, welche aus griechischer Überlieferung bekannt sind. Er türmt die Worte geradezu: κατὰ πάντα – auf der ganzen Linie, παντῶς – ganz und gar, νικηθέντες – besiegt, καὶ οὐδὲν ὀλίγον ἐς οὐδὲν κακοπαθήσαντες – und unter Leiden, von denen keines in keiner Hinsicht etwa klein war, πανωλεθρίᾳ τὸ λεγόμενον – mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, gehen Fußvolk und Flotte unter, „und nichts, was nicht vertilgt wurde. Wenige von vielen kehrten heim“.

Damit kommt der Prozeß steten Ausgreifens an sein Ende. Es fällt kein Wort darüber, daß Athens so maßlose, zynische Politik, wie sie im Melierdialog zum Ausdruck kam, den Kriegsverlauf negativ beeinflußt hätte. Nicht der Haß, sondern die Niederlage in Sizilien führt in der Folge zum Zusammenbruch der Herrschaft. Denn die Furcht hielt die Bundesgenossen zunächst gefangen. Nur als (und weil) Sparta gegenüber dem tiefgeschwächten Athen sich als stark erweist, wagen sie es abzufallen.

Trotzdem scheint es seinen guten Sinn zu haben, daß Thukydides durch sein Arrangement die äußerste Kulmination attischen Machtstrebens auf die, so wie er es darstellt, Kulmination des – aller Sittlichkeit hohnsprechenden – attischen Herrschaftsgebarens unmittelbar hat folgen lassen. Irgendwie scheint sich da doch ein Zusammenhang aufzutun; wenn nicht in der Auswirkung, so doch im Ausgangspunkt. Man kann es verschieden deuten. Wird da neben der Macht- und Ereignisrechnung noch eine zweite aufgemacht? Ist die mutwillige Haßerzeugung ein Symptom dafür, wie weit es mit und aufgrund der attischen Dynamik gekommen ist? So daß die sizilische Expedition und das Auftreten in Melos nur verschiedene Produkte und Ausdrücke derselben Perversion waren, die diese Dynamik am Ende erreicht hatte? Oder soll angedeutet werden, daß eine Stadt, die unerträglich geworden war, sich letzten Endes doch nicht behaupten konnte? Schließlich ging es nicht um irgendeinen Krieg oder irgendein Gefecht – da mag dergleichen egal sein –, sondern um Bewahrung oder Verlust der Größe der unter den Griechen herrschenden Macht. Konnte es da gleichgültig sein,

daß sie alle Regeln des Zusammenlebens der Poleis zu verachten, das „gemeinsame Gute“ mit Füßen zu treten sich angewöhnt hatte? Ja vielleicht gar: D u r f t e diese Stadt gewinnen?

Was sich nicht im Sinne der strengen Methodik des Thukydides sichern ließ, wurde durch künstlerische Mittel – Rede, Dialog, Arrangement – zur Sprache gebracht. Von verschiedenen Seiten und auf verschiedene Weise kommt er also dazu, daß es bei der Niederlage Athens nur allzu sehr mit rechten Dingen zugegangen war.

Ob es ihm bewußt wurde, daß es der gleiche Prozeß der fulminanten athenischen Macht- und Selbstentfaltung war, dem zunächst seine eigenen zuversichtlichen Erwartungen entsprangen und der schließlich auf den Verlust des Krieges hindrängte? Jedenfalls hat Thukydides sich nicht gescheut, sich mit seinen fehlgelaufenen Erwartungen auseinanderzusetzen, hat seine Fragen immer weiter getrieben in großer Offenheit und Freiheit, um die Geschichte, die zur Niederlage seiner Vaterstadt führte, zu verstehen. Hat Erkenntnis an die Stelle der Pflege liebgewordener Abwehrmechanismen gesetzt. Hat einen methodischen Anspruch entwickelt, der es verbot, irgendeine – und sei es allenfalls zu vermutende – unangenehme Wahrheit zu unterdrücken.

So konnte er nicht nur Politik und Krieg (wie Menschenleben) erstaunlich gut begreifen, sondern auch ganz neue, so bald nicht wieder eingeholte, Methoden des Begreifens historischer Abläufe und Zusammenhänge entwickeln, aus der Niederlage einen Sieg der Erkenntnis machen (der wie so viele andere Produkte seines Jahrhunderts bis heute auszustrahlen vermag). Was, wenn nicht die Herausforderung durch die Lage des Besiegten soll ihn dazu instandgesetzt haben? Daß einer auf der Seite der Sieger, ein Korinther etwa, ähnliches vermocht hätte, darf doch wohl bezweifelt werden. Die Antwort war ein Werk, von dem Hegel sagen konnte, es bedeute den absoluten Gewinn, den die Menschheit vom Peloponnesischen Krieg habe.

Wie so oft ist die Verarbeitung der Niederlage auch bei Thukydides damit verbunden, daß die vorangegangene Zeit in goldenem Licht erscheint: Das ist das Athen des Perikles, das Athen größter Macht und Leistungsfähigkeit (wie ja auch der Klassik).

Ein Sieger also, ein Besiegter; ganz glatt scheint Kosellecks These nicht aufzugehen. Andererseits scheint sich seine Frage gerade an Thukydides als höchst fruchtbar zu erweisen. Ähnliches mag sich zeigen, wenn man die von ihm behandelten andern Historiker genauer untersucht. Im Besiegte sein könnte also wirklich ein „unerschöpfliches Potential des Erkenntnisgewinns“ enthalten sein.

Vieles, was aus dieser Position heraus erarbeitet worden ist, ist längst Allgemeingut der Wissenschaft. Historiker sollten wissen, daß es stets anders kommt als gedacht (sonst könnten sie ja gleich Soziologen werden; oder Politiker). Die Frage ist, ob auch heute noch jene mächtigen Herausforderungen, die von einer Niederlage ausgehen können, zur Gewinnung neuer Erkenntnisse und Methoden zu animieren vermögen. Wie steht es da etwa um die Niederlagen der Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert?

Sieg und Niederlage finden heute neue Aufmerksamkeit. Die Niederlage Preußens 1806 zum Beispiel und was die Preußen daraus gemacht haben. Die Niederlage Frankreichs 1871, in der es sich unter anderm an den Preußen neu orientierte. Umgekehrt der Sieg Preußen-Deutschlands 1871. Jacob Burckhardt hat er tief erschüttert. „*Vae victoribus*“ hat man es damals rufen hören – was sich leider bald bewahrheiten sollte.

Vielleicht belebt sich das Interesse, ja die neue Wertschätzung der Niederlage nicht zufällig etwa zur gleichen Zeit, da man die Opferrolle (freilich nachträglich) gegenüber der des Täters aufwertet; da man etwa – wie beim Kampf um das Vertriebenenzentrum hautnah zu spüren – das eigene Monopol auf den Opferstatus eifersüchtig verteidigt.

Was bei einer großen Niederlage verpaßt werden und was das für Konsequenzen haben kann, ist offensichtlich, wenn man an die deutsche Niederlage von 1918 denkt. Man weiß ja nicht, was es bewirkt hätte, aber an sich hätte sich deutschen Historikern im Gefolge des Thukydides doch wohl die Aufgabe gestellt, sowohl den Ausbruch des Kriegs wie die Gründe der Niederlage so intensiv zu erforschen, daß, wie ich vermute, herausgekommen wäre, daß diese Niederlage zumindest von irgendeinem Zeitpunkt an unvermeidlich und schließlich mit gutem Grund erlitten worden ist. Dazu hätte es gar nicht großer Geschichtsschreibung bedurft. Gründliche Untersuchungen und Monographien hätten es auch getan. Doch bewegte man sich ja auf anderen Bahnen.

Gewiß kann man einwenden, es sei nicht unbedingt geboten, sich mit einer Niederlage abzufinden. Und schon gar nicht ist, zumindest grundsätzlich, gesagt, daß der letztlich Stärkere unbedingt auch der Bessere ist. In seinem Gedicht „*Pharsalia*“ hat Lucan in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. angesichts des Sieges, den Caesar einst über die Römische Republik erfocht, den berühmten Vers gedichtet: „*victrix causa deis placuit, sed victa Catoni*“: Gegen die Götter, denen Caesars Causa gefiel, bot er also den jüngeren Cato auf, den hochverdienten Vorkämpfer der Republik. Diese Republik war nicht mehr zu halten, die Monarchie unausweichlich, wenn das Imperium fortbestehen wollte. Aber immerhin: Welches war eigentlich

die legitime, die bessere Seite – aus der Perspektive römischer Aristokraten auch noch der frühen Kaiserzeit?

Wenn jedoch der Sieger auch nicht der Bessere sein muß, so ist er doch nach Aristoteles dem Besiegten „in irgendeiner Hinsicht an Trefflichkeit überlegen“. Und dies eben herauszuarbeiten – und sei es herauszuarbeiten, daß der Sieger mit den Möglichkeiten der Zeit auf besserem Fuße steht –, sollte gerade dann den Besiegten von Nutzen sein, wenn sie ihre Niederlage wieder auswetzen wollen. Es könnte dazu dienen, daß sie sich in der verwandelten Welt zurecht- und das heißt doch wohl zugleich: zu Recht finden. Ohne Scheuklappen. Und indem sie vieles neu lernen. Wenn Historiker auch als Zeitgenossen eine Verantwortung haben, so ist sie hier nicht (oder bei weitem nicht in ausreichendem Maße) wahrgenommen worden.

1945 dagegen konnte weder die Kriegsursache noch der Grund der Niederlage, aufs ganze gesehen, sonderlich problematisch sein. Um so mehr waren es die namenlosen Großverbrechen, insbesondere der Mord an den Juden. Sie sind sowohl Teil des Kriegs gewesen als auch Fortsetzung einer anderen Serie von Niederlagen, die im nachhinein in die politisch-militärische mit einging; jener Niederlagen nämlich, die die deutsche Gesellschaft sich seit 1933 hatte beibringen lassen und vielfach auch selbst beigebracht hatte, indem sie es sich gefallen ließ, daß Grundpfeiler ihres rechtlich-sittlichen Gefüges zum Einsturz gebracht wurden.

Wo Großverbrechen von solch riesigem Ausmaß begangen wurden, muß sich unweigerlich die Frage nach der Verantwortung aller Teile der Gesellschaft stellen, nicht nur der Führung sowie der engeren und weiteren Kreise ihrer Exekutoren. Denn allen zusammen hat dieses Regime die Komplizenschaft aufgenötigt. Das Problem liegt doch gerade darin, wie in einer Gesellschaft, die keineswegs überwiegend aus Schweinen und Schurken bestand, eine solche Ungeheuerlichkeit möglich wurde.

Die Geschichte dieses Krieges muß sich also in viele Dimensionen erstrecken. Sie kann nicht von einer Würdigung des vielfach unermeßlichen Leids der Opfer absehen. Sie muß aber auch zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft differenzieren. Wobei es nicht um Unterschiede nach Stand oder Klasse, Institution, Beruf oder Bildung geht; denn das Versagen und Mitmachen erstreckte sich ja überall hin. Nein, Unterschiede sind zu machen nach der Verknüpfung der Einzelnen in das Regime und seine Untaten. Es wäre an typischen Beispielen aufzuweisen, wie unterschiedlich alles war. Hier die Bereitwilligkeit, mitzumachen, handelnd, gewährend, zuarbeitend, zu- und wegschauend, sich anheimgebend den Befehlen, Zumutungen und Suggestionen. Dort die gar nicht so seltenen Versuche, Distanz zu halten, seine Pflicht (nicht nur Befehls-, sondern auch ethischen

Grundsätzen gemäß) zu erfüllen, zumindest im eigenen Umkreis ehrenvoll, anständig, tapfer, ja auch mit Zivilcourage. Es ginge um die, natürlich auch im Wechsel befindlichen, Weisen der weithin willigen, aber doch vielfach auch der zögernden, vielleicht gar widerstrebenden oder resistenten Beteiligung am Ganzen. Und es wären die vielfältigen Weisen der „Anstekung“ und zumal derer der Umsetzung vom Kleinen ins Große herauszuarbeiten, also Formen zu finden, um die Verzahnungen von Mikro- und Makrogeschichte deutlich zu machen. Wobei das hohe Maß der Nebenwirkungen ganz anders gemeinter Taten oder Unterlassungen deutlich werden müßte. Der ganze Widersinn, in den so viele verstrickt waren, müßte herauskommen; das ganze Ungenügen, die Ohnmacht, die Beeinträchtigungen menschlicher Autonomie deutlich werden; das Makabre auch, das etwa darin bestand, daß Soldaten für ein Land zu sterben hatten, das von der eigenen Führung verraten wurde. Denn es waren ja keineswegs Nazi-, sondern deutsche Armeen, die kämpften; die vom Regime in Anspruch genommen wurden, vielfach, zunächst jedenfalls, im guten Glauben, ihre Pflicht für das Land zu tun.

Will man verstehen, was dieses Volk tat oder unterließ, muß man zudem all das Wissen, das wir inzwischen von den ungeheuerlichen Verbrechen, übrigens auch der Besatzungspolitik (nicht zuletzt in Polen) haben, deutlich konfrontieren mit dem, das die Damaligen hatten und zu haben vermochten, sowie von der Rolle, die es in den „*évidences des acteurs*“ (R. Aron), in den Horizonten des Denkens spielen konnte. Wohl nirgends sonst in der Weltgeschichte klaffen so tiefe Abgründe zwischen dem, was die Mitwelt, und dem, was die Nachwelt weiß, kann und ist.

Man darf nichts verschweigen, nichts beschönigen, muß den Opfern gerecht werden. Man muß alle Versuchungen zur Apologetik durchstoßen, muß klar in der Verurteilung alles zu Verurteilenden sein, aber eben auch verstehen, was gerechterweise zu verstehen ist, und vor allem: all das Verschiedene in seine Zusammenhänge bringen.

Eine solche Geschichte konnte in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg schon deswegen nicht geschrieben werden, weil einerseits die Verdrängungen zu stark waren, auch die apologetischen Tendenzen, andererseits der Bruch zu tief. Nach allem, was dieser Krieg auch die Deutschen gekostet hatte, war es schwer zu verfechten, daß sie ihn gar nicht hätten gewinnen dürfen. Man rettete sich in die unengagierte Betrachtung: „Welches Geschichtsbuch man auch aufschlägt: Wenn das Dritte Reich beginnt, geht der Autor auf Distanz“, hat Martin Broszat 1985 festgestellt. Man spricht wie von einer fernen Population. Unter diesen Umständen kann der Besiegtenstatus seine Fruchtbarkeit nicht entfalten.

Später trat an dessen Stelle zunächst der Status des Befreiten. Wo sich die Zugänge zu den Quellen reichlich auftaten, deckte der Schutzschild schuldbeflissener Betroffenheit die offenen Flanken ab. Die Forschung ist lange schon in vollem Gange, gerade auch mikrohistorisch ist vieles erarbeitet worden. Manches davon ist auch schon früh Gegenstand literarischen Erzählens gewesen. Eine große Erzählung aber, wie sie etwa Wassilij Grossman in seinem Buch „Leben und Schicksal“ für die Sowjetunion unternahm, ist ausgeblieben. Und eine große wissenschaftliche Erzählung hat nur das Schicksal der Juden im Dritten Reich, aus der Feder Saul Friedländers, erhalten. Ist es zu gewagt, wenn man vermutet, daß das Erkenntnispotential der Niederlage von 1945 historiographisch noch keineswegs ausgeschöpft ist?

Wieder anders stellt sich die Niederlage der DDR 1989 dar. Jedenfalls für die, die sie als solche empfanden (und es noch oder wieder tun – zum Teil aus der nachgeholtten DDR-Identität heraus, die sich so eigentümlich angesichts der westlichen Sieger und der von ihnen begründeten Verhältnisse ergab). Vieles ist einfacher: Kein Krieg, kein Auschwitz. Und zweifellos wird man vieles nicht verstehen können, wenn man nicht auch die vielfältige menschliche Bewährung unter zum Teil schwierigsten Verhältnissen berücksichtigt. Sie gehörte für nicht wenige zu den Bedingungen des notwendigen Sich-Einstellens auf die Gegebenheiten. Aber daneben steht eben unendlich viel Unrecht und Bedrückung, steht eine Verkürzung weiter Teile der Gesellschaft in ihren Entfaltungsmöglichkeiten (die sich nach der Niederlage teilweise zu perpetuieren scheint, um diese Niederlage gar nicht erst gehörig als Problem erscheinen zu lassen).

Das Scheitern dieses Staates, der sich ironischerweise zu den „Siegern der Geschichte“ zählte, zu verstehen, ist vermutlich nur unter Niederringung zahlreicher Illusionen – oder besser: in offener Auseinandersetzung mit ihnen – möglich, die sich noch heute mit seiner Idee verbinden. Zumal die Sieger ja keineswegs in allem überzeugend sind. Will man sich wie einst Thukydides dazu durchkämpfen, die Niederlage zu verstehen, so muß man nicht nur in der Lage sein, sich selbst in Frage zu stellen, ganz und gar auf Erkenntnis statt auf das Hegen liebgewordener Abwehrmechanismen zu setzen, sondern auch Mittel und Wege zu finden, um im großen wie im kleinen (ganz entsprechend der Struktur dieser Gesellschaft) nachzuweisen, warum es 1989 mit rechten Dingen zugeht. Freilich, der Besiegtenstatus muß als große Herausforderung in einem arbeiten. Dazu darf man nicht von außen kommen. Eine Geschichte der DDR, die die Vorzüge der Besiegtegeschichte voll ausschöpfen könnte, dürfte nicht vom Standpunkt der westdeutschen Sieger geschrieben werden.

Aber vielleicht ist eine derart existentiell bestimmte Geschichtsschreibung heute zu schwer und sind die Historiker zu sehr in ihren Diskursen befangen, um sich noch solchen Herausforderungen ausgesetzt zu sehen?

Schließlich noch wenige Hinweise auf einen dritten antiken Historiker. Lichtenberg hat ihn „einen der ersten Schriftsteller, die je gelebt haben“, genannt. Um ihn zu verstehen, müsse man mehr als Latein wissen. „Was kann besser gesagt werden als was Tacitus“, denn um den handelt es sich, „von den Römern in einer gewissen Zeit sagt: *Is habitus animorum fuit, ut pessimum facinus auderent pauci, plures vellent, omnes paterentur*“. Man sieht, von gewissen Aspekten unseres Themas verstand Lichtenberg etwas, denn Tacitus' Worte heißen auf deutsch: Das Dichten und Trachten befand sich in einer solchen Lage, daß wenige das schlimmste Verbrechen wagten, mehrere es wollten und alle es duldeten.

Lichtenberg spricht von dem „Heiden Tacitus, der mit jüdischer Finesse in jeder Handlung bis auf den Teufel hinunter sah“. Dieser Historiker hat gelitten unter einer Dauerniederlage: Er gehörte dem stolzen römischen Senat an, den die Monarchie besiegt hatte, wie es den Göttern gefiel. Der Senat bestand fort als Quelle der Legitimität – aber unter dem Damoklesschwert des Machthabers, der ihn brauchte, der sich aber nur allzu leicht von ihm bedroht oder zumindest gestört fühlte, so daß er immer wieder Senatoren demütigte, vor sein Strafgericht zog (respektive durch die Standesgenossen verurteilen ließ), sie verbannte, mordete oder zum Selbstmord nötigte. Alle Selbstbehauptung, alles Wesen der Senatoren vollzog sich unter den Bedingungen steter Angst, des Mißtrauens, also auch der Anschwärzung, der Verdächtigung, des vorauseilenden Gehorsams und der nur allzu beliebten Katzbuckelei. Ständig war zu tun, was nicht zu verantworten war. Man machte Konzession auf Konzession, um schließlich doch dran glauben zu müssen. Vielfach jedenfalls. Gelegenheit genug also zum Studium des Menschen in der Spannung zwischen Stolz und äußerster Preisgegebenheit – wo man in der Tat bis auf den Teufel hinuntersah. Gelegenheit aber auch, um das Beispiel der Freigelassenen Epicharis zu zeichnen, die den grausamsten Foltern bis zum Tode trotzte, während vornehme Männer aus Angst die ihnen liebsten Menschen verrieten.

Alfred Heuß, um einen anderen Göttinger zu zitieren, hat Tacitus' Geschichtsschreibung eine Selbstbefreiung genannt. Viktor Pöschl sprach von der „sublimen Rache“, die er nahm; für alles, was er – mitgemacht hatte.

Über die Erfahrungen seiner Generation unter dem besonders üblen Kaiser Domitian berichtet er: „[. . .] man verbannte jede edle Wissenschaft, damit wir nirgends mehr auf Ehrenhaftes stießen. Und in der Tat, wir

gaben den stärksten Beweis von Hinnahmefähigkeit [...], erfuhren, was das Äußerste an Knechtschaft ist, nachdem man uns durch Bespitzelung den Gebrauch der Sprache und des Gehörs genommen hatte. Wir hätten mit der Stimme selbst das Erinnerungsvermögen drangegeben, wenn so wie das Schweigen auch das Vergessen in unserer Macht läge“. Die Überlebenden hätten „sozusagen nicht nur die andern, sondern auch sich selbst überlebt. Sind doch so viele Jahre mitten aus unserm Leben herausgerissen, in denen wir zum Schweigen verurteilt waren, während wir Jüngeren alt wurden und die Alten fast an den Rand des Grabes gelangt sind“. Eine wundervolle Beobachtung. So spricht ein Historiker, der lange auf der Seite der Besiegten stand – speziell jenes Genus der Besiegten, die immer neu besiegt werden in ihrer Menschenwürde und ihrem Anstand, typischer Besiegter des 20. Jahrhunderts, aber eben auch der römischen Kaiserzeit – ein Historiker, der sich einschließt in deren Reihen und versucht, mit seiner Niederlage wenigstens historiographisch fertigzuwerden, und zwar auf kaum zu übertreffende Weise. Er weiß, er zieht die Mißgunst derer auf sich, die „die Schilderung der Schandtaten anderer als Vorwurf gegen sich selbst empfinden, da sie sich ähnliches haben zuschulden kommen lassen“.

Unter diesen Umständen hielt Tacitus es für notwendig, die Maßstäbe aufrechtzuerhalten, ja einzuschärfen, Tugenden dürfen nicht verschwiegen werden. Und der Neigung zu verwerflichem Tun und Reden muß die Angst entgegengesetzt werden, die aus dem Gedanken an Nachwelt und Schande erwächst. Das Versagen darf nicht relativierend weggebügelt werden. Freilich, das ist aus der Position eines Aristokraten (eines auch an seinen Standesgenossen verzweifelnden, aber immerhin noch aus aristokratischem Anspruch heraus urteilenden) geschrieben. Aber läßt sich dergleichen nicht doch verallgemeinern? Was mit so einem Werk erreicht wird, mag zweifelhaft sein. Doch muß ja die Verantwortung auch des Historikers nach Maßgabe eines Als-Ob ausgeübt werden; als ob es auf einen wirklich ankäme.

Hinweise

Der Text, der dem Vortrag zugrundelag, ist überarbeitet und dabei erweitert worden.
 Carl Schmitt: *Ex Captivitate Salus*. Köln 1950. 32. (Es handelt sich um den vierten Abschnitt des „Historiographia in Nuce: Alexis de Tocqueville“ überschriebenen Aufsatzes vom Sommer 1946. In meinem Exemplar trägt er die von C.S. handschriftlich hinzugefügte Überschrift: „Der Besiegte schreibt die Geschichte“. Ich habe das aufgenommen, freilich nur skizzenhaft: Handeln und Aushalten. In: K.-H. Bender/K. Berger/M. Wandruszka, *Imago Linguae*. München 1977. 371 f. Vierzig Jahre nach Auschwitz. 2. Aufl. 1990. 134.

- Das vollständige *Guizot*-Zitat (C.S. hat das Wort *aristocrate* ausgelassen) bei Sainte-Beuve, *Nouveaux Lundis*. Bd. 2. Paris 1868. 306. Guizot habe es im Parlament gesagt. Überliefert ist aber auch ein Brief, den er an Tocqueville am 30. Juni 1856 schrieb, in dem es heißt: *Vous peignez et vous jugez la démocratie moderne en aristocrate vaincu et convaincu que son vainqueur à raison* (s. Lucien Jaume, *Tocqueville. Les Sources Aristocratiques de la Liberté*. Paris 2008. 384.)
- Koselleck*: Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Ch.M./J. Rüsen, *Historische Methode*. München 1988. 13 ff. Dort Abschnitt fünf (51 ff.): *Die Geschichte der Sieger – eine Historie der Besiegten*. Wiederabdruck: R.K., *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt 2000. 27 ff. Darin 67 ff.
- Bei Hans-J. Misselwitz, *Nicht länger mit dem Gesicht nach Westen*. Berlin 1996. 37, finde ich: „Wenn Siegen wirklich dumm macht, wie ein alter Spruch sagt [...]“.
- Interesse der Fachleute: Das findet sich schon bei Johann Martin Chladenius in seiner *Allgemeinen Geschichtswissenschaft*, Leipzig 1752. Neudruck Wien/Köln/Graz 1985. 91 ff. 115 ff. 150 ff. Er führt als „Sehepunkte“ an: Religion, Vaterland, Familie, Stand, Freund/Feind, Vertraut/Fremd, Gelehrter/Ungelehrter, Betrübter/Fröhlicher. Sieger/Besiegter fehlt.
- Boulainvilliers*: Zitat aus dem Manuskript von Angoulême bei F. Furet/M. Ozouf, *Deux Légitimations Historiques de la Société Française au XVIII^e siècle*. Mably et B. In: *Annales* 34, 1979, 442.
- Raulff*: U.R., *Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch*. Frankfurt 1995.
- „Kultur der Niederlage“ ist der Titel des Buches von Jürgen Schivelbusch. Berlin 2002. „Penser la Défaite“ heißt eine Aufsatzsammlung, die P. Laborie und P. Cabanel herausgegeben haben. Toulouse 2002. Von Geschichtsschreibung ist weder hier noch dort die Rede.
- Leserbriefe: Jüngstes Beispiel FAZ 14.7.2009.
- Orwell*: *Tribune* 4.2.1944.
- Churchill*: Max Hastings, *History as written by the victor* (Rezension von David Reynold, *Command of History*). Veröffentlicht am 2.November 2004. Online im Internet: <http://www.telegraph.co.uk/culture/books/3626376/History-as-written-by-the-victor.html> (Stand: 19.10.2009)
- Burckhardt*: Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864/1893. Stuttgart/Berlin 1922. 63 f.
- Nietzsche*: *Wir Philologen*. In: F.N., *Unzeitgemäße Betrachtungen*. Stuttgart 1964. 582.
- Mann*: *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt 1958. 820.
- Orosius*: *Historiae adversus paganos* 3,20.
- Herodot*: Meine Argumente dafür, worin das Neue seines Ansatzes bestand, habe ich (samt weiteren Hinweisen) vorgebracht in einem Aufsatz unter dem Titel: *Die Entstehung der Historie*, wieder abgedruckt in: C.M., *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*. Frankfurt 1980 u. ö. 360 ff. Zuletzt zum Thema: *Die Entdeckung der Ereignisgeschichte bei Herodot*. In: *Storia della storiografia* 10, 1986, 5 ff. Einiges würde ich heute etwas anders sehen. Das Entscheidende ist im Text weiter zugespitzt, um das Besondere der Griechen noch schärfer zu fassen. Wir finden hier wirklich etwas ganz Neues. Man sollte das nicht übersehen, indem man es von heute her unterschätzt oder auch indem man (Selbst-) Aussagen orientalischer Könige über ihre

Großtaten, über einzelne Schlachten, vielleicht auch einmal über das Verschulden eines Vorgängers als Vorläufer oder frühe Stufen der Historie ansieht. Es ist einfach falsch, Verschiedenerlei, was erst im neuzeitlichen Geschichtsbegriff unter ein Dach gekommen ist, als von vornherein zusammengehörig anzusehen; so daß dann dieses oder jenes für frühe Zeiten als Ausdruck ein und derselben Sache erscheint. Man sollte die Besonderheit der Griechen viel elementarer ansetzen, als das nach einer langen Tradition scheinbar vertrauten Umgangs mit ihnen weithin üblich geworden ist. Vgl. auch C.M., Wandel ohne Geschichtsbewußtsein – ein Paradox unserer Zeit? Basel 2004. 10 ff.

Thukydides: Tyrannis Athens: 2,63,2 – Haß auf die Stadt: 1,75,4 (vgl. 76,1). 2,63,1 f., dort auch die Furcht vor Rache. 2,64,5. Vgl. Herodot 7,139,1 – Kriegsplan: 1,143,5 ff. 2,65 – Athens Mittel: 2,65,13. 2,13,2 f. Vgl. 1,141,5. 7,28,3 f. – *ho parálogos*: 1,78,1. 2,61,3. 85,2. 3,16,2. 7,28,3. 55,1. 61,3. 8,24,5 – nie läuft ... : 1,21,1 Vgl. 1,78,2. 140,1 – *próphasis*: G. Rechenauer, Thukydides und die hippokratische Medizin. Hildesheim u.a. 1991 – Politiker nach Perikles: 2,65 – Notwendigkeit, die Herrschaft zu behaupten: s.o.: Haß auf Athen. Furcht vor Rache. Für Athen stellt sich die Frage: Herrschen oder selbst beherrscht werden: 1,76,1. 6,18,2 f. – Menschennatur: 1,75,3. 76,2 u.ö. – Heranzuziehen auch die Aussagen über das Recht des Stärkeren: 1,76,2. 4,61,5. 5,105,2 – *prágmata*: 1,89,1 (vgl. 1,75,2) – Dynamik Athens. Erfolg und Zuversicht: 1,70. 4,65,4 (vgl. 17,4). 6,9,3 (vgl. 11,5 f.). 6,18 – Im Genuß ... : 4,65,4. Man hat wenig Aussicht ... : 6,9,3 – Alkibiades: 6,15 ff. Bes. 18,6 f. – Pathologie: 3,82 – Möglicher Erfolg in Sizilien: 2,65,11 (vgl. 6,15) – Karthago: 6,15,2. 90,2. Vgl. 34,2 – Melierdialog: 5,85 ff. – Reden bei Thukydides: 1,22,1 – Sizilien: Aufbruch: 6,30 ff. Ende: 7,75/87 (dort auch das Zitat über das Ausmaß der Niederlage) – Abfall der Verbündeten: 8,1,2. 8,2.

Zur Kluft zwischen der Ebene des menschlichen Handelns und tieferen prozessualen Zusammenhängen: R. Aron, Thucydide et le Récit Historique. In: R.A., Dimensions de la Conscience Historique. Paris 1961. 147 ff. Vgl. die entfernten Entsprechungen, die F. Furet bei Tocqueville entdeckt hat: 1789 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Frankfurt/Berlin/Wien 1980. 25. 32 f.

Zu Thukydides' Arrangements sowie zum Verhältnis zwischen Ausgesprochenem und Verschwiegenem: K. Reinhardt, Thukydides und Machiavelli. In: K.R., Vermächtnis der Antike. Göttingen 2. Aufl. 1966. 184 ff.

Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. 2. Aufl. Hamburg 1923. 636.

Frankreich/Preußen: Raulff (wie o.) 35 f.

J. Burckhardt: W. Kaegi, Jacob Burckhardt. Eine Biographie. Bd. 5. 1973. 473 ff.

Vae victoribus: Schivelbusch (wie o.) 150 f. Vgl. 32 f.

Zur Aufwertung der Opfer: Ein sehr früher Beleg dafür: Ivo Andrić, Über allen Siegen. 1920.: In: Serbische Avantgarde 1918/39: „Euer Sieg hat eine niedrige Stirn und rote Augen. Der Sieger hat einen unruhigen Blick. Verflucht ist euer feuriger Wein des Sieges. Oh, der erquickt nicht und macht auch nicht fröhlich! – Gott hält seine Hand über den Scheitel der Besiegten, und der Sieger ist allein, und seine Freude lodert auf und verlöscht. Alles, was an Hoffnung, Trost und Schönheit auf der Welt ist, enthüllt sich den Augen der Besiegten; die Sieger sind blind, sie zittern und stehen in Flammen, und haben nichts außer ihrer wilden Flamme der Freude, von der nichts

bleibt als Asche. – Denn was sind die Siege von heute anderes als die Niederlagen von morgen? In den Augen des Menschen, des Alleingelassenen gibt es weder gewonnene noch verlorene Schlachten, sondern in allen Kriegen, ob gewonnen oder verloren, immer nur eine besiegte Menschheit. . . Es gibt keine Niederlagen und keine Siege, sondern immer nur und überall bei den Besiegten wie bei den Siegern den gequälten und erniedrigten Menschen“.

Niederlage von 1918: Eduard Meyer ist in seiner Rektoratsrede in Berlin am 15.10.1919 (Kleine Schriften II. Halle 1924. 539 ff.) unter dem frischen Eindruck der Niederlage ausführlich auf Thukydides eingegangen. Er spricht von der Ähnlichkeit des Schicksals Deutschlands mit dem Athens im Peloponnesischen Krieg. Er bemerkt, den Athenern habe ein Perikles so gefehlt wie den Deutschen ein Bismarck. Zeitweilig erweckt Meyer den Eindruck, in Thukydides' Bericht über den Krieg seien direkte Parallelen zu finden, wenn er etwa von der „kaum begreiflichen Verblendung“ spricht. Aber kein Wort darüber fällt, was es bedeutete, daß Thukydides als Besiegter, als Infragegestellter solange an sich und der Materie arbeitete, bis er erkannte, daß es bei der Niederlage mit rechten Dingen zugegangen ist. Was sich entsprechend für die Deutschen empfohlen haben könnte. Zu seiner Haltung im Krieg: J. von Ungern-Sternberg, Politik und Geschichte. Der Althistoriker Eduard Meyer im Ersten Weltkrieg. In: W.M. Calder III./A. Demandt, Eduard Meyer. Leiden u.a. 1990. 484 ff.

Victrix . . . : Lucan, Pharsalia 1,128.

Aristoteles: Politik 1255 a 15.

Aron: (wie o.) 180.

Broszat: M.B., Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. München 1986. 161. Ähnlich auch: I. Fetscher. In: J. Habermas, Stichworte zur geistigen Situation der Zeit. Frankfurt 1979. 122 f.

Friedländer: S.F., Das Dritte Reich und die Juden I. II. Sonderausgabe. München 2007.

Lichtenberg: G.Ch.L., Sudelbücher. München 2005. E 197 – 178 – 181.

Epicharis: Tacitus, Annalen 15,57.

Tacitus: *Is habitus*: Historien 1,28 – Man verbannte . . . Agricola 2,2 f. – Die Überlebenden . . . : ebd. 3,2 – Schilderung der Schandtaten . . . : Annalen 4,34,4 – Maßstäbe ebd. 3,65.

Heuß: A.H., Gesammelte Schriften in drei Bänden. Stuttgart 1995. II 1476.

Pöschl: V.P., Das Bild der politischen Welt bei Tacitus. In: Tacitus, Historien übersetzt von W. Sontheimer. Stuttgart 1959. xxviii.

Die entgegengesetzte Konsequenz zieht der Lehrer Gu in Yiyun Li, Die Sterblichen. München 2009: Seine Tochter wäre nie eine glühende Mao-Anhängerin geworden, „wenn sie die verlockenden Sprüche der Kulturrevolution nicht hätte lesen können; und sie wäre nicht verhaftet worden, als sie ihre Zweifel anmeldete, hätte er ihr nicht beigebracht, selbständig zu denken, statt den Argumenten der Masse zu folgen“. Also ist zu wünschen, daß Kinder nichts lernen.

Für nützliche Hinweise danke ich Hinnerk Bruhns, Marlene Hiller, Franziska Meier, Ulrich Raulff und Jürgen v. Ungern-Sternberg.

Zukunftswissen Überlegungen zur Bedeutung der Divination im Alten Orient

(vorgetragen in der öffentlichen Festveranstaltung zu Ehren
von Riekele Borgers 80. Geburtstag am 28. Mai 2009)

STEFAN M. MAUL

Wenn es wichtige politische Beschlüsse zu fassen galt, so zeigen es die uns zur Verfügung stehenden keilschriftlichen Quellen aus zwei Jahrtausenden, setzten im Alten Orient Könige und ihre Beratergremien nicht ausschließlich auf ihren eigenen Sachverstand. Sie erachteten es, wie es scheint durch die Zeiten hinweg, für notwendig, ein Vorhaben erst dann in die Tat umzusetzen, wenn dessen Tragfähigkeit von einem von Herrscher und Kabinett unabhängigen Sachverständigenrat geprüft und bestätigt worden war. Die Autorität, die man einer solchen Prüfung beimaß, kann kaum überschätzt werden. Sie erweist sich schon allein darin, daß die Herrschenden sich ihr in aller Regel ohne Widerspruch unterstellten und bereit waren, dabei in Kauf zu nehmen, daß ihre Vorhaben gegebenenfalls als aussichtslos eingestuft wurden. Freilich versprach ein Gutachten der unabhängigen Sachverständigen im Gegenzug, ganz verlässliche Prognosen über den Erfolg einer geplanten Unternehmung liefern zu können. Die ausgewiesenen Fachleute, die ein solches Gutachten erstellten, garantierten, über einschlägiges Fachwissen und bewährte, zielführende Verfahren zu verfügen, die es ihnen ermöglichten, aus dem Blickwinkel der Zukunft gewissermaßen zurückschauend die Konsequenzen eines beabsichtigten Vorhabens genau zu übersehen und somit jene Planungen und Absichten benennen zu können, die zu ungewollten Fehlentwicklungen führen würden. Es liegt auf der Hand, daß die Aussicht auf ein solches Wissen attraktiv und für politische Entscheidungsträger von unschätzbarem Wert war, versprach es doch demjenigen, der ein entsprechendes Gutachten einholte und einen positiven Entscheid erhielt, die Gewißheit, mit dem gefaßten Entschluß den richtigen, zukunftsweisenden und alsbald von Erfolg gekrönten Weg gewählt zu haben.

So einsichtig und vernünftig es klingt, die Zukunftsfähigkeit geplanter Vorhaben vor deren Umsetzung zu überprüfen, so abwegig, ja geradezu lächerlich absurd erscheinen aus dem Blickwinkel unseres heutigen Welt-

bildes die Mittel, mit denen im Alten Orient entsprechende Evaluationen vorgenommen wurden. Die Zukunftsaussichten eines Planes wurden nämlich an altorientalischen Königshöfen über Jahrhunderte hinweg regelmäßig aus Gestalt und Färbung der Eingeweide und insbesondere der Leber eines eigens zu diesem Zweck geschlachteten Schafes ermittelt. Es hatte sich eine regelrechte Wissenschaft entwickelt, die das äußere Erscheinungsbild einer Schafsleber in Relation zu Zukünftigem setzte. Unter Anwendung eines in sich ganz systematisch und logisch wirkenden Gefüges von Gesetzmäßigkeiten wurden bestimmte Erscheinungen an der Leberoberfläche als günstige oder ungünstige Zeichen gedeutet.

Die Fachleute prüften nacheinander entgegen dem Uhrzeigersinn Vorhandensein und unbeschadeten Zustand von etwa einem Dutzend anatomisch konstitutiver Elemente auf der Oberfläche der Leber: neben der Gallenblase vor allem furchenartige Zeichnungen, aber auch Einschnitte und markant geformte Oberflächen, auffällige Vorsprünge und Reste der Bänder, an welchen die Leber befestigt war.

Der unbeschadete Zustand der einzelnen Leberteile wurde als günstig bewertet. Darüber hinaus spielte nicht zuletzt die Position von auffälligen Merkmalen, die irgendwo auf den zwölf Leberregionen auftauchen können, zur Ermittlung des Evaluationsergebnisses eine grundlegende Rolle. Zu solchen Merkmalen zählen stark hervortretende Lymphknoten, Häutchen, Blasen und Auswüchse sowie Löcher im Gewebe der Leber. Diese sind

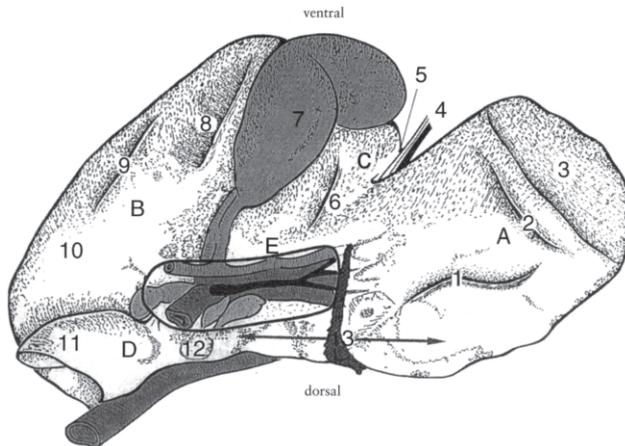


Abbildung 1: Schematische Zeichnung einer Schafsleber. Die Zahlen 1–13 bezeichnen die geprüften Leberregionen, darunter die Gallenblase (7) und furchenartige Zeichnungen (1, 2, 6, 8, 9).

an die Leberoberfläche tretende, offene und bisweilen verkalkte Bohrgänge, verursacht von den gar nicht so selten auftretenden Leberegeln, von Bandwurmlarven (Finnen) und anderen Parasiten. Manche dieser Merkmale, wie z.B. ein Loch auf der Leberoberfläche, galten als übles Zeichen. Andere wurden jedoch, wie z.B. eine weiche, von Bandwurmlarven hervorgerufene Gewebeblase, positiv konnotiert.



Abbildung 2: Eine von Bandwurmlarven befallene Schafsleber

Während schon keine gesunde Schafsleber einer anderen gleicht, führen pathologische Erscheinungen von Entzündungen über Parasitenbefall bis hin zu Nekrosen zu erschütternd unterschiedlichen Befunden.

Bei der Prüfung einer Leber ging man, um bestimmte Merkmale positiv oder negativ werten zu können, mit geradezu mathematischer Präzision vor. Über die zwölf konstitutiven Bereiche der Leber, z.B. über die Gallenblase, wurde ein virtuelles Netz von Feldern gelegt, von denen das mittig liegende einer grundsätzlich wohlwollenden Schicksalsmacht zugeordnet war, das rechts davon liegende der Befürwortung des zu evaluierenden Vorhabens und das links davon liegende den dem Vorhaben zuwider wirkenden Kräften. Wurde nun ein positiv konnotiertes Merkmal im mittleren Feld beobachtet, war dies ein positiver Befund. Denn die Schicksalsmacht zeigte sich wohlwollend. Wenn das gleiche Zeichen im rechten Feld erschien, ergab sich ebenfalls ein positiv gewertetes Zeichen. Auf dem linken Feld, das die dem Vorhaben zuwider wirkenden Kräfte verkörpert, wirkt es als Verstärkung dieser Kräfte und wurde somit zu einem als ungünstig eingestuften Zeichen auf der Leber.

Ein negativ konnotiertes Merkmal hingegen wirkt sich entsprechend bei dem mittleren und dem rechten Feld gemäß der mathematischen Formel $+ \times - = -$ aus, wohingegen im linken Feld eine Schwächung der zuwider wirkenden Kräfte Stärkung bedeutet und somit ein negativ konnotiertes Merkmal in diesem Feld zum günstig gewerteten Zeichen wird. In Wahrheit war freilich all dies noch viel komplizierter. Es wurden nicht nur die Felder der Gallenblase ihrerseits in Felder unterteilt, die man wiederum begutachtete, sondern die gesamte Leber wurde als ein Gefüge von positiv und negativ geladenen Parzellen beschrieben.

Ein altbabylonisches, zu Studienzwecken angefertigtes Lebermodell aus dem 17. vorchristlichen Jahrhundert dokumentiert dies dem Lernenden, wie auf Abbildung 3 deutlich erkennbar, anhand des, wie wir bereits gehört haben, negativ konnotierten Merkmals „Loch“.

Die jeweilige Bedeutung des Zeichens ist in jeder einzelnen Parzelle in Keilschrift notiert. Wir können hier nicht weitere Einzelheiten ausbreiten. Aber so viel sei noch gesagt: Die gelehrten Leberschauer sahen sich in der Lage, die Gültigkeitsdauer ihrer Prognose anhand der Merkmale der

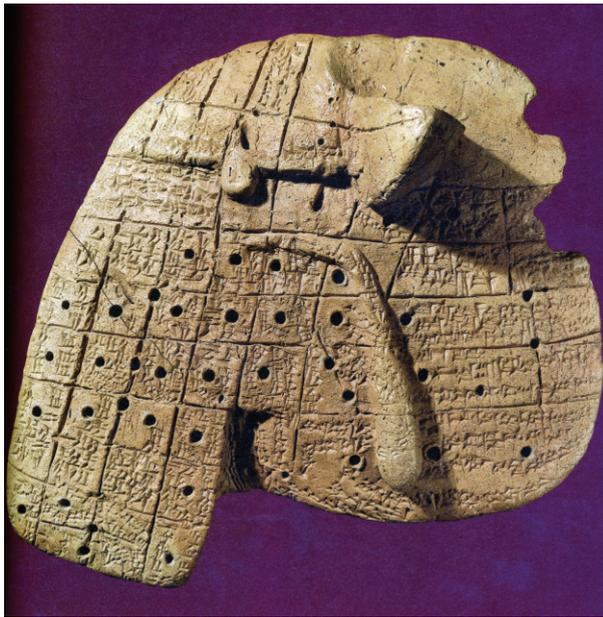


Abbildung 3: Ein beschriftetes Lebermodell aus altbabylonischer Zeit (ca. 17. Jh. v. Chr.)

Leber mit einer mathematischen Formel zu errechnen, in der für bestimmte Lebermerkmale bestimmte Zahlenwerte eingesetzt werden mußten.

Die Beurteilung der Erfolgsaussichten eines Planes oder eines Vorhabens ergab sich durch simples Addieren der ermittelten positiven und negativen Zeichen. Überwogen die positiven Zeichen, war das Vorhaben als „erwünscht“ beurteilt und zur Durchführung freigegeben. Waren die negativen Zeichen in der Überzahl, bedeutete dies, daß die Evaluation negativ ausgefallen war.

Auf diese Weise wurde an altorientalischen Königshöfen über Personalangelegenheiten entschieden, über die Frage, ob man ein umfangreiches Bauvorhaben durchführen sollte, und eben auch darüber, ob und wann man ohne Schaden gegen einen Feind zu Felde ziehen könnte. Ferner gehörte es im altbabylonischen Mari des 18. Jh. zur Routine, mit Hilfe der Leberschau monatlich Regelanfragen nach der Sicherheit von König, Stadt und Land zu stellen, mit dem Ziel, unerkannt gebliebene Gefahren rechtzeitig bannen zu können. Die Ursache der potentiellen Gefährdung wurde durch geschicktes Fragen ebenfalls mit Hilfe der Eingeweideschau ermittelt.

Dem modernen Zeitgenossen ist ein solches Prüfungsverfahren vor allem deshalb ein Skandalon, weil es sich mit Inhalt und Absicht des zu bewertenden Beschlusses nicht befaßt und nicht einmal den Anschein zu erwecken versucht, dieses zu tun. Gleichwohl müssen wir konstatieren, daß über mehr als zwei Jahrtausende die Mesopotamier selbst, ebenso wie die eifrig um entsprechende Kenntnisse bemühten Völkerschaften im Umfeld des Zweistromlandes, in der Beherrschung von Verfahren der Zeichendeutung einen maßgeblichen Grund für die nachhaltigen kulturellen und machtpolitischen Erfolge von Babyloniern und Assyrern sahen. Ja, die Eingeweideschau stand darüber hinaus in dem Ruf, von so großem Nutzen zu sein, daß sie die altorientalischen Kulturen noch weit überdauerte und in der hellenisierten Welt, in Griechenland, Etrurien und Rom als unerläßliches Mittel beim *political decision making* galt.

Grundlage der Gewißheit, mit Verfahren wie dem beschriebenen Einblick in Zukünftiges gewinnen zu können, war die auch heute gültige Vorstellung, daß die erfahrbare Welt Spuren einer sich entfaltenden Zukunft bereithält, die es als solche zu erkennen und zu deuten gilt. Im Alten Orient verstand man jede Form der Bewegung und Veränderung in allen Bereichen des Erfahrbaren – auf der Erde ebenso wie am gestirnten Himmel – jeweils als Teil eines ungeheuer komplexen Vorgangs des Sichentwickelns der Welt durch die Zeit, hin zum Zukünftigen. In der Welt, dem untrennbaren Gefüge von Irdischem und Kosmischem, stehen dieser Vorstellung zufolge

alle wahrnehmbaren Erscheinungen, so wenig spektakulär sie im einzelnen sein mögen, miteinander in Verbindung, da sie alle Anteil haben an jener Bewegung des Ganzen hin auf das Zukünftige und gemeinsam diese Bewegung bilden. Einzeln oder noch viel besser im Verbund beobachtet, lassen sie für den altorientalischen Menschen deshalb in der Gegenwart eine Hochrechnung des Zukünftigen als möglich erscheinen. Die Bewegung des Ganzen hin auf das Kommende ist, wie es etwa Wachsen und Werden in der Natur, der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahresablauf und der gestirnte Himmel zeigen, von Gesetzmäßigkeit, von großer Harmonie geprägt und wird als solche wahrgenommen. Jede Abweichung vom Regelmaß in der Natur galt hingegen in dem, zumindest aus unserer Perspektive, fast aberwitzig anthropozentrischen Weltbild, das der altorientalischen Divination zugrundeliegt, als eine vom Menschen hervorgerufene Störung oder, genauer gesagt, als eine Reaktion auf menschliches Handeln und wohl auch Wollen. Abweichungen vom Regelmaß wie z.B. Auffälligkeiten bei Pflanzen und Tieren, am gestirnten Nachthimmel oder auch auf der Oberfläche einer Schafsleber wurden in diesem Sinne als Botschaft an den Menschen wahrgenommen, die nach Innehalten, nach Besinnung und Korrektur verlangen, damit die entstandene Unordnung beseitigt und die Harmonie wiederhergestellt werde. Die gegenwärtige Erfahrung des anthropogenen Klimawandels eröffnet vielleicht eine Sicht, die uns erahnen läßt, welche *ratio* hinter derartigen Vorstellungen steht. Wie dem auch sei: Die grundlegende Überzeugung, daß der gesamte Kosmos auf den Menschen ausgerichtet sei und mit ihm interagiere, beruhigte sich im Alten Orient einerseits in der scheinbar braven Vorstellung von Göttern, die dem Menschen mit Vorzeichen gnädig Leitung geben, obgleich er sich doch deren Willen grundsätzlich zu beugen hat. Andererseits aber beflügelte sie einen im Alten Orient nie zur Ruhe gekommenen Forschergeist, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die Gesetzmäßigkeiten der Zeichenhaftigkeit der Welt offenzulegen und in ganz unterschiedlichen Systemen wiederzuerkennen.

Im frühen ersten vorchristlichen Jahrtausend hatte sich neben der Lehre von der Eingeweideschau die Lehre von der Bedeutung astraler Zeichen so weit entfaltet, daß babylonische und assyrische Könige sich ihrer zu politischen Zwecken systematisch bedienten. Denn der gestirnte Himmel, der Nacht für Nacht, ganz anders als die Eingeweideschau, ungebeten Zeichen hervorbrachte, stellte in Aussicht, in Permanenz Auskunft über Kommen- des geben zu können. In neuassyrischer Zeit wurde deshalb ganz Mesopotamien mit einem Netz von Beobachtungsstationen überzogen, die unabhängig voneinander Berichte an den Königshof zu Ninive zu schicken hatten,

damit diese, um Täuschung und Irrtum zu vermeiden, dort abgeglichen und ausgewertet werden konnten. Vom Himmel als Abbild der weiten Erde wurden dabei nicht etwa Aussagen über den Einzelnen, sondern über das gesamte Staatswesen, ja sogar Auskünfte globaler Natur erwartet, die auch Prognosen über das Geschick der benachbarten Feindesländer zuließen. Aus diesem Grund war die Astrologie im Alten Orient von höchstem politischen Interesse. Denn sie schien imstande zu sein, durch die Auswertung von scheinbaren Unregelmäßigkeiten astraler Bewegungen Gefahren, aber auch günstige Gelegenheiten so rechtzeitig wahrzunehmen, daß man einerseits ein drohendes Unheil umgehen und andererseits auch von der Chance eines gebotenen *kairós* profitieren konnte.

Zahlreiche keilschriftliche Traktate, namentlich solche aus dem ersten vorchristlichen Jahrtausend, zeigen, daß die mesopotamischen Zeichendeuter bestrebt waren, ihre Erkenntnisse über die Aussagekraft des äußeren Erscheinungsbildes der Leber zu verbinden mit ihrem Wissen über die Bedeutung der Bewegungen am gestirnten Himmel. Ihre noch weitgehend unbekanntenen Überlegungen führten nicht nur dazu, daß die Leber in gewisser Weise als Emanation des Himmels betrachtet und wie der Tierkreis in zwölf Segmente unterteilt wurde. Die mesopotamischen Gelehrten sahen sich auch in der Lage, Zeichen der Leber gleichbedeutenden astralen und terrestrischen Zeichen zuzuordnen und damit die Gesetzmäßigkeiten von der Dynamik des Weltgeschehens in unterschiedlichen Medien offenzulegen. Sie sammelten zum besseren Verständnis dabei nicht nur Zeichen, um auf Zukünftiges zu schließen, sondern betrachteten auch das zur Gegenwart gewordene Zukünftige, um in der Vergangenheit nach den zugehörigen, möglicherweise übersehenen Zeichen Ausschau zu halten. In einem kühnen Vorhaben sollten auch die über Jahrhunderte (mit Lücken vom 7.–1. Jh. v. Chr.) geführten sog. „astronomical diaries“ (H. Hunger, A. Sachs, *Astronomical Diaries and Related Texts from Babylonia*, Wien 1988–2006) langfristig über das Netz kausaler Zusammenhänge in der Welt genaueren Aufschluß geben. In diesen Dokumenten wurde in Form von Jahresberichten nicht nur über astrale Zeichen und das Wetter Rechenschaft abgelegt, sondern auch über die Preisentwicklung bestimmter wichtiger Güter, Wasserstände, die als ominös eingestuften terrestrischen Vorkommnisse sowie einschneidende zeitgeschichtliche Ereignisse. Ziel war es, Gesetzmäßigkeiten im Weltgeschehen zu ermitteln, um diese Erkenntnisse für politisches Handeln nutzbar zu machen. Im Dienste dieses Strebens entstand im Babylonien des ersten vorchristlichen Jahrtausends auch die rechnende Astronomie, ein Zweig babylonischer Wissenschaft, der bis heute fortbesteht.

Mit Hilfe der verschiedenen altorientalischen divinatorischen Verfahren sollte erreicht werden, daß Gestalten und Handeln der für das Gemeinwesen Verantwortlichen stets in Harmonie blieb mit dem alles umfassenden Weltgeschehen, welches den ganzen Kosmos beherrscht und dem sich der Mensch dauerhaft nicht widersetzen kann.

Die politische und kulturelle Überlegenheit, das Gewicht der nicht grundsätzlich hinterfragten eigenen Tradition, die Einbettung der Divination in eine Art wissenschaftliches System, verstärkt durch den nicht unerheblichen Aufwand divinatorischen Handelns, ließen den Erfolg der Zukunftswissenschaft in der Selbstwahrnehmung Mesopotamiens und in den Augen der umliegenden Kulturen als unbestreitbar erscheinen. Man war überzeugt, ein Mittel in der Hand zu halten, das in hohem Maße Stabilität und Prosperität garantierte, zumindest aber Schutz vor fatalen Fehlentscheidungen bot und damit der eigenen Kultur anderen gegenüber einen erheblichen und nachhaltigen Vorteil verschaffte.

Es ist nur folgerichtig, daß die assyrischen und die babylonischen Könige versuchten, Wissen und Techniken der Zukunftsschau für sich zu monopolisieren und die besten Fachleute an sich zu binden. Selbst im internationalen Wettstreit wurde die Kenntnis divinatorischer Traktate als so hoch eingestuft, daß im Kriegsgeschehen Tontafeln entsprechenden Inhalts gar auf ausdrücklichen königlichen Befehl hin geraubt wurden. Das Wissen, das über viele Jahrhunderte in den Familien der Zeichendeuterdynastien erworben, weiterentwickelt und überliefert worden war, wurde im ausgehenden zweiten und im frühen ersten Jahrtausend v. Chr. an den Königshöfen Babyloniens und Assyriens gesammelt, systematisiert und in sehr umfangreichen Textausgaben zusammengestellt. Der Motor hierfür dürfte der mit der Komplexität mesopotamischer Herrschaftsstrukturen immer weiter gestiegene königliche Bedarf an divinatorischer Beratung gewesen sein. Die neuentstandenen Editionen bildeten von nun an den königlich autorisierten und verbindlichen Thesaurus geheimgehaltenen divinatorischen Fachwissens, auf den sich die Fachleute im Dienste des Königs zu berufen hatten. Das divinatorische Fachwissen war auf diese Weise fast ganz in königliche Oberhoheit gelangt. Die Zeichendeuter, die für König und Staat tätig waren, galten als wichtige Geheimnisträger und hatten zu beeiden, daß sie die möglicherweise politisch brisante Kenntnis, die sie durch ihre Tätigkeit erwarben, unter keinen Umständen an Dritte weitergeben würden. Im neuassyrischen Reich des ersten vorchristlichen Jahrtausends war das Divinationswesen so gut organisiert, daß Meldungen über ominöse Vorkommnisse, vor allem solche astraler, aber auch terrestrischer Natur, regelmäßig aus dem gesamten Herrschaftsgebiet eingingen. Diese einander

ergänzenden Berichte wurden von einer Kommission, die man ein wenig anachronistisch als „Zukunftsministerium“ bezeichnen könnte, gesammelt, abgeglichen, auf Stimmigkeit überprüft und ausgewertet, bevor daraus resultierende politische Maßnahmen beraten und eingeleitet wurden.

Obgleich aus dem Blickwinkel unseres Weltbildes die Grundlagen der divinatorischen Evaluationsverfahren vollkommen obsolet sind, erweisen sich die mesopotamischen Formen der politischen Entscheidungsfindung ohne Zweifel als erfolgreich, führten sie doch dazu, daß die Kulturen des Zweistromlandes über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrtausenden den gesamten Vorderen Orient politisch und kulturell dominierten. So erscheint es uns in dem gleichen Maße skandalös wie beunruhigend, daß ein nach unseren Maßstäben durch und durch unsinniges Verfahren dauerhaften Erfolg gewährleistet haben soll. Diesem Widerspruch soll im folgenden unsere Aufmerksamkeit gelten. Ich fasse meine Überlegungen in fünf Punkten zusammen:

1. Als erstes müssen wir konstatieren, daß der Erfolg prognostischer Verfahren so lange von der Frage, ob diese tatsächlich Einblick in Zukünftiges gewähren können, wenig berührt ist, wie 1) politische, militärische und andere Erfolge von einer überzeugten Mehrheit nicht unwesentlich auf Vorteile zurückgeführt werden, die auf der Kenntnis jener Verfahren beruhen, und 2) diese prognostischen Verfahren sinnvolle Entscheidungen zumindest nicht dauerhaft oder mehrheitlich behindern. Vom frühen 2. Jt. v. Chr. bis zum Ende der Keilschriftkulturen um die Zeitenwende scheinen beide Bedingungen stets erfüllt gewesen zu sein.

2. Dem Nachteil, einen möglicherweise sinnvollen Plan nicht durchsetzen zu können, weil die eruierten Zeichen dagegen sprechen, stehen die Vorteile gegenüber, die die Billigung eines Vorhabens durch ein divinatisches Gutachten mit sich bringt. Findet ein solches hinreichende Akzeptanz, darf dessen Wirkung nicht unterschätzt werden. Denn unter der Maßgabe, daß das Verfahren als plausibel wahrgenommen wird, kann eine divinatorische Evaluation politisches Wollen und Handeln überzeugend rechtfertigen, indem sie dieses als im Einklang mit dem Kosmos und in der Gunst der göttlichen Mächte stehend ausweist. Göttliches Wohlwollen und sich aus ihm ergebende Erfolge sind dadurch greifbar in Aussicht gestellt. Gelingt es, mittels eines divinatorischen Befundes das von Vielen getragene Bewußtsein des „Gott mit uns“ und damit einen Konsens zu schaffen, führt dies auf allen wichtigen gesellschaftlichen Ebenen zu Optimismus und Selbstsicherheit, Entschlußkraft und Handlungsbereitschaft, die ihrerseits eine tragfähige Grundlage bilden für ein beherztes Angehen von sich abzeichnenden Problemen.

3. Im Fall eines durch Zeichen ermittelten deutlich negativen Evaluationsbescheides galt es, einen als „unerwünscht“ eingestuften Plan zu überdenken. Hierdurch entstanden Möglichkeit und Notwendigkeit, in den Gremien politischer Entscheidungsfindung trotz eines bereits gefaßten Beschlusses Für und Wider erneut zu diskutieren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dabei Positionen, die zuvor nicht konsensfähig gewesen waren, abermals erörtert und dann Gegenstand einer erneuten Orakelanfrage wurden. Die uns erhaltenen, mit einer Eingeweideschau verbundenen Anfragen sind oft regelrechte Kunstwerke, die ein Vorhaben mit detaillierter Auflistung der einzelnen Schritte benennen. Wurde dieses abschlägig beschieden, hieß das nicht, daß die gesamten Planungen aufgegeben werden mußten. Es bestand die Möglichkeit, einen leicht modifizierten Plan der erneuten Prüfung zu unterziehen. Wurde dieser dann positiv evaluiert, ergab sich daraus, daß das Detail des Plans, das man in der zweiten Anfrage geändert hatte, Grund der Ablehnung gewesen war. Es ergibt sich aus diesem Vorgehen fast notwendigerweise, daß diejenigen Segmente eines Vorhabens in einer zweiten Anfrage modifiziert wurden, die bereits bei der Ausarbeitung des Plans strittig gewesen waren. Die divinatorische Evaluation, die eine über allen Menschen stehende Autorität bemüht, eröffnet so einen Raum für sachbezogene Diskussionen, der weitgehend frei von den Zwängen hierarchischer Strukturen ist. Zunächst überraschend, sind es so ausgerechnet divinatorische Verfahren, die Interessensausgleich durch Verhandeln ermöglichen. Der in unserer eigenen Kultur gepflegte Mythos vom Ursprung der Demokratie in der griechischen Polis verstellt allzu leicht die Einsicht, daß eine Kultur des Aushandelns nicht zwangsläufig an die Agora und an die uns vertrauten Formen gebunden ist.

4. Im theistischen Weltbild Mesopotamiens ist eine durch Divination ermittelte Wertung von Plänen und Vorhaben zusätzlich in einen Tun-Ergehen-Zusammenhang gestellt, der Zustimmung und Ablehnung von Vorhaben als ein sich abzeichnendes Lohnen und Strafen durch über dem Menschen stehende Mächte deutet. Es ergibt sich daraus eine zweifache Verantwortlichkeit der Regierenden, die sich nicht nur Menschen, sondern auch den über ihnen stehenden Mächten gegenüber zu rechtfertigen hatten. Aus diesem Grunde hatten sie mit ihrem politischen Handeln nicht zuletzt auch der in religiösen Kontexten nachdrücklich erhobenen Forderung nach sozialer Gerechtigkeit nachzukommen. Wurden mit divinatorischen Mitteln drohende Gefahren und damit auch ein grundsätzlicher Gotteszorn diagnostiziert, mußte im engeren Umfeld eines Königs auch dessen rituelles und persönliches Fehlverhalten sowie andere Handlungsweisen zur Sprache gebracht werden, die die Götter verstimmt haben könnten. Zahl-

reiche Texte zeigen uns, daß gerade der König dabei nicht selten mit der Erkenntnis konfrontiert wurde, Schuld auf sich geladen und die Götter herausgefordert zu haben. Auch wenn uns einschlägige Quellen aus nahe-
liegenden Gründen fehlen, zeigt dies, daß die Diskussion einer ungünstigen
Zukunftsprognose sogar einen Freiraum schuf, in dem ein enger Kreis die
Rechtmäßigkeit königlichen Handelns hinterfragen konnte.

5. Die Astrologie, die in Permanenz unerbetene Zeichen und in der Folge
in Permanenz Prognosen generiert, zwingt dazu, die Prognosen permanent
mit der Gegenwartssituation abzugleichen und die Gegenwart am Pro-
gnostizierten zu messen. In diesem Sinne erweist sich die Astrologie als ein
Instrument, das nach permanenter Reflexion politischen Handelns verlangt
und so eine Atmosphäre politischer Wachsamkeit hervorbringt. Die auf
Himmelsbeobachtung beruhenden Prognosen, die für den neuassyrischen
Königshof erstellt wurden, betrafen die innere und die äußere Sicherheit
des Landes, oft auch Ernteaussichten und die Versorgungssituation. Es liegt
in der Natur der Sache, daß Visionen von Sicherheit und Bedrohung eines
Landes nicht diskutiert, ja nicht einmal gedacht werden können, ohne daß
das Prognostizierte mit dem Gegenwärtigen verbunden würde. Denn aus
diesem würde sich ja das Zukünftige entfalten. Prognostiziertes Versagen
und Unterliegen zwingt ohne notwendiges Besehen der verantwortlichen
Personen und ihres Einflusses zu einer immer wieder neuen Kontrolle der
inneren und der äußeren Sicherheit, des Zustandes von Militär und Sicher-
heitskräften, der Vertrauenswürdigkeit von Beratern und Verbündeten, der
Versorgungssituation des Landes und vieler anderer Bereiche. In diesem
Sinne ist die permanente astrologische Analyse des zu Erwartenden in der
Tat ein, wie die Texte sagen, „Wachdienst für den König“. Sie erfüllt in
gewissem Sinne die Funktion eines politisch-gesellschaftlichen Frühwarn-
systems, in dem Aufmerksamkeit auf Fehlentwicklungen schon im frühen
Stadium gelenkt werden kann, noch bevor sich schlimme Konsequenzen
entwickelt haben.

Die hier angestellten Überlegungen dürften gezeigt zu haben, daß es
unangemessen und auch unklug wäre, die Divination des Alten Orients
einfach als Aberglaube und Fehlentwicklung abzutun. In ihrem Kontext
erweist sie sich nämlich als ein wirkungsvolles Mittel, das der Zukunft
Gestalt gibt, erhebliche Freiräume für das Aushandeln wichtiger politischer
Entscheidungen eröffnet und Konsens zu schaffen hilft, um zielstrebiges
Handeln zu ermuntern.

Bildnachweise

- Abbildung 1 nach: Stefan M. Maul, „Omina und Orakel. A. In Mesopotamien“, in: D.O. Edzard (Hrsg.), *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, Band 10, 1./2. Lieferung Oannes – Pabilsag(a), Berlin/New York 2003, [45–88], S. 78 [weiterführende Literatur ebd., S. 81–82].
- Abbildung 2 nach: Rosemarie Leiderer, *Anatomie der Schafsleber im babylonischen Leberorakel. Eine makroskopisch-analytische Studie*. München 1990, S. 161, Abbildung 7.
- Abbildung 3 nach dem Ausstellungskatalog: *Orakel. Der Blick in die Zukunft, Sonderausstellung zur Jahrtausendwende*, Museum Rietberg Zürich 1999 [Redaktion und Organisation: Axel Langer], Zürich 1999, S. 57.

Gedanken zur römischen Germanienpolitik

Von der frühen Expansionsphase unter Augustus
(Standlager von Hedemünden)
bis zum Germanien-Feldzug des Maximinus Thrax
von 235 n. Chr.
(Fundplatz am Harzhorn bei Kalefeld)

(Auswärtige Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 19. Juni 2009
in Hannoversch Münden)

GUSTAV ADOLF LEHMANN

In meinem Vortrag wage ich mich, bildlich gesprochen, an einen historischen „Brückenschlag“ zwischen der Anfangsphase der römischen Expansion im rechtsrheinischen Germanien unter dem *Princeps* Augustus, die archäologisch in dem Fundbestand des Lagerplatzes von Hedemünden (zwischen 10–7 v. Chr.) eindrucksvoll dokumentiert wird, und den politisch-militärischen Rahmenbedingungen für jenen großen Germanienfeldzug des „Soldatenkaisers“ Maximinus Thrax von 235 n. Chr., mit dem offenbar der neuentdeckte römisch-germanische Kampfplatz auf der Harzhornhöhe bei Kalefeld (im Kreis Northeim, ca. 40 km nördlich von Göttingen) zu verbinden ist. Neben diesen beiden Fundstätten, die erst vor kurzem, 2004 bzw. 2008, entdeckt worden sind, kann im Rahmen unseres Themas lediglich noch auf einige Befunde in der ebenfalls erst vor wenigen Jahren archäologisch erschlossenen „Zivilsiedlung“ römischen Typs bei Waldgirmes (zwischen Wetzlar und Gießen, auf dem Nordufer der Lahn) aus der augusteischen Zeit eingegangen werden (siehe Abbildung 1). Das reiche Fundbild aus den seit 1987/8 kontinuierlich durchgeführten Ausgrabungen und Prospektionen auf dem Schlachtfeld im Engpass zwischen Kalkrieser Berg und Großem Moor (ca. 20 km nördlich von Osnabrück) muss hier dagegen leider außer Betracht bleiben.¹

¹ Die dem Vortragstext beigelegten Literaturangaben können selbstverständlich nur eine allgemeine, erste Orientierung ermöglichen: zu der Entdeckung und den Ausgrabungen in Hedemünden s. die Publikation von Kl. Grote, Das Römerlager im Werratal bei Hedemünden (Ldkr. Göttingen). Ein neuentdeckter Stützpunkt der augusteischen Okkupationsvorstöße im rechtsrheinischen Germanien, *Germania* 84, 2006, 27–59; zu Waldgirmes: A. Becker – G. Rasbach, „Städte in Germanien“. Der Fundplatz Waldgirmes, in: R. Wiegels (Hrsg.), Die Varusschlacht.

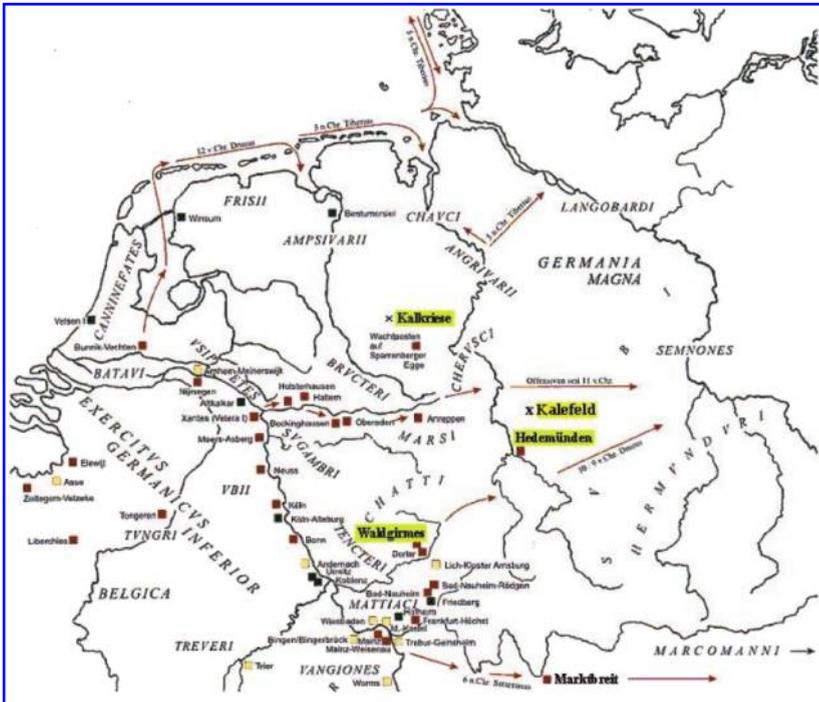


Abbildung 1: Nordgallien und das rechtsrheinische Germanien in der Zeit der römischen Feldzüge.

Im Vordergrund steht für uns die Frage nach den politischen Beweggründen und strategischen Konzeptionen, die das *Imperium Romanum* jeweils zu einem so tiefen und riskanten Eindringen in das rechtsrheinische Germanien veranlasst haben: Mit welchem Ziel vor Augen wurden unterschiedliche Verbände der regulär am Rhein bei Mainz konzentrierten römischen

Wendepunkt der Geschichte?, Stuttgart 2007, S. 102–116; zum Fundplatz auf dem Harzhorn bei Kalefeld s. jetzt den (vorläufigen) Überblick bei H. Haßmann, Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 29, 2009, Heft 1. – Zum aktuellen Stand der Ausgrabungen und Forschungen in Kalkriese s. S. Willbers-Rost – K. Languth, Interdisziplinäre Untersuchungen auf dem Oberesch in Kalkriese. Archäologische Befunde und naturwissenschaftliche Begleituntersuchungen, Mainz 2007, sowie die einschlägigen Beiträge in: G.A. Lehmann – R. Wiegels (Hrsg.), Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit. Der Fundplatz von Kalkriese im Kontext neuerer Forschungen und Ausgrabungsbefunde, Abhandlungen d. Akad. der Wiss. zu Göttingen, Phil.-histor. Klasse, 3. Folge Bd. 279, Göttingen 2007; vgl. dazu auch meinen Überblick im Jahrbuch der Akademie der Wiss. Göttingen 2000 (Göttingen 2001) S. 120–136. – Frau G. Rasbach (Frankfurt a.M.) und Herrn Kl. Grote (Göttingen) gilt mein herzlichster Dank für wichtige Hinweise und förderliche Kritik.

Streitmacht (des *exercitus superior*) in einem gut ausgebauten und mehrfach erweiterten Lagersystem bei Hedemünden, in beherrschender Position auf dem Nordufer der Werra-Weser (mit eindeutiger Ausrichtung auf den Leinegraben), über mehrere Jahre hin stationiert? Und welche politisch-strategischen Entwicklungen und Konstellationen haben mehr als 240 Jahre später erneut ein römisches Heer (ebenfalls von Mainz aus) durch das Leinetal hindurch zu einer Expedition weit in die nördliche *Germania* hinein veranlasst?

Der Versuch, in dieser Fragestellung zu historisch-methodisch vertretbaren Antworten zu gelangen, muss zunächst bei einer großen Gestalt der Weltgeschichte ansetzen – bei C. Iulius Caesar, der als Proconsul im Frühjahr 58 v. Chr. eine Statthalterschaft sowohl in Oberitalien (*Gallia Cisalpina*) als auch in der südgallischen *provincia Narbonensis* antrat und in wenigen Jahren ganz Gallien der römischen Herrschaft unterworfen hat. Caesar hat damit zugleich wesentlichen Einfluss auf die Anfänge der römischen Rhein- und Germanien-Politik genommen – nicht allein durch seinen (schon im Spätsommer 58 v. Chr. unternommenen) Feldzug gegen den suebisch-germanischen Heerkönig Ariovist im Elsass oder mit dem brutalen Vorgehen gegen die als Invasoren in die Gebiete westlich des Niederrheins eingedrungenen Stämme der *Usipetes* und *Tencteri*.² Die danach mit großem technischen Aufwand durchgeführten Rheinübergänge des römischen Heeres (55 und 53 v. Chr. vom Gebiet der gallischen Treverer in das Land der germanischen *Ubi*/Ubier) sollten als Machtdemonstrationen die grenznahen germanischen Stämme von erneuten Invasions- und Infiltrationsversuchen im nordöstlichen Gallien abschrecken. Dabei ist zu beachten, dass die Ausweitung des Ethnonyms *Germani* (ursprünglich wohl nur eine „Fremdbezeichnung“ für eine in den linksrheinisch-belgischen Raum eingedrungene Stammesgruppe) auf nahezu alle rechtsrheinischen Völkerschaften, einschließlich der großen Gruppe der *Suebi* im Binnenland (vom mittleren Maingebiet bis östlich der Elbe), zuerst von Caesar vorgenommen worden ist.

Von entscheidender Bedeutung für die weitere Politik der Römer gegenüber dem rechtsrheinischen Mitteleuropa waren vor allem Caesars stra-

² Caesars Vorgehen gegen diese beiden Germanenstämme wurde von seinen Gegnern im Senat zeitweilig heftig kritisiert. Dagegen lässt Ciceros Rede *De provinciis consularibus* volles Verständnis für Caesars strategisches Ausgreifen (und auch seine vornehmlich geopolitisch begründete Germanien-Politik) erkennen. – Die *commentarii de bello Gallico*, die 51 v. Chr. geschlossen publiziert worden sind, waren nicht als nachträgliche Apologie seiner Kriege und Kämpfe konzipiert, sondern sollten als politische „Werbeschrift“ Caesars Leistungen für das *imperium populi Romani* gegenüber den imperialen Großtaten seines Rivalen Pompeius (im hellenistischen Osten) würdig herausstellen.

tegisch und geopolitisch ausgerichteten Darlegungen in seinem großen Abschlussbericht *De bello Gallico*, mit dem er sich 51 v. Chr. (in der Vorphase eines bereits heraufziehenden Bürgerkrieges) an eine breite Öffentlichkeit in Rom gewandt hat. Mit großer Eindringlichkeit hat Caesar hier, unter Verweis auch auf ethnographische und soziokulturelle Aspekte, dargelegt, warum die Römer auch künftig die militärisch erreichte Rheinlinie als Grenze ihres Machtbereiches in Gallien mit unnachgiebiger Härte gegen alle herandrängenden germanischen Stammesgruppen und Heeresgefolgschaften behaupten sollten, die sich bereits seit längerem als bewaffnete „Zuwanderer“ oder als Söldner im wohlhabenden, urbanen Gallien festzusetzen suchten.³ Auf der anderen Seite aber wird vom Eroberer Galliens auch davor gewarnt, über gelegentliche, auf den grenznahen Bereich rechts des Rheins beschränkte Gegenstöße und Strafexpeditionen hinaus mit einem römischen Heer tiefer in das unwirtliche und kaum erschlossene *Barbaricum* vorzudringen – wobei Caesar freilich selbst nicht unerwähnt lässt, dass es zumindest bei den germanischen, damals bereits durch den Akt der *editio* unter römischer Herrschaft stehenden Ubiern (zwischen Lahn und Taunus, s.o.), wenn auch nur in bescheidenem Format, befestigte und für längerfristige Besiedlung geeignete *oppida*-Zentralorte, wie in Gallien, gegeben hat⁴: Mit einem vom Rhein aus linear, in West-Ost-Richtung geführten Vorstoß in den Raum der großen, zusammenhängenden Bergwälder des Binnenlandes hinein seien jedenfalls die besonders gefährlichen Suebenstämme militärisch kaum zu fassen und zu besiegen. Auf dem Anmarschweg werde man schon bald in Versorgungsschwierigkeiten geraten; in dem nachfolgenden Hinweis auf die immense Ausdehnung der Waldregionen im Binnenland (besonders der *silva Hercynia* – Harz!) lässt Caesar durchblicken, dass man hier auf dem Rückmarsch mit Hinterhalten und Gegenangriffen der germanischen Feinde rechnen müsse.

Dass es in der Tat nicht ausgreifende Eroberungslust oder Hoffnungen auf verlockende Beute waren, die römische Heere schließlich doch von der Rheinlinie bis an das Nordufer der Werra-Weser und über die strategische Trasse des Leinetals noch weiter nach Norden und Osten geführt haben,

³ Zu dem lange Zeit unter „Ideologie“verdacht stehenden Germanenbegriff Caesars s. jetzt die umfassende Darstellung von Br. Bleckmann, *Die Germanen*, München 2009, bes. S. 41ff u. 70f.

⁴ Caesar, *Bell. Gall.* 6, 9,6 ff., vgl. auch 4, 3,3 u. 8,3; zu den von Caesar erwähnten *oppida*-Anlagen im Ubierland dürfte damals auch der große, ursprünglich wohl keltische Ringwall am Dünsberg (nördlich von Gießen) gehört haben; hier endet die Besiedlung nach Ausweis archäologischer und numismatischer Befunde in der Zeit um ca. 20 v. Chr. – offenbar im Zuge der von Rom 19/18 v. Chr. schließlich gestatteten und organisierten Übersiedlung der Ubier auf das linke Rheinufer (s.u.).

zeigt sich u.a. in einem häufig zitierten Abschnitt aus der Einleitung zu Tacitus' *Germania*, einer im Jahr 98 n. Chr. verfassten Spezialschrift, die auf recht unterschiedliche Weise literarische, ethnographisch-historische und sicherlich auch politische Intentionen verfolgt hat.⁵ Der Autor, der damals schon zum höchstrangigen Kreis der Senatoren in Rom zählte, auch selbst zuvor für einige Zeit in den Regionen am Rhein gelebt hat und an verschiedenen Stellen seiner Schrift als kundiger Augenzeuge berichtet, stellt ausdrücklich fest: Die rechtsrheinischen Germanen seien unzweifelhaft als die Ureinwohner ihres Landes anzusehen, da es unvorstellbar sei, dass Menschen aus so blühenden und kultivierten Regionen wie Kleinasien, Nordafrika oder gar aus Italien in dieses unschöne und unwirtliche, unter einem rauen Klima leidende Land einwandern und es zur Heimat haben möchten⁶.

An die strategischen Mahnungen im caesarischen *Bellum Gallicum*-Werk hat sich offensichtlich auch Caesars Adoptivsohn und Erbe, der *Princeps* Octavian-Augustus, über lange Jahrzehnte gehalten – trotz immer wieder auftretender, von rechtsrheinischen Invasoren (mit-) bewirkter Unruhen im nördlichen Gallien: So wird in unserer (durchaus lückenhaften) Überlieferung für die Jahre 38 und 25 v. Chr. jeweils die Durchführung von großformatigen römischen Strafexpeditionen in die rechtsrheinische *Germania* hinein notiert, für die jeweils aufwendige Brückenbauten, über den Rheinstrom hinweg, errichtet werden mussten.⁷ Daneben hat es freilich nicht an Gesandtschaftsverkehr und diplomatischen Bemühungen gefehlt, um an dieser heiklen Grenzlinie zu einer Stabilisierung zu kommen. Den konstruktivsten Versuch hat hier sicherlich M. Vipsanius Agrippa – damals der engste und mächtigste Mitarbeiter des *princeps* und zugleich sein Schwiegersohn – unternommen, der ab 19 v. Chr. von Gallien aus ein großzügiges Arrangement mit mehreren rechtsrheinischen Stämmen ins Werk setzte:

⁵ Vgl. hierzu insbesondere die Abhandlungen von D. Timpe, *Romano-Germanica*. Gesammelte Studien zur *Germania* des Tacitus, Stuttgart und Leipzig 1995. – Eine der Zielsetzungen dieser formal und inhaltlich vielgestaltigen Denkschrift bestand sicherlich darin, die (erst wenige Jahre zuvor in der Münzprägung sowie in zahllosen offiziellen Monumenten verbreitete und dabei völlig unrealistische) *Germania capta*-Propaganda Domitians als verlogen und haltlos zu entlarven. Dagegen lässt es der erfahrene senatorische Autor absichtsvoll im Unklaren, ob er dem neuen *Princeps* Traian (noch vor dessen Ankunft in Rom) ernsthaft eine Wiederaufnahme der Expansionspolitik im germanischen Raum anraten oder aber von solchen Versuchen eher abraten will. – Auf die Ereignisse und Entwicklungen in der *Germania* während der augusteischen Expansionsphase wird hier bezeichnenderweise nur selten (und dann auch nur beiläufig) eingegangen.

⁶ Tacitus, *Germ.* 2,2; s. zu dieser Notiz auch den Kommentar von G. Perl, *Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas*, II. Teil, Berlin 1990, S. 139 f.

⁷ S. Cassius Dio 48, 49,3 sowie 51, 20,5 u. 21,5–6, ferner Appian, *bell. civ.* 5,92 u. Sueton, *v. Aug.* 21,2.

Gleichzeitig mit dem Ausbau eines effizienten Fernstraßennetzes (von dem Zentrum *Lugdunum*/Lyon aus), mit dem eine stärkere Präsenz römischer Streitkräfte am Rheinstrom logistisch und militärisch abgesichert werden konnte, wurde die Kontrolle über diese gefährdete Region zumindest partiell in die Hände germanischer Nachbarstämme gelegt. Eine wichtige Rolle sollte dabei den von Agrippa planmäßig auf dem linken Rheinufer angesiedelten Stämmen der Ubier und Bataver/*Batavi* zufallen, aber auch die auf dem rechten Rheinufer verbleibenden Völkerschaften der Chatten/*Chatti* (Hessen!) und der (zuvor häufig an Raubzügen und Invasionsversuchen beteiligten) Sugambrer/*Sugambri* waren vertraglich in diese Abmachungen einbezogen worden. Vor allem die Chatten, denen in der Folge das bisher von den Ubiern bewohnte Gebiet rechts des Rheins überlassen wurde, konnten somit ihr Territorium erheblich erweitern.⁸ Unter archäologischen und siedlungshistorischen Aspekten hat sich für diese (nunmehr in feste Vertragsbeziehungen mit Rom aufgenommene) Stammesgruppe die Bezeichnung „Rhein-Weser-Germanen“ eingebürgert, zu denen – neben den *Bructeri*/Brukterern (an Lippe und Ems) sowie den *Usipetes*/Usipeten und *Tencteri*/Tenkterern (als Klientelstämmen der Sugambrer nahe der östlichen Uferzone am Mittel- und am Niederrhein) – u.a. auch die *Cherusci*/Cherusker (im Gebiet der mittleren Weser) gerechnet werden. Deutlich grenzte sich dieser Bereich von der großen (vornehmlich elbgermanischen) Stammesgruppe der Sueben im Hinterland ab.⁹

Nur eine machtvolle und selbstbewusste Führungspersönlichkeit wie M. Agrippa – damals unbestritten der zweite Mann in Rom und präsumtiver Nachfolger des Augustus – konnte sich in einem so wichtigen Punkt über die von Caesar eingeschärften Mahnungen hinwegsetzen. Bezeichnenderweise gehört nach Ausweis der archäologischen und numismatischen Befunde aber auch die Errichtung der (bislang) ältesten Standlager für reguläre römische Truppen am Niederrhein – auf dem Hunerberg bei Nijmegen (*Noviomagus*, an der deutsch-niederländischen Grenze) sowie auch bei *Novaesium*/Neuss (an der Erftmündung) – in diese von der Politik des Statthalters Agrippa geprägte Phase.¹⁰ Von den beiden Lagerstationen aus

⁸ J. Heinrichs, Ubier, Chatten, Bataver. Mittel- und Niederrhein ca. 70–1 v. Chr. anhand germanischer Münzen, in: Th. Grünwald/S. Seibel (Hrsg.), *Kontinuität und Diskontinuität. Germania Inferior am Beginn und Ende der römischen Herrschaft*, Reallexikon d. German. Altertums – Ergänzungsbd. 35, Berlin – New York 2003, 266–344.

⁹ Schon Caesar erwähnt die Cherusker als *Erzfeinde* der Sueben, von denen sie freilich durch das große, unwegsame Waldgebiet der *silva Hercynia* (s.o.) räumlich abgeschirmt seien: *Bell. Gall.* 6, 10,5.

¹⁰ Vgl. zuletzt Fleur Kemmers, *A military presence on the Lower Rhine before Drusus' campaigns. The coin finds of the Augustan legionary fortress at Nijmegen*, in: G.A. Lehmann/R. Wiegels

ließen sich nun auch die neu abgesteckten Stammesterritorien auf dem linken Rheinufer gut kontrollieren (siehe Abbildung 1). Mit der Übersiedlung und ihrer definitiven Unterstellung unter die römische Herrschaft übernahmen die Ubier und Bataver wichtige Aufgaben in der Sicherung der Grenzen am Rhein. Gleichzeitig wurden ihre Stammesverbände zu provinziellen *civitates*-Gemeinden mit festen Institutionen und jeweils einem nach römisch-italischem Vorbild angelegten Zentralort umgestaltet.¹¹ Zu den bedeutsamsten Maßnahmen dieser (offenkundig von Agrippa initiierten) Politik eines großzügigen Ausbaus der Infrastruktur und umsichtiger Konsolidierung am Rhein und im nordöstlichen Gallien zählte damals auch die (zweifellos von der römischen Seite forcierte) Verlegung des Zentralorts der Treverer-*civitas* von der *oppidum*-Bergfestung auf dem Titelberg/Ste. Madeleine (in Luxemburg) an den strategisch und verkehrstechnisch wichtigen Übergang der römischen Fernstraße (von Lyon aus, s.o.) über die Mosel; die Anfänge eines neuen, urbanistisch vorzüglich ausgestatteten *oppidum Treverorum* (Trier) und der Bau der ersten ständigen Moselbrücke lassen sich zuverlässig auf 18 / 17 v. Chr. datieren.¹²

In den folgenden Jahren wurde für den (nunmehr in drei Provinzen aufgeteilten) Großraum der einst von Caesar eroberten *Gallia Comata* die Institutionalisierung eines gesamtgallischen „Landtages“ (*concilium*) aus Repräsentanten der mehr als 60 gallischen Stammesverbände vorbereitet – mit einem als Versammlungsplatz ausgestalteten, monumentalen Altar-Heiligtum für die Gottheiten *Roma* und *Augustus* als gemeinsames Zentrum auf Provinzialboden (im Gebiet des Sequaner-Stammes, am Zusammenfluss von Saone und Rhone, gegenüber der römischen *colonia*-Gemeinde von *Lugdunum*/Lyon). Diese Institution, die am 1. August 12 v. Chr. feierlich begründet wurde, sollte – im Rahmen eines gemeinsamen Loyalitätskultes – mit ihren politisch-gesellschaftlichen Vertretungsrechten in Rom für ihre Gemeinden (auch gegenüber den jeweiligen Statthaltern und Amtsträgern

(Hrsg.), Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit, Göttingen 2007, S. 183–199.

¹¹ Zur Sonderstellung der Ubier, die 50 n. Chr. mit ihrem Zentralort (*oppidum Ubiorum*, s.u.) und der gesamten *civitas* auf Initiative der Kaiserin Agrippina d. J. zur *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* (= Köln) erhoben wurden, s. Tac. *Germ.* 28,4, vgl. Tac. *histor.* 4,28,1 u c. 64; *annal.* 12,27,1.

¹² Zur Datierung der römischen Pfahljochbrücke über die Mosel (exakt in der Achse des römischen Straßenplans von Trier) s. E. Hollstein / M. Neyses, Dendroarchäologische Daten der Trierer Moselbrücken, in: Trier. Augustusstadt der Treverer (Trier 1984) S. 119 ff. u. Nr. 43. – Schon zuvor war in Trier auf dem Petriberg eine römische Militärstation entstanden, die bei der Anlage des *oppidum* in bautechnischer Hinsicht eine wichtige Rolle übernommen haben dürfte; s. jetzt J. Morscheiser-Niebergall, Die Anfänge Triers im Kontext augusteischer Urbanisierungspolitik nördlich der Alpen, Wiesbaden 2009.

der römischen Herrschaftsorganisation in den Provinzen) den Unmut beänftigen helfen, der sich bei einigen der *civitates* über den auf alle Teile und Ressourcen der Stammesterritorien ausgreifenden Provinzialzensus und die damit verbundenen, neuen Steuerlasten aufgestaut hatten.¹³

An der Rheinlinie hatte das weitreichende Arrangement der Agrippa-Phase freilich schon 16 v. Chr. einen schweren Rückschlag erlitten: Bei den Sugambrenn war es zu einer gewaltsamen antirömischen Erhebung gekommen, in deren Verlauf die Truppen des römischen Statthalters M. Lollius auf dem linken Rheinufer, bei einem überraschenden Zusammenstoß mit einem nach Gallien eingedrungenen sugambrischen Reiterverband, in die Flucht geschlagen wurden und dabei sogar das Adlerfeldzeichen der 5. Legion verloren. Dieser Prestigeverlust war um so schmerzlicher, als erst kurz zuvor in Rom in prunkvollen Festakten der Beginn eines neuen *saeculum*, eines neuen „Weltzeitalters“, gefeiert worden war (17 v. Chr.). In diesem Rahmen war auch die Rückgewinnung der einst im Osten gegen die Parther verlorenen und nun (mit großem Aufwand und kultischen Ehren) nach Rom überbrachten Adlerfeldzeichen als größter Erfolg des Augustus und seines imperialen „Friedensregiments“ herausgestellt worden.¹⁴ Daher stellt die (militärisch nicht allzu gravierende) *clades Lolliana*, „die Niederlage des Lollius“, tatsächlich einen Wendepunkt in der augusteischen Rhein- und Germanienpolitik dar, auch wenn das Friedenssuchen des Sugambrennerstammes, der sich im Nachhinein über den Erfolg seines Reiteraufgebots und die danach eingeleiteten Vorbereitungen zu einem Rachezug der Römer sehr erschrocken zeigte, zunächst vom Princeps angenommen wurde: Das Adlerfeldzeichen hatten sie zuvor bereits zurückgegeben und Geiseln gestellt.¹⁵

¹³ Zur *ara Romae et Augusti* und zu den jährlichen „Landtagen“ in Lyon s. generell D. Fishwick, *The Imperial Cult in the Latin West. Studies in the Ruler Cult of the Western Provinces of the Roman Empire*, Leiden/New York – Köln 1987, S. 97–137. – Zum Datum der offiziellen Eröffnung und zu der Wahl des ersten gallischen Oberpriesters (bezeichnenderweise eines Adligen aus dem seit langem von römischer Seite besonders privilegierten Stamm der Haeduer: *C. Julius Vercondaridubnus*) vgl. Cassius Dio 54,32,1 mit Livius *perioch.* 139; dagegen basiert die Angabe bei Sueton, *v. Claud.* 2,1 (Weihe des Altars erst 10 v. Chr.) offenbar auf einem Missverständnis. – Mit den provinziellen *concilia* verfügten der Princeps und sein Mitarbeiterstab in Rom zugleich über einen gesonderten, kontinuierlich nutzbaren Informations- und Verbindungsweg bis zu den kleinsten *civitates* innerhalb des jeweiligen *provincia*-Herrschaftsbereiches hinab.

¹⁴ Zur feierlichen Rückführung dieser Feldzeichen nach Rom und ihrer Aufbewahrung vor der Fertigstellung des Mars Ultortempels auf dem Augustusforum s. die Abhandlung von Th. Schäfer, *Spolia et signa: Baupolitik und Reichskultur nach dem Parthererfolg des Augustus*, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philolog.-histor. Klasse, Göttingen 1998, Heft 2.

¹⁵ Die Erhebung der Sugambrenn hatte mit blutigen Ausschreitungen gegen die im Stammesgebiet anwesenden Römer begonnen: Strabon, *Geogr.* 7,291 – zu dem anschließenden Einfall nach

Augustus, der auf die Nachricht von der *clades Lolliana* noch im Sommer 16 v. Chr. aus Rom nach Gallien abreiste, traf dort, während eines dreijährigen Aufenthalts, nicht nur Regelungen zur Konsolidierung der römischen Herrschaft über die erst seit kurzem unterworfenen Regionen in Nordwestspanien und zum Abschluss des gallischen Provinzialzensus.¹⁶ Vielmehr wurde nun, mit der Verlegung der gesamten Gallienarmee von 5–6 Legionen und zahlreichen Auxiliartruppen des Mobilheeres (mit einem hohen Anteil nordspanischer Einheiten) an die Rheinfront, die Basis für eine neue, im Bedarfsfall offensive Grenzpolitik gegenüber Germanien geschaffen: Die Legionen wurden gleichmäßig auf zwei Heeresgruppen – als *exercitus inferior* am Niederrhein und als *exercitus superior* am Mittel- und am Oberrhein – aufgeteilt; gleichwohl unterstanden sie hier noch immer einem einheitlichen Oberkommando, das überdies mit der Statthalterschaft in Gallien verbunden bleiben sollte.

Diesen Oberbefehl und die organisatorische Fortführung der neuen strategischen Konzeption überließ Augustus schließlich im Sommer 13 v. Chr. dem jüngeren seiner beiden Stiefsöhne, *Drusus* (vollständiger Name: *Nero Claudius Drusus*). Bei *Mogontiacum* (Mainz) und *Vetera* (auf dem Fürstenberg bei Xanten) waren vor der Main- bzw. der Lippe-Einmündung Doppellegionslager errichtet worden, von denen aus, bei einem neuen kriegerischen Konflikt, sogleich koordinierte, zangenartig ineinander greifende Gegenoffensiven tief in das rechtsrheinische Gebiet hinein geführt werden konnten – weit über das Land der Sugambren hinaus, die hier bislang neben den Main-Sueben (*Marcomanni*) als Hauptgegner und „Störenfriede“ in Erscheinung getreten waren. Mit dieser strategischen Disposition machte man sich die Erfahrungen zunutze, die einige Jahre zuvor, z.T. unter der Führung Agrippas, im nordwestlichen Spanien gewonnen worden waren

Gallien s. Cassius Dio 54,20,4f.; Velleius Paterc. 2, 97,1; Sueton, *v. Aug.* 23 und Tac. *annal.* 1,10. Die *clades Lolliana* hat in der augusteischen Dichtung ein beträchtliches Echo gefunden. Hier begegnet u.a. bereits der Topos von dem durch den Heldenmut eines tödlich verwundeten römischen Soldaten aus den Händen der Feinde geretteten Adlerfeldzeichens: Propertius, *eleg.* 5,1,89f. u. Krinagoras, *Anth. Pal.* 7,741. Dieses Motiv findet sich erneut in der Darstellung der Varuskatastrophe bei Florus (2,30,38) und geht hier offenkundig auf die aktuelle (Vulgata-) Tradition zurück, aus der auch T. Livius in seinem letzten Buch (in einem Ausblick vom unglücklichen Ende des Drusus 9. v. Chr. bis zu der inzwischen eingetretenen Varuskatastrophe) schöpfte; s.u. Anm. 29 – Die von den sugambriischen Invasoren in die Flucht geschlagene V. *legio Gallica* wurde danach aufgelöst.

¹⁶ Im Februar 15 v. Chr. traf Augustus in Narbo Martius (Narbonne) persönlich eine Fülle von Einzelentscheidungen über die durch *deditio* („bedingungslose Unterwerfung“) definitiv unter römische Herrschaft gelangten Stämme und Gemeinwesen im ehemaligen Kriegsgebiet jenseits des Duero: G. Alföldy, Das neue Edikt des Augustus aus El Bierzo in Hispanien, Zeitschrift für Papyrologie u. Epigraphik 131, 2000, 177–205.

und die auch in den Feldzügen im Alpenraum (ab 16 v. Chr.) in großem Stil Anwendung gefunden hatten.

Darüber hinaus wurden an der Rheinfront, mit enormem Arbeitseinsatz, Vorbereitungen getroffen, um mit einer großen Flotte vom Grenzstrom aus über ausgebaute, sichere Kanalwege in die Zuidersee (heute IJsselmeer) zu fahren und sodann über die Nordseeflüsse tief in das germanische Binnenland einzudringen. So konnten gegen die mutmaßlichen Feinde im nordwestdeutschen Raum, mit Überraschungseffekt, neue Fronten (aber auch Versorgungswege) im Rücken der rechtsrheinischen Stämme eröffnet werden – eine Taktik, die sich ebenfalls in den Feldzügen in Spanien, an den gebirgigen Küsten Asturiens und Kantabriens, bewährt hatte. Offensichtlich fühlte man sich damals am Rhein zu außerordentlichen Anstrengungen genötigt, wenn man sich für die Zukunft auch in militärisch-strategischer Hinsicht über die einst von Caesar formulierten Bedenken hinwegsetzen wollte. Als im Spätsommer 12 v. Chr. schließlich der offene Kampf begann, war die *fossa Drusina*, der große Drusus-Kanal, vom Rheinstrom aus (mit einer Einmündung vermutlich in der Nähe des späteren Lagerplatzes *Vectio/mod.* Vechten (siehe Abbildung 1) in das IJsselmeer) – verbunden mit weiteren aufwendigen Wasserbaumaßnahmen – gerade erst fertiggestellt worden. Und bezeichnenderweise ließ es sich Drusus damals nicht nehmen, trotz ungünstiger Jahreszeit noch rasch eine Expedition mit der versammelten Rheinflotte bis in die Nordsee hinein und von dort, mit Kurs nach Osten, bis zur Wattenmeerküste des Stammes der *Chauci*/Chauken (d.h. noch über die Wesermündung hinaus) zu unternehmen.¹⁷ An diese Heerfahrt schlossen sich weitere Aktionen (ab 11 v. Chr.) auf diesem Kriegsschauplatz (im Küstenbereich und entlang den Nordseeströmen) an: siegreiche Kämpfe der römischen Flotte gegen den Stamm der *Brukerer* auf der Ems (nördlich des Sugambrierlandes) sowie die Besetzung von Nordseeinseln (u.a. mit der Erstürmung von *Burchanis*/Borkum nach einer Belagerung).¹⁸ Wie sich diese Ereignisse, die in einer zeitgenössischen Quelle nur beiläufig Erwähnung gefunden haben (und von Cassius Dio ganz übergangen worden sind), auf die Feldzugsjahre 11 und 10 v. Chr. verteilen, ist leider unklar.

Zuvor hatten die Sugambrier, im Hochsommer 12 v. Chr. unter dem wachsenden Druck des römischen Aufmarsches auf dem linken Rheinufer

¹⁷ Zur *fossa Drusina* s. Tac., *annal.* 2,8,1 und Suet. *v. Claud.* 1,2; zu damit verbundenen Dämmen und Erdwerken am Rhein vgl. Tac., *hisor.* 5,19 und *annal.* 13,53. – Zum Verlauf der Kämpfe und Feldzüge von 12 v. Chr. sowie zur Flottenexpedition in die Nordsee s. Cassius Dio 54 c. 32 und Livius *perioch.* zu Buch 140.

¹⁸ S. dazu die wichtigen (zeitgenössischen) Notizen bei Strabon, *Geogr.* 7,1,3 p. 290 und 291.

und zugleich in der Hoffnung auf eine allgemeine Erhebung der Gallier gegen die Zensuslasten der Provinzialisierung, erneut einen Vorstoß über den Rhein hinweg unternommen; die Invasoren waren jedoch sogleich von der starken römischen Streitmacht am Niederrhein abgefangen worden. Dann aber war über das rechtsrheinische Germanien die seit Jahren systematisch vorbereitete Gegenoffensive der Römer hereingebrochen. Nachdem Drusus schon im Sommer 12 v. Chr. Vorstöße rechts des Rheins gegen die Usipeter und Sugambrier unternommen hatte, konnte er im Frühjahr 11 v. Chr., die Lippe auf einer Brücke überquerend, weit nach Osten in das Gebiet der Cherusker bis an die (mittlere) Weser vordringen. Hier musste er freilich wegen Versorgungsschwierigkeiten umkehren und geriet auf dem Rückmarsch in einem Talkessel bei (dem unbekanntem Ort) *Arbalo* in einen gefährlichen Hinterhalt, aus dem das Heer am Ende jedoch mit Glück (und hohen Verlusten für die disziplinlosen Gegner) ausbrechen konnte.¹⁹ Auf dem Rückmarsch zum Rhein wurde an der Lippe ein festes Standlager geschaffen (Cassius Dio 54,33,4), das höchstwahrscheinlich mit dem Doppellegionslager von Oberaden (nordöstlich von Dortmund) identifiziert werden kann; diese (nach dendrochronologischer Datierung) exakt im Herbst 11 v. Chr. angelegte Lagerfestung stellt mit 56 ha noch immer das größte Römerlager im rechtsrheinischen Germanien dar und ist nachweislich bis 8/7 v. Chr. ständig besetzt gewesen.²⁰ Von hier aus konnte, in Verbindung mit den Basislagern am Rhein, das Kerngebiet der Sugambrier planmäßig verheert und unter römische Kontrolle gebracht werden. Nach Cassius Dio (a.a.O.) wurde zur gleichen Zeit auch weiter im Süden, nahe am Rhein, in dem neuen Siedlungsland der Chatten ebenfalls ein großes (noch nicht gefundenes) Römerlager errichtet; an diesen Hinweis schließt sachlich die Notiz Cass. Dio 54,36,4–5 zum Jahr 10 v. Chr. an, wonach Drusus die Chatten, als sie von Rom abfielen und sich auf ihr altes Stammesgebiet (südlich und nördlich der *Adrana*/Eder) zurückzogen, energisch bekämpfte und sie teilweise auch schon unterwerfen konnte. Danach aber

¹⁹ Cassius Dio 54,33,1f. und dazu aus der *Livius-epitomé* (Julius Osequens c. 72) die entsprechenden Angaben zu dem (auf Unglück hinweisenden) Bienenschwarmvorzeichen im Lager des Drusus. Bei C. Plinius (der als Autor in seinem großen *bella Germaniae*-Werk bekanntlich dezidiert einer prodrusischen Tendenz folgte) wird dieses *omen* dagegen als Glücksverheißung und Vorbote des erfolgreichen Durchbruchs herausgestellt: nat. histor. 11,18 (55). – Die Andeutungen bei Cassius Dio lassen auf einen direkten Angriff der allzu siegesgewissen Germanen auf das Lager der Römer schließen.

²⁰ Vgl. hierzu die umfassende Ausgrabungs- und Materialübersicht von J.-S. Köhlborn in: G.A. Lehmann / R. Wiegels (Hrsg.), *Römische Präsenz und Herrschaft im Germanien der augusteischen Zeit*, Göttingen 2007, S. 201–213. – Von dem römischen Lagerplatz bei Dorsten-Holsterhausen über Haltern (Anlage Hofstatt am Lippe-Ufer) zeichnet sich hier am Unterlauf des Lippe-Flusses der Aufbau einer Stützpunktekette bis zur Rheinlinie ab.

traf der junge Feldherr in Lugdunum mit Augustus zusammen, der erneut für einige Zeit nach Gallien in die Nähe des Kriegsschauplatzes, gereist war. Es liegt auf der Hand, dass damals die Resultate der bisherigen Feldzüge bilanziert und das weitere Vorgehen im Germanienkrieg gemeinsam noch einmal gründlich überdacht und festgelegt worden sind.

Leider fehlt uns hierzu jedoch in den Schriftquellen – unter den spezifischen Bedingungen der das *Imperium Romanum* exklusiv lenkenden Principatsregierung – der Niederschlag einer zeitgenössischen öffentlichen Debatte in Rom, in der konkrete Informationen über Strategie und längerfristige Erwartungen sowie die allgemeinen Zielsetzungen für die offenkundig neue Rhein- und Germanienpolitik hätten ausgetauscht und näher erörtert werden können. In der Ära Caesars (vor 49/8 v. Chr.) hatte es in dieser Hinsicht noch lebhafte Auseinandersetzungen im römischen Senat und in der politischen Öffentlichkeit gegeben.

Die althistorische Forschungsdiskussion sieht sich daher in diesen Grundsatzfragen weitgehend darauf angewiesen – wenn man über eine bloße Skizze des äußeren Ereignisablaufs hinausgelangen will –, von bestimmten Einzelmaßnahmen und -befunden aus auf die dahinter stehenden Konzeptionen und politischen Leitlinien zu schließen. Bei einem solchen Verfahren hält die unvermeidlich kontroverse Diskussion – trotz zahlreicher neuer Entdeckungen und vertiefter Erkenntnisse in Einzelpunkten – noch immer an: Das Meinungsspektrum reicht hier von der Annahme eines von imperialem Ehrgeiz getragenen und daher im Prinzip grenzenlosen römischen Expansionsstrebens über die These, dass es der augusteischen Regierung nach wie vor primär um die Absicherung Galliens (durch ein besser kontrolliertes rechtsrheinisches „Vorland“) gegangen sei, bis zu der Vorstellung, die mehrjährigen Offensiven hätten eigentlich nur auf die Etablierung von festen „Brückenköpfen“ und den Ausbau des „Lippe-Korridors“ als Einmarschrouten nach Germanien gezielt.²¹ Immerhin ist in den letzten Jahrzehnten die in der älteren Forschungsdiskussion häufig vertretene (offenkundig stark vom modernen Kartenbild beeinflusste) Auffassung weitgehend aufgegeben worden, wonach die Planungen der augusteischen Führung strategisch auf die Besetzung und Absicherung einer angeblich geographisch günstigen und in militärischer

²¹ Vgl. u.a. C.M. Wells, *The German Policy of Augustus*, Oxford 1972; K. Christ, *Zur augusteischen Germanienpolitik*, *Chiron* 7, 1977, 149–205; G.A. Lehmann, *Zum Zeitalter der römischen Okkupation Germaniens: Neue Interpretationen und Quellenfunde*, *Boreas* 12, 1989, 207–230; K.-W. Welwei, *Römische Herrschaftsideologie und augusteische Germanienpolitik*, *Gymnasium* 93, 1986, 118–137. – S. dagegen E.S. Gruen, *The expansion of empire under Augustus*, *Cambridge Ancient History*, Bd. 10, Cambridge 1996², 147–197.

Hinsicht „kräftesparenden“ Elbe-Sudeten-mittlere Donaulinie“ ausgerichtet gewesen seien und damit vorrangig eine „Frontverkürzung“ gegenüber der weitaus ungünstigeren (nahezu einen „rechten Winkel“ bildenden) „Rhein-obere Donaulinie“ angestrebt hätten.²²

Um so intensiver ist in der modernen Forschung die Frage erörtert worden, ob überhaupt eine kohärente strategische Grundkonzeption auf den Verlauf der Drususfeldzüge eingewirkt habe oder ob das römische Oberkommando hier von (zuvor unbekannt) geographischen Gegebenheiten und den mannigfachen Bündnisverbindungen zwischen den rechtsrheinischen Stämmen eher ungewollt in die Tiefe des Raumes, bis an den Elbestrom, hineingezogen worden sei. Bei diesen Überlegungen sollte man allerdings auch stets im Auge behalten, dass eine plausible, an militärischen Erfordernissen orientierte Feldzugsplanung auf der römischen Seite nicht kurzerhand schon mit den Leitlinien einer „geostrategischen“, primär politischen Konzeption (hinter dem Kriegsgeschehen) gleichgesetzt werden kann. In den letzten Jahren sind diese Grundsatzfragen im Zusammenhang mit den Drususfeldzügen erneut, vor allem von D. Timpe, K.-W. Welwei und Kl.-P. Johne, eingehend diskutiert und mit unterschiedlicher Akzentuierung beantwortet worden.²³ Man wird freilich, wenn die Angaben in den knappen Jahresnotizen unserer Hauptquelle Cassius Dio angemessen gewürdigt werden sollen, dabei immer in Rechnung zu stellen haben, dass der unter starkem Kürzungsdruck stehende kaiserzeitliche Autor (wie seine Quellenvorlagen) primär an den *res gestae* des Drusus interessiert gewesen ist. Deshalb wird nahezu regelmäßig allein von dem Kriegsschauplatz berichtet, auf dem der „kaiserliche Prinz“ persönlich das Kommando geführt hat. Schlussfolgerungen *e silentio* sind daher hier besonders problematisch.²⁴

²² Vgl. v.a. Theodor Mommsen, Die germanische Politik des Augustus, in: Reden und Aufsätze, Berlin 1905, 316–343; s. dazu auch die Hinweise von J. Deininger, Germaniam pacare. Zur neueren Diskussion über die Strategie des Augustus gegenüber Germanien, Chiron 30, 2000, 749–773.

²³ S.D. Timpe, Zur Geschichte der Rheingrenze zwischen Caesar und Drusus (1975), jetzt in: Römisch-germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit, München – Leipzig 2006, 147–170; ders., Römische Geostrategie im Germanien der Okkupationszeit (2006), a.a.O. S. 265–317; K.-W. Welwei, Probleme römischer Grenzsicherung am Beispiel der Germanienpolitik des Augustus (1999), jetzt in: M. Meier u. M. Strothmann (Hrsg.), K.-W. Welwei, Res Publica und Imperium. Kleine Schriften zur römischen Geschichte, Stuttgart 2004, 250–263; Kl.-P. Johne, Die Römer an der Elbe, Berlin 2006, bes. S. 83 ff.

²⁴ In Reaktion auf den Abfall der Chatten (Ende 11 v. Chr.) von ihrem Bündnis mit Rom hat Drusus offensichtlich sein Hauptquartier vom Niederrhein zum *exercitus superior* auf den südlichen Kriegsschauplatz verlegt. Die Annahmen (*e silentio!*), auf dem nördlichen Schauplatz habe es im Kriegsjahr 10 v. Chr. schwere Rückschläge gegeben (D. Timpe) oder doch zumindest den Abbruch der Flottenoperationen an der Nordseeküste bzw. der Aktivitäten des *exercitus inferior*

Die über lange Zeit eher zögernde und auch auf wiederholte Feindseligkeiten notorischer Gegenspieler in der *Germania* lediglich „antwortende“ Reaktion der augusteischen Politik berechtigt jedenfalls nicht zu der Annahme, man habe damals in Rom an weiträumig ausgreifende, strategische Planungen für einen künftigen Germanienkrieg weder denken wollen noch können. Grundsätzlich lag der römischen Führung in dieser Zeit eben viel daran, zumindest in formaler Hinsicht einen „gerechtfertigten“ Krieg (*bellum iustum*) eröffnet und durchgeführt zu haben: Diese Besorgnis geht bekanntlich im Tatenbericht des Augustus unmittelbar mit Worten stolzer Genugtuung einher, die den großen Expansionserfolg an der Nordgrenze Italiens nachdrücklich würdigen: Ohne einseitige Provokation und Aggression sei es ihm gelungen, die planmäßige Befriedung des gesamten Alpenbogens – „vom tyrrhenischen bis zum adriatischen Meer“ (16–13 v. Chr.) – militärisch zu erzwingen.²⁵

Was den berühmten Drususfeldzug von 9 v. Chr. betrifft, so haben sich wichtige neue Gesichtspunkte aus den Befunden ergeben, die Kl. Grote, der Entdecker und Ausgräber der Lageranlagen von Hedemünden, in den letzten Jahren im weiteren Umkreis dieses römischen Stützpunktes ermitteln konnte (siehe Abbildung 2): Drusus war damals, von Mainz aus, durch das Gebiet der Chatten hindurch zunächst bis zu den Sueben (Markomannen und Quaden am mittleren Main) vorgedrungen; sein Heer hatte hier schwere, aber siegreiche Kämpfe zu bestehen. Danach wandte sich der römische Feldherr (von Süden aus) gegen das Gebiet der Cherusker, überschritt die Weser (*Uisurgós*, d.h. die Werra-Weser) und erreichte schließlich in einem weit ausgreifenden Verwüstungszug die (mittlere) Elbe.²⁶ Durch planmäßige Begehung und Auswertung der charakteristischen Sandalen-nägelfunde konnte nun auch die Marschroute dieser römischen Truppen, zusätzlich abgesichert durch befestigte *stationes* mit Blickverbindung zur Lagerbasis, über eine Strecke von rund acht Kilometern nachgewiesen werden – vom Kaufunger Wald (und dem Großraum Kassel) aus bis zur Werfafurt unterhalb des Lagerhügels bei Hedemünden und von dort weiter in Richtung auf das Leinetal, den natürlichen, gut begehbaren „Durchlass“ von Süd nach Nord zwischen dem Weserbergland im Westen und

an der „Lippefront“ sind (auch im Hinblick auf die Befunde in Oberaden, s.o.) ohne sachlichen Anhaltspunkt. – Eine ganz ähnliche Fokussierung der Feldzugsberichte auf die *res gestae* des Kommandeurs aus dem Kaiserhaus zeigt sich bekanntlich auch in den beiden ersten Büchern der *Annalen* des Tacitus.

²⁵ *Monum. Ancy.* 26, 1f; 30,2; vgl. ferner die Angaben und Feststellungen in Suetons Augustus-Biographie c. 21,2.

²⁶ Cassius Dio 55,1,2f.; als zeitgenössische Quellenbasis kommt auch hier eindeutig das letzte (142.) Buch der „Römischen Geschichte“ des Livius in Betracht.

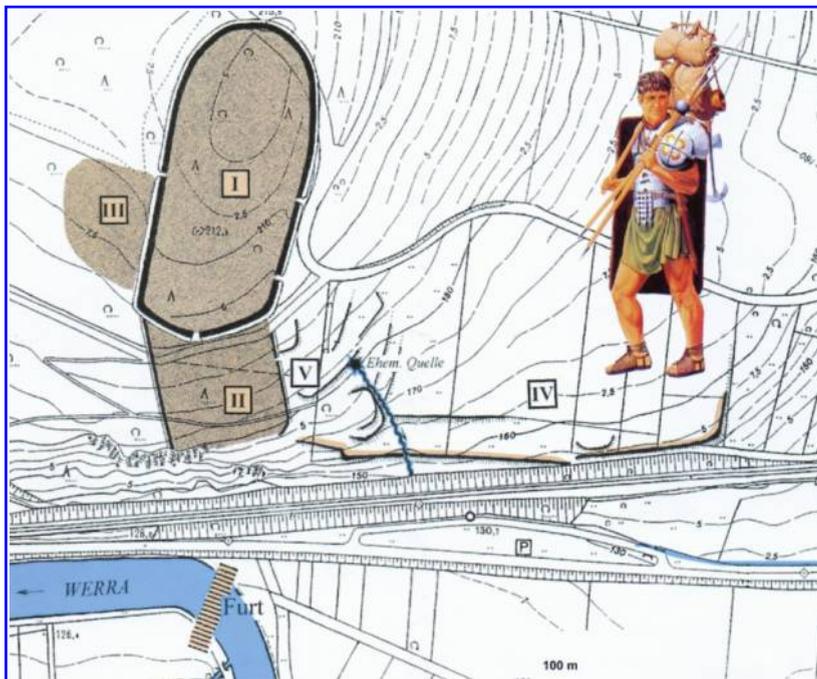


Abbildung 2: Die römischen Lageranlagen bei Hedemünden (n. Klaus Grote).

den dichten Bergwäldern der Harzregion im Osten. Schon nach wenigen Tagesmärschen, weiter in nördlicher Richtung, waren hier solide Naturwege (aus dem Westen, von der Weser her) erreichbar, die sich bis zum Elbestrom durch offenes Terrain nutzen ließen.

Mit dieser weiträumigen Offensive der Mainzer Legionen sind die Anlage des Stützpunktes von Hedemünden mitsamt der sorgfältigen Absicherung des Marschweges, den die Truppen südlich und nördlich der Werra zu nehmen hatten, nach Ausweis des numismatischen und archäologischen Fundspektrums fest verbunden (siehe Tafel I, Abbildung 4–6); das befestigte Lager I von Hedemünden entspricht nach Flächeninhalt (3,4 ha) und Funktion exakt der ebenfalls drususzeitlichen Versorgungsbasis bei Rödgen (in der Wetterau). Der aufwendige Auf- und Ausbau einer militärischen Infrastruktur im Umfeld klug platzierter Versorgungsstationen ist zugleich ein Indiz gegen die Annahme, Drusus habe sich damals spontan, aus dem Kampfgeschehen heraus, zu einem improvisierten, militärisch überkühnen Vormarsch bis an die Elbe hinreißen lassen – zu einem Unternehmen, gegen

das sich selbst im römischen Offizierskorps massive (aber versteckte) Kritik artikuliert haben soll.²⁷

Tatsächlich zeigt jedoch gerade die für den Weitermarsch gewählte Richtung, vom westlichen Elbeufer aus weiter nach Süden bzw. Südwesten in das Gebiet an der Saale, wie sicher man sich offenbar hinsichtlich der rückwärtigen Verbindungen des Heeres fühlen konnte. Mit dieser Marschrichtung boten sich zwei Möglichkeiten an: 1. ein Vorstoß Saale aufwärts zum oberen Main und damit ein neuer Angriff auf die Main-Sueben von Nordosten her oder 2. ein Zug entlang der Saale und der unteren Unstrut durch das thüringische Becken zurück zu der auf dem Hinmarsch (über Hedemünden) benutzten Route. Die Angaben in unseren Schriftquellen über den fatalen Unfall des Drusus, der sich bei einem Sturz vom Pferde den Schenkel brach, sowie auch über die Position des Lagers, in das Drusus danach gebracht wurde und in dem er 30 Tage nach dem Unfall verstarb (am 14.9. 9 v. Chr.), sind zu vage, um hier Klarheit gewinnen zu können. Diese Lagerstation führte in der Folgezeit jedenfalls den Namen *Castra Scelerata* („das verruchte Lager“): Es befand sich, offenbar als Standlager konzipiert, zwischen dem *Salas-/Saale*fluss und dem Rhein tief im Barbarenland.²⁸

Nach Drusus' Tode konnte der Weitermarsch des Heeres zurück zur Basis in Mainz ungefährdet, in geradezu zeremonieller Ordnung, unter dem neuen Kommandeur Tiberius, der seinen Bruder noch lebend angetroffen hatte, durchgeführt werden. Und schon im folgenden Jahr gelang es Tiberius, ohne weitere verlustreiche Kampfhandlungen den Germanienkrieg im Ganzen, mit der *deditio* aller Stämme zwischen Rhein und Elbe, siegreich zu beenden, wobei große Teile der Main-Sueben und die Kerngruppe der Sugambrier auf das linke Rheinufer deportiert und im Hinterland der römischen Lagerfestungen angesiedelt wurden.²⁹ Auch in diesen Aktionen wird

²⁷ So vor allem D. Timpe in der Studie „Drusus' Umkehr an der Elbe“, jetzt in: Römisch-Germanische Begegnung a.a.O. (Anm. 22) S. 171–190. – Die Errichtung von Tropäa am westlichen Elbeufer wird man nur mit Einschränkungen als einen Akt der *imitatio Alexandri* interpretieren und mit den großen Altarbauten Alexanders vor der Umkehr am Hyphasis (in Vorderindien) vergleichen können. – Etwas anders steht es dagegen mit dem einige Jahre später von Domitius Ahenobarbus nach seinem Übergang über die Elbe errichteten Augustusaltar am Ufer des Stroms (Cass. Dio 55, 10 a, 2 u. Tac. *annal.* 4, 44,2).

²⁸ Strabon, *Geogr.* 7, 1,3 p. 791; Valer. Max. 5, 5,3; vgl. auch Seneca, *Consol. Ad Marciam* 3. – Die schnelle Anreise des von Augustus auf die Unglücksnachrichten hin entsandten Tiberius nach Germanien (von Ticinum/Pavia aus!) zum Krankenlager seines Bruders – mit zahlreichen, vorbereiteten Pferdewechseln (Valer. Max. a.a.O. und Plinius, *nat. hist.* 7, 84) – weist hier ebenfalls auf die Existenz einer inzwischen gut funktionierenden militärischen Infrastruktur in der rechtsrheinischen *Germania* hin.

²⁹ Mit der Bitte um Frieden und Annahme der *deditio* hatten sich schon zuvor Abgesandte der germanischen Stämme an Augustus selbst gewandt (10 v. Chr.); Augustus hatte jedoch darauf bestanden, dass sich alle aktiv am Endkampf gegen die Sugambrier beteiligen müssten.

das Ausmaß der rechts des Rheins zwischen 12 und 8 v. Chr. errungenen militärischen und politischen Erfolge sichtbar.

Im Bericht unserer Hauptquelle, der „Römischen Geschichte“ des Cassius Dio, der hier in der Tradition der zeitgenössischen Darstellung des T. Livius steht, liegt freilich über den Ereignissen des letzten großen Feldzuges des Drusus der Schatten der (erst 17 Jahre später erlittenen) Katastrophe des Varus. Unter dem Eindruck dieser verheerenden Niederlage in Germanien hat Livius (wahrscheinlich erst nach dem Tode des Augustus 14 n. Chr.) sein letztes, mit dem Tod des Drusus endendes (142.) Buch abgeschlossen; diese Perspektive – mit dem Ausblick auf die Vernichtung der Varuslegionen – wird nicht nur innerhalb der Livius-Tradition bei späteren Autoren, sondern auch im Inhaltsverzeichnis (*periocha*) zum 142. Buch mit der stichwortartigen Notiz *Vari clades* („die Niederlage des Varus“) bezeugt.³⁰ Die düstere Einfärbung der Drususära, mitsamt ihren militärischen und politischen Resultaten, zeigt sich eindrucksvoll in der Erzählung, wonach dem römischen Feldherrn nach seinem Aufmarsch an der Elbe, als er Anstalten machte, auch diesen Strom zu überqueren, eine übermenschlich große Frauengestalt entgegengetreten sei und ihm (in lateinischer Sprache) zugerufen habe: „Wohin denn nur drängst Du vorwärts, unersättlicher Drusus? Dir ist es nicht bestimmt, dieses ganze Land in Augenschein zu nehmen! Zieh also fort! Denn schon ist das Ende deiner Taten und deines Lebens nahe!“ Drusus habe daraufhin in Eile den Rückmarsch angetre-

Die sugambrischen Gesandten waren dagegen sogleich in festen Gewahrsam genommen worden. – Zur *deditio* der Germanenstämme 8 v. Chr. s. das Fragment aus dem zeitgenössischen Geschichtswerk des Aufidius Bassus, *Histor. Roman. Reliqu.* II, 96,3; Cass. Dio 55, 6,1 ff., 8,3 u. 9,1 sowie auch Velleius Paterculus 2, 97, 4; vgl. dazu Augustus, *Mon. Ancyr.* 32,1. – Nach Sueton, *v. Tib.* 9,2 wurden im Zuge der *deditio* von 8/7 v. Chr. nicht weniger als 40000 Menschen, aus den Stämmen der Sugambren und Sueben, auf das linke Rheinufer deportiert. Zur Zwangsrekrutierung der Jungmannschaften des (politisch-organisatorisch aufgelösten) Sugambrenstammes in Auxiliarkohorten des römischen Mobilheeres, die danach vornehmlich im östlichen Balkanraum (Thrakien) garnisoniert und eingesetzt wurden, s. Tac. *annal.* 4, 47,3 f. (zum Vorgang vgl. auch Velleius Paterculus 2, 106,2).

³⁰ Während bei Cassius Dio ohne Namensnennung auf die spätere katastrophale Niederlage der Römer verwiesen wird, findet sich bei Ann. Florus (*epitom.* 2, 21,12 f.) eine ausführliche, der Tendenz nach z.T. eng mit Velleius übereinstimmende Würdigung der Varuskatastrophe. Livianisch ist aber sicherlich der Topos, wonach ein Feldzeichen durch den Heldenmut des schwer verwundeten Adlerträgers im letzten Moment noch vor dem Zugriff der Barbaren gerettet worden sei. – Die Notiz *Vari clades* in der *periocha* zum letzten (142.) Buch des Livius (als „*lectio difficilis*“ nur in einer einzigen handschriftlichen Tradition überliefert) wird leider in den meisten modernen Ausgaben und Übersetzungen ignoriert; dabei lag es doch in der Zeit, als Livius das letzte Buch seines Riesenwerkes niederschrieb (sicherlich schon nach dem Tode des Augustus 14 n. Chr., s. dazu die einleitende Bemerkung zu Liv. *periocha* 121), sehr nahe, im Anschluss an die Schilderung der Bestattung sowie der Totenehrungen für Drusus am Rhein und in Rom in einem Ausblick auch auf die damals höchst aktuelle Varuskatastrophe einzugehen.

ten; – „bevor er aber noch den Rhein erreichte, ist er auf dem Wege an einer Krankheit verstorben“.³¹ Andere römische Autoren und erst recht die Öffentlichkeit in Rom haben zu diesem Zeitpunkt jedoch weitaus positiver über die von Drusus und anschließend von Tiberius errungenen Erfolge in Germanien geurteilt: 7 v. Chr. wurde, zeitlich in engem Zusammenhang mit dem Triumphzug des Tiberius, eine Erweiterung des *pomerium*-Bezirks in Rom vorgenommen – und zwar mit der Begründung, der kultisch geheiligte Friedensraum der Stadt könne nun erweitert werden, nachdem durch die Erfolge des Augustus und des Tiberius das *Imperium Romanum* erweitert worden sei.³²

Wie aber sind aus historischer Distanz und in vergleichender Analyse die Zielsetzungen und Resultate der Drususfeldzüge einzuordnen? Und lassen sich dabei auch Gesichtspunkte für die Bewertung des großen Germanienfeldzuges von 235 n. Chr. finden, der über Hunderte von Kilometern hin der Marschroute des Drusus von 9 v. Chr. exakt gefolgt ist? Zunächst war und blieb auch nach der rechtsförmigen Kapitulation (*deditio*) aller „westelbischen“ Germanenstämme der von den römischen Heeren bezwungene rechtsrheinische Raum nur ein kontrolliertes, Gallien vorgelagertes „Glacis“ vor der Rheinlinie. Die Standlager und befestigten Versorgungsstationen der Drususära wurden 8/7 v. Chr. offenbar allesamt geräumt, z. T. auch niedergebrannt und für die Einheimischen unbewohnbar gemacht. An der Lippe (und ebenso wohl auch im Maingebiet) entstanden bald darauf einige kleinere Lagerstationen – darunter das für diese Zeitphase charakteristische (und daher namensgebende) „Hauptlager“ von Haltern (mit einer Fläche von lediglich 17 ha Fläche niemals ein vollständiges Legionslager) – in die vermutlich turnusmäßig vom linken Rheinufer aus römische Besatzungen in unterschiedlicher Stärke einquartiert wurden. Diese sparsam dosierte Präsenz sollte offenbar ausreichen, um die hegemoniale Kontrolle Roms über die rechtsrheinischen Stämme sicherzustellen. Man darf sich diese kleineren Lagerstationen und ihr wachsendes ziviles Umfeld (mit Lager-*vicus* und einer Nekropole mit ansehnlichen Grabanlagen in Holz-Erdebauweise) auch nicht als bloße „Inselbereiche“ oder „Brückenköpfe“ inmitten einer noch immer unabhängigen oder sich gar feindlich verhaltenden Germanenwelt vorstellen.

Das Gros der Legionen und das übrige Mobilheer blieben allerdings in den großen Standlagern auf dem linken Rheinufer konzentriert. Sie

³¹ Cassius Dio 55, 1, 3–5 (vgl. dazu auch die Version bei Sueton, *v. Claud.* 1,2); schon zuvor war von Dions Quelle betont worden, dass Drusus in seinem Tatendrang keinerlei Rücksicht auf verschiedene, Unglück verheißende Vorzeichen genommen habe.

³² S. Cass. Dio 55, 6,6 (sowie 43, 49,2 u. 50,1) und dazu Tac. *annal.* 12, 23,2.

bildeten dort, wie Tacitus später treffend formulierte (*annal.* 4,5,2), eine militärische Machtbasis „zum Schutz gleichermaßen gegen die Germanen wie auch gegen die Gallier“ (*commune in Germanos Gallosque subsidium*). Bezeichnenderweise wurden in der Folgezeit die alljährlichen Kultfeiern am Kenotaph des Drusus beim Legionslager in Mainz, im Hinblick auf die provinzielle Ebene, vom *gallischen Landtag* (von Lyon aus, s.o.) ausgerichtet; die Zuständigkeit dieses Gremiums für die *Gallia Comata* erstreckte sich somit unmittelbar bis zum linken Rheinufer. Dies stellt ein wichtiges Indiz dafür dar, dass die römische Germanienpolitik auch nach den großen Erfolgen der Drususära in ihrem Kern noch immer Rhein- bzw. Gallienpolitik geblieben ist.³³

Die rechtsrheinischen Stämme hatten als *tributum* jährlich Abgaben und Leistungen zu erbringen, deren Höhe sich jeweils an dem während des *deditio*-Aktes ziemlich genau erfassten Potential der Stammesgruppe bemaß.³⁴ Hinzu kamen Regelungen, mit denen die politischen Institutionen auf der Stammesebene – gegenüber dem anarchischen Element adliger Gefolgschaftsführer – in ihrer Kompetenz und Autorität gestärkt werden sollten. Vor allem aber waren die Germanen nun verpflichtet, grundsätzlich und gewissermaßen „rundum“, Frieden zu halten, und dazu mussten sie auf ihrem jeweiligen Stammesgebiet ständig Hilfstruppen (*auxilia*) unterhalten, deren Kommandoführung in den Händen von römischen (Subaltern-) Offizieren bzw. von einheimischen Adligen lag, die mit dem römischen Bürgerrecht und dem Rang eines Praefekten ausgezeichnet worden waren. Diese Truppen und besonders ihre Anführer waren zuvor durch einen spezifischen Dienst- und Treueeid auf die Person des Kaisers verpflichtet worden.

Auf diesem Wege konnte jeweils an Ort und Stelle eine zusätzliche Sicherheitsstruktur – wie in den *civitates* der gallischen Provinzen – geschaffen werden, deren Belastbarkeit in einer Krisensituation sich freilich erst noch erweisen musste.³⁵ Im Bedarfsfall konnte auch das Mobilheer der Legionen und der regulären *auxilia*-Truppen auf diese römisch geführten, ein-

³³ Zu den Nachweisen s. G.A: Lehmann, Zum Zeitalter der römischen Okkupation Germaniens: neue Interpretationen und Quellenfunde, *Boreas* 12, 1989 (1990), 207ff., bes S. 221 A 51.

³⁴ So hatte der von Drusus unterworfenen (relativ arme) Stamm der Friesen pro Jahr nur eine Anzahl Rinderhäute (für den Bedarf des Heeres am Niederrhein) abzuliefern (Tac. *annal.* 4,72,1f.). – In einem vor einigen Jahren gefundenen Edikt des Augustus aus Nordwestspanien (vom Februar 15 v. Chr.) wird eindrucksvoll dokumentiert, wie genau damals spezielle Festlegungen nach dem Akt einer *deditio* – bis hinunter zu kleinen Personengruppen und Ortschaften innerhalb der Stammesverbände – vom Princeps höchstselbst getroffen worden sind, s. G. Alföldy, Das neue Edikt des Augustus aus El Bierzo in Hispanien, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 131, 2000, 177–205.

³⁵ S. dazu D. Timpe, *Arminius-Studien*, Heidelberg 1970, *passim*.

heimischen Verbände zurückgreifen. Bei dem großen, 6 n. Chr. (nach längeren Konfrontationen) unter dem Oberbefehl des Tiberius vollzogenen Aufmarsch gegen das Markomannenreich in Böhmen und erst recht in der anschließenden, akuten Notlage des *Imperium Romanum* während des illyrisch-pannonischen Aufstandes sind derartige Einheiten aus Germanien in großer Zahl auf dem fernen, balkanischen Kriegsschauplatz eingesetzt worden. Unter ihnen hat sich offenbar auch eine Reitertruppe aus dem Cheruskerland befunden (bis zum Sommer/Herbst 8 n. Chr., nach dem entscheidenden Sieg der Römer über die Insurgenten am Bathinus-Fluss, mod. Bosna) im Rahmen des römischen Heeres; die anerkennenden Worte des Augenzeugen Velleius Paterculus lassen darauf schließen, dass diese Einheit sich damals, unter dem Kommando ihres noch sehr jungen, doch überaus tüchtigen Praefekten Arminius, militärisch bewährt hat.³⁶

Im Zuge ihrer Befriedungspolitik wurde von den Römern des weiteren großer Wert darauf gelegt, dass die unterworfenen Stämme nach dem Akt der *deditio* sich nach Möglichkeit – wie in Gallien bereits durchgesetzt (s.o.) – in einem urbanistisch ausgestalteten Zentralort (*oppidum*) einrichteten, an dem die autorisierte Stammesführung und die prominentesten Angehörigen der adligen Führungsschicht sich dauerhaft niederlassen und auf diese Weise sowohl untereinander als auch für die römische Seite besser kontrollierbar sein sollten. Dazu waren – neben beträchtlichen Vorleistungen der Römer vor allem hinsichtlich der Planung und technischen Durchführung des Projekts – zweifellos auch von den Einheimischen hohe Aufwendungen zu erbringen.³⁷

Als ein Musterbeispiel für diese auf indirekte Kontrolle und allmähliche Romanisierung setzende Urbanisierungspolitik kann nunmehr im rechtsrheinischen Raum die stark befestigte, „halternzeitliche“ Zivilsiedlung von Waldgirmes/ Lahnau gelten: Nach den inzwischen zur Verfügung stehenden dendrochronologischen Befunden für den Baubeginn (aus BrunnenSchächten: 4 und 3 v. Chr.) müssen die Grundsatzentscheidungen und ersten Planungen für die Anlage dieser „Römerstadt“ schon in die Jahre 6/5 v. Chr. datiert werden (siehe Abbildung 3).

³⁶ Vgl. zur Person und militärischen Brillanz des Arminius die Angaben bei Velleius Paterculus (*Hist. Rom.* 2, 118, 2f.), der sich ausdrücklich auf seine persönliche Bekanntschaft mit dem jungen Cherusker beruft.

³⁷ Die politischen Maximen dieser auf eine rasch wirksame Akkulturation der Führungsschicht der unterworfenen Stämme zielenden Politik hat Tacitus in der *Agricola-vita* (c. 21, 1) eindrucksvoll dargelegt. – Im Hinblick auf die Planung und Grundausstattung der Zivilsiedlung in Waldgirmes sind die inzwischen im Stadtareal ermittelten Spuren eines römisch-militärischen „Baulagers“ von großer Bedeutung; s.o. Anm. 12 zu den analogen Vorgängen in Trier.

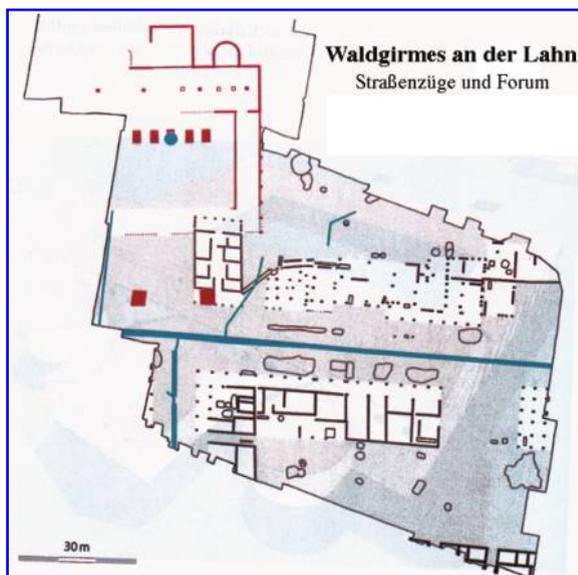


Abbildung 3: Waldgirmes: Straßenführung und Forumsanlage im Zentrum der Oppidum-Zivilsiedlung.

Als mutmaßliche „Insassen“ dieser weitestgehend nach mediterraner Urbanistik gestalteten Siedlung – mit Atriumhäusern (allerdings in Fachwerktechnik) und mit regelmäßigen, von Portiken umsäumten Straßenzügen (mit Tabernen und Werkstätten) – kommen führende Adelsfamilien des Tenkterer- oder auch des Chattenstammes in Betracht. Für die germanischen Einwohner, die bislang nur dörfliche Behausungen in Wohnstallhäusern kannten, muss all dies jedenfalls mit tiefen Veränderungen im Lebensstil und in ihrem Selbstgefühl verbunden gewesen sein. Im Mittelpunkt der voranschreitenden städtischen Bebauung aber befand sich eine monumentale Forumsanlage (mit 2200 qm Grundfläche für die Zivilsiedlung deutlich überdimensioniert), in deren Hof sich fünf steinerne Podeste (aus importiertem Kalkstein) befanden, auf denen sich mindestens eine sehr qualitätvolle, in vergoldeter Bronze ausgeführte Reiterstatue (vermutlich des Princeps) in voller Lebensgröße erhoben hat; ähnliche Bildnisse weiterer Angehöriger des Kaiserhauses waren möglicherweise noch in Vorbereitung. Im Zusammenhang mit einer in der gesamten Stadtanlage spürbaren Erhebung sind jedoch die kostbaren Sockelsteine und vor allem die „Kaiserstatue“ mit roher Gewalt in Teile zerhackt und zerrissen worden, so dass zahlreiche Bronzebruchstücke u.a. in die Straßengraben gerieten

(in einer langen Reihe vom West- bis zum Osttor) oder gar in Brunnen geworfen wurden (siehe Tafel II, Abbildung 7–9). Während der Germanicusfeldzüge (13–16 n. Chr.) ist die befestigte Ortschaft offenbar noch einmal für kurze Zeit besetzt worden, bevor hier die Siedlungsgeschichte mit einer umfassenden Brandzerstörung abschließt.³⁸ Die Fundmünzenreihe von Waldgirmes stimmt im übrigen weitgehend mit dem Bild des Fundmünzenbestandes auf dem Kampfplatz von Kalkriese überein (s.o. Anm. 1). Offenkundig sind die Errichtung der Stadtsiedlung und insbesondere die prunkvolle Ausgestaltung des Forums von manchen Einwohnern als Zeichen eines massiven inneren und äußeren Zwangs, nicht zuletzt wohl auch als drückende Kostenbelastung angesehen worden. Denn für großzügige Spenden und Hilfen war inzwischen der römischen Führung, sowohl in Rom als auch am Rhein, das Geld ausgegangen.

Bekanntlich ist in den Jahren unmittelbar vor der Varuskatastrophe von dem römischen Statthalter in Germanien ernsthaft der Versuch unternommen worden, das rechtsrheinische Vorfeld in (wahrscheinlich zwei) provinzielle, in vollem Umfang zensuspflichtige Herrschaftsbezirke (*provinciae stipendiariae*) umzubilden. Als konstitutive Akte sind hier sowohl der Beginn der Arbeiten an einem Provinzialzensus, die verständlicherweise von mannigfachen Streitigkeiten und Einsprüchen begleitet waren, als auch die Einberufung eines übergreifenden germanischen „Landtages“ (*conventus*) nach dem Vorbild Galliens zu werten – mit einem Loyalitätskult an einem großen Altar im Zentralort des Ubierstammes (*Ara Ubiorum*) auf dem linken Rheinufer, im späteren Köln.³⁹ Die Tatsache, dass im Jahr 9 n. Chr. an dieser *Ara* ein cheruskischer Adliger (Segimundus, Sohn des Segestes und Schwager des Arminius) als „durch Wahl bestellter Priester“ (*sacerdos creatus*) den Loyalitätskult für *Roma* und *Augustus* leitete (oder mit anderen hochrangigen Amtsträgern in einem Kollegium wahrnahm), stellt eine gewisse Parallele zur Konstituierung des gallischen „Landtages“ 12 v. Chr. (s.o.) dar: Wie in Gallien noch immer den Haeduern, so war in Germa-

³⁸ S. dazu die Grabungs- und Fundberichte von A. Becker, Lahnau-Waldgirmes. Eine römische Stadtgründung im Lahntal um Christi Geburt, in: G.A. Lehmann / R. Wiegels (Hrsg.), Römische Präsenz und Herrschaft, a.a.O. (Anm. 1) S. 321 ff., sowie auch von G. Rasbach, Das Fundmaterial von Waldgirmes – Ein Überblick, ebendort, S. 331 ff.

³⁹ Die Einrichtung von zwei Provinzsprengelein empfahl sich schon angesichts der Aufgliederung der römischen Streitkräfte am Rhein in zwei Heeresgruppen mit entsprechenden (parallelen) Kommandostrukturen (daher wurden hier bekanntlich später, von Kaiser Domitian, zwei *provinciae* – *Germania inferior* und *superior* – als Vollendung der römischen Germanienpolitik geschaffen). Tatsächlich begegnet auch bei Tacitus als Bezeichnung für den rechtsrheinischen Raum wiederholt die Pluralform *Germaniae*: besonders eindrucksvoll *annal.* 1, 57,2; vgl. aber auch 1, 15,3; 2, 26,4 u. 73,2; 3, 46,1; 11, 19,3 (an einigen Stellen könnte der Historiograph freilich primär an die Gesamtheit der germanischen Stammesterritorien gedacht haben).

nien offenbar dem Stamm der Cherusker, den geschworenen Feinden der Sueben (s.o.), eine herausgehobene Position (zumindest gegenüber ihren Nachbarstämmen) seitens der römischen Führung zugedacht worden.⁴⁰ Die zu Recht als besonders loyal und romtreu geltenden Ubier, deren Stamm ebenfalls dem neu konzipierten Provinzbereich angehören sollte, werden möglicherweise über all dies nicht gerade erfreut gewesen sein . . .

Mehrere Faktoren dürften in Rom zu der neuen strukturellen Orientierung in der Germanien-Politik beigetragen haben: Zunächst die in den Schriftquellen übereinstimmend bezeugte, scheinbar rasch und problemlos voranschreitende Akkulturation der Führungseliten innerhalb der „westlichen“ Stämme,⁴¹ ferner die bewiesene Loyalität der germanischen Hilfstruppen in der großen Krise des pannonisch-illyrischen Aufstandes und darüber hinaus die Entschlossenheit der römischen Führung, dem Expansionsstreben des immer mächtiger werdenden Markomannenreiches unter dem Heerkönig Marbod eine feste Grenze zu setzen. Ausschlaggebend aber dürfte die schon zu Beginn des Jahres 6 n. Chr. immer dramatischer werdende Finanznot in Rom gewesen sein, die eine stärkere Heranziehung auch der Germanenstämme zur Bestreitung der Unterhaltskosten für das römische Heer nahe legte.⁴²

Immerhin bleibt festzuhalten, dass die Römer nach der Varuskatastrophe und dem Scheitern der Rache- und Rückeroberungsfeldzüge des Germanicus Caesar (zwischen 13–16 n. Chr.) keinen allgemeinen Rückzug auf die Rheinlinie oder die Donau durchführen mussten – sie hatten diese strategischen Linien, zumindest mit ihrer Hauptmacht, nie wirklich verlassen. Während jedoch unter Tiberius' Nachfolger C. Caesar „Caligula“ (37–41 n. Chr.) noch einmal eine immense Streitmacht für eine große Germanien-Offensive am Rhein zusammengezogen worden war, kam es in der Ära des Claudius (41–54 n. Chr.) strategisch-politisch zu einer klaren Entscheidung: Nachdem man 43 n. Chr. – primär wohl aus Prestige-gründen – die Invasion Britanniens in Angriff genommen hatte, war von nun an eine Rückkehr zur ausgreifenden Eroberungspolitik gegenüber dem

⁴⁰ Vgl. dazu auch die (zeitgenössischen) Hinweise bei Strabon, *Geogr.* 7, 1,4 p. 291.

⁴¹ So fiel z.B. Arminius im leidenschaftlichen Streitgespräch mit seinem (romtreuen) Bruder Flavus an der Weser (16 n. Chr.) immer wieder vom einheimisch-cheruskischen Idiom in das ihm offenbar sehr vertraute Lateinisch, in dem sich diese Kontroverse auch viel prägnanter artikulieren ließ: Tac. *ann.* 2, 9,3f. u. c.10.

⁴² Jedenfalls erhob sich noch vor dem Krisenjahr 6 n. Chr. in dem sonst sehr gefügigen römischen Senat heftiger Protest gegen die vom Princeps in Aussicht gestellte Erhöhung der Erbschaftsteuer, mit der das strukturelle Defizit der Staatskasse behoben werden sollte: Sueton *v. Aug.* 101,3 u. *v. Tib.* 16; Plinius *nat. hist.* 7, 149; Cassius Dio 55, 29,1 u. 31,4; 56, 16,3

germanisch-mitteleuropäischen Raum, zumindest mit den am Rhein noch vorhandenen Streitkräften, kaum mehr möglich.⁴³

Um den in der Folgezeit am mittleren und am oberen Rhein zunehmenden Expansionsdruck namentlich der Chatten, die man inzwischen als gefährliche Gegner einschätzte, abzufangen, wurde im Bereich des *exercitus superior* seit den 80er Jahren (unter Domitian) das Sicherungssystem des *limes* (von Königswinter am Rhein über den Taunus bis zur oberen Donau) geschaffen und immer weiter ausgebaut – nämlich dort, wo entsprechend einer Formulierung des Tacitus (*Germ.* 32,1), der Rheinstrom selbst noch keine „ausreichende Grenzlinie“ (*terminus*) bildete. Mit den Sperranlagen des *limes*, die ausschließlich von Auxiliärtruppen besetzt wurden, konnte man Überfälle, Infiltration und „bewaffnete Zuwanderung“ weitgehend unterbinden und bei drohenden großen Invasionen auch die Legionen am Rhein (deren Zahl freilich kontinuierlich vermindert wurde) noch rechtzeitig mobilisieren: Der unter den Kaisern Hadrian (117–138) und Antoninus Pius (138–161) immer weiter perfektionierte Ausbau der *limes*-Sperranlagen dürfte jedoch auch dazu beigetragen haben, dass sich in der römischen Gesellschaft der hohen Kaiserzeit ein übertriebenes Sicherheitsgefühl ausbreitete und dass die Regierung in Rom ihrerseits nicht aufmerksam und energisch genug auf gefährliche Entwicklungen in der Tiefe des *Barbaricum*-Raumes reagierte.⁴⁴ Militärischen Vorrang hatten seit dem ausgehenden ersten Jh. n. Chr. ohnehin die wechselvollen Krisen und Kämpfe im Donaubereich, zunächst gegen das Dakerreich, danach vor allem gegen die sarmatischen Reiternomaden in den Ebenen nördlich des mittleren und des unteren Donaustroms.

An eine offensive Kriegsführung gegenüber dem germanischen Mitteleuropa oder gar an die mit der Varuskatastrophe so eklatant gescheiterte Aufrichtung eines direkten römischen Herrschaftssystems in diesem Raum hat man in der Folgezeit jedenfalls nur dann gedacht, wenn es zuvor vom *Barbaricum* aus kampfstarken Invasoren gelungen war, die bestehenden Grenzsicherungen massiv zu durchbrechen und tief nach Gallien hinein oder gar bis nach Italien vorzudringen: Ein solches Szenario hat bekanntlich die erste Phase der langjährigen, blutigen Markomannenkriege (166–175,

⁴³ Augustus zweifelte jedenfalls öffentlich daran, dass nach einer (seit Caesars Britannieninvasionen immer wieder erwogenen) Unterwerfung der Insel unter direkte römische Herrschaft die zu erwartenden Einkünfte aus der neuen Provinz die Garnisonierungskosten auch nur einer einzigen Legion abdecken könnten: Strabon, *Geogr.* 4,5,3 p. 200.

⁴⁴ Als bezeichnend für diese Zeitstimmung können die Darlegungen in der berühmten, vor dem Kaiser Antoninus Pius persönlich gehaltenen Romrede des griechisch-römischen Rhetors Aelius Aristides (ca. 143 n. Chr.) gelten.

177–180 n. Chr.) unter Kaiser Marcus Aurelius bestimmt – mit harten Kämpfen, die sich von der Belagerung Aquileias (im nordöstlichen Italien) durch die Invasoren bis zu Stabilisierungsmaßnahmen im Donautal hingen; am Ende hielten die römischen Heere große Teile Böhmens und des slowakischen Berglandes besetzt. In unseren Schriftquellen ist in diesem Zusammenhang von Plänen des Kaisers die Rede, als Konsequenz aus dem Kriegsverlauf den römischen Herrschaftsbereich „bis zum Ozean“ (d.h. Nord- und Ostsee) auszudehnen (Herodian) oder aber nördlich der Donau zwei neue römische Provinzen, *Marcomannia* in Böhmen und *Sarmatia* in Nordost-Ungarn/Slowakei, einzurichten.⁴⁵ Commodus, dem Sohn und Nachfolger des Marcus Aurelius, erschienen dagegen der Abzug der römischen Truppen hinter die Donau-Linie (ab 180/81 v. Chr.) und die Rückkehr zu einer Politik, die auf Klientelbeziehungen und diplomatische Einflussnahmen im vorgelagerten *Barbaricum* setzte, als aussichtsreicher und vor allem kostengünstiger.

Mit der äußerst gefährlichen und verlustreichen Anfangsphase der Markomannenkriege ist die Situation durchaus vergleichbar, in die das *Imperium* an seiner Nordwestgrenze unter Severus Alexander (222–235 n. Chr.) geriet: Angesichts der verheerenden Invasion eines Alamannen-aufgebots, das die Grenzsicherungen am *limes* und am Rhein durchbrach (233 n. Chr.) und Gallien plündernd heimsuchte, sah sich die Reichsführung gezwungen, den an der ebenfalls gefährdeten Ostgrenze gerade begonnenen Feldzug gegen das expansive neupersische Reich (der Sasanidendynastie) abubrechen, ohne hier auch nur einen Waffenstillstand erreichen zu können. Elitetruppen des Ost-Heeres, wie das Bogenschützenkorps aus Osrhoene (nördl. Mesopotamien), wurden in den Westen überführt und auch sonst alle Kräfte angespannt, um im folgenden Jahr an der Rheinfront bei Mainz eine große Streitmacht zu einer Gegenoffensive zusammenzubringen.

Nach dem Sturz und der Ermordung des Severus Alexander im Verlaufe eines Militärputsches (bei Mainz, im März 235 n. Chr.) übernahm der neue Herrscher, der erste echte „Soldatenkaiser“ Maximinus Thrax (richtiger Name: C. Julius Verus Maximinus), das Kommando über den sorgfältig vorbereiteten Heereszug in die (nördliche) *Germania* hinein. Herodian zufolge rückte das römische Heer, nach dem Übergang über den Rhein (bei Mainz), tief in das Gebiet der germanischen Gegner ein; im Bericht der *His-*

⁴⁵ Herodian 1,3,5 u. 6,6; *Histor. Aug. v. Marci* 24,5; zum Stand der modernen Forschungsdiskussion in dieser Frage s. jetzt J. Fündling, *Marc Aurel*, Darmstadt 2008, 166ff. u. Br. Bleckmann, *Die Germanen*, München 2009, S. 165ff.

toria Augusta, der sich ansonsten eng an Herodian anschließt, ist hier sogar von einem Vormarsch über 300 bis 400 Meilen (also mindestens 450 km) die Rede. Gegen die Taktik der Germanen, die sich zunächst aus ihren Siedlungsgebieten in die Bergwälder zurückzogen, bewährte sich im römischen Heeresverband vor allem der Einsatz der orientalischen Bogenschützen sowie der von mauretanischen Speerschleudern gestellten Auxiliärtruppen. Der Feldzug kulminierte schließlich in einer regelrechten Feldschlacht an einem ausgedehnten Moor, in der durch eine kühne Reiterattacke der Römer, mit Maximinus an der Spitze, ein blutiger Sieg erkämpft wurde. Mit reicher Beute und vielen Kriegsgefangenen konnte das Heer nach diesem Sommerfeldzug an den Rhein zurückkehren. Als strategische Konzeption aber wird dem Kaiser in beiden Schriftquellen die völlige Unterwerfung Germaniens „bis zum Ozean“ (d.h. Nord- und Ostseeküste) zugeschrieben; „und er hätte dies auch erreicht“, merkt der Zeitgenosse Herodian bitter an, wenn er nicht gleichzeitig in seiner Innen- und Steuerpolitik jedes Maß verloren hätte.⁴⁶

Die historische Bewertung und Einordnung dieses Germanienzuges von 235 n. Chr. wird jedoch auch in der neuesten Forschungsdiskussion noch immer durch eine unbedachte, voreilige Emendation im Text der *Historia Augusta* beeinträchtigt: Die Distanzangabe über den Vormarsch der römischen Armee in Germanien ist dabei drastisch von 300/*trecenta* bis 400/*quadringenta* Meilen (in der wichtigsten Handschrift) auf 30 (*triginta*) und 40 (*quadraginta*) reduziert worden.⁴⁷ Und die Schlacht am großen Moor ist daher, ausgehend von der Pontonbrücke über den Rhein bei Mainz über eine Strecke von 45–60 km, „nach Nordwürttemberg“ oder sogar unmittelbar vor das *limes*-Kastell von Osterburken verlegt worden; die in den Schriftquellen klar bezeugten strategischen und politischen Dimensionen dieser *expeditio Germanica* von 235 n. Chr. sind dementsprechend von den Kommentatoren einhellig als haltlose „Rhetorik“ und „Phantasien“ abgetan worden.⁴⁸

⁴⁶ Herodian 7,2,1–9; *Histor. Aug. v. Maximin. d.* 11,7–12,6 u. 13,3–4,1–6. – Schon 237/8 n. Chr. brach sich im Reich, von Nordafrika ausgehend, eine am Ende erfolgreiche Aufstandsbewegung gegen das Regime des Maximinus Bahn.

⁴⁷ Diese Emendation geht bereits auf den großen Philologen Claudius Salmasius (Saumaise) in seiner kritischen Edition der *Historia Augusta* (Paris 1620) zurück und stützt sich auf die Zahlenangaben in c. 12,6 (derselben Handschrift); hier hätte sich jedoch methodisch – im Zusammenhang des Erzählberichts über den Wortlaut eines angeblich sehr ruhmredigen Schreibens des Maximinus an den Senat – die notwendige Korrektur eher an c. 12,1 orientieren müssen.

⁴⁸ Vgl. nur die Stellenkommentare zur Darstellung bei Herodian und der *Historia Augusta* in: J. Herrmann (Hrsg.), *Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas III*, Berlin 1991, S. 628 und IV S. 496.

Mit diesem Problem befinden wir uns bereits mitten in den historischen Fragen, die sich nach der Entdeckung eines ausgedehnten römisch-germanischen Kampfplatzes auf dem Harzhornhöhenzug bei Kalefeld im Herbst 2008 stellen: im Bereich einer Wegenge des Leinebruchs am Westrand des Harzgebirges, ca. 300 Straßenkilometer von Mainz und 70 km von Hannover entfernt. Durch systematische Prospektionen, mit Metalldetektoren, konnten über eine Länge von einem Kilometer (mit Konzentrationen an zwei Angriffspunkten) mehrere hundert (zumeist gut erhaltene) römische *militaria* geborgen werden: in der Hauptsache Geschosse, aber auch Ausrüstungsgegenstände von Legionären sowie Zelt Nägel, Pioniergerät, Pferdegeschirr, Wagenzubehör und sogar Bruchstücke von Sklavenfesseln. Bei den Geschossen handelt es sich zum größeren Teil um Bolzenprojektilen, die massiert von Torsionsgeschützen (Katapulten) abgeschossen worden sind, daneben wurden aber auch zahlreiche dreiflügelige Pfeilspitzen, die auf die Anwesenheit orientalischer Bogenschützen schließen lassen, sowie Spitzen von Schleuderspeeren gefunden (siehe Tafel III, Abbildung 10–12). Aus der Fundmünzenreihe ergibt sich des weiteren klar ein *terminus post quem* für 224 n. Chr. Aus der Lage der an ihrem Fundplatz zumeist genau einmessbaren Projektilen sowie auch aus dem Fundverteilungsmuster der typischen römischen Sandalennägel wird ferner deutlich, dass der Angriff der Römer auf den Höhenzug von Norden her erfolgt sein muss: Es liegt somit nahe, hier als Szenario an einen erbitterten Defileekampf zu denken, den die römischen Truppen bereits auf ihrem Rückmarsch (aus der Tiefe des *Barbaricum*s) in Richtung auf das Reichsgebiet zu bestehen hatten: Die Verteilung der Sandalennägel im Bereich des Kampfplatzes lässt zugleich darauf schließen, dass die Römer an dieser Stelle – anders als bei dem Defileekampf in der Passenge von Kalkriese – die Wegesperre am Harzhorn gegen ihre germanischen Feinde siegreich erstürmen konnten. Die im Sommer 2009 begonnenen Grabungen (unter der Leitung von M. Meyer, FU Berlin) haben bislang noch keinen Anhaltspunkt dafür ergeben, dass die Germanen an dem nach Süden führenden Passweg zuvor schon eine Wallbefestigung oder Verhaue angelegt hatten.⁴⁹ Die römischen Streitkräfte, unter denen Bogenschützen orientalischer Herkunft und Speerschleuderer eine erkennbar wichtige Rolle gespielt haben, dürften also

⁴⁹ Ob die westlich der eigentlichen Kampfzone am Harzhorn über den gesamten Höhenkamm „ausgestreuten“ Sandalen(oder Schuh-)nägel auf ein, während des Gefechtes, weit nach Westen hin ausholendes Umgehungsmanöver der angreifenden römischen Truppen hindeuten oder ob diese Funde als Niederschlag verschiedener Nutzungen eines gewissermaßen „zeitlosen“ Höhenweges zu interpretieren sind, bleibt vorerst unklar (Information von Kl. Grote).

auf dem Hinmarsch durch das Leinetal mindestens bis zum Randbereich der norddeutschen Tiefebene vorgestoßen sein.

Die Funde auf dem Harzhorn zwingen somit zu einer gründlichen Revision der bisherigen Vorbehalte gegen die Feldzugsberichte bei Herodian und in der *Historia Augusta*. Sicherlich lässt sich nach dem derzeitigen Forschungsstand nicht völlig ausschließen, dass durch einen gravierenden Neufund das hier umrissene Szenario in seiner Verknüpfung des Kampfesgeschehens auf dem Harzhorn mit dem Ereignishorizont des Germanienfeldzuges von 235 n. Chr. noch modifiziert werden muss – freilich nur in einem sehr engen Zeitrahmen.⁵⁰ In jedem Falle aber wird man nun nicht mehr bezweifeln können, dass die römische Führung auf die Herausforderungen durch neue gefährliche Invasionen aus dem *Barbaricum* in der ersten Hälfte des 3. Jh. n. Chr. – wie einstmals in der Ära des Drusus und exakt über dieselben Einfallpforten und Marschwege! – mit einer über viele hundert Kilometer ausgreifenden Niederwerfungsstrategie in Germanien zu antworten versuchte. Doch die Zeit für großräumige Pläne und Offensiven war für die Römer inzwischen abgelaufen: Seit Beginn der 240er Jahre standen die römischen Heere an den Grenzen in Mitteleuropa wie in Syrien und Mesopotamien fortdauernd unter dem doppelten Druck einerseits der beginnenden germanischen Völkerwanderung, andererseits der unablässigen kriegerischen Bedrohung durch den neuen großen Rivalen im Osten, das neupersische Sasanidenreich. Zwar brach die römische Rheinfront als solche erst 406/7 n. Chr., unter dramatischen Umständen, definitiv zusammen; die Region am *limes* vor dem Mittel- und dem Oberrhein und an der Donau musste jedoch schon bald nach der Mitte des 3. Jh. n. Chr. dauerhaft aufgegeben werden.

⁵⁰ Das Spektrum an Waffenfunden und Ausrüstungsgegenständen schließt jedenfalls die zunächst auch erwogene und eingehend diskutierte Interpretation des Kampfplatzes als Stätte einer innergermanischen Auseinandersetzung aus. Bislang haben sich hier nur wenige, aber sehr charakteristische Fundstücke germanischer Provenienz gefunden, darunter eine gut gearbeitete Lanzenspitze (mit Messingeinlagen).

Tafel I: Römische Funde aus Hedemünden



Abbildung 4: Römische Waffenfunde aus Hedemünden: Pilum, Lanzenspitze und -füße, Katapultbolzen-Spitzen.



Abbildung 5: Legionärsdolche (Nahkampfwanne) und datierende Fundmünzen (Drusus-Ära) aus Hedemünden.



Abbildung 6: Römische Waffenfunde aus Hedemünden: Pfeilspitzen, Spitzen von Schleuderspeeren und Reiterlanzen (von links nach rechts)

Tafel II: Vom Forum-Hof in Waldgirmes:
Das augusteische Reiterstandbild



Abbildung 7: Überreste einer (wahrscheinlich 9 n. Chr. zerstörten) lebensgroßen Reiterstatue aus vergoldeter Bronze vom Zentralhof des Forums (der Pferdekopf wurde 2009 auf der Sohle eines 11m tiefen Brunnens gefunden).



Abbildung 8: Waldgirmes: Überrest der zerstörten Reiterstatue.

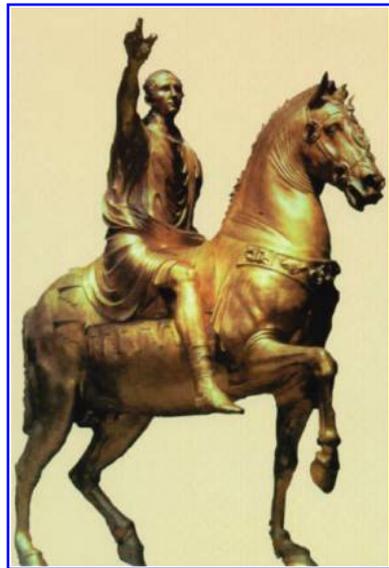


Abbildung 9: Waldgirmes: Rekonstruktion der Reiterstatue (vermutlich des Augustus).

Tafel III: Römische Funde vom Kampfplatz auf dem Harzhorn/ Kalefeld



Abbildung 10: „Hippo-Sandale“ für Maultiere vom Kampfplatz auf dem Harzhorn.



Abbildung 11: Römische Katapultbolzen-Spitzen vom Kampfplatz auf dem Harzhorn.



Abbildung 12: Reste eines römischen Wagenaufsatzes vom Kampfplatz auf dem Harzhorn.

5. Göttinger Akademie-Woche
Sprache der Dichtung – Sprache der Wissenschaft

28. September 2009

**Farbenlehre und Lichtkult:
Goethes Dornburger Gedichte**

HEINRICH DETERING

In seinen späten Texten sucht Goethe letzte Formeln, knappste Abbriviaturen dessen, worüber er ein Menschenleben lang nachgedacht hat, als naturforschender Dichter und dichtender Naturphilosoph. Die Lakonie gibt diesen Kunstwerken eine oft ebenso bezaubernde wie trügerische Leichtigkeit. Das gilt entschieden auch für die beiden folgenden Gedichte, geschrieben dreieinhalb Jahre vor seinem Tod. Diese Poetik der Reduktion, die sich (nach Goethes eigenem Ausdruck) mit einem „Wink“ begnügt, wo andere ein Kapitel, eine Szene, eine Strophe geschrieben hätten, verlangt vom Leser äußerste Aufmerksamkeit für jedes Detail und für den Beziehungsreichtum, den es womöglich eröffnet. Dazu bedarf es eines Blicks, der diese Verse überhaupt als rätselhaft wahrnimmt – in Goethes Altersgedichten versteht sich, so einfach und triftig sie sich geben, bei näherem Hinsehen eigentlich nichts von selbst. Schon gar nicht das vermeintlich Selbstverständliche.

Dem aufgehenden Vollmonde
Dornburg, August 1828

Willst du mich sogleich verlassen!
Warst im Augenblick so nah.
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Dornburg
September 1828

Früh wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.¹

Auf den ersten Blick erscheint das alles so klar und einfach, dass es außer der wiederholten Lektüre keiner besonderen Verstehensbemühungen bedarf. Eben die wiederholte Lektüre aber lässt erkennen, dass diese beiden Gedichte voller Rätsel stecken. Dass einer den Mond anredet, sich von diesem Gedankenfreund verstanden und getröstet fühlt, mag als konventionelle Mythisierung hingehen, auch dass er ihn so nachdrücklich zum weiteren Aufgehen ermuntert, als könne er das nicht allenfalls von selbst: „So hinan denn!“ (Ähnlich wird Rilke in seinem berühmten Herbstgedicht mahndend auf die Uhr sehen: „Herr, es ist Zeit“, um dann Anweisungen über das Schattenwerfen und das Loslassen der Winde zu erteilen.) Aber schon wie sich das intime Liebesleid und die Vorgänge am Nachthimmel zueinander verhalten, ist erklärungsbedürftig.

Wie in den Rokoko-Gedichten des Leipziger Studenten, so ist es hier noch immer der Mond, in dessen Anblick die getrennten Liebenden sich vereint wissen. So hat noch der alternde Goethe es mit Marianne von Willemer verabredet, der im „Divan“ als „Suleika“ angedichteten und unerkant selbst mitdichtenden Frankfurter Geliebten; ihr wird er dann auch dieses Gedicht schicken. Doch schon in der letzten Strophe ist es nicht mehr der Gedanke an das „Liebchen“, der ihn beglückt, sondern der Anblick des tröstlichen Lichtes selbst, das mit dem Aufsteigen des Mondes an Intensität zunimmt. Die derart selige, die überselige Nacht aber ist keine erotische Liebesnacht mehr, auch keine der Phantasie. Ihre Seligkeit verdankt sich einem Himmelslicht, das aus den umfinsternden Wolkenmassen triumphierend hervorbricht; die erotische Liebe der ersten beiden Strophen wird in der drit-

¹ Goethe, *Gedichte 1800–1832*. Hg. von Karl Eibl. Frankfurt 1998, 700f.

ten zur Brücke, über die es in einen Zustand seliger Verzückerung geht. Im zweiten Gedicht dann erscheint die Sonne selbst geradezu wie eine königliche Geliebte: „der Großen, Holden“, auf die sich „sehnlichste[s] Erwarten“ gerichtet hat, gebühren im Minnedienst das Entzücken am Anblick und der demütige Dank des Entzückten, sofern dessen Brust „rein“ ist. Und noch deutlicher als im ersten Gedicht wird die irdisch-erotische Liebe überstiegen in eine, die buchstäblich himmlisch ist.

Erklärungsbedürftig ist hier auch, gleich im zweiten Vers, das Wort „Nebelschleiern“. Welcher Kasus liegt hier eigentlich vor? Es klingt, als enthüllten sich Tal, Gebirg und Garten den Nebelschleiern, was freilich keinen Sinn ergäbe. Goethe meint, versteht sich, eine Genitivkonstruktion (den genitivus separativus) und verkürzt den Satzbau um die zu erwartende Präposition „von“. So rasch das geklärt ist, so nachhaltig gemahnt es daran, dass mit weiteren derartigen grammatischen Abkürzungen zu rechnen ist. Dass dies tatsächlich nicht die einzige bleibt, zeigt der wiederum auf eine klärende Präposition verzichtende modale Genitiv am Schluss: mit oder aus „reiner Brust“ ist natürlich gemeint, so wie im ersten Gedicht die Worte „reiner Bahn“ sinngemäß durch ein „auf“ zu ergänzen sind. Weiter: Wenn der Sprecher den einfachen Sachverhalt ausdrücken will, dass mit dem Erscheinen des Morgenlichts die nachtgrauen Blumen nach und nach als farbige erkennbar werden – warum wählt er dazu den Ausdruck „sich füllen“? Es klingt, als würden nicht, wie es unser Alltagswissen doch voraussetzt, einfach die Farbeigenschaften der Blüten sichtbar, sondern als fülle das Licht die Farben in sie hinein wie Flüssigkeit in ein Gefäß – oder als täten das die Blumen selbst oder seien, mit dem hier grundsonderbaren Reflexivpronomen, zumindest daran beteiligt. Und wie Mond und Sonne, so erscheinen auch Äther und Himmel, Wolken und Wind nicht nur als reale Objekte, sondern geradezu wie handelnde Personen, die tragen, streiten, verjagen, die Bahn bereiten – eine diskrete, in der Redensartlichkeit kaum merkbare Mythisierung. Nachdrücklich hervorgekehrt wird sie erst am Ende der letzten Strophe: „Dankst du dann“ – das ist, in der wiederum kürzestmöglichen Formulierung, ein Konditionalsatz, unzweifelhaft und rätselhafterweise. Ein Bedingungsverhältnis stellt er her zwischen der Einstellung des Betrachters und dem kosmischen Geschehen. Nimmt man das, was hier steht, beim Wort, dann besagt es, dass die Sonne in dem Fall, dass der Betrachter seinen Dank etwa vergäße oder ihn nicht mit „reiner Brust“ ausspräche, den Horizont leider nicht zu vergolden vermöchte. Hier gerät das Gedicht mit seinen Mythisierungen naturhafter Vorgänge an eine Grenze, die sich nicht mehr ohne weiteres mit dem Hinweis entschärfen lässt, so sage man eben in der Lyrik um 1800. Nein, so sagt man

dort eigentlich nirgends. Hier bei Goethe allein ereignet sich das Erscheinen des Lichts aus der Finsternis in einem personalen Gegenüber, als ginge es um eine reale Beziehung zwischen Ich und Du. Auf den Schmerz, die Erwartung, schließlich den reinen Dank des Betrachters reagiert die aufgehende Sonne (als wolle sie belohnen) durch ihr unverhülltes Erscheinen am Schluss.

Das letzte und in seiner Offenheit womöglich am leichtesten übersehene Geheimnis der beiden Gedichte steckt in ihren Überschriften. Wenn es nur um typische, wiederkehrende, ja formelhafte Darstellungen von Mond- und dann Sonnenaufgang gehen sollte – wozu bedürfte es dann dieser ziemlich präzisen Angaben zu Ort und Zeit? Sie suggerieren eine Verbindung zwischen einem Geschehen, das sich doch so oder ähnlich fast überall und fast jederzeit zutragen könnte, und der biographischen Situation eines Sprechers, der womöglich nicht nur ein „lyrisches Ich“ ist, sondern der empirische Autor selbst im autobiographischen Bekenntnis. Und wenn das zweite Gedicht außer der Orts- und der Zeitangabe gar keinen weiteren Titel trägt, sondern die Darstellung des Mondaufgangs wie in einem lyrischen Tagebuch mit derjenigen des Sonnenaufgangs nur unter neuem Datum fortsetzt: bilden dann beide einen Zusammenhang (wie sie denn seither auch in allen Ausgaben zusammen gedruckt worden sind)?

Das Datum, von dem diese Gedichte sich so ausdrücklich herschreiben, ist Goethes selbstgewähltes Exil in den abgelegenen Dornburger Schlössern an der Saale bei Jena, im Juli, August und September 1828. Hierher ist Goethe geflohen nach dem Tod seines Großherzogs Carl August, vor der Weimarer Gesellschaft, vor der eigenen Todesangst. In diesen Wochen auf den Dornburger Schlössern ist Goethe seine Farbenlehre zum wichtigsten Trost geworden – jene Farbentheologie also, als die Albrecht Schöne in seiner Studie „Goethes Farbentheologie“ 1987 diese Arbeiten rekonstruiert hat. Die Farbenlehre, die Goethe beharrlich und unbelehrbar als sein eigentliches Hauptwerk ausgegeben hat, ruht, so zeigt Schöne, nicht nur auf einem genuin theologischen Untergrund auf, sondern ist durchgängig bestimmt von theologischen Gedankenfiguren der Dogmatik und der Kirchengeschichte, die Goethe nur auf eine höchst eigenwillige Weise auf die jedermann sinnlich wahrnehmbare Natur überträgt und in ihrer Deutung wiederzufinden meint: „Der Licht- und Farbenlehre und dem Streit um sie kam nach Goethes Überzeugung nicht nur jene allerhöchste Bedeutung zu, die es erlaubte [. . .], darüber (gleichnishaft) in religiöser Sprache und auf theologische Weise zu reden. Das Licht [. . .] hat er vielmehr als ein genuin religiöses Phänomen verstanden, den Streit um die rechte Lehre von den

Farben deshalb als eine theologische Auseinandersetzung geführt². Tatsächlich lässt Goethes eigene Ausdrucksweise, wo immer er vom Licht und von den Farben redet, keinen Zweifel an diesem Verständnis. Zu Eckermann am 4. Januar 1824: „Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten.“ Aus dieser und vielen ähnlichen Wendungen hat Schöne völlig überzeugend (und unwidersprochen) gefolgert, dass Goethes Farbenlehre sich verstehen lässt „als eine kryptotheologische Dogmatik“.³ Nur bezieht sich diese Dogmatik eben nicht mehr unmittelbar auf Worte der Schrift und der Tradition oder auf abstrakte Begriffe und Gedankenführungen (zieht sie aber sehr wohl durchgängig heran), sondern auf die sinnliche Evidenz einer physischen Welt, in der ein metaphysischer Sinn sich zur Anschauung bringe und in der, so Goethe, „Metaphysik und Naturgeschichte übereinander greifen“. So entspricht es ja auch Goethes Konzeptualisierung des „Symbolischen“. Diese Farbenlehre eröffnet eine naturphilosophisch-spekulative Sprach- und Bildwelt, aus der dieses Gedicht sich speist und ohne die es nicht zu verstehen ist.

Der Goetheschen Lehre zufolge sind die Farben nicht im ursprünglichen Licht enthalten, sondern ergeben sich aus dessen Zusammentreffen mit dem „Trüben“ der Materie, im Zusammenwirken mit ihr also, als subtilste Abstufungen von Hell und Dunkel und in wiederum komplementären Paaren, die einander gegenüberstehen und gerade so aufeinander bezogen bleiben, einander (mit Goethes Ausdruck:) „antworten“, etwa das Rot und das Grün – so wie das „sonnenhafte“ Auge seinerseits, wahrnehmend und produktiv reagierend, dem Licht der Sonne antwortet. Was in den Farben sichtbar wird, ist nur die Spur, der Abglanz des „reinen, ewig ungetrübten Lichts“⁴, das sich mit dem Irdischen verbindet. „Nicht das unbarmherzige Weißlicht des Absoluten ist dem Menschen bestimmt“, hat Hermann Kurzke resümiert, „sondern sein Widerschein im Geschaffenen, das farbig gebrochene Licht“.⁵

Aus diesen Prämissen erklärt sich in den Dornburger Gedichten zunächst die Engführung der beiden Übergänge: einerseits von Dunkel zum Hellen, andererseits von einer Farbe zur anderen, vom Grau ins Blau und dann vom Rot ins Gold. Zugleich erklären sich auch das größere Gewicht und die größere Komplexität des zweiten Gedichts gegenüber dem ersten. Tritt

² Albrecht Schöne: *Goethes Farbentheologie*. München 1987, S. 85.

³ Ebd., S. 52.

⁴ LA I 11, S. 367.

⁵ Über Goethes thematisch verwandtes „Prooemion“-Gedicht, in Marcel Reich-Ranickis *Frankfurter Anthologie*.

dort erst der nächtliche Abglanz des Lichts aus der Finsternis hervor, so erscheinen hier mit dem Heraufziehen der Sonne selbst endlich auch die Farben. An den Rändern, an denen ihr ungehindertes Strahlen auf das Trübe der irdischen Welt trifft, füllen sich die Blumenkelche bunt, wird aus dem Grau der Dämmerung das Blau der „blauen Sonnenbahn“, erscheinen das Rot und schließlich das Gold.

Diese Einsichten und Spekulationen sind für den von Todesnähe bedrängten Dornburger Goethe nach eigenem Bekunden die Quelle eines dezidiert religiösen Heils. In diesem Sinne wohl hat Goethe noch wenige Tage vor seinem Tod, im Gespräch mit Eckermann am 11. März 1832, die Sonne als „eine Offenbarung des Höchsten“ bezeichnet und unter Anspielung auf die Areopagrede des Paulus erklärt: „Ich anbeite in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind“. Diese Anbetung bestimmt Goethes Dornburger Gedichte in einem ganz wörtlichen Sinne. Denn als „Gebete“ lassen sich beide ja durchaus lesen, oder genauer: als Verbindung eines in der Du-Anrede formulierten Gebets das erste Gedicht, als eine an den Leser gerichtete, gnomisch verallgemeinernde Gebetslehre das zweite.

Nun spielt allerdings noch ein zweiter Bereich der Goetheschen Naturwissenschaft in diese Verse mit hinein: die Meteorologie, seine „Wolkenlehre“. Ist es nicht eigenartig, dass hier der Wind und das Licht aus derselben Richtung kommen? Denn natürlich könnte ebenso gut ein Süd-, ein Nord- oder ein Westwind die Wolken vom Himmel fortblasen, ehe die Sonne aufgeht; und wenn es nur um diesen Zweck gehen soll, ist eine Angabe der Windrichtung eigentlich komplett entbehrlich. Hier aber kommt der Wind aus dem Osten, wie die Sonne nach ihm, geht er ihr – nachdem der Streit zwischen Äther und Himmel ausgetragen ist – voran, Knecht und Herold jener Königin, die auf der so bereiteten Bahn triumphal einzieht. Diese meteorologischen Verhältnisse entsprechen nun bis ins Detail dem Schema der „Wolkenlehre“ mit ihrer Abfolge von sich hebenden Nebelschleiern in der Tiefe, Wolken tragendem Äther darüber und schließlich dem Himmel als blauer Sonnenbahn. Das räumliche Nebeneinander wird durch den Ostwind in zeitliche Bewegung gebracht, ins Nacheinander dreier Witterungszustände, die den drei Phasen des Sonnenaufgangs entsprechen – der Finsternis, der Dämmerung, dem Tageslicht. Wenn der Betrachter sich dann an dessen „Blick“ weidet, dann klingt die ältere Wortbedeutung ‚Blitz, blendender Glanz‘ wohl noch mit; das Anblicken und das Angeblickt-, Angestrahltwerden gehen sprachlich ineinander über. Wind und Wetter, Himmel und Äther: alle mythologisch personifizierten Naturkräfte tragen so mit vereinten Kräften bei zur Erscheinung des göttlichen Lichts in der

dunklen Welt. Miteinander bereiten sie den Weg der einen, gewaltigen Epiphanie.

Was aber tut die Sonne, nachdem sie endlich erschienen ist? Sie verschwindet wieder, „scheidend“. Unvermittelt und einigermaßen verblüffend geht das Willkommen in den Abschied über, wird wie in der Schöpfungsgeschichte „aus Abend und Morgen ein Tag“. So jedenfalls hat die Goethe-Philologie das Gedicht bis heute (soweit ich sehe) verstanden, in seltener Einmütigkeit: als ein kühn verknappendes Resümee eines gesamten Sonnenumlaufs. „Hamburger Ausgabe“: „Ein *wenn*-Satz beginnt, ein zweiter solcher fährt fort, ein dritter Konditionalsatz schließt an (*dankst du dann* . . .), und erst in den letzten zwei Zeilen folgt der Hauptsatz“; im Zentrum steht der „Gedanke, daß dem Menschen, wenn er von früh an Natur recht sieht, diese auch am Abend Zeugnis des Höchsten sein wird“⁶. „Frankfurter Ausgabe“: Geschildert wird „Eigentlich nur ein langer, das Geschehen des ganzen Tages umfassender Konditionalsatz, der die Bedingungen aufzählt, unter denen ein schöner Sonnenaufgang zu erwarten ist“⁷. „Münchener Ausgabe“: das Gedicht fasse „den ganzen Ablauf des Tages in eins“, eine „Metapher des Lebensablaufs“⁸. Reinhart Baumgart hat das Gedicht in Marcel Reich-Ranickis „Frankfurter Anthologie“ interpretiert und gefolgert, Goethes Verse feierten das menschliche Leben als „eine Glücksspanne zwischen Lichteinbruch und Dunkelheit“; sie beschrieben „eine Reise durch die Zeit, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, [. . .] und was sich schließlich ringsum vergoldet, wäre dann auch ein Lebensabend“⁹. Goethe als Dichter des goldenen Lebensabends – so biedermeierlich ist diese Deutung dann auch ins „Goethe-Lexikon“ Gero von Wilpert eingegangen: „Eine einzige Satzperiode mit drei Konditionalsätzen faßt das beseelt gesehene Naturgeschehen eines Tages vom Morgen bis zum Sonnenuntergang zusammen, [. . .] das – unausgesprochene – Gleichnis, das einen Tag im Leben des naturoffenen Menschen dem Lebensgang parallel setzt“¹⁰.

Diese Deutung wirft allerdings mehr Probleme auf, als sie zu lösen vermag. Das Gedicht besteht ja keineswegs aus drei Konditionalsätzen, sondern aus zwei Temporalen (jedesmal, wenn morgens . . .) und einem damit verschränkten Konditionalsatz (unter der Bedingung, dass . . .); es schildert einen kontinuierlichen und raschen Zeitablauf und verknüpft das

⁶ HA I, hg. von Erich Trunz, 777.

⁷ *Gedichte 1800–1832*, hg. von Karl Eibl, Frankfurt 1998, 1219.

⁸ Bd. 18.1: *Letzte Jahre, 1827–1832*. Hg. von Gisela Henckmann und Dorothea Hölscher-Lohmeyer. München 1997, S: 432.

⁹ Marcel Reich-Ranicki (Hg.): *Frankfurter Anthologie*, Bd. 2, 507.

¹⁰ Stuttgart 1998, 348f.

Eintreten des letzten Abschnitts mit einer Bedingung. Um so befremdlicher ist dann freilich die Vorstellung, dass in dieser einen einzigen Satzperiode eine erstaunliche zeitliche Lücke klaffen sollte, dass der Morgen unvermittelt in den Abend übergeht und die Sonne, kaum aufgegangen, schon wieder versinkt. Nicht leicht vereinbart sich das mit Goethes Gewohnheit, sonst gerade dort, wo es ihm um Leben und Welt als Metamorphose geht, die Kontinuität einer ununterbrochenen Folge von Polaritäten und Steigerungen hervorzuheben, von der „Metamorphose der Pflanzen“ bis eben zur „Wolkenlehre“. Schwierigkeiten macht auch die unübersehbare Analogie dieses zweiten Dornburger Gedichts zum ersten mit seinem „So hinan denn!“ Geht dort der Vollmond auf zu seiner vollen Pracht, so hier die Sonne – es wäre zumindest eine Störung der Parallelität und eine Antiklimax obendrein, wenn sie nach ihrem herrlichen Erscheinen sogleich wieder verschwände. Und schließlich explizieren doch alle drei Temporalsätze die einleitende Bestimmung „Früh, wenn“. Auf diesen Zeitpunkt, auf dieses temporale „wenn“ bezieht sich das „dann“ am Schluss.

Tatsächlich folgt das Gedicht vom Dornburger Sonnenaufgang den Beobachtungen der „Farbenlehre“ so exakt, als habe Goethe sie als Modell genutzt – und zwar den Beobachtungen allein des Sonnenaufgangs: „Die Sonne wird durch eine Röte verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns strahlt. Je weiter sie heraufkommt, desto heller und gelber wird ihr Schein“¹¹ – der goldene Horizont. „Wird die Finsternis des unendlichen Raums durch atmosphärische, vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe“ – wie hier im Gedicht „der Äther“ im durch Nebelschleier heraufkommenden Tageslicht „blaue Sonnenbahn bereitet“.

Nun hat Goethe diese Beobachtungen nicht nur in Abhandlungen formuliert, sondern auch in didaktischen und polemischen Gedichten. Unter ihnen findet sich eine 1815 veröffentlichte Folge von Reimpaarsprüchen. Da lautet dann derselbe Gedanke so: „Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden, / So wird es glühend Rot entzünden. // Und wie das Trübe verdunstet und weicht, / Das Rot zum hellsten Gelb erbleicht“ – wie im Dornburger Gedicht „die Sonne, rötlich scheidend, rings den Horizont vergolde[t]“. Und: „Steht vor dem Finstern milchig Grau, / Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.“ Genau das geschieht hier, wenn der Nebel sich auflöst und „blaue Sonnenbahn“ sich zeigt.

Alle diese Entsprechungen laufen auf eine einfache, aber folgenreiche Einsicht hinaus: Was hier den Horizont vergoldet, ist die aufgehende Sonne.

¹¹ Abschnitte 154 und 155; HA 13, 363.

Das Gedicht beschreibt keinen Sonnenumlauf, sondern kontinuierlich den einen Vorgang des Sonnenaufgangs: das erste Licht dämmt, Himmel und Erde werden farbig, die Sonne selbst erscheint. Keinen vergoldeten Lebensabend schildert der Neundunsehzigjährige, sondern eine Epiphanie, die alle Morgen neu ist. Seine Verse gelten der tagtäglichen Wiederholung des uranfänglichen Schöpfungsgeschehens, die mythologisch personifiziert, zum religiösen Geschehen überhöht und liturgisch gefeiert wird – vom naturkundigen Dichter als einem zauberkundigen Priester. Da wird das Gelegenheitsgedicht zum Protokoll eines religiösen Geschehens.

Dieselben Vorgänge, die im Lehrgedicht zur Farbenlehre nur poetisch paraphrasiert werden, hat Goethe in einem der großartigsten Gedichte des „West-östlichen Divan“ als das buchstäblich religiöse Offenbarwerden einer Licht-Gottheit geschildert, ein Offenbarwerden Gottes selbst im Licht. Ermöglicht wird dessen nun explizit religiöse Deutung dadurch, dass hier ein Rollen-Ich redet: ein alter Parse, ein Anhänger des Licht- und Feuerkultes des Zarathustra. In diesem „Vermächtnis altpersischen Glaubens“, dieser „Kult-Hymne“¹², fragt der Parse seine Brüder: „Wenn wir oft gesehn den König reiten, / Gold an ihm und Gold an allen Seiten, [. . .] Habt ihr jemals ihn darum beneidet? / Und nicht herrlicher den Blick geweidet, / Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln / Darnawends [eines persischen Gebirges] unzähligen Gipfelhügeln / Bogenhaft hervorhob? Wer enthielt / Sich des Blicks dahin? [. . .] Aber stieg der Feuerkreis vollendet, / Stand ich als in Finsternis geblendet, / Schlag den Busen, die erfrischten Glieder / Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder“. Es ist dieselbe Konstellation wie in der „Farbenlehre“ und im Dornburger Gedicht. Auch hier weidet sich der Sprecher dankbar am Anblick der aufgehenden Sonne als eines Mediums des Göttlichen und fühlt sich deshalb (in einer Verbindung zweier Reaktionen, die sich nur hier und im Dornburger Gedicht findet) zugleich freudig gereinigt und gedemütigt: „Schlug den Busen, die erfrischten Glieder / Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder“. Es ist auch hier das Erscheinen der Sonne, auf dem das ganze Gewicht liegt, ihr Offenbarwerden, ihre Epiphanie. Darum, so lautet nun seine „altpersische Glaubenslehre“, „Soll euch nie ein Missgeschick verwehren, / Gottes Thron am Morgen zu verehren“. Sollte das im Dornburger Gedicht, dessen Geschehen doch Schritt für Schritt, Farbe für Farbe bis ins abschließende Gold hinein diese Vorgaben wiederholt und verdichtend zusammenfasst – sollte das hier so ganz anders sein und der Sonnenaufgang auf einmal umschlagen ins Scheiden des vergoldeten Lebensabends?

¹² Friedrich Gundolf: *Goethe*. Berlin 1916, 664.

Fragen wir also nach, wo der Wortgebrauch ganz selbstverständlich und vertraut erscheint: Was heißt hier „scheiden“? Natürlich, „Abschied nehmen“. So kennen wir es zumeist, und so wird es auch von Goethe oft gebraucht, bis in die Altersgedichte hinein und durchaus auch im Zusammenhang mit dem Sonnenuntergang, wenn „Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt“ (so zu Beginn der „Trilogie der Leidenschaft“). Aber das Wort wird von Goethe noch in einer anderen, spezifisch naturwissenschaftlichen Bedeutung gebraucht: im Sinne nämlich von absondern, trennen, chemisch aufspalten. So spricht Eduard in den „Wahlverwandtschaften“ von chemischen Vorgängen, die „*Scheidungen* bewirken“, und bemerkt, es sei von alters her „sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie *Scheidekünstler* nannte“. Auch im „West-östlichen Divan“, im Gedicht „Wiederfinden“, hat Goethe das Wort so verwendet. Dort bezieht es sich, intransitiv, auf die Trennung der „Elemente“, die durch den uranfänglich-ersten Sonnenaufgang bewirkt wird (übrigens auch hier in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Gedicht über die „Vollmondnacht“): „Auf tat sich das Licht! So trennte / Scheu sich Finsternis von ihm, / Und sogleich die Elemente / Scheidend auseinanderfliehn“. Eigenartig, wie hier das Scheiden hervorgehoben wird. Ginge es lediglich um die Absonderung der Elemente voneinander, hätte es genügt zu sagen, dass „die Elemente auseinanderfliehn“. Hier aber tun sie das „scheidend“. Sie scheiden sich voneinander, weil das aufgehende Licht sie auseinanderfallen lässt („so“), weil sich an ihnen die Sonne als die große Scheidekünstlerin erweist.

In genau dieser Bedeutung, scheint mir, setzt Goethe das Wort auch ins Dornburger Sonnenaufgangsgedicht ein, und zwar in transitiver Bedeutung¹³. Als Objekt sinngemäß zu ergänzen wäre alles, was die aufgehende Sonne hervortreten lässt in seiner Geschiedenheit – „Tal, Gebirg und Garten“ aus dem Einerlei von Nacht und Nebel, die Blumenkelche, die sich mit unterschiedlichen Farben füllen, den Horizont.

Diese Rede von „scheiden“ und „Scheidekunst“ entstammt einer sehr alten naturwissenschaftlichen Fachsprache. Von „der Naturlehre“ spricht Eduard ausdrücklich, auf „die Elemente“ bezieht sich Goethes Schöpfungsgedicht. Die „Scheidekunst“, von der Eduard spricht, ist dieselbe, die Goethe auch seinen Faust betreiben lässt und die er selbst seit seinen Frankfurter Jugendtagen erforscht hatte. Es ist die Alchimie, die Lehre von der Schei-

¹³ Intransitiver Gebrauch transitiver Verben gehört ebenso zu den Eigentümlichkeiten von Goethes äußerster Verkürzung und Verdichtung zielendem Altersstil wie eben die Unterschlagung der eigentlich grammatisch geforderten Präposition in „Nebelschleiern sich enthüllen“.

dung der Elemente, um das eine, höchste zu erzeugen, das seinerseits ein Zeichen des Göttlichen ist – das Gold.

Liest man mit diesem Wissen noch einmal die letzte Strophe, so wird ihr eigentlicher Zusammenhang erkennbar. Das Ziel, um dessentwillen der Ostwind „blaue Sonnenbahn bereitet“ und auf das das sich steigernde Farbenspiel zuläuft, ist das alchemistische Wunder. Wenn die Sonne „rötlich scheidet“ und so „den Horizont vergoldet“, dann ist sie als Scheidekünstlerin am Werk, buchstäblich. Das Rot ist ihr Werkzeug, das Wort „rötlich“ instrumentell zu verstehen: Mithilfe der roten Farbe ihrer Heraufkunft setzt die Sonne ihr Werk in Gang und verwandelt die Welt, die den Beobachter umgibt, seinen „Horizont“, in reines Gold.

So wird also in der Abfolge aller zweimal drei Strophen das Nahen des Lichtes in seinen Phasen protokolliert. Und es wird zunehmend ins Religiöse transfiguriert. Zunächst geht der Mond, dann die Sonne auf. Wie dort die nächtlichen Wolkenmassen, so weichen hier die morgendlichen Nebelschleier. Wie dort die Wiederkehr des Mondes der Sehnsucht des Betrachters antwortet, so füllen sich hier die Blütenkelche „dem sehnlichsten Erwarten“ (und kämen ohne dieses gar nicht zum Vorschein). Was im Mondgedicht nur der Abglanz der Sonne auf dem aufgehenden Vollmond ist, der es in die dadurch „überselige“ Nacht hineingetragen hat, und was dann zu Beginn des Sonnengedichts als Vorschein des Lichts in der Auflösung des Nebels und dem farbigen Erfüllen der Blütenkelche schon sehr viel näher gekommen ist: das wird mit dem Erscheinen der „Großen, Holden“ endlich in strahlender Pracht sichtbar. So lässt sich die Abfolge beider Gedichte lesen als ein einziger Triumphzug des Sonnenlichts, aus der nächtlichen Finsternis durch die Dämmerung in den strahlenden Beginn des Tages. Die Wolkenlehre, transformiert ins mythische Bild vom Ostwind, der der Sonne als Herold vorangeht und ihrem Advent den Weg bereitet; die Farbenlehre als die Theologie vom göttlichen Feuer, das sich im Medium des physischen Sonnenlichts offenbart; schließlich die Alchimie als die Lehre von der Verwandlung der profanen Elemente ins göttliche Gold – in diesen wenigen, kurzen Versen wird die naturwissenschaftlich gedeutete Welt transformiert in eine eigentümlich naturreligiöse Poesie.

Deren Muster erweisen sich nun als entschieden christologischer, als das zum Klischee gewordene Wort vom „dezidierten Nichtchristen“ Goethe wahrhaben möchte (freilich auch als kirchenfremder, als es Vereinnahmungsversuchen lieb sein kann). Das „Divan“-Gedicht über die Morgenröte, dieser in seinen Motiven wie in seiner metrischen Form unmittelbare Vorgänger des Dornburger Gedichts, bringt das vielleicht am deutlichsten zum Vorschein. Erleichtert wird das auch hier durch die

Distanzierung der Rollenlyrik. Es ist ja ein persischer Mystiker, der hier vom „Wiederfinden“ so spricht: „Stumm war alles, still und öde, / Einsam Gott zum ersten Mal! / Da erschuf er Morgenröte, / Die erbarmte sich der Qual; / Sich entwickelte dem Trüben / Ein erklingend Farbenspiel, / Und nun konnte wieder lieben, / Was erst auseinanderfiel“. Wenn das Licht der Morgenröte sich der Qual „erbarmt“ (und zwar derjenigen der Schöpfung wie derjenigen des Schöpfers selbst), dann lässt sich als das theologische Muster, nach dem diese „Farbentheologie“ entworfen ist, unschwer eine eigenwillig abgewandelte christliche Vorstellung wiedererkennen: Das Licht, das als Morgenröte über der Schöpfung aufgeht, ist aus dem Vater hervorgegangen, eines Wesens mit ihm und doch sein liebendes Gegenüber; gerade so wird es zum Mittler zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung. Was hier beschrieben wird, ist ein christologisches Geschehen in einer Theologie der Schöpfung. Hier spricht Gott: „Es werde Licht“, und es wird Licht; und erst danach dann erschafft er, als dessen Medien, Sonne und Mond. Der Mittler, der dann sagen wird: „Ich bin das Licht der Welt“, ist Gott von Gott, Licht vom Licht, und es scheint in die Finsternis. An jedem Morgen feiern die Seinen dieses Ereignis im Bild der wiederkehrenden Sonne, in ihren deshalb nach Osten ausgerichteten Kirchen.

Tatsächlich gehört diese Antwort der Liturgie genauso zum Grundbestand der Goetheschen Denkfigur wie die Epiphanie des Lichts selbst. Das „Erklingen“ der Morgenfarben erinnert an die kürzeste und pathetischste Version der Sonnenaufgangsepiphanie in Goethes Werk, die Engels-Liturgie des „Faust“-„Prologs im Himmel“. „Die Sonne tönt nach alter Weise“, und dieser „Anblick gibt den Engeln Stärke, wenn niemand sie ergründen mag. / Die unergründlich hohen Werke / Sind herrlich wie am ersten Tag“. In diesem kosmischen Hallraum ereignet sich, was das lakonische Gedicht schildert. Und so winzig sich gegenüber den Engeln der menschliche Betrachter ausnimmt – an diesem Geschehen nimmt auch er teil, nicht in einer bloß poetisch entschärften Erinnerung an vergangenen mythischen Sinn¹⁴, sondern als gegenwärtig Mithandelnder, der „reiner Brust“ das heraufkommende Licht begrüßt und durch Akklamation und Dank dazu beiträgt, „blaue Sonnenbahn“ zu bereiten. Dies alles braucht ihn, weil es an ihn gerichtet ist. Gewiss würden Sonne und Mond auch ohne ihn aufgehen und ihr lichtspendendes Werk tun. Aber es wäre kein Heilswerk ohne ihn, der sein sehlichstes Erwarten gestillt sieht. Ohne den Menschen, der sich am Blick weidet, der begreift und bejaht, wäre dies alles

¹⁴ Heinz Schlaffer: *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewusstseins und der philologischen Erkenntnis*. Frankfurt/M. 1990, S. 103f.

nur stumm, still und öde. Ohne ihn wäre es nichts als Physik, Meteorologie, astronomische Himmelsmechanik. Seine Antwort artikuliert sich in der liturgisch mitfeiernden Sprache des Gedichts, das nicht weniger vollzieht als „Wunscherfüllung, Sonnenfeier“ angesichts des wiederkehrenden „Paradiese[s]“.¹⁵ Was sich alle Morgen neu in der Engels-Liturgie ereignet, wenn die Sonne nach alter Weise klingt, das wiederholt sich im menschlich Kleinen in diesem Mithandeln, diesem Danksagen, dieser Eucharistie.

¹⁵ So in den eng verwandten Versen der *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* „Zieh die Schafe von der Wiese, / Liegt sie da, ein reines Grün, / Aber bald zum Paradiese / Wird sie bunt geblümt erblühn. / Hoffnung breitet lichte Schleier / Nebelhaft vor unsern Blick: / Wunscherfüllung, Sonnenfeier / Wolkenteilend bring uns Glück.“ – Der hier gedruckte Vortrag geht zurück auf einen Aufsatz, der unter dem Titel „Metaphysik und Naturgeschichte“ in der Zeitschrift *Mercur* vom März 2009 erschienen ist.

30. September 2009

Welche Sprache spricht das Recht? Rechtssprache zwischen Bestimmtheit, Offenheit und geplanter Fehldeutung

PAUL KIRCHHOF

I. Recht lebt in Sprache

Wenn wir miteinander sprechen, erwarten wir, dass der Partner unsere Worte so versteht, wie wir sie gemeint haben. Wir wählen eine Sprechweise, mit der wir den anderen in der Gemeinschaft einer Sprache erreichen. Auch das Recht wirkt durch Sprache. Wenn das Gesetz eine allgemeinverbindliche Regel setzt, wählt es einen Text, der eine für alle Adressaten gleiche Rechtsfolge begründen soll. Die Gleichheit vor dem Gesetz baut darauf, dass die sprachliche Anordnung von allen Adressaten in gleichem Inhalt verstanden werden kann.

Dieser Sprachoptimismus hat Voraussetzungen: Der Staat findet in der Gemeinsamkeit dank Sprache seine Grundlage für Einheit und Zusammenhalt. Allein die sprachliche Verständigung befähigt eine Gruppe von Menschen, zu einem Staatsvolk zusammenzufinden und damit eine Demokratie zu begründen. Zugleich ist die Sprache Grundlage der individuellen Freiheit: Der Mensch könnte seine Meinung nicht äußern, sich aus den Medien nicht unterrichten, die Kulturfreiheiten von Ehe und Familie, von Kunst und Wissenschaft nicht ausüben, seine politischen Rechte nicht wahrnehmen, wenn er nicht in einer gemeinsamen Sprache hören, sprechen und lesen könnte. Recht begreift die Fragen des Rechts in gemeinsamer Sprache und hält die Antworten in dieser Sprache fest.

Das Recht zum Gebrauch der Muttersprache ist heute ein Menschenrecht, wird zum Teil der Menschenwürde, oft aber auch zum Inhalt nationaler Autonomiebestrebungen. Sobald die gemeinsame Sprache nicht selbstverständliche Staats- und Freiheitsgrundlage ist, sucht die Rechtsordnung die Vielsprachigkeit durch Sprechregeln zu steuern; Sprache wird zum Gegenstand rechtlichen Regels. Bestimmungen über Amts- und Arbeits-

sprachen, über authentische Sprachen eines Rechtstextes und dessen Interpretation suchen durch Sprachkollisionsregeln ein Stück Spracheinheit zu ersetzen und Sprachminderheiten zu schützen. Das Recht, den eigenen Namen in der eigenen Muttersprache und Ortsnamen in der traditionellen Sprache fortführen zu dürfen, in den Schulen in der eigenen Muttersprache unterrichtet, in staatlichen Verwaltungs- und Gerichtsverfahren in der eigenen Sprache angesprochen zu werden und in derselben Sprache erwidern zu können, entwickelt sich zu einem der wichtigsten Minderheitenrechte.

Der kulturelle Zusammenklang von Sprache und Recht offenbart sich in der ersten Entstehungsquelle für Recht, der guten Gewohnheit. Wenn die Gesetzestexte ursprünglich dadurch entstanden sind, dass das Gewohnheitsrecht aufgeschrieben, also vorgefundene Verhaltensregel in Sprache und Schriftform gefasst worden ist, wenn heute der Handelsbrauch, Ortsüblichkeit, die Grundsätze des ordentlichen Kaufmanns, die guten Sitten, Treu und Glauben, die öffentliche Ordnung, Observanz Entstehens- und Erkenntnisgrund für geltendes Recht sind, so begegnen sich Recht und Sprache in der gemeinsamen Wurzel einer in das Bewusstsein der Sprachlichen gehobenen Kulturgemeinschaft, die ein Verstehen und Verstehen möglich macht und damit die Bereitschaft zu allein sprachlicher Konflikt-schlichtung als gemeinschaftskonstituierendes Prinzip anerkennt.

II. Anschaulichkeit und Merkfähigkeit des Rechts

Recht will allgemein wirken und muss deswegen allgemeinverständlich formuliert sein. Gesetzgebung sollte mit dem Denken eines Staatsphilosophen beginnen und mit der Sprache eines Rundfunksprechers enden. Die einfache, klare Sprache und die allgemeinverständliche Systematik ist Geltungsbedingung eines Gesetzes. Wenn das Gesetz die Sprache ihrer Adressaten spricht, stützt es sich auf deren Fähigkeit zum Begreifen, Ausdrücken, Verstehen.

Noch im 15. Jahrhundert lehnte Sebastian Brant eine besondere Anerkennung und ein Honorar für sein Werk „Daß Narrenschiff“ ab, weil er seine Sprachfähigkeit der Kulturgemeinschaft verdanke. Wer die deutsche Sprache mitgestaltet, übt ein Mitwirkungsrecht in dieser Sprachgemeinschaft aus, die auf Dialog und Gegenseitigkeit angelegt ist, die sich wechselseitig fördert und anspornt, die stets auf den Partner angewiesen bleibt, ohne den Gespräch und Sprache nicht möglich ist. Jacob Grimm hat in seiner Schrift von der Poesie im Recht (1816) dargelegt, dass Gesetz und Epos in Herkommen und Gewohnheit einen gemeinsamen Ursprung haben.

Keinem Dichter gehört das Lied; wer singt, weiß es bloß fertiger und treuer zu singen; kein Richter darf neues Recht finden, er verwaltet Amt und Dienst der Rechte. Alles Recht könne, gleich der Sage, noch in seiner „Einfachheit und Poesieähnlichkeit“ erkannt werden. Hier klingt ein Auftrag, eine Erwartung, eine Hoffnung an, das Recht möge im Bemühen um Sachlichkeit, Verlässlichkeit, Nachvollziehbarkeit nicht die Allgemeinverständlichkeit verlieren, nicht die werbende Kraft für Rechtsideale einbüßen.

Die Rechtsgeschichte ist voll von Formen, Gesten und Gebärden, die das Gesprochene unterstützen. Der Eid, der Treuebund, auch das sich Hinwerfen vor dem Herrscher macht eine Quelle des Rechts bewusst, die jenseits des Sprachlichen liegt. Mit dem Reichen der Hand zeigt der Gastgeber, dass er gegenüber dem Gast nichts – keine Waffe und keinen Vorbehalt – in der Hand hat. Diese Geste kann vielfach – in Herzlichkeit, Alltäglichkeit, Reserviertheit – abgestuft werden, sollte deshalb in der Französischen Revolution von der Einheitsgeste des Bruderkusses abgelöst werden. Das Hinwerfen des Handschuhs bekundet die Fehde, der Pantoffel ist Ausdruck der weiblichen Herrschaft. Recht stützt sich stets auf ein Erinnern, nicht nur auf Erfahrung. Jacob Grimm berichtet, dass Vertragspartner früher bei wichtigen Verträgen kleine Kinder – Menschen mit der noch größten Lebenserwartung – mitgenommen und sie unmittelbar nach Vertragsschluss grundlos geohrfeigt haben, damit diese Kinder sich verlässlich an das Geschehen des Vertragsschlusses erinnern mögen. Diese Frühformen eines Notariats sind heute etwas kultivierter.

Rechtssprichwörter suchen die Anschaulichkeit, die Merkfähigkeit des Rechtssatzes zu verbessern. Der Satz „Wo kein Hahn ist, kräht die Henne“ bringt die weibliche Erbfolge bei Fehlen eines männlichen Erben zum Ausdruck. „Wo sich der Esel wälzt, da muss er Haare lassen“ bezeichnet den Gerichtsstand des Delikts. Der Bürgermeister ist solange im Amt, als „der Meier in einem Sessel ungehalten sitzen kann“.

Das Recht wurde einprägsam und einsichtig in Stabreimen (Haus und Hof, Land und Leute, Nacht und Nebel), Endreimen (Rat und Tat, schalten und walten, vereint und versteint), Wiederholungen (Acht und Bann, Kraft und Macht, kund und zu wissen) und durch die positive Aussage mit nachfolgender Negation (die Wahrheit sagen und die Lüge lassen). Heute hingegen umgibt sich die Rechtsprache mit einem Hauch kühler Geschäftsmäßigkeit, will nicht eine Sprache in aller Munde, kein mundgerechtes Recht sein, sondern die Rechtsaussage verlässlich jedem Adressaten gleich überbringen, damit dem Gleichheitssatz dienen.

Diese Rationalität der Rechtsprache soll die verbindliche Regel zumindest dem Juristen verlässlich überbringen, mit großer Wahrscheinlichkeit

für alle Betroffenen dieselbe Rechtsfolge begründen. Sie soll die Rechtspflege von subjektiven Empfindungen, Neigungen und Vorurteilen des Rechtsinterpreten lösen; die Kontinuität des Rechts in der Stetigkeit der Rechtsmaßstäbe und ihrer Anwendung sichern; eine gesetzlich gelenkte Wirklichkeitssicht vermitteln, die im Blickwinkel und nach Vorgaben des Gesetzes die Realität erfasst und ermittelt. Sie baut auf klare Kompetenzverteilung zwischen vorsprechendem Gesetzgeber und nachsprechenden Interpreten, insbesondere der Verwaltung und der Rechtsprechung.

In diesem Bemühen um Nüchternheit und Prägnanz unterscheiden sich die verschiedenen Rechtssprachen. Die Verfassungssprache wirkt eher werbend-programmatisch, die Verwaltungssprache eher nüchtern anordnend. Dogmatisch geformte Sprachen des Zivil oder des Strafrechts folgen den Linien der Fachterminologie, die Sprache junger Disziplinen wie das Umwelt- oder das Datenschutzrecht sucht noch ihren Weg zwischen Allgemein-, Rechts- und Sachsprache. Regeln für die vorgefundene Wirklichkeit – wie das Polizeirecht – sind offen für reale Entwicklungen, Regeln für Kunstfiguren des Rechts – wie das Steuerrecht – verharren im Raum des Sollens.

In allen diesen Teilrechtssprachen herrscht die Tendenz, die Rechtssprache juristisch zu verselbständigen und damit mehr und mehr von der Alltagssprache abzuheben. Dadurch verliert die Gesetzessprache die Kraft, Rechtsbewusstsein zu schaffen oder zu vertiefen. Sie überfordert den Bürger, der in dieser Sprache Erklärungen, etwa Steuererklärungen, abgeben soll. Sie verführt den Gesetzesanwender, auf Allgemeinverständlichkeit zu verzichten, drängt ihn aber zugleich in eine Rolle des Dolmetschers zwischen Allgemein- und Rechtssprache, der er nicht immer entsprechen kann.

Wenn der Steuerpflichtige das Einkommensteuergesetz liest, um den für sein Einkommen geltenden Steuersatz zu erfahren, trifft er nicht auf den biblischen Zehnten, der ihm anschaulich macht, was er dem Staat schuldet. Vielmehr sagt § 32a EStG dass die tarifliche Einkommensteuer – für ein Einkommen von 50.000 Euro – beträgt: „ $(228,74 \cdot z + 2397) \cdot z + 1038$ “, wobei „z“ „ein Zehntausendstel des 13.469 Euro übersteigenden Teils des auf einen vollen Euro-Betrag abgerundeten zu versteuernden Einkommens“ ist. Das Gesetz verweigert das Gespräch mit dem Steuerpflichtigen.

III. Rechtsetzen und Rechtsprechen

Ein Gesetz spricht in Schriftlichkeit, kann das Gesagte deshalb nicht durch einen Sprecher verdeutlichen, der in seiner Tonlage das eine hervorhebt und

das andere in den Hintergrund drängt, in seiner Sprechweise Zufriedenheit oder Empörung bekundet, Distanz oder Nähe herstellt, Wohlwollen oder Befremden ausdrückt, Gelassenheit oder Aufgeregtheit vermittelt. Der Sprecher kann einstimmen oder umstimmen, zu- oder gegenstimmen. Er kann lächeln oder die Stirn runzeln, flüstern oder lärmern, vertrauen oder argwöhnen.

Alles das kann das Gesetz nicht. Es scheint mit der Verkündung sprachlos zu werden. Doch der Rechtsstaat verweigert nicht das Gespräch, sondern steht seinem Adressaten weiterhin zum Dialog zur Verfügung. Er bietet ihm in der Rechtsprechung einen eigenen Gesprächspartner, der mit ihm über die ihn betreffenden generellen Rechtssätze spricht, ihre Wirkungen im individuellen Fall benennt, ihre Folgen rechtfertigt. Das Gesetz spricht von der Zukunft, regelt den zukünftigen, heute noch unbekanntem Fall. Die Vorschrift ist Vorausschrift, der Vorrang und Vorbehalt des Gesetzes meinen auch seine Vorherigkeit. Die Rechtsprechung hingegen handelt von dem konkreten abgeschlossenen Fall, spricht den individuell Betroffenen an.

Eine Vorschrift, die in die Zukunft vorgreift, ist mit ihrer Verkündung schon veraltet. Als das Grundgesetz 1949 die Freiheit des „Rundfunks“ garantierte, musste diese Gewährleistung bald auf das Fernsehen erstreckt werden. Die Garantie der „Pressefreiheit“ war ursprünglich auf den technischen Druckvorgang des Pressens eines Schriftstücks angelegt, wird heute mit der Änderung der Medientechnik als eine allgemeine Druckfreiheit gedeutet werden müssen. Mit diesem Anspruch, heute rechtsverbindlich die Frage von morgen zu regeln, verschärft sich die Überlegung von Wittgenstein, ob die Sprache Kleid oder Verkleidung des Gedankens sei. Auch die für das Dichterwort gestellte Verantwortungsfrage Heinrich Bölls steigert sich: „Kaum ausgesprochen oder hingeschrieben, verwandeln sie (die Worte) sich und laden dem, der sie aussprach oder schrieb, eine Verantwortung auf, deren volle Last er nur selten tragen kann“. Die Gewaltenteilung zwischen Gesetz und Rechtsprechung trennt Verantwortlichkeiten für das Aussprechen von Recht. Keiner könnte die Last, den Einzelfall aus einer allgemeinen Regel richtig zu lösen, allein tragen. Deshalb geht das Gesetz voraus, die Rechtsprechung folgt nach.

Dieses Nachdenken entwickelt sich, das zeigt unsere Sprache sehr deutlich, als Sprechvorgang. Die Rechtsprechung beginnt mit Widerspruch und Einspruch. Der Bürger erhebt Klage, sucht ein Urteil durch Berufung zu verbessern. Die Rechtsprechung entscheidet über Anspruch und Freispruch, gewährt in mündlicher Verhandlung rechtliches Gehör, hört auf den Wortlaut des Gesetzes, erwägt auch eine entsprechende Anwendung, spricht im Namen des Volkes. Der Spruchkörper entscheidet durch

Abstimmen, verkündet sein Urteil. „Rede“ bedeutet ursprünglich „Rechenhaft“ und „gerichtlicher Parteivortrag“. Redner ist anfangs der Wortführer vor Gericht. Recht und Rede, nomos und Name, lex und Wort haben einen gemeinsamen Ursprung. Rechtsprechen ist nicht nur ein Nachsprechen von Vorgeschiedenem, sondern ein Nachdenken des Vorgeschiedenen.

IV. Recht auf Rädern

Das Gesetz altert und kann veraltet sein. Deswegen sucht auch der Gesetzgeber seine Sprache auf diese Entwicklungsbedürftigkeit des Rechts auszurichten. Kunstfiguren des Rechts, z.B. Wahlen, Gerichtsverfahren, Kompetenzordnungen, Steuern veranlassen Rechtsfragen, die vorrangig aus einem gleichbleibenden Gesetzestext zu lösen sind. Handelt der Rechtssatz hingegen von Ergebnissen des Erkennens, z.B. das Arzneimittelrecht oder das Recht der technischen Sicherheit, so findet der Rechtssatz in der wissenschaftlichen Erfahrung und im jeweiligen Entwicklungsstand von Wissenschaft und Technik seinen wesentlichen, fortschreitenden Inhalt. Ist der Rechtssatz auf willentliche Weiterbildung angelegt, z.B. bei der Pflicht zur Stabilisierung des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts, bei Einräumung eines Ermessens oder bei der Offenheit für einen Vertrag, so empfängt der Rechtssatz seinen Kern aus dem Willen der Beteiligten. Fragmentarische Rechtssätze, z.B. öffentliche Belange, das Wohl der Allgemeinheit, der wichtige Grund, die Billigkeit, deuten die gemeinte Verbindlichkeit lediglich an, fordern also eine Normenkonkretisierung von besonderer Intensität. Deswegen kann der Polizeibeamte die polizeiliche Generalklausel der öffentlichen Sicherheit und Ordnung so handhaben, dass das Singen des Kindes auf der Straße als Freiheitsausübung, dieselbe Tätigkeit im Vortragssaal als Störung qualifiziert wird; die leichte Kleidung am Strand als angemessen, beim Trauerakt als ordnungswidrig bewertet wird; die körperliche Attacke auf dem Rugbyplatz geduldet, beim anschließenden Festbankett unterbunden werden muss.

Auch der entwicklungs offene Gesetzestext begegnet aber Anfragen an die Rechtsordnung, die er in seiner Aussage und seinem Sinn auch nicht annähernd voraussehen konnte. Dieses zeigt insbesondere das Glück der Wiedervereinigung Deutschlands, das zur Herstellung der inneren Einheit Deutschlands eine Handhabung des Grundgesetzes erforderlich machte, die 1949 so nicht bedacht werden konnte und in der sprachvermittelten Rechtskultur auch nicht vorausgesehen worden ist. Ist etwa ein Ehepaar in der ehemaligen DDR gegen seinen Willen geschieden worden, der Ehe-

mann dann nach Ausweisung in den Westen eine neue Ehe eingegangen und Vater dreier Kinder geworden und beantragt die erste Ehefrau nunmehr die Feststellung der Nichtigkeit der Zwangsscheidung, so tut sich das Gericht mit der Feststellung der Rechtswidrigkeit der Zwangsscheidung leicht, mit der Feststellung der Nichtigkeitsfolge hingegen schwer, weil diese wohl bedeutet, dass der Ehemann in Bigamie lebt und die Ehelichkeit seiner Kinder gefährdet ist. Wenn ein Spion der DDR bei der Spionage in Westdeutschland erfolgreich war, deshalb von seinem Heimatstaat Honorar und Ehrung erwartet, nun aber feststellen muss, dass ausspionierender und ausspionierter Staat identisch geworden sind, so ist jedenfalls der Strafanspruch des wiedervereinigten Deutschlands gegen diesen Spion nicht mit herkömmlicher Härte durchzusetzen. Wenn der Mauerschütze auf den wehrlosen Flüchtling in der Spree schießt, weil er dazu „vergattert“ worden ist, die auch für die DDR verbindliche Menschenrechtscharta hingegen einen solchen Schuss verbietet, macht sich die freiheitliche Demokratie der Gegenwart bewusst, dass die Normenlage in einer Diktatur das Berufen auf geltendes Recht oft untersagte, wenn es von der Staatsräson und von dem konkreten politischen Befehl überlagert worden ist. Wenn das Wahlrecht eine 5%-Klausel kennt, die Anwendung dieser 5%-Klausel für die erste gesamtdeutsche Wahl aber für die Parteien der ehemaligen DDR zur Folge hätte, dass sie die 5% nur in ihrem angestammten Wählergebiet erreichen konnten, in Westdeutschland hingegen nicht einmal Kandidaten aufstellen, geschweige denn um Wähler werben konnten, so wirkt die 5%-Klausel für diese Parteien als 23,7%-Klausel und ist in dieser tatsächlichen Entwicklung verfassungswidrig. Diese wie auch weitere Fälle – der Einigungsvertrag, die Bodenreform, die Warteschleife des öffentlichen Dienstes – mussten entschieden werden, ohne dass der Gesetzgeber die Entscheidung vorausgesehen hätte. Recht ist stets in Bewegung, stets auf Rädern.

Der Richter hat deswegen nicht die Aufgabe, gleichsam als Anwendungsautomat nur das zu wiederholen, was im Gesetz längst gesagt ist. Er beantwortet vielmehr eine Rechtsfrage am Maßstab des Gesetzes, die in ihrer Gegenwärtigkeit, Individualität und Besonderheit im Gesetz keine vollständige Antwort findet. Rechtsprechen empfängt im Gesetz seinen verbindlichen Maßstab, muss diesen aber vervollständigend und ergänzend auf den zu entscheidenden Fall anwenden. Vielfach ergeben sich dabei neue – gesetzlich angeleitete, aber das Gesetz weiterführende – Rechtsprinzipien, die von der höchstrichterlichen Rechtsprechung in Leitsätzen – in der sprachlichen Form eines Gesetzes – veröffentlicht und von der Rechtsgemeinschaft als verbindlich behandelt werden.

V. Rechtsänderung durch willentliche Umdeutung

Das Gesetz überbringt Rechtsverbindlichkeiten, gerät in seinen Aussagen damit in den Einflussbereich von Sprachumdeutern und Sprachfälschern, die dem Rechtssatz einen für sie günstigen Inhalt geben wollen.

Während der Interpret eines Literaturtextes bei Fehlinterpretation seinen Gegenstand verfehlt, kann der Richter eines Gesetzestextes durch Fehlinterpretation seinen Gegenstand verändern. Der Interessent schlägt einen ihm günstigen Gebrauch der Rechtssprache vor; er neigt zu berechnender, gelegentlich zu verfälschender Verwendung der Rechtssprache, um den Inhalt des Gesetzes, zu dessen Änderung ihm die notwendige Mehrheit fehlt, durch Uminterpretation zu verändern. Er betreibt planmäßig eine bestimmte Sprechweise, um einer rechtlichen Aussage trotz gleichbleibenden Textes einen neuen Inhalt zu geben.

Der Rechtsordnung ist die Aufgabe gestellt, mit dem Sprachbetrug den Rechtsbetrug abzuwehren, die Änderbarkeit des Gesetzes allein der parlamentarischen Änderung der Gesetzesurkunde vorzubehalten. Gegenwärtig scheint die Rechtswirklichkeit für eine geplante Verwirrung von Rechtsinhalten trotz gleichbleibenden Gesetzestextes zugänglich: Der öffentliche Dienst soll durch Verwendung werbewirksamer Begriffe wie Partizipation oder Mitbestimmung von einer der Allgemeinheit dienenden Organisation zu einem Instrument der Bediensteten umgewidmet werden. Das Sozialrecht sucht die unserer Demokratie fremde Einheitsliste als „Friedenswahl“ zu beschönigen, um von dem Tatbestand einer Wahl ohne Alternative abzulenken. Eine Müllhalde wird als „Entsorgungspark“ präsentiert, die Bevorzugung der Kapitalerträge vor den Arbeitserträgen schlicht als Tarif„spreizung“ vermittelt, um die Bedeutung der Rechtsfrage zu vermindern. Das organisierte Willkürprinzip bei der Studienzulassung nennen wir Los„verfahren“. Wenn wir statt von Todesschuss vom finalen Rettungsschuss sprechen, statt von Lohnerhöhung von Lohnangleichung reden, den Konjunkturbruch als Null oder Minuswachstum beschönigen, müssen wir uns nicht nur fehlende Sprachdisziplin vorwerfen, sondern uns als Sprachfälscher rügen lassen. Wortfälschung ist eine Revolutionstaktik, die jede Rechtsordnung an ihrer empfindlichsten Stelle trifft.

Die Gegenwehr gegen eine Gesetzesverfremdung durch Sprachbetrug liegt nicht im Verbot verfälschender Sprechweisen. Eine sprachlich ungebundene Auseinandersetzung mit dem Recht ist für ein freies und entwicklungsfähiges Gemeinwesen unerlässlich. Die Grundidee eines freiheitlichen Rechtsstaates verbietet, für den allgemeinen Sprachgebrauch einen staatlich überwachten Firmen-, Marken- oder sonstigen Zeichenschutz einzuführen.

Eine staatliche Kontrolle gegen unlauteren Wettbewerb bei der Interpretation von Rechtstexten ist dem Verfassungsrecht unbekannt und unerwünscht. Gerade das Gerichtsverfahren baut auf ein Gegeneinander von Kläger und Beklagtem, von Staatsanwalt und Rechtsanwalt, von Behörde und Hoheitsunterworfenem. Der Prozessbeteiligte ist bei seinem Rechtsvortrag – im Gegensatz zum Sachvortrag – nicht an Wahrheitspflichten gebunden. Die einzige Folge eines törichten und eines unredlichen Interpretationsvorschlags ist der Subsumtionsfehlschlag, also die Zurückweisung des Interpretationsvorschlags durch den verbindlich sprechenden Interpreten.

VI. Verantwortung für die Rechtssprache

Welche Sprache spricht das Recht? Es wählt die Sprache der Rechtsgemeinschaft, für die sie Rechtsverbindlichkeiten begründen will, sucht möglichst unmissverständlich und nicht missdeutbar zu sprechen, vermittelt Rechtsgedanken in einer eigenen und doch verallgemeinerungsfähigen Sprache, lebt in Sprachlichkeit und Sprechbarkeit. Die Bestimmtheit der Rechtssprache findet ihre Grenze in dem Auftrag des Gesetzes, in die Zukunft vorzugreifen, also den noch unbekanntem Fall mitzuregeln.

Die Allgemeinheit des Gesetzes trifft auf die Besonderheit des Einzelfalls, muss insoweit in der Gesetzesanwendung vervollständigt und ergänzt werden. Die moderne Sprache des Rechts bemüht sich vor allem um Nüchternheit, Sachlichkeit, Verlässlichkeit, vernachlässigt insoweit das anschauliche, dem demokratischen Staatsvolk entgegenkommende Sprechen. Seine Abstraktheit und Sachlichkeit schafft Distanz. Die Fülle, teilweise das Übermaß der Gesetze drohen inflationär den Wert des Gutes „Recht“ zu gefährden. Der Gesetzgeber sollte nur soviel sprechen, wie der Adressat des Gesetzes in seiner Gesprächsbereitschaft und Aufnahmefähigkeit entgegennehmen und verstehen kann.

Die Sprache des Rechts baut auf die Arbeitsteilung der Rechtsorgane. Das Gesetz spricht in einer allgemeinen Regel in die Zukunft. Die Verwaltung gibt die Antworten auf die Gegenwartsanfragen der Rechtsgemeinschaft. Die Rechtsprechung beurteilt den vergangenen Fall. So bleibt der Rechtsstaat ständig sprechfähig – in einer langfristig verbindlichen Regel, einem den Einzelfall regelnden Sprechakt, einem die Einheit und Fortbildung des Rechts gewährleistenden Richterspruch. Der Rechtsstaat wirkt mit der Gewalt der Sprache. Sie ist Ausdruck seiner Gestaltungsmacht, seines Wollen, seines Vermögens, seiner Selbstbindung.

Literatur

- Sebastian Brant, Daß Narrenschyff, 1494, abgedruckt in: Manfred Lemmer (Hrsg.), Das Narrenschiff, 2. Aufl., 1968.
- BVerfGE 12, 205 (226) – 1. Rundfunkentscheidung.
- BVerfGE 89, 155 (185) – Maastricht.
- Iso Camartin, Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen, 1985.
- Günter Dürig, Der deutsche Staat im Jahre 1945 und seither, VVDStRL, 13, 1954.
- Jacob Grimm, Von der Poesie im Recht, in: Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, Band II, H. 1, 1816.
- Bernhard Großfeld, Sprache und Recht, in: JZ 1984.
- Peter Häberle, Sprachen-Artikel und Sprachprobleme in westlichen Verfassungsstaaten – eine vergleichende Textstufenanalyse, 1990.
- Hans Hattenhauer, Zur Geschichte der deutschen Rechts- und Gesetzessprache, in: Berichte aus den Sitzungen der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften e.V., Hamburg (1987).
- Josef Isensee, Staat im Wort, 1995.
- Rudolph von Jhering, Der Zweck im Recht, 2. Band, 4. Auflage, 1905.
- Paul Kirchhof, Rechtsänderung durch geplanten Sprachgebrauch?, in: Dieter Wilke/Harald Weber (Hrsg.), Gedächtnisschrift für Friedrich Klein, 1977.
- Paul Kirchhof, Deutsche Sprache, in: Josef Isensee/Paul Kirchhof (Hrsg.), Handbuch des Staatsrechts der Bundesrepublik Deutschland, § 20, Band II, 3. Aufl., 2004.
- Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 24. Aufl., 2002.
- Walther Merk, Werdegang und Wandlungen der deutschen Rechtssprache, 1933.
- Mona Ozouf, Brüderlichkeit, in: François Furet/dies. (Hrsg.), Kritisches Wörterbuch der Französischen Revolution, Band 2, 1996.
- Walter Otto, Erwartungen an die Rechts- und Verwaltungssprache der Zukunft, in: Muttersprache 91, 1982.
- Leonhard Winkler, Deutsches Recht im Spiegel deutscher Sprichwörter, 1927.
- Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, 1921, 4.002, abgedruckt in: ders., Schriften 1, 1969.

1. Oktober 2009

Die Vielfalt des Verstehens Über die Sprache der Natur und die Sprache der Literatur

PETER BIERI

Wer wissen möchte, wie die Sprache wissenschaftlicher Forschung und die Sprache literarischer Vergegenwärtigung von Erfahrung zueinander stehen, muß sich als erstes fragen, welche Rolle Sprache *insgesamt* in unserem Verhältnis zur Welt spielt. Was machen wir mit der Sprache, und was macht sie mit uns?

Sprache als Medium des Verstehens

Der Gedanke, der mich leiten wird, lautet: *Die Sprache macht uns zu Wesen, die des Verstehens fähig sind.* Bevor wir über Wörter und Sätze verfügen, sind wir blind den kausalen Kräften der Welt ausgesetzt und werden von ihnen herumgestoßen. Mit dem Erlernen von Sprache ändert sich unsere Position der Welt gegenüber grundlegend: Weil wir auf ihre kausale Macht nun mit einem System von Symbolen reagieren können, wird sie zu einer verständlichen Welt, die wir uns gedanklich anzueignen vermögen. Das gilt für die Natur ebenso wie für die anderen Menschen, und es gilt auch für uns selbst. Ob es darum geht, ein Naturereignis zu verstehen oder die Handlung eines anderen oder unser eigenes Erleben: Dadurch, daß wir diese Dinge zur Sprache bringen können, werden sie für uns verständlich. Die Sprache verwandelt die Welt als eine Dimension blinder kausaler Kräfte in eine Dimension verständlichen Geschehens. Wir sind von morgens bis abends damit beschäftigt zu verstehen, was um uns und in uns geschieht. Das können wir nur, weil wir sprechende Tiere sind.

Die erste Leistung, zu der uns die Sprache befähigt, ist diejenige der begrifflichen Organisation von Erfahrung. Begriffe sind Prädikate, also Wörter in Aktion. Sie helfen uns, die Gegenstände und Ereignisse, die uns begegnen, zu klassifizieren und einzelne Fälle als Beispiele für etwas

allgemeines zu verstehen. Ohne Sprache ginge das nicht: Es würde dann bei bloßen Arrangements von sinnlichen Eindrücken bleiben. Zwar käme noch sinnliche Mustererkennung dazu und ein elementares Bewußtsein von Ähnlichkeit. Aber es gäbe keine Möglichkeit, die wahrgenommenen Muster in eine kognitiv interessantere Beziehung zu setzen. Anschauung ohne Begriffe und also ohne Sprache ist blind. Erst wenn wir ein Repertoire von Prädikaten zur Verfügung haben, können wir etwas *als* etwas sehen und verstehen: ein Möbelstück als Antiquität, als etwas Seltenes und Teures; ein Haus als Rathaus, einen Platz als Marktplatz; einen Blitz als elektrische Entladung; einen Mann als Bürgermeister und korrupten Politiker; eine Ansammlung von Häusern als Stadt mit all den Dingen, die städtisches Leben ausmachen. Durch solche Beschreibungen entfernen wir uns von den bloß sinnlichen Konturen der Dinge und verstehen sie aus einer Perspektive heraus, die wir nur deshalb einnehmen können, weil wir uns mit dem Erlernen einer Sprache ein System von Kategorien angeeignet haben, das Licht auf die Dinge wirft.

Das konnten wir nur als Mitglieder einer Gemeinschaft. Sprachen sind Symbolsysteme, und Symbole sind, was sie sind, kraft bestimmter Regeln. Es sind nicht Regeln, die natürliche Regularitäten wie etwa die Planetenbahnen beschreiben. Es sind konventionelle Regeln, die wir nicht gefunden, sondern gesetzt haben, und sie haben den Charakter von Normen, indem sie angeben, wie ein Symbol gebraucht werden *soll*. Mit solchen Regeln geht die Unterscheidung von richtigem und falschem Gebrauch einher, für die wir die Anderen als Entscheidungsinstanz brauchen. Es kann aus begrifflichen Gründen keine vollständig privaten, solipsistischen Kategorien geben und also kein ganz privates, solipsistisches Verstehen der Welt. Als Wesen, die die Welt verstehen, sind wir zwangsläufig Teilnehmer an Sprachspielen, die wir zusammen mit Anderen spielen.

Verstehen heißt klassifizieren können. Das bedeutet nicht einfach, sprachliche Etiketts an die Dinge zu heften. Es heißt, die verstandenen Dinge im Lichte von Konditionalen, von wenn-dann-Beziehungen, zu sehen. Wenn etwas eine Antiquität ist, wurde es nicht gestern gemacht; wenn etwas ein Rathaus ist, ist es ein Ort, an dem politische Entscheidungen getroffen werden; wenn einer Bürgermeister ist, hat er bestimmte Befugnisse; wenn ein Kurzschluß eintritt, ist Strom im Spiel. Jede Klassifikation erlaubt Schlüsse, denn Prädikate bekommen ihre Bedeutung durch ihren Ort in einem inferentiellen Netz. Wenn wir sie lernen, lernen wir auch, was aus ihnen folgt und was sie voraussetzen. Und das heißt: Indem wir eine Sprache lernen, lernen wir auch die Idee des *Begründens*. Begründen heißt schließen, und richtig schließen heißt, von einem Satz so zu einem ande-

ren überzugehen, daß Wahrheit erhalten bleibt. Durch Sprache werden wir zu Wesen, die begründen können, was sie sagen – also zu vernünftigen, denkenden Wesen.

Als denkende Wesen in diesem Sinne sind wir fähig, das, was uns begegnet, aus seinen *Bedingungen* heraus verständlich zu machen. Die Idee der Bedingung ist die zentrale Idee für jedes Verstehen. Wir haben etwas dann und nur dann verstanden, wenn wir die Bedingungen kennen, die erfüllt sein müssen, damit es so ist, wie es ist. Bedingungen kennen heißt, Gesetzmäßigkeiten zu kennen, und die Idee der Gesetzmäßigkeit können wir nur haben, wenn wir über die modalen Kategorien verfügen: wenn wir wissen, was möglicherweise und was notwendigerweise der Fall ist.

Das also ist die Antwort auf die Frage, was die Sprache mit uns macht: Sie macht uns zu einer Gemeinschaft von denkenden Wesen, die ihre Erfahrung zu begrifflicher Artikulation bringen können, indem sie den logischen Raum von Klassifikation, Schließen und Begründen aufspannen, wo die sinnlichen Erfahrungen im Lichte von Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten, von Möglichkeit und Notwendigkeit betrachtet werden können. Das ist ein an Kant erinnerndes Ergebnis in nominalistischem Gewande: Sprache als die Bedingung der Möglichkeit von gedanklich transparenter Erfahrung einer verständlichen Welt.

Im Lichte dieser Antwort können wir die Ausgangsfrage nach der Beziehung zwischen wissenschaftlicher und literarischer Sprache in eine andere Frage übersetzen: Wie unterscheiden sich wissenschaftliches und literarisches Verstehen? Was sind die gedanklichen Muster, die zu dem jeweiligen Verstehen führen? Und wie unterscheiden sich die hermeneutischen Ziele?

Natur verstehen

Was wir verstehen wollen, ist oft ein Phänomen der Natur: ein Regenbogen, ein Vulkanausbruch, eine chemische Reaktion. Und dazu gehören auch Phänomene an unserem Körper: ein Ausschlag, ein epileptischer Anfall, die Wirkung eines Medikaments. Wenn wir hier fragen, warum etwas geschieht, erwarten wir die Angabe von Bedingungen im Sinne einer kausalen Geschichte, die eine detaillierte Kausalkette beschreibt; sie soll uns verständlich machen, auf welchem Wege die Ursache die Wirkung hervorbringt. In dieser Perspektive des Verstehens geht der Blick – könnte man sagen – nach innen, in das zu verstehende System hinein: Wir vergegenwärtigen uns, aus welchen Elementen es besteht, wie der Aufbau ist, welche Kräfte am Werk sind. Entscheidend ist also die Kenntnis des Materials und

der Gesetze, denen es gehorcht. Zur Formulierung dieser Gesetze brauchen wir Terme, die der extensionalen Logik gehorchen und sich für eine Metrik eignen. Denn das Ideal der Genauigkeit ist das der quantitativen Genauigkeit, die es erlaubt, aus metrisch eindeutigen Anfangsbedingungen metrisch eindeutige Folgebedingungen abzuleiten. Verstehen heißt hier: ein Phänomen als Fall eines Naturgesetzes darzustellen und weitere solche Phänomene im Lichte dieses Gesetzes vorherzusagen.

Handlungen und ihre Gründe verstehen

Doch natürliche Phänomene sind nicht das einzige, was wir zu verstehen suchen. Oft sind es Handlungen, die wir uns verständlich machen wollen. Und das gedankliche Muster, das uns dabei leitet, ist ein ganz anderes als beim Verstehen eines natürlichen Vorgangs. Denken wir uns jemanden, der abstimmt oder einen Scheck ausstellt. Der erklärende Blick geht hier nicht in derselben Weise nach innen, wie wenn wir einen Ausschlag durch eine Stoffwechselstörung oder ein epileptisches Zucken durch ein neuronales Geschehen erklären wollen. Über das Material und den strukturellen Aufbau eines Menschen brauchen wir nichts zu wissen, wenn wir wissen wollen, warum er diese Partei wählt oder jemandem diese Summe Geld gibt. Anatomische und physiologische Informationen sind dafür irrelevant. Was wir wissen wollen, finden wir nicht innen, sondern außen, in seiner *Situation*: in den politischen Umständen oder seiner finanziellen Lage. Dort müssen wir suchen, wenn wir dasjenige finden wollen, was die Handlung verständlich macht: ihre *Gründe*.

Die Sprache der Gründe ist die Sprache des Geistes. In ihr machen wir uns ein Tun verständlich, indem wir dem Handelnden bestimmte Überzeugungen, Emotionen und Wünsche zuschreiben: Er wählt links, weil ihn die Armut empört, weil er mehr Gerechtigkeit möchte und weil er dieser Partei die nötigen Veränderungen zutraut. Oder: Er stellt den Scheck aus, weil das Geld dem Freund aus der Not hilft und er seine Sorgen nicht länger mit ansehen kann. Im Lichte solcher Gründe ist die Handlung *vernünftig* und ergibt einen *Sinn*. Vernünftigkeit und Sinn sind Kategorien, die beim Verstehen natürlicher Phänomene keine Rolle spielen; sie definieren das besondere gedankliche Muster, das wir beim Verstehen von Handlungen anwenden. Sie haben mit Kohärenz, mit Stimmigkeit zu tun: Eine Handlung ist vernünftig und sinnvoll, wenn sie zu den Meinungen, Wünschen und Empfindungen des Handelnden paßt. Und auch innerhalb der Dimension der Gründe geht es um eine Art Stimmigkeit, wie wir sie in der Natur

nicht kennen: Unsere Vernünftigkeit als Handelnde besteht auch darin, daß unsere Überzeugungen, Wünsche und Emotionen zueinander passen – daß sie sich zu einem kohärenten mentalen Profil fügen und nicht als isolierte Elemente in uns bestehen, die sich widersprechen.

Die Sprache des Geistes ist eine geniale Erfindung. Sie bietet die Möglichkeit, über das zu reden, was uns antreibt, ohne daß wir das geringste darüber zu wissen brauchen, was körperlich in uns geschieht. Wir blicken auf die Situation von jemandem und rekonstruieren daraus die Gründe seines Tuns. Wir sehen diese Gründe durchaus als kausale Faktoren, die jemanden in Bewegung setzen: Hätten wir nicht diese Überzeugungen, Wünsche und Emotionen, würden wir uns nicht so verhalten. Aber anders als im Fall natürlicher Phänomene lesen wir solche Konditionale nicht als Auftakt für eine kleinteilige, feinmechanische Geschichte. Wir glauben nicht, daß man innerhalb dieser Sprache eine solche Geschichte formulieren könnte, und die feinmechanische Fortsetzung interessiert uns auch gar nicht. Das einzige, was uns interessiert, sind die *Gehalte* unseres Meinens, Wünschens und Fühlens. Sie sind es, die das Verhalten als sinnvoll und verständlich erscheinen lassen. Entsprechend ist das Ideal der Genauigkeit ein ganz anderes als im Bereich einer Mechanik: Genau zu sein heißt nicht zu messen, sondern die Gründe ihrem Inhalt nach so weit wie möglich zu spezifizieren und zu sagen, was genau jemand glaubt, wünscht und fühlt. Je genauer wir das wissen, desto besser können wir vorhersehen, was er als nächstes tun wird. Denn auch Prognosen haben hier eine andere Logik als in der Natur: Sie sind keine Extrapolationen fest definierter Gesetze, sondern beruhen darauf, daß wir die Annahme der Zweckrationalität auf genau bekannte Situationen und hinreichend spezifizierte mentale Gehalte anwenden.

Die Sprache des Geistes macht etwas möglich, ohne das unser Leben nicht denkbar wäre: die Alltagspsychologie, in der wir uns zurechtlegen, warum die anderen und wir selbst tun, was wir tun. Stellen Sie sich vor, wir wachten morgen früh auf und hätten die Sprache des Geistes vergessen: Es wäre ein Alptraum. Wir könnten einander nicht mehr als Handelnden begegnen, sondern nur noch als Körpern, die unverständliche und unberechenbare Bewegungen vollzögen, denn wir sind nicht aus Glas und übersehen das physiologische Uhrwerk nicht, das uns antreibt. Würde es helfen, statt sich an die Sprache des Geistes zu erinnern, die Sprache der neurobiologischen Ursachen von Verhalten zu erlernen? Nehmen wir an, wir kennten diese ganze Mechanik und kennten sie, anders als heute, lückenlos: Wäre das ein Ersatz für die Alltagspsychologie? Natürlich nicht. Wir könnten über Input-Output-Funktionen und die vielfältigen energetischen Prozesse

sprechen, die in uns ablaufen. Das Muster des Verstehens wäre das früher besprochene, wie wir es bei Phänomenen der Natur anwenden: Naturgesetze, mathematische Sprache, metrische Genauigkeit. Was uns verschlossen bliebe, wäre die Möglichkeit, unsere Bewegungen als Handlungen zu sehen, die aus Gründen geschehen und dadurch zu vernünftigen, sinnvollen Handlungen werden.

Keine Metaphysik

Aber wir *sind* doch körperliche Wesen, biologische Systeme und also ein Stück Natur. Heißt das nicht, daß das naturwissenschaftliche Muster des Verstehens auch für uns das letztlich entscheidende ist – dasjenige, das uns sagt, wie die Dinge *wirklich* sind? Und daß das Bild, das die Sprache der Gründe und des Geistes von uns zeichnet, zwar ein handliches, nützliches Bild ist, aber im Grunde ein falsches Bild, eine Illusion, wenngleich eine unverzichtbare?

Nein. Warum nicht? Betrachten Sie ein Gemälde an der Wand. Sie können es als einen physikalischen Gegenstand unter anderen beschreiben, von seiner Masse und seinem Gewicht sprechen, von seiner statischen Energie, seiner Temperatur und der chemischen Zusammensetzung der Farben. Aus dieser Perspektive wird das Gemälde vom Museumstechniker betrachtet, der für die Aufhängung, die Temperatur und die Feuchtigkeit der Räume verantwortlich ist. Sie können das Gemälde aber auch wie ein Kunsthistoriker beschreiben, indem Sie davon sprechen, was es darstellt, was für einen Malstil wir vor uns haben und was für eine Rolle das Sujet für den Maler und die Epoche hatte. Dieser Betrachtungsweise können Sie die rein ästhetische Perspektive hinzufügen, aus der heraus Sie von der Schönheit, der Ausdruckskraft, der Ausgewogenheit oder Originalität des Bildes sprechen mögen. Und schließlich können wir an den Auktionator denken, den vor allem die Echtheit, der Handelswert und die Herkunft des Bildes interessieren. Verschiedene Interessen, verschiedene Perspektiven der Betrachtung und Beschreibung. Niemand käme auf die Idee, zu sagen, daß die Dinge, die wir in den verschiedenen Beschreibungsweisen sagen, nicht alle im gleichen Sinne und mit derselben Buchstäblichkeit *wahr* sein könnten. Es ist im genau gleichen Sinne wahr, daß das Bild 30 Kilo wiegt und in Öl gemalt ist, wie es wahr ist, daß es das Abendmahl darstellt, ein verkitschtes Machwerk ist und auf der letzten Versteigerung einen unverständlich hohen Preis erzielt hat. Anders ausgedrückt: Keine der verschiedenen Beschreibungen ist *näher an der Wirklichkeit* oder besitzt einen *höheren Grad an Tatsäch-*

lichkeit als die anderen. Wir haben unterschiedliche Systeme der Beschreibung für unterschiedliche Zwecke entwickelt. Keines ist einem anderen ohne Rücksicht auf den Zweck, also *absolut* überlegen, und deshalb wäre es Unsinn, wenn jemand versuchte, zwischen ihnen eine *Konkurrenz* herzustellen und das eine gegen die anderen *auszuspielen*. Stellen Sie sich vor, jemand sagte: „Gut, gut, man kann viel über Darstellung, Stil, Schönheit und Preis schwätzen; aber das einzige, was an dem Bild *wirklich* wirklich ist, sind seine physikalischen und chemischen Eigenschaften, denn im Grunde ist es nichts weiter als ein riesiger Haufen von Molekülen“. Jemanden, der das sagte, könnte man einen Physikalisten nennen, und man könnte ihm erwidern: „Schon klar, wir verstehen, daß es Ihnen um eine illusionslose, nüchterne Bestandsaufnahme der Welt geht. Aber sehen Sie, Ihr Physikalismus ist letztlich nichts anderes als der Glaube an das absolute Privileg der einen Weise, die Welt zu beschreiben. Und das ist Metaphysik. Warum? Nun, weil es für diesen Glauben einfach keinen *Grund* gibt, und weil sich die Geschichte der Metaphysik sehr gut als die Geschichte von Versuchen verstehen läßt, bestimmte Beschreibungssysteme vor allen anderen auszuzeichnen und zu behaupten, daß sie definieren, was *eigentlich* wahr und *eigentlich* wirklich ist.“

Und so ist es auch mit der Sprache der Natur und der Sprache des Geistes, mit dem Naturverstehen und dem Handlungsverstehen. Keines ist näher an der Wirklichkeit als das andere, keines besitzt einen höheren Grad an Tatsächlichkeit als das andere, und keines kann durch das andere ersetzt werden. Verschiedene Beschreibungssysteme, wie es die naturwissenschaftliche und die alltagspsychologische Sprache sind, sind verschiedene Filter des Verstehens, durch die wir die Welt auf verschiedene Weise sehen und die wir aus ganz unterschiedlichen Interessen heraus erfunden haben. Wenn es um Kontrolle, meßgenaue Vorhersagen und Machbarkeit geht, brauchen wir den einen Filter, wenn wir Vernünftigkeit und Sinn im menschlichen Tun erkennen wollen, den anderen. Verwirrung entsteht nur dann, wenn wir die Filter vertauschen und die Beschreibungssysteme vermengen.

Literatur: die Leidenschaft des genauen Erzählens

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zu Sprache, Wahrheit und Welt kann ich mich nun der schwierigen Frage zuwenden, die der Titel dieser Vortragsreihe vorgibt: Was ist, verglichen mit der Wissenschaft, das Besondere an der literarischen Sprache und dem literarischen Verstehen?

Ein großer Teil literarischen Verstehens ist *erzählerisches* Verstehen. Literarische Texte sind oft Erzählungen, in denen beschrieben wird, was Menschen tun und erleben. Eine Erzählung ist eine Folge von Sätzen, die das Tun und Erleben von Figuren verständlich macht, indem sie die Bedingungen zur Sprache bringt, aus denen sie sich entwickelt haben. Die Sprache, an die solche Erzählungen anknüpfen, ist die Sprache der Alltagspsychologie, die Sprache des Geistes. Im Unterschied zu einem momentanen Kommentar über die momentanen Beweggründe einer kurzfristigen Handlung wird eine Geschichte erzählt, in der man sowohl verfolgen kann, wie sich die äußeren Situationen verändern, als auch, wie sich die Innenwelt der Figuren entwickelt. Es sind solche längeren Geschichten, die zweierlei deutlich machen: Die Idee des Geistes ist eine erzählerische Idee, und: Die Kategorie der Situation ist eine historische Kategorie. Eine Situation ist immer etwas, in das man geraten ist und das man nur dann vollständig kennt, wenn man den Weg dahin erzählen kann. Und dieser Weg erschließt sich nur, wenn man sich erzählerisch vergegenwärtigt, wie die Figuren durch ihr Denken, Fühlen und Wünschen die Situation geschaffen haben.

Das weiß jeder, der eine Geschichte erzählt, auch außerhalb der Literatur. Was also ist das Besondere an einer literarischen Erzählung?

Es ist die besondere *Genauigkeit* einer solchen Erzählung. Es gibt die Vorstellung, daß es in der Literatur vor allem auf die Schönheit der Sätze und die Erhabenheit der Worte ankomme, auf seltene, kostbare, erlesene Formulierungen und wuchtige Metaphern. Ich denke, es ist anders: Es kommt zuerst und vor allem darauf an, daß die Wörter in der Beschreibung von Situationen und Erfahrungen genau sind, genau und unbestechlich.

Die Anstrengung der Genauigkeit kann zu seltenen, kostbaren und schönen Sätzen führen, wie man sie bei Fernando Pessoa findet: „Die Haupttragödie meines Lebens ist, wie alle Tragödien, eine Ironie des Schicksals. Ich weise das wirkliche Leben ab wie eine Verdammnis; ich weise den Traum ab wie eine unfeine Befreiung. Aber ich durchlebe das Schmutzigste und Alltäglichste des wirklichen Lebens; und ich durchlebe das Eindringlichste und Beständigste des Traumes. Ich bin wie ein Sklave, der sich während der Siesta betrinkt – doppeltes Elend in einem einzigen Körper“ („Das Buch der Unruhe“, Eintrag 16). Und die Leidenschaft der Genauigkeit kann grandiose Metaphern hervorbringen wie bei Martin Amis im Roman *Gierig*: „Über kochenden Dampfmaschinen liegt auf der Skyline der Innenstadt eine Schmierspür von Gottes grünem Rotz.“ (S. 199)

Doch es gibt auch die Kunst der ungewöhnlichen Genauigkeit in der pointiert gewöhnlichen Sprache, wie etwa in Jerome David Salingers Roman „Der Fänger im Roggen“, in dem Holden Caulfield in Skaz, dem Jargon

eines Teenagers, seine Erlebnisse auf den Straßen von New York erzählt. „Mir war danach, aus dem Fenster zu springen. Wahrscheinlich hätte ich es sogar getan, wenn ich sicher gewesen wäre, daß mich jemand gleich nach dem Aufprall zugedeckt hätte. Ich wollte nicht, daß mich ein Haufen Gaffer anglotzte, wenn ich ein einziger Blutklumpen war.“ (S. 137)

Literarische Texte sind sprachlich etwas Besonderes, das ist natürlich richtig. Doch was sie besonders macht, muß sich zwingend aus dem Ziel der Genauigkeit ergeben, und wenn man sie in ihrer sprachlichen Besonderheit schätzt, dann deshalb, weil man den Willen zur Genauigkeit spürt. Ist er nicht erkennbar, wird die sprachliche Besonderheit maniert wirken, gesucht und präziös, und die Originalität wird als etwas Erzwungenes, sogar Zwanghaftes erscheinen.

Die Leidenschaft des literarischen Schreibens ist also die Leidenschaft der Genauigkeit in der Vergegenwärtigung von Situationen und Erfahrungen. Dazu gehört der Kampf gegen das, was man *sprachlichen Schutt* nennen könnte: klebrige Sprachgewohnheiten, tradierte Kategorienfehler, verrutschte Bilder, leer laufende logische Partikel, versteckte Widersprüche, unerkannte Redundanzen.

Diese Leidenschaft ist der platonischen, philosophischen Leidenschaft verwandt. Etwas kühn könnte man den methodischen Grundgedanken der platonischen Dialoge so formulieren: Man sollte sich hüten zu meinen, daß jeder grammatisch wohlgeformte Satz auch einen Gedanken ausdrückt; es gibt ungezählte Sätze, die an der Oberfläche in Ordnung sind, aber keinen echten gedanklichen Gehalt haben und eigentlich nur Geschwätz darstellen. Das ist es, was sich zeigt, wenn Sokrates die geläufigen Auskünfte über Gerechtigkeit, Bedeutung, Wahrheit und dergleichen auf den Prüfstand stellt und seine Gesprächspartner entdecken läßt, daß sie keine Ahnung hatten, wovon sie redeten. Die Gesprächspartner sind am Ende wacher als zuvor, wacher und mißtrauischer gegenüber vertrauten, aber gedanklich leeren Redeweisen. Deshalb pflegte ich meinen Studenten zu sagen: Philosophie ist diejenige Disziplin, in der die Idee des Gedankens ernster genommen wird als in jeder anderen.

Die philosophische und die literarische Wachheit haben also dieses gemeinsam: die Liebe zu den Wörtern, die unterlegt ist vom Mißtrauen gegenüber der glatten, schnellen, routinierten Redeweise. Die Gegner sind immer die Schwätzer, und manchmal ist man sich mit den eigenen Gewohnheiten des Redens und Schreibens selbst der härteste Gegner. In der Philosophie geht es dabei um die Stimmigkeit des Gedankens, in der Literatur um das treffende Wort, den treffenden Satz und die genau passende Metapher, die eine Erfahrung transparent zu machen vermögen. Wobei die beiden Wach-

heiten ineinander greifen müssen: Eine Erzählung muß gedanklich stimmig sein, und eine gedankliche Analyse wird scholastisch, wenn sie sich nicht auf eine genaue Beschreibung von Erfahrung stützen kann.

Literatur: der Geist der Komplexität

Doch was ist das eigentlich für eine Genauigkeit, auf die es beim literarischen Verstehen ankommt? Warum ist sie so wichtig, und woran ist sie zu messen?

In seiner Novelle „Das Versprechen“ erzählt Friedrich Dürrenmatt vom Kriminalkommissar Matthäi, der den Eltern eines mißbrauchten und getöteten Mädchens verspricht, den Täter um jeden Preis zu finden – „bei seiner Seligkeit“, wie der Text sagt. Der vermeintliche Täter, der nach einem endlosen Verhör gestanden hat, erhängt sich kurz darauf in seiner Zelle. Matthäi zweifelt an seinem Geständnis. Sein Dienst bei der Zürcher Polizei ist jedoch mit diesem Tag zu Ende, er muß ins Flugzeug nach Jordanien, um eine neue Stelle anzutreten. Da trifft er auf der Rollbahn des Flughafens eine folgenschwere Entscheidung: „Die Stewardess, die die Reisenden zur Maschine geführt hatte, hielt die Hand hin, um Matthäis Karte in Empfang zu nehmen, doch der Kommissär wandte sich aufs neue um. Er schaute auf die Kinderschar, die glücklich und neidisch zu der startbereiten Maschine hinüberwinkte. ‚Fräulein‘, sagte er, ‚ich fliege nicht‘, und kehrte ins Flughafengebäude zurück, schritt unter der Terrasse mit der unermeßlichen Schar der Kinder hindurch dem Ausgang zu.“ (S. 67)

Der Anblick der Kinder hat Matthäi klar gemacht, daß er den wirklichen Täter finden muß – so, wie er es der Mutter versprochen hat. Er wolle die vielen Kinder vor dem noch nicht gefaßten Täter schützen, erklärt er. Dieser Wille ist stärker als jede andere eingegangene Verpflichtung. Wir wissen, wie er entstanden ist, wir kennen die Situation und ihre Geschichte, und in diesem Sinne verstehen wir Matthäi. Wir versetzen uns in Gedanken aufs Rollfeld, sehen die Stewardess mit der ausgestreckten Hand vor uns, blicken zurück zu den Kindern und haben den Eindruck: Ja, das hätte mir auch passieren können, daß ich umgedreht und zurückgegangen wäre, um den Fall wiederaufzunehmen.

Doch man erklärt Matthäi, es sei zu spät, er könne nicht zurück in den Dienst. Damit beginnt der entscheidende Teil der Geschichte, in deren Verlauf Matthäi zum Trinker wird und alles verliert, auch seine moralische Integrität und seine Würde. Aus einer Kinderzeichnung schließt er, daß der Täter aus dem Graubünden stammt. Und so pachtet er auf der Strecke

zwischen Chur und Zürich eine Tankstelle und wartet, daß der Täter vorbeikommt. Als Lockvogel dient ihm das Mädchen einer Prostituierten, mit der er sich zusammengetan hat. „So wartete er denn. Unerbittlich, hartnäckig, leidenschaftlich. Er bediente seine Kunden, tat seine Arbeit, Benzin einfüllen, Öl, Wasser nachfüllen, Scheiben wischen, immer die gleichen mechanischen Hantierungen. Das Kind war neben ihm oder beim Puppenhaus, wenn es von der Schule zurückkam, trippelnd, hüpfend, staunend, vor sich hinredend, oder saß singend auf der Schaukel mit fliegenden Zöpfen und rotem Röcklein. Er wartete und wartete. Die Autos fahren an ihm vorbei, Wagen in allen Farben und Steuerklassen, alte Wagen, neue Wagen. Er wartete.“ (S. 112)

Matthäi, früher der beste Mann der Zürcher Polizei, sitzt trinkend vor der Tankstelle, er raucht und stiert vor sich hin, tagelang, wochenlang. Er mißbraucht ein Kind als Köder. „Sie sind ein Schwein“, sagt die Mutter, als sie begreift, weshalb er sie zu sich genommen hat.

Ein anderer Grund, von Dürrenmatts Geschichte zu sprechen, ist dieser: Sie zeigt, daß eine interessante Erzählung uns dazu zwingt, den Radius unseres Verstehens zu vergrößern. Wie gesagt: Daß Matthäi auf dem Rollfeld umdreht, ist etwas, das man gut nachvollziehen kann. Auch der Entschluß, auf eigene Faust weiterzumachen, ist nicht unverständlich; man kann ihn in sich spüren, wenn man sich in die Lage des Kommissars versetzt. Schwieriger wird es, wenn man von der Tankstelle liest und dem Vorhaben des Wartens auf unbestimmte Zeit. Die Chancen, den Täter auf diese Weise zu erwischen, sind minimal. Es sind doch Tage, Wochen und Monate von Matthäis Leben, die auf diese Weise in leerem Warten vergehen. Es ist ein Leben, in dem einer versucht, durch Warten etwas herbeizuzwingen, über das er absolut keine Kontrolle hat. Eine Verrücktheit also. Könnte mir das auch geschehen?, fragt man sich als Leser.

Die Frage wird dazu führen, daß man sich eigenes Tun vergegenwärtigt, hinter dem mächtige Kräfte standen, obwohl es gegen die Vernunft war. Das Lesen der Geschichte stellt das eigene Selbstbild auf den Prüfstand und öffnet dunkle Korridore der Erinnerung. Und so wird es auch sein, wenn wir davon lesen, wie Matthäi das Kind und seine Mutter als bloße Mittel zum Zweck mißbraucht und damit etwas beispielhaft Unmoralisches tut. Wären wir dazu auch fähig?, fragen wir uns, und: Haben wir nicht tatsächlich auch schon so gehandelt?

Kunstvolle, literarische Erzählungen erinnern uns auf diese Weise an uns selbst und sind in diesem Sinne eine Quelle der Selbsterkenntnis. Das können sie nur deshalb sein, weil sie einem wichtigen Gedanken verpflichtet sind: nie die Komplexität des menschlichen Denkens, Fühlens und Han-

delns zu unterschätzen. *Der Geist des literarischen Erzählens ist der Geist der Komplexität.* Eine interessante Erzählung zeigt uns Figuren, an denen wir sehen, wie vielschichtig Menschen sind, wie oft die oberflächliche Rationalität durchbrochen wird, wie zerbrechlich eine emotionale Identität sein kann. Kommissar Matthäi, der uns anfangs als ruhiger, überlegter, berechenbarer Mann vorgestellt wird, läßt seine neue Aufgabe in Jordanien einfach sausen und wird von einer Unterströmung in sich selbst erfaßt, die ihn zum Alkoholiker macht, der an einer Tankstelle vor sich hin stiert. Wie konnte das passieren? Was war da in ihm angelegt an Verbohrtheit und Fanatismus, das sich Bahn brach? Woher diese Grausamkeit, die ja auch eine Grausamkeit gegen sich selbst ist?

Der Geist des literarischen Erzählens ist auch der Geist der Skepsis und des eingestandenen Nichtwissens, der einhergeht mit dem Respekt vor der Tiefe einer Figur, der sich sogar im Erzähler selbst als das Gefühl zeigt, daß die eigenen Figuren nie ganz auszuloten sind. Wer Figuren aus diesem Respekt heraus entwickelt, wird sie so weit offen lassen, daß der Leser die eigene Phantasie in sie hineingießen kann. Und vielleicht ist das, was eine Figur unvergeßlich macht, am Ende gar nicht die Figur selbst, sondern der Korridor der Phantasie, den sie im Leser aufgestoßen hat.

Früher habe ich gesagt, daß literarisches Erzählen einen Kampf gegen sprachlichen Schutt kämpft. Nun füge ich hinzu: Das literarische Erzählen kämpft auch einen Kampf gegen zu einfache, eindimensionale Vorstellungen vom menschlichen Tun. Auch in diesem Sinne ist Genauigkeit ein Maßstab für literarisches Verstehen.

Literatur: Fiktion als Vergegenwärtigung von Erfahrung

Dürrenmatts Geschichte zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie das Erzählen aus dem Bedürfnis des Verstehens entspringt. Der Erzähler fährt mit jemandem bei der Tankstelle vorbei, wo der verwarloste Matthäi bedient, und sofort hat er den Wunsch, dem anderen und auch sich selbst zu erzählen, wie es dazu kam. In gewissem Sinne *muß* er diese Geschichte erzählen. Es gibt Dinge, die man nur erträgt, indem man sie sich erzählerisch aneignet. Das ist einer der Gründe, warum es Literatur gibt. Eine Erfahrung in Worte zu fassen verhindert, daß wir nur ihre Opfer sind.

Damit bin ich bei einer möglichen Definition von Literatur angekommen: Literatur ist kunstvolle sprachliche Vergegenwärtigung von Erfahrung. Wer zu schreiben beginnt, tut es, um sich eine Erfahrung zu vergegenwärtigen. Es wird nicht irgend eine Erfahrung sein, sondern eine, die

sein Verhältnis zur Welt bestimmt, und eine, die ihm trotz dieser bestimmenden Rolle nicht transparent ist. Die Energie, die hinter dem Schreiben einer Geschichte steht, speist sich aus dem leidenschaftlichen Bedürfnis, diese Erfahrung zur Klarheit zu bringen und sie sich auf diese Weise erst richtig anzueignen.

Warum aber *erfindet* man Geschichten, wenn es doch darum geht, eigene Erfahrungen zur Sprache zu bringen? Man könnte von einem Paradox der Fiktion sprechen: um sich selber zur Sprache zu bringen, spricht man über andere, erfundene Figuren. Und man hat dabei weder das Gefühl, sich hinter den Figuren notdürftig zu verstecken, noch, sich von sich und den eigenen Erfahrungen zu entfernen. Im Gegenteil: Je tiefer man sich in die erfundenen Figuren hineindenkt, desto mehr hat man den Eindruck, ganz bei sich selbst zu sein. Und weil die schöpferische Phantasie diese Erfahrung der Nähe zu sich selbst ermöglicht, schafft die literarische Vergegenwärtigung ein besonders intensives Erleben von Gegenwart, das jede äußere, sinnliche Gegenwartserfahrung an Intensität und Tiefe weit übertrifft.

Das Paradox der Fiktion löst sich auf, wenn man sich diejenige Eigenschaft am Prozeß des Erfindens vor Augen führt, die vielleicht die wichtigste ist: *Verdichtung*. Wer eine Romanfigur erfindet und sie mit einem Plot umgibt, um sie in der Tiefe verständlich zu machen, der konzentriert sich auf ein Segment oder eine Schicht seiner Welt- und Selbsterfahrung, läßt sie hervortreten und tut nun alles, um ihr möglichst scharfe Konturen zu geben. Das Ziel dieser Konturierung leitet jeden Schritt in der Entwicklung der Figur, und die Konzentration auf diese eine, ausgezeichnete Dimension des Erlebens macht die besondere Künstlichkeit einer jeden Romanfigur aus – eine Künstlichkeit, die nichts Negatives ist, das man einer positiv verstandenen „Natürlichkeit“ gegenüberstellen könnte, sondern eine Künstlichkeit im Sinne einer Verdichtung und Konzentriertheit, wie sie unverzichtbar ist, wenn man sich ein Thema literarisch erarbeiten will. Alle unvergeßlichen Romanfiguren besitzen diese Art von kunstvoller Konzentriertheit: Madame Bovary, Anna Karenina, Josef K., Humbert Humbert, Homo Faber, Adrian Leverkühn. In einem wirklichen Leben, wie es dasjenige eines Autors ist, gibt es diese Konzentriertheit nicht, außer vielleicht im Rahmen eines seelischen Zusammenbruchs, der sich aus der Zuspitzung eines einzigen, großen und heftigen Konflikts ergibt. Ein wirkliches Leben ist vielfältig geschichtet, es bildet einen Kokon aus den unterschiedlichsten Themen, nichts ist eindeutig und kristallin. Das Schreiben einer Erzählung, könnte man sagen, schafft Laborbedingungen, um auf einen Teil der unübersichtlichen Innenwelt mit dem Mittel der dramatischen Zuspitzung ein ungewöhnlich helles und klares Licht zu werfen. Und wenn man es

so sieht, ist es nicht mehr paradox, wenn einer, um sich selbst zu verstehen, einen anderen, Fremden erfindet. Die Inszenierung des Fremden ist eine Inszenierung seiner selbst, nur eben in einer analytischen Dichte und Transparenz, die durch einen autobiographischen Bericht nie zu erreichen wäre.

Literatur: die Musik der Worte

Erzählerisches Verstehen; Genauigkeit in den Worten; Respekt vor der Komplexität unserer Beweggründe; Vergegenwärtigung von Erfahrung durch erfinderische Dichte: Das sind bisher die Stichworte gewesen, mit denen ich das literarische Verstehen gekennzeichnet habe. Auf dieser Liste fehlt ein Kriterium, das in gewissem Sinne das wichtigste ist und zur Definition von Poesie gehört: Die Sprache der Literatur vermittelt einen Teil des Inhalts durch die Form.

In der Erzählung „Montauk“ notiert Max Frisch über einen Aufenthalt in New York: „ich kann's nicht lassen, ich habe eine kleine Schreibmaschine gekauft ohne literarische Absicht . . . Diese Obsession, Sätze zu tippen –“ (S. 21) Wenn er es nicht lassen kann, Sätze zu tippen, so werden das nicht irgendwelche Sätze sein. Es werden Sätze eines Dichters sein – Sätze also, die den verwohnten und verbrauchten Wörtern ihr spezifisches Gewicht zurückgeben, das sie einmal hatten. Sie werden seine Erfahrungen auf den Straßen von New York verlangsamen und für ein tieferes Verständnis öffnen. Und dieses wachsende Verständnis wird damit zu tun haben, daß es Sätze sind, die einen Teil ihres Inhalts durch ihre Form ausdrücken. Poetische Sätze also. Der Rhythmus und die Melodie von Frischs Sätzen ist unverkennbar und unverwechselbar – wie es bei jedem großen Autor der Fall ist. Und wenn sie uns, den Lesern, helfen, uns und unsere eigenen Erfahrungen besser zu verstehen, so hat das viel damit zu tun, daß man diese Sätze auch hören kann, als wären sie Musik.

Natürlich spricht ein literarischer Text auch von einer Sache – den Figuren und ihren Handlungen, dem Plot. Doch das Wichtigste an dem Text ist, *wie* er davon spricht. Das wird deutlich, wenn wir uns darauf beschränken, das bloße Geschehen zu nennen: Emma Bovary, eine gelangweilte Arztgattin, nimmt sich zwei Liebhaber, verschuldet sich bis über die Ohren, weiß keinen Ausweg mehr und nimmt Arsen. Das stimmt, klingt aber banal wie eine Geschichte in der Boulevardpresse. Und es *war* eine Geschichte in dieser Presse, die Flaubert als Vorlage diente. Daß daraus ein Buch wurde, das wir immer wieder lesen wollen, hat mit all den vielen Wörtern und Sät-

zen zu tun, die Flaubert inszenierte, indem er die Geschichte erzählte. In gewissem Sinne waren die Dinge, die Madame Bovary tut, für ihn nur ein Vorwand, all die Worte zu zelebrieren, aus denen die Geschichte besteht. Als ungefähr fünfzig Seiten des Romans standen, schrieb er in einem Brief an Louise Colet: „Was mir schön erscheint und was ich machen möchte, ist ein Buch über nichts, ein Buch ohne Bindung an Äußeres, das sich selbst durch die innere Kraft seines Stils trägt . . . ein Buch, das fast kein Sujet hätte, oder bei dem das Sujet zumindest fast unsichtbar wäre, wenn das möglich ist . . .“ (Brief vom 16. Januar 1852)

Es gibt hier eine Analogie zur Oper: Viele Libretti – also Plots – sind läppisch oder von übertriebener Pathetik, und nicht selten entbehren sie jeglicher Plausibilität. Doch letztlich gehen wir ja auch nicht wegen des Plots in die Oper, sondern wegen der Musik. Wir gehen immer wieder, weil wir diese Musik hören wollen. Und so ist es auch bei literarischen Texten: Wir lesen sie immer wieder, weil wir die Musik dieser Worte hören wollen. *Poesía é canto sem música*, Poesie ist Gesang ohne Musik, schreibt Pessoa. Das gilt für literarische Prosa nicht weniger als für Gedichte.

Wer versteht, worauf es bei einem Gemälde ankommt, käme nicht auf die Idee zu sagen: Nun weiß ich, was darauf abgebildet ist, und brauche nie wieder hinzusehen. Das hätte einen komischen, geradezu absurden Klang, denn wir wissen: Es kommt nicht auf die Sonnenblumen oder die Kreuzigung an, sondern darauf, wie van Gogh oder El Greco sie gemalt haben. Und diese Farben, diese Perspektive und diesen Pinselstrich wollen wir immer wieder sehen. Das Kriterium für einen literarischen Text ist, ob es uns damit auch so geht: ob wir ihn auch immer wieder lesen wollen, obwohl wir den Inhalt längst kennen. Ob wir ihn also wegen seiner Form immer wieder lesen. So, wie wir die Filme von Antonioni oder Bergmann auch immer wieder sehen wollen, die meisten „Tatorte“ dagegen nicht. Diesen Unterschied gibt es auch im Genre des Kriminalromans. Viele von ihnen kaufen wir am Bahnhof in Basel und werfen sie nach dem Aussteigen in Hamburg weg, denn nun wissen wir, wie es ausging, und darüber hinaus ist der Text nicht von Interesse. Wenn wir dagegen etwa Raymond Chandler lesen, so spielt es im Grunde keine Rolle, wer was getan hat. Wir wollen stets von neuem lesen, wie Philip Marlowe melancholisch durch Los Angeles stolpert, und wir wollen es lesen, weil wir dem Text zuhören wie einem Saxophon, von dem wir nicht genug bekommen können.

Max Frisch wurde gefragt, warum Julika Stiller rothaarig sei. Er grinste in die Kamera und sagte: „Dieses Wort paßte am besten zum Rhythmus des Satzes“. Ich traute meinen Ohren nicht, und erst nach einer Weile begriff

ich, daß das kein Scherz war: Die Form kann den Inhalt bestimmen. In diesem Moment hatte ich das erste Mal das Gefühl, zu verstehen, worum es in der Literatur geht.

Musikalische Elemente gibt es in einem literarischen Text viele. Ein Text hat einen bestimmten Atem, einen Rhythmus und eine Melodie. Hören Sie den Eröffnungssatz aus „Tristram Shandy“: „Ich wünschte, entweder mein Vater oder meine Mutter, oder fürwahr alle beide, denn von Rechts wegen oblag die Pflicht ihnen beiden zu gleichen Teilen, hätten bedacht, was sie taten, als sie mich zeugten.“ Vergleichen Sie diesen barocken, verzögerten Rhythmus mit dem Staccato zu Beginn von Becketts Roman „Molloy“: „Ich bin im Zimmer meiner Mutter. Ich wohne jetzt selbst darin. Wie ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht.“ Dazwischen liegen Welten. Welten liegen auch zwischen zwei anderen Eröffnungssätzen, dem einen von Andrea De Carlo, dem anderen von Thomas Mann. De Carlo: „Um drei Uhr nachmittags bin ich in meinem weißen MG auf der Goldfinch Avenue, Richtung Hills, mit einer Stones-Cassette im voll aufgedrehten Stereoapparat, und überfahre ein Stopplicht, ohne es zu bemerken.“ („Vögel in Käfigen und Volieren“) Was für eine Hektik! Dagegen „Der Zauberberg“: „Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündnischen. Er fuhr auf Besuch für drei Wochen.“ Welch eine Gelassenheit!

Wie uns ein Buch berührt, ob wir es mögen oder nicht, hat viel mit solchen musikalischen Eigenschaften zu tun – mehr, glaube ich, als wir bemerken. Wir legen eine Platte auf und spüren: nein, das jetzt nicht. Wir schlagen ein Buch auf und spüren: nein, diesen Klang will ich jetzt nicht. Menschen, die in Buchhandlungen blättern, tun etwas Ähnliches wie Menschen, die in Musikgeschäften in Platten hineinhören: Sie prüfen Klang, Rhythmus, Melodie. Und sie haben recht, wenn sie nach diesen Dingen gehen, denn viel vom Inhalt wird in einem literarischen Text eben durch die Form ausgedrückt, also durch Wortwahl, Stil und Tempo.

Daraus ergibt sich ein Maßstab für literarische Texte, der mir wichtiger vorkommt als die meisten anderen Kriterien, die man zu hören bekommt: Ein Text ist dann gelungen, wenn seine Melodie genau auf das Thema paßt – also auf die Erfahrung, die vergegenwärtigt werden soll.

Primo Levi, der italienische Schriftsteller, der von Beruf Chemiker war und also sowohl die Sprache der Wissenschaft als auch die Sprache der Literatur sprach, richtete dieses Gebot an den Schriftsteller: „Du sollst von jedem verwendeten Wort sagen können, warum du dieses und nicht ein anderes verwendet hast.“ (Zeitschrift „Hommes et livres“, 1977) Er hätte das auch als Gebot an den Wissenschaftler richten können. Doch dann

hätte es einen anderen Sinn gehabt, und man könnte sagen, daß ich in der vergangenen Stunde versucht habe, diesen Unterschied zu erläutern. Das sorgfältig abgewogene, präzise Wort ist im Munde des Wissenschaftlers dasjenige Wort, das die beste Erklärung, die beste Theorie und die verlässlichste Voraussage ermöglicht. Wenn ein Wort, ein Ausdruck, ein Term zu kritisieren ist, dann deshalb, weil er diesen Erwartungen im Wege steht. Das richtige Wort im Munde des Dichters dagegen ist dasjenige Wort, das ihm am besten hilft, die Art und Weise zur Sprache zu bringen, wie er die Welt erlebt. Und wenn es das falsche Wort ist, dann deshalb, weil es in seiner Bedeutung ebenso wie in seiner Melodie die gesuchte Erfahrung mehr verstellt als erhellt.

Vortragsabend
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
in der Niedersächsischen Landesvertretung beim Bund in Berlin

Darwin und kein Ende – Warum?
Einige Gedanken am Ende des Darwin-Jahres 2009

NORBERT ELSNER

19. Oktober 2009¹
Berlin

Es ist nicht nur guter Brauch, sondern auch ein perfekt eingeübtes Ritual: „Runde“ Geburts- wie Todesjahre bedeutender Persönlichkeiten sind seit jeher Anlaß, ihrer zu gedenken, sie zu feiern, ja ihnen oftmals ein ganzes Jahr mit einer Vielzahl von Veranstaltungen zu widmen. So war es auch im Falle von Charles Darwin, dessen Geburtstag sich am 12. Februar 2009 zum 200. Male jährte und dessen Hauptwerk „On the Origin of Species“² am 24. November 1859, also vor 150 Jahren, erschien. Auf den ersten Blick scheint nichts dagegen zu sprechen, diese Veranstaltungen einzureihen in die Ehrungen, die man im selben Jahr etwa Felix Mendelssohn-Bartholdy–

¹ Der folgende Aufsatz, der das nur wenig veränderte Redemanuskript wiedergibt, greift teilweise auf frühere Essays zurück: Norbert Elsner: „Woher wir kommen – Zur Naturgeschichte des Menschen“. In: Norbert Elsner und Hans-Ludwig Schreiber (Hrsg.): „Was ist der Mensch?“. Göttingen 2002, S. 9–45. Norbert Elsner: „Die Macht des Weiblichen und ihre Folgen“. In: Norbert Elsner und Gerd Lüer (Hrsg.): „... sind eben alles Menschen – Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung“. Göttingen 2005, S. 81–110. Wesentliche Anregungen, vor allem bei der Formulierung der Schlußsätze, verdankt der Autor den Schriften des leider allzu früh verstorbenen Anthropologen Christian Vogel, beispielsweise seinem Essay: „Gibt es eine natürliche Moral? Oder: Wie widernatürlich ist unsere Ethik?“ In: Heinrich Meier (Hrsg.): „Die Herausforderung der Evolutionsbiologie“. München 1988, S. 215. Als wichtige Quellen zu erwähnen sind auch die in dem folgenden Sammelband vereinten Aufsätze: Norbert Elsner, Hans-Joachim Fritz, Robbert Gradstein und Joachim Reitner (Hrsg.): „Evolution – Zufall und Zwangsläufigkeit der Schöpfung“. Göttingen 2009. Schließlich sei Nicolaas Rupke und Wolfgang Böker für die Durchsicht des Manuskripts und für viele wertvolle Anregungen sehr herzlich gedankt.

² Charles Darwin: „On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“. London (1859).

ebenfalls vor 200 Jahren geboren –, Joseph Haydn – vor 200 Jahren gestorben – oder Friedrich Schiller – geboren vor 250 Jahren – erwies. Man könnte Darwins gedenken, wie man es, ebenfalls in diesem Jahr, bei Alexander von Humboldt anlässlich seines 150. Todestags oder, ein Jahr zuvor, bei Max Plancks 150. Geburtstag tat. Und den – scheinbar – positiv klingenden Titel, freilich weniger den kritischen Inhalt von Emil Du Bois-Reymonds Rede „Goethe und kein Ende“ aufgreifend³, könnte, wie in all diesen Fällen, am Schluß das bewundernde, zu neuen Taten aufrufende Fazit „Darwin und kein Ende“ stehen.

Das geschähe auch völlig zu Recht, denn welche Geistesrevolution hat dieser Naturforscher bewirkt, wieviel hat er dazu beigetragen, die Entwicklungsgeschichte der Lebewesen und unsere Stellung in der Natur zu verstehen! Und wie sehr wirken seine Gedankengänge noch heute, und gewiß auch in die weitere Zukunft, befruchtend auf die Lebenswissenschaften, namentlich die Evolutions- und die Soziobiologie. Wieviel gibt es da noch in seinem Sinne zu tun! Das ist gewiß alles richtig, und doch fallen bei näherem Hinsehen einige Dinge auf, die hinter den freudig gemeinten Ausruf „Darwin und kein Ende“ ein Fragezeichen setzen und vielleicht sogar – vergleichbar Du Bois-Reymonds kritischen Gedanken zu Goethe – ketzerisch fragen lassen: „Darwin in allem ohne Ende?“ Immer weiterforschen in seinem Sinne? Warum diese Zweifel, die es bei anderen Helden der Naturwissenschaften, Newton, Humboldt, Planck, Einstein, gar nicht gibt? Einige Fragen, die nachdenklich machen:

- Mit erstaunlicher Vehemenz wird in unserer säkularisierten, weitgehend areligiösen Welt ein Streit darüber geführt, ob denn die ungeheure Formenvielfalt, die verblüffende Zweckgerichtetheit und die wundervolle Schönheit vieler Organismen wirklich das Ergebnis eines Evolutionsgeschehens sind oder nicht doch auf einen „intelligenten Designer“ zurückzuführen seien. Woher und warum diese Zweifel an einer naturwissenschaftlichen Theorie, die besser begründet ist als manche andere?
- Darwin wird als der Begründer der Evolutionstheorie gewürdigt; weit weniger beachtet wird der von ihm postulierte Mechanismus des Evolu-

³ Emil Du Bois-Reymond: „Goethe und kein Ende – In der Aula der Berliner Universität am 15. October 1882 gehaltene Rektoratsrede“. In: „Reden von Emil Du Bois-Reymond. Erste Folge“. Leipzig 1886, S. 418–447. In dieser Rede setzt sich Du Bois-Reymond äußerst kritisch mit Goethe als Naturforscher und mit dem im „Faust“ vermittelten Bild des Wissenschaftlers und der Wissenschaften auseinander. In diesem Sinne ist der heute uneingeschränkt positiv klingende Titel „Goethe und kein Ende“ als eine Mahnung an damalige Zeitgenossen zu verstehen, die sich, wie etwa Ernst Haeckel, von Goethe als Naturforscher ein allzu positives Bild gemacht hatten, an dem sie nichts mehr zu verändern dachten.

tionsgeschehens, die Selektionstheorie. Stimmt diese Gewichtung? Und was ist mit der Übertragung der Selektionstheorie auf soziale und gesellschaftliche Aspekte?

- Mit demonstrativem Ausdruck der Bescheidenheit und der Demut wird hervorgehoben, daß Darwin dem Menschen dessen Stellung als sogenannte „Krone der Schöpfung“ genommen und ihn als Kreatur unter Kreaturen in das Reich der Natur eingeordnet habe. Ist damit unsere Rolle in der Welt richtig beschrieben?

Darwins Selektionstheorie

„Darwin und kein Ende – Warum?“ Der Titel provoziert Fragen über Fragen. Vor dem Versuch, Antworten zu geben, zunächst einmal eine notwendige Klarstellung: Ohne Darwins großer Leistung in irgendeiner Weise zu schmälern, ist festzuhalten, daß er nicht der alleinige Begründer der Evolutionstheorie ist. Zweifel an der Unwandelbarkeit der Arten waren bereits 100 Jahre vor Darwin Carl von Linné gekommen, der doch gemeinhin als derjenige gilt, der behauptet hatte, es gebe so viele Arten, wie Gott am Anfang geschaffen habe. Das hatte er in der Tat gesagt⁴, aber dann entdeckte er doch mehr und mehr Zwischenformen, die sich schwer in ein starres Artkonzept einordnen ließen – bei den zu mannigfacher Bastardierung neigenden Rosen beispielsweise verzweifelte er schier vollends. So findet sich der immer wieder zitierte Satz denn auch nicht mehr in den späteren Auflagen seines Hauptwerkes, des „Systema naturae“.⁵

Das war Mitte des 18. Jahrhunderts, 50 Jahre vor Darwins Geburt und 100 Jahre vor dessen Hauptwerk, das in diesem Jahr so häufig als die Geburtsurkunde der Evolutionstheorie gewürdigt wurde. Es ist hier nicht der Platz, im einzelnen darzulegen, wie sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts der Evolutionsgedanke Bahn brach, und dies nicht nur bei Naturforschern, sondern auch bei Philosophen und Dichtern: Georges-Louis Leclerc de Buffon, Immanuel Kant⁶, Johann Wolfgang Goethe⁷, Erasmus Darwin, Étienne Geoffroy Saint-Hilaire und viele andere wären hier zu nennen, vor allem aber Jean-Baptiste de Lamarck. Und hier wäre es ange-

⁴ Carl von Linné: „Fundamenta botanica“ No. 157 (1736).

⁵ Carl von Linné: „Systema naturae“, 10. Aufl. (1758).

⁶ Immanuel Kant: „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“. Stuttgart 1998, S. 286.

⁷ Namentlich in seinem dichterischen Werk, weniger in den naturwissenschaftlichen Schriften, finden sich bei Goethe entsprechende Stellen, so z.B. in „Faust – Der Tragödie zweiter Teil“, Klassische Walpurgisnacht, Verse 8321–8326.

bracht gewesen, eines Jubiläums zu gedenken, das im Darwinjahr 2009 völlig vergessen wurde. In jenem Jahre 1809, in dem Charles Darwin geboren wurde, erschien nämlich Lamarcks „Philosophie zoologique“⁸. Es ist dies das erste Werk, in dem eine Evolutionstheorie veröffentlicht wurde, das heißt Mechanismen postuliert wurden, die dem Artenwandel zugrundeliegen könnten. Genau wie für Darwin 50 Jahre später, war für Lamarck letztlich die Umwelt der richtende Faktor im Entwicklungsgeschehen. Er nahm an, daß sich der den Umweltbedingungen entsprechende Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe direkt im Erbgut verankere, dessen Natur ihm, wie später auch Darwin, freilich noch völlig unbekannt war. Diese, sich erst nach mehr als 100 Jahren als falsch herausstellende Annahme der sogenannten „Vererbung erworbener Eigenschaften“ hat dann im 20. Jahrhundert zur völligen Diskreditierung Lamarcks geführt, und mit keinem Wort wurde seiner im Jubiläumsjahr 2009 gedacht, das ja auch seines hätte sein können. Nebenbei: Auch Darwin glaubte, daß die Vererbung erworbener Eigenschaften eine Rolle spiele, und es ist reizvoll, darüber zu spekulieren, ob Darwin eigentlich ein lupenreiner Darwinist war.

Sicherlich gab es selbst im 19. Jahrhundert immer noch Gelehrte, die an eine Schöpfung der Arten glaubten, wie etwa Georges Cuvier, der eine – von Katastrophen ausgelöste – mehrfache Neuschaffung postulierte. Aber Mitte des 19. Jahrhunderts war man, zumindest in der wissenschaftlichen Welt, doch mehrheitlich der Meinung, daß sich die heute lebenden Arten allmählich aus früheren Formen entwickelt hätten. Was zu einem allgemeinen Durchbruch des Evolutionsgedankens fehlte, war zweierlei: zum einen ein hinreichendes Belegmaterial und zum anderen eine überzeugende Theorie – an der von Lamarck waren Zweifel aufgekommen –, nach welchen Mechanismen sich denn ein solcher Artenwandel vollziehen sollte. Doch eine solche Theorie lag gewissermaßen in der Luft, und fast wäre es nicht Darwin gewesen, dem der Ruhm zufiel, sie formuliert zu haben.

Die Geschichte ist bekannt, aber doch wert, immer wieder erzählt zu werden. Darwin hatte sich 1842, wenige Jahre nach seiner Weltumseglung, die von 1831–1836 gedauert hatte, zurückgezogen, um sich fortan – bis zu seinem Lebensende – als Privatgelehrter ganz seinen Studien hinzugeben. Die Auswertung seiner Notizbücher hat zweifelsfrei ergeben, daß er schon sehr bald die wesentlichen Gedanken seiner Selektionstheorie formuliert hatte, doch eine Veröffentlichung wagte er noch nicht. Zwar häufte er in

⁸ Jean-Baptiste de Lamarck: „Philosophie zoologique, ou exposition des considérations relatives à l’histoire naturelle des animaux“ (1809). Deutsch: „Zoologische Philosophie“. 3 Bde, Frankfurt am Main (1998).

den folgenden 20 Jahren Hinweis auf Hinweis, Indiz auf Indiz, Beweis auf Beweis an, aber nur einigen seiner Kollegen und Freunde machte er sie zugänglich – bis ihm ein anderer fast zuvorkam:

Im Jahre 1858 erhielt er von dem 35jährigen Naturforscher Alfred Russel Wallace ein kurzes Manuskript, das die Grundgedanken genau jener Evolutionstheorie enthielt, an der Darwin seit mehr als 20 Jahren arbeitete. Die beiden Männer gingen fair miteinander um, und am 1. Juli 1858 – vermittelt durch den Geologen Charles Lyell und den Botaniker Joseph D. Hooker – wurden ihre in zwei kurzen Artikeln niedergelegten Überlegungen zum Mechanismus der Evolution in der Linnean Society of London verlesen.⁹ Ein Jahr später, Ende November 1859, erschien dann Darwins großes Werk „On the Origin of Species“; es war am ersten Tage ausverkauft. Darwin legte ein erdrückendes Material vor, vor allem formulierte er den Mechanismus des Entwicklungsgeschehens, und das gab den Ausschlag: Die Evolution der Organismen, der Artenwandel, bisher nur in wissenschaftlichen Zirkeln diskutiert, war mit einem Schlage in aller Munde. Die Leitgedanken von Darwins Theorie sind so einfach, daß einer seiner Mitstreiter, Thomas Henry Huxley, ausrief: „How extremely stupid not to have thought of this!“¹⁰ – „Wie dämlich, nicht daran gedacht zu haben!“ In der Tat, die Sache ist einfach:

- Die Zahl der Nachkommen ist bei fast allen Lebewesen um vieles höher als die der Eltern, folglich werden früher oder später die verfügbaren Ressourcen – Nahrung, Brutplätze etc. – nicht mehr ausreichen.
- Die Individuen einer Population, obwohl zur selben Art gehörend, sind mehr oder weniger verschieden voneinander; warum, das wußte Darwin freilich noch nicht, denn zu seiner Zeit waren weder die Gene noch die Chromosomen als deren Träger und schon gar nicht die Gesetze der Vererbung bekannt.
- Die Umwelt wirkt darauf, daß sich jene Formen bevorzugt fortpflanzen, die ihr am besten angepaßt sind, sei es, daß sie im Hinblick auf den Nahrungserwerb über eine bessere Ausstattung oder geeignetere Verhaltensweisen verfügen, sei es, daß sie sich besser vor Feinden zu schützen vermögen und anderes mehr. Diesen Prozeß bezeichnet man mit Darwin als die „Natürliche Selektion“.

⁹ Deutsche Ausgabe: Gerhard Heberer (Hrsg.): „Darwin – Wallace: Dokumente zur Begründung der Abstammungslehre vor 100 Jahren 1858/59 – 1958/59“. Stuttgart 1959.

¹⁰ Zitiert nach: Francis Darwin: „The Life and Letters of Charles Darwin“. London 1887.

Zweifel an der Darwinschen Evolutionstheorie

Das alles klingt recht plausibel, und das Thema „Darwin und kein Ende“ könnte man eigentlich den Evolutionsbiologen zur weiteren Bearbeitung überlassen, die gewiß noch viele Einzelheiten zu klären haben. Doch so einfach ist es nicht, denn viele Menschen, und das wurde auch im Jubiläumsjahr 2009 immer wieder diskutiert, haben Schwierigkeiten, sich vorzustellen, daß diese Mechanismen ausreichen sollen, um das Werden der ungeheuren Formenvielfalt und Zweckmäßigkeit zu erklären. Das könne, so die oft geäußerte Meinung, nicht allein auf Zufall beruhen, und im übrigen seien die Mutationen doch viel zu selten und zudem in den allermeisten Fällen schädlich. Hier kommt dann regelmäßig das Argument, daß ein über einen Schrottplatz fegender Wirbelwind ja schließlich auch keinen Airbus erschaffen würde. Im übrigen, so ein weiterer Einwand, könne man doch nicht erklären, wie all die Schönheit in die Welt gekommen sei, die doch in vielen Fällen für den Kampf ums Dasein eher hinderlich denn förderlich sei. Und schließlich noch etwas: Manche Organe, etwa unser Auge, seien so kompliziert, daß sie nur als Ganzes funktionierten und infolgedessen auch von einem genialen Schöpfer in toto konstruiert sein müßten.

Alle diese Einwände lassen sich recht schnell entkräften, und deshalb soll darauf hier auch nur kurz eingegangen werden. Viel wichtiger ist es, darüber nachzudenken, warum diese Fragen denn 150 Jahre nach Etablierung der Evolutionstheorie überhaupt noch aufkommen, noch dazu, wie schon gesagt, in einer säkularisierten, weitgehend nichtreligiösen Welt.

Der Zufall spielt in der Tat eine große Rolle, aber er ist nicht der alleinige Faktor bei dem Evolutionsgeschehen. Von Bedeutung ist er bei der Schaffung der genetischen Variabilität, und hier sind die beiden Hauptfaktoren Mutation und Rekombination zu nennen. Mutationen sind keineswegs so selten, wie immer behauptet wird. Beim Kopieren der DNA passieren immer wieder Fehler, und zwar so viele, daß ausgeklügelte Reparaturmechanismen vonnöten sind, um sie nicht überhand nehmen zu lassen. Sicher ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß eine einzelne Mutation etwas Positives bewirkt – das ist wie beim Lotto, wo die Chance des einzelnen Tippers minimal ist, den Haupttreffer zu machen. Aber genau wie dort: Es spielen ja Millionen und Aber-Millionen, und so hat doch jede Woche irgendwer sechs Richtige.

Doch die Mutationen – man könnte hier noch sehr viele andere molekulare Mechanismen aufzählen¹¹ – sind es nicht allein, die genetische Vielfalt erzeugen. Bedeutender ist die Rekombination der Gene bei der Bildung der Keimzellen von sich sexuell fortpflanzenden Organismen. Nimmt man an, daß ein Organismus 10.000 frei kombinierbare Gene hat – bei Menschen ist derzeit von 30.000 die Rede –, die jeweils in zwei Allelen vorliegen, dann können bei den Reduktionsteilungen $2^{10.000} = 10^{3.000}$ verschiedene Keimzellen entstehen.¹² Das ist eine Zahl, die unvorstellbar weit jenseits aller ja auch schon unvorstellbaren astronomischen Größenordnungen liegt. Man schätzt, daß das Weltall, dessen Durchmesser etwa 10–20 Milliarden Lichtjahre beträgt, eine Gesamtmasse von etwa 2×10^{55} g hat. Zur Erinnerung: Eine Milliarde ist eine Eins, gefolgt von neun Nullen, und schon diese können sich nur noch Banker und Finanzpolitiker vorstellen (woran man freilich mehr und mehr Zweifel haben kann) –, aber eine Eins mit 55 oder gar eine mit 3.000 Nullen?

Die Durchmischung der Gene bei der Keimzellenbildung ist der Grund dafür, daß bei sich sexuell fortpflanzenden Organismen niemals auch nur zwei Individuen einer Population völlig identisch sind. Und in dieser Vielfalt liegt die Möglichkeit, daß zumindest einige Individuen so beschaffen sind, daß sie sich bei einer Veränderung der Lebensbedingungen durchsetzen können.

So viel zur Bedeutung des Zufalls bei der Schaffung genetischer Variabilität. Was sich daran anschließt, und das wird gewöhnlich von den Kritikern der Evolutionstheorie unterschlagen, ist ein außerordentlich gerichteter Prozeß: Die von Darwin erkannte natürliche Selektion wählt gezielt jene Varianten aus, die an die jeweiligen Umweltbedingungen am besten angepaßt sind. Wie zielgerichtet sie dabei vorgeht, kann man beispielsweise an Konvergenzen wie den „Fisch“-Formen von Meereslebewesen unterschiedlichster Herkunft sehen: Man denke an Haie oder an Karpfen, Fische, die einander nur äußerlich ähnlich sind, an Wale und Delfine oder an die – leider ausgestorbenen – Fischeosaurier. Andere Beispiele bieten die Flügelformen pfeilschnell fliegender Mauersegler und Rauchschwalben bzw. vor Blüten schwirrender Kolibris und Nektarvögel. Die jeweilige äußere Ähnlichkeit sagt nichts über den Verwandtschaftsgrad aus. Es ist geradezu paradox: Mauersegler und Kolibris bzw. Rauchschwalben und Nektarvögel sind

¹¹ Siehe z.B. Werner Arber: „Molekulare Basis der biologischen Evolution“. In: Norbert Elsner, Hans-Joachim Fritz, Robbert Gradstein und Joachim Reitner (Hrsg.): „Evolution – Zufall und Zwangsläufigkeit der Schöpfung“. Göttingen 2009, S. 139–164.

¹² Zahlenbeispiel entnommen aus: Rüdiger Wehner und Walter Gehring: „Zoologie“. Stuttgart 2007, S. 643.

jeweils näher miteinander verwandt als Mauersegler und Rauchschwalben bzw. Kolibris und Nektarvögel. Die hydro- bzw. aerodynamischen Gesetzmäßigkeiten begünstigen bei ganz unterschiedlichen, stammesgeschichtlich weit auseinanderstehenden Organismen die Ausbildung verblüffend ähnlicher Formen.¹³

Und wie ist es mit der Schönheit vieler Lebewesen? Um sich beispielsweise vor Feinden zu schützen, sollte es doch eigentlich „vernünftig“ sein, sich eine Tarnfarbe zuzulegen und sich nicht allzu auffällig zu benehmen. Das Gegenteil ist oft der Fall. Vieles von dem, was man im Zusammenhang mit dem männlichen Sexualverhalten beobachtet, seien es hervorstechende, häufig bunte, Körpermerkmale oder exaltierte Verhaltensweisen, läuft den Gesetzmäßigkeiten der natürlichen Selektion vollkommen zuwider. Man denke nur an das gewaltige, im dichten Wald eher hinderliche Geweih eines Hirsches, das auffällige Prachtgefieder eines Pfau oder die Balzrituale von Paradiesvögeln und Grashüpfern. Daß die Evolution dieser Merkmale nicht mit dem Wirken der natürlichen Selektion zu erklären ist, erkannte schon Darwin, und er kam zu der Erkenntnis, daß es daneben noch eine sexuelle Selektion geben müsse. Im Jahre 1871 formulierte er zwei Formen dieser vornehmlich von den Weibchen ausgehenden Selektion.¹⁴ Eine, die hier nur kurz erwähnt werden soll, wirkt

[...] zwischen den Individuen desselben Geschlechts, im allgemeinen zwischen den Männchen, die darauf gerichtet ist, den Rivalen zu vertreiben oder zu töten, wobei die Weibchen passiv bleiben.

Solche Kämpfe kann man bei vielen Tieren beobachten, ob bei Hirschkäfern oder bei Rothirschen, und nicht immer geht es dabei so ritterlich zu, daß dem Schwächeren, wenn er seine Unterlegenheit bekennt, kein Leid geschieht. Manchmal sind solche Kämpfe auch ausgesprochen blutig, wie bei Nilpferdbullen oder bei See-Elefanten.

Doch es gibt noch eine zweite Form der sexuellen Selektion, und die hat sehr viel mit Naturschönheit zu tun.¹⁵ Hier, so Darwin, kommt es

[...] ebenso zum Kampf zwischen den Angehörigen desselben Geschlechts, aber diesmal mit dem Ziel, das andere Geschlecht, wiederum im allgemeinen die Weibchen, zu erregen oder zu umwerben. Diese bleiben nicht mehr passiv, sondern wählen den attraktivsten Partner.

¹³ Näheres in: Günther Osche: „Evolution“. Freiburg i. Brsg. 1974.

¹⁴ Charles Darwin: „The Descent of Man and Selection in Relation to Sex“. London 1871.

¹⁵ Siehe hierzu. u.a. Norbert Elsner: „Bilder einer Religion des Wahren, Guten, Schönen – Ernst Haeckels Kunstformen der Natur“. In: Norbert Elsner (Hrsg.): „Bilderwelten – Vom farbigen Abglanz der Natur“. Göttingen 2007, S. 281–322.

Schließlich noch einige Worte zu dem Einwand, viele Organe, wie etwa unsere Augen oder unsere Ohren, könnten nur als Ganzes geschaffen worden sein. Sie seien so vollkommen und zugleich so kompliziert, daß sie nur von einem genialen Ingenieur als Ganzes konstruiert sein könnten. Doch gerade an diesen Beispielen läßt sich zeigen, wie viele Zwischenstufen es gegeben hat, ehe es zu den heutigen Formen kam.

Und was die Vollkommenheit angeht: Da gibt es doch etliche Schönheitsfehler. Ein Ingenieur würde manche Organe vielleicht anders konstruieren, beispielsweise unsere Sehsinneszellen nicht abgewandt vom Licht plazieren, das erst durch mehrere Zellschichten hindurchgeht und dabei so sehr gestreut wird, daß anschließend besondere neuronale Kontrastverschärfungen nötig werden. Auch den Sehnerv könnte man „intelligenter“ abführen, so daß ein Blinder Fleck vermieden würde. Verständlich werden solche, nicht gerade eleganten Konstruktionen, wenn man die Stammesgeschichte betrachtet. Es kann immer nur auf dem aufgebaut werden, was schon vorhanden ist, und Kompromisse sind somit unvermeidlich. Dies allein schon deshalb, weil jede Zwischenform überlebensfähig sein muß. Ein Tier kann nicht, wie es der große Evolutionsbiologe Günther Osche einmal ausgedrückt hat, ein Schild heraushängen „Wegen Umbau geschlossen.“

Damit sei genug zu den Einwänden gegen die Evolutionstheorie gesagt. Aber das Kapitel ist damit noch nicht abgeschlossen, denn solche Einwände haben ihre tieferen Wurzeln: Offenbar gibt es ein tiefsitzendes Unbehagen an der Selektionstheorie. Warum?

Unbehagen an der Selektionstheorie

Die zweite der eingangs gestellten Fragen war, warum Darwin bei den meisten der ihm in diesem Jahr gewidmeten Veranstaltungen als der Begründer der Evolutionstheorie gewürdigt wurde, aber der von ihm formulierte Selektionsgedanke, der doch so einfach zu vermitteln ist, weit weniger Aufmerksamkeit erfuhr. Man hat fast das Gefühl, daß hier etwas verdrängt wird. Sehen wir uns den vollständigen Titel seines Hauptwerks an: „On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“.

Wie soll man das übersetzen? „Über den Ursprung der Arten durch natürliche Selektion“. Selektion? Besser: Auslese? Aber auch das hat eine negative Aura. Und dann weiter: „Der Erhalt begünstigter Rassen im Kampf ums Leben?“ Rassen? Man wagt das Wort kaum in den Mund zu nehmen und ist glücklich, daß das Lexikon Alternativen bietet: Geschlecht, Stamm, Familie, Art, Gattung, Klasse . . . , aber ändert das etwas? Und dann: „Im

Kampf ums Leben“? Kampf? Auch hier der Blick ins Lexikon: Ringen, Anstrengung Es ist fast rührend zu sehen, wie sehr man in diesem Jahr versucht hat, den Titel zu mildern, um keinen Schatten auf Darwin fallen zu lassen. Aber man kann es drehen und wenden, wie man will: Der Titel lädt geradezu zu Mißverständnissen ein, und man fragt sich unwillkürlich, ob es denn wirklich nur Mißverständnisse sind. Ist es vielleicht gar nicht so erstaunlich, daß der von dem Philosophen und Soziologen Herbert Spencer, einem Zeitgenossen Darwins, 1864 in seinem Buch „Principles of Biology“ geprägte Begriff vom „Survival of the fittest“ – dem Überleben der Geeignetesten, der Tauglichsten, der Angepaßtesten, der Gesundesten, der Tüchtigsten – immer wieder Darwin zugeschrieben wird, ja daß Darwin ihn selbst im Sinne der von ihm postulierten natürlichen Selektion verwendet hat?¹⁶

Man kann diese Wortspielereien beliebig fortsetzen, man kann die Worte neu definieren, wie man es beispielsweise mit dem Begriff „fit“ und „Fitneß“ getan hat, unter dem heutige Evolutionsbiologen eben nicht an das denken, was man sich in einem „Fitneß-Center“ antrainiert. Das vergeht, wenn es nicht in dem Sinne nutzbringend angewendet wird, der in der Evolution einzig zählt, nämlich zur Zeugung von möglichst vielen und vor allem vitalen Nachkommen. In deren Genen lebt man fort, und deshalb ist für die Biologen die Zahl der sich fruchtbar fortpflanzenden Kinder das alleinige Maß für die wahre Fitneß eines Organismus, und so wird dieser Begriff heutzutage von den Evolutionsbiologen benutzt. Nur wenn körperliche Merkmale, bestimmte Verhaltensweisen und ähnliches in diesem Sinne wirken, haben sie das, was die Biologen „adaptiven Wert“ nennen.

Wir sehen die Dinge heute differenzierter, als es Darwin möglich war. „Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“ heißt nicht, daß sich derjenige in der Evolution durchsetzt, der sich lediglich einen gesicherten Platz, ein Da-Sein im wörtlichen Sinne, sichert, am besten unter physischer Ausschaltung seiner Konkurrenten. Es kommt eben nicht darauf an, den anderen totzuschlagen, obwohl dies – Bernhard Grzimek und Konrad Lorenz zum Trotz – nicht nur beim Menschen, sondern auch bei den „Brüdern mit den Krallen“ oft genug vorkommt. Es genügen um wenigstens höhere Vermehrungsraten, damit sich eine an die Umwelt besser angepaßte Variante im Laufe der Zeit durchsetzt: Die Evolution hat einen langen Atem.

¹⁶ Charles Darwin übernahm den Ausdruck ab der 5. Auflage seines Werkes „On the Origin of Species“ und gab von da an dem Kapitel IV (vorher nur: „Natural selection“) den Titel: „Natural selection; or the survival of the fittest“.

150 Jahre nach dem Erscheinen von Darwins „Origin of Species“ empfindet man Unbehagen bei dem Titel. Metaphern wie „Selektion“, „begünstigte Rassen“ oder „Kampf ums Dasein“ würde man angesichts der negativen Aura, die diese Wörter inzwischen erhalten haben, wohl am liebsten vermeiden. Doch das Buch hat nun einmal – und nicht zufällig – diesen Titel, der sich in der Folgezeit als eine schwere Hypothek erweisen sollte, denn auf ihn konnten sich alle jene berufen, welche die Selektionstheorie auch auf menschliche Gesellschaften und Nationalstaaten angewendet wissen wollten. Es ist jener unheilvolle Sozialdarwinismus, der schließlich im Rassenwahn der Nationalsozialisten endete. Alles nur Mißverständnisse? Ein inzwischen vollkommen ausgeheilter Geburtsfehler der Evolutionstheorie? Skepsis ist angesagt.

Darwin hatte sich bei seiner Formulierung der Selektionstheorie unter anderem auf den britischen Nationalökonom Thomas Robert Malthus gestützt, der sich mit dem Problem des Bevölkerungswachstums und den sich daraus ergebenden Konsequenzen befaßt hatte. Und er war zudem beeinflusst von den Werken Spencers, der nach einer Erklärung für den gesellschaftlichen Wandel gesucht hatte und hier eine Evolution sah. Genau wie Darwin vertrat er die Auffassung, daß sich die Dinge in der Welt ohne Zutun einer göttlichen Macht entwickelten und dabei aus Einfacherem etwas Komplexeres, Höheres entstehe. Er popularisierte den Begriff der Evolution für gesellschaftliche Entwicklungen, und er war es, der, wie bereits erwähnt, den Begriff des „Survival of the fittest“ prägte. Eine gesellschaftliche Entwicklung verläuft nach Spencer ähnlich der der biologischen Organismen: Es setzt sich langfristig das durch, was am besten zum Überleben einer Gesellschaft beiträgt.

Man sieht, die Selektionstheorie hat durchaus mehrere Väter – man kann auch sagen: Der Zeitgeist war ihr förderlich. Und so ist es kein Wunder, daß sich in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten des 20. Jahrhunderts der Sozialdarwinismus zu einer machtvollen Bewegung entwickelte. Erwähnenswert ist hier beispielsweise das berühmt-berüchtigte Kruppsche Preisausschreiben, mit dessen Abwicklung der den Wissenschaften, insbesondere der Meeresbiologie, zugetane „Kanonenkönig“ Friedrich Alfred Krupp den Jenaer Zoologen Ernst Haeckel betraute. Er schrieb ihm:

Seit längerer Zeit verfolge ich mit lebhaftem Interesse die Entwicklung der Deszendenzlehre und insbesondere beschäftigt mich die Frage, ob dieselbe nicht in gewissem Sinne auch übertragbar wäre auf die innenpolitische Entwicklung und damit zugleich auf die Gesetzgebung der Staaten.¹⁷

¹⁷ Brief vom 6. Sept. 1898. Original im Ernst-Haeckel-Archiv in Jena. Siehe auch: W.F. Kümmler

Die Preisaufgabe wurde mit der für damalige Verhältnisse sagenhaften Geldsumme von 30.000 Goldmark dotiert. Den ersten Preis erhielt der Arzt und Privatgelehrte Wilhelm Schallmeyer für seine Arbeit „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“, die er unter dem Kennwort „Gut ist, glücklich geboren zu sein“ eingereicht hatte.

Von hier war es nicht weit zur Eugenik, zur „Vernichtung unwerten Lebens“. Auch deren Wurzeln reichen tief in den Beginn der Deszendenztheorie, und selbst bei Darwin finden sich Absätze, die so gar nicht mit dem hehren Bild übereinstimmen, das von ihm für gewöhnlich vermittelt wird. So schrieb er 1871 in seinem Buch „The Descent of Man“:

Unter den Wilden werden die an Geist und Körper Schwachen bald eliminiert; die Überlebenden sind gewöhnlich von kräftigster Gesundheit. Wir zivilisierten Menschen dagegen tun alles mögliche, um diese Ausscheidung zu verhindern. Wir erbauen Heime für Idioten, Krüppel und Kranke. Wir erlassen Armengesetze, und unsere Ärzte bieten alle Geschicklichkeit auf, um das Leben der Kranken so lange als möglich zu erhalten. Wir können wohl annehmen, daß durch die Impfung Tausende geschützt werden, die sonst wegen ihrer schwachen Widerstandskraft den Blattern zum Opfer fallen würden. Infolgedessen können auch die schwachen Individuen der zivilisierten Völker ihre Art fortpflanzen. Niemand, der etwas von der Zucht von Haustieren kennt, wird daran zweifeln, daß dies äußerst nachteilig für die Rasse ist.¹⁸

Man braucht das wohl nicht weiter zu vertiefen, denn die Zeiten, wo derartiges zur Staatsdoktrin erhoben wurde, sind – hoffentlich – für immer vorbei. Doch es lohnt, für einen Moment bei der Frage zu bleiben, ob denn damit auch die Übertragung der Selektionstheorie auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Bereiche vollständig obsolet geworden ist. Sie ist es keineswegs, auch wenn wir heute den Begriff „Sozialdarwinismus“ tunlichst vermeiden. Aber ist es nicht so, daß unser ganzes Wirtschaftssystem, und nicht nur im industriellen Sektor, auf Wettbewerb ausgerichtet ist? Mehr Wettbewerb ist das Gebot der Stunde, gleich ob es um Eisenbahnen, Stromlieferanten, Telekommunikation, Krankenversicherungen – und Universitäten geht. Überall verspricht man sich eine Erhöhung der Fitneß durch Vermehrung des Angebots und als Folge davon mehr Wettbewerb unter den harten Gesetzen der Selektion. Auch hier: Darwin und kein Ende. Und auch hier: Unbehagen an seiner als Vorbild dienenden Selektionstheorie.

„Naturwissenschaft, Kapital und Weltanschauung – Das Kruppsche Preisausschreiben und der Sozialdarwinismus“. *Med. Hist. Journal* 30: 99–114, 205–243, 315–352 (1995).

¹⁸ Zitiert nach der deutschen Ausgabe: Charles Darwin: „Die Abstammung des Menschen“. 5. Aufl., Stuttgart 2002, S. 171–172.

Die Stellung des Menschen

Und nun zur dritten Frage, die sich in drei Teile aufgliedert:

- Ist auch der Mensch nach den allgemeinen Gesetzen der Natürlichen Selektion entstanden?
- Wenn ja, wirken diese Mechanismen noch immer fort?
- Entstammen auch unsere Moralbegriffe der Natur?

Zur ersten Teilfrage: Darwin ist hier übervorsichtig gewesen und hat in seinem Werk „On the Origin of Species“ lediglich am Schluß den berühmten Satz angefügt: „Licht wird auch auf die Herkunft des Menschen fallen.“ Erst zwölf Jahre später, 1871, veröffentlichte er sein Buch „The Descent of Man and Selection in Relation to Sex“. Fast kam er hiermit zu spät, denn inzwischen hatten bereits 1863 seine Mitstreiter, in England Thomas Henry Huxley, in Deutschland Ernst Haeckel, sich des Themas bemächtigt und, recht scharfe Töne anschlagend, Evidenzen dafür beigebracht, daß auch der Mensch das Produkt eines langen Evolutionsprozesses und aus einem Seitenzweig affenähnlicher Primaten hervorgegangen ist.¹⁹ Das braucht hier nicht weiter vertieft zu werden: Für kaum ein anderes Lebewesen ist die Fossilgeschichte so reichhaltig wie für den Menschen. Die Natur hat uns nach den für alle Lebewesen in gleicher Weise geltenden Evolutionsgesetzen hervorgebracht. Die Beantwortung der Frage „Darwin und kein Ende – Warum?“ bleibt in diesem Punkt den Spezialisten vorbehalten.

Zur zweiten Teilfrage: Wirken diese Mechanismen noch immer in derselben Weise fort? In solch dezidiert Form gefragt, ist die Antwort ein klares „Nein“: Unsere Naturgeschichte ist im wahrsten Sinne des Wortes *Naturgeschichte*, denn diese *Naturgeschichte*, die sich nach den von Charles Darwin erkannten Mechanismen vollzogen hat, begann vor etwa 30.000 Jahren zu Ende zu gehen.

Aus der Fähigkeit, einfache Steinwerkzeuge herzustellen, ist in einem ungeheuren Ausmaß eine Hochleistungstechnik geworden, die den Menschen mehr und mehr unabhängig von der Natur gemacht hat. Viele der Gebrechen, die in früheren Zeiten das Überleben und damit das Erreichen der Fortpflanzungsreife nachhaltig beeinträchtigt hätten, kurz: deren Träger der natürlichen Selektion zum Opfer gefallen wären, spielen seit langem keine Rolle mehr, denken wir nur an etwas ganz Einfaches wie Fehlsichtigkeit.

¹⁹ Thomas Henry Huxley: „Evidence as to Man's Place in Nature“. London 1863. Ernst Haeckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte“. Berlin 1868.

In seinem letzten Brief²⁰, geschrieben wenige Tage vor seinem Tode an Wilhelm von Humboldt, hat Goethe davon schon eine Vorahnung gehabt: „Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten“ – mit anderen Worten: ihre physische Natur zieht ihnen Grenzen – „ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen zu belehren.“ Und das heißt, sie nicht nur durch Lernen und durch Übung in natürlicher Weise zu stärken – daran dachte Goethe vielleicht in erster Linie –, sondern sie auch durch technische Hilfsmittel kontinuierlich zu verbessern, ja sie vollständig zu ersetzen.

Und um Brillen, Hörgeräte, Herzklappen und künstliche Kniegelenke allein geht es ja längst nicht mehr. Schon stehen, man denke an Ray Kurzweils „The Age of Spiritual Machines“²¹, Visionen vor unserem Auge, die ein völliges Verschmelzen von Mensch und Maschine voraussagen. Bereits in weniger als 30 Jahren, so Kurzweils Prognose, wird „eine Vielzahl von neuronalen Implantaten angeboten, die die Fähigkeiten der visuellen und akustischen Wahrnehmung, des Gedächtnisses und des logischen Denkens erheblich steigern können. [...] Das ausgehende 21. Jahrhundert wird geprägt von dem Trend, das menschliche Denken mit der ursprünglich vom Menschen erschaffenen Maschinenintelligenz zu verschmelzen. [...] Der Begriff Lebenserwartung hat für intelligente Wesen keine Bedeutung mehr“.

Lassen wir es dahingestellt, ob es soweit kommen wird. Das Entscheidende ist, daß alle technischen und kulturellen – sagen wir einmal ruhig: – Errungenschaften von einer Generation zur anderen weitergegeben werden, die dann darauf aufbauen kann. In diesem Sinne unterliegt also die Evolution des modernen *Homo sapiens* nicht mehr darwinistischen, sondern lamarckistischen Mechanismen. Wir haben es mit einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ par excellence zu tun, auch wenn diese – leider (?) – nicht im Erbgut fixiert werden.

Zum Schluß nun zu der dritten Teilfrage, zu jener seit 150 Jahren andauernden und wohl nie zu einem Ende kommenden Diskussion, ob sich denn auch unsere Moralvorstellungen auf unsere Naturgeschichte zurückführen lassen. Für Darwin war das klar. In seinem Buch „The Descent of Man“ schrieb er 1871:

Es scheint mir in hohem Grade wahrscheinlich zu sein, daß jedwedes Tier mit wohlausgebildeten sozialen Instinkten (Eltern- und Kindesliebe eingeschlossen) unausbleiblich

²⁰ Albrecht Schöne: „Johann Wolfgang Goethe: Der letzte Brief.“ In: Wilfried Barner (Hrsg.): „Querlektüren – Weltliteratur zwischen den Disziplinen“. Göttingen 1997, S. 106–123.

²¹ Deutsche Ausgabe: Ray Kurzweil: „Homo sapiens. Leben im 21. Jahrhundert – Was bleibt vom Menschen?“ München 2001.

ein moralisches Gefühl oder Gewissen erlangen würde, sobald sich seine intellektuellen Kräfte so weit oder nahezu so weit wie beim Menschen entwickelt hätten.²²

Mit anderen Worten: Unsere Begriffe des Guten und des Bösen sind der Natur entlehnt. Die menschliche Moral ist, genau wie unser Körper, das Resultat der biologischen Evolution, eine Weiterentwicklung stammesgeschichtlich alter sozialer Instinkte.

Von hier führt ein gerader Weg zur Sichtweise der klassischen Ethologie, vertreten namentlich durch Konrad Lorenz, der 1954 in einem Aufsatz über moral-analoges Verhalten äußerte, daß vieles, was wir unserer sogenannten „rationalen Moral“ zuschreiben, in Wahrheit tief in unserem biologisch erworbenen Instinktrepertoire verankert sei. Der Arterhaltung, so die Argumentation von Konrad Lorenz und der Ethologen seiner Zeit, dient somit moral-analoges altruistisches Verhalten, etwa Hilfe für Schwächere oder Übernahme von Gemeinschaftsaufgaben auf eigene Kosten. Auf diese Weise wird echtes selbstloses, „sittliches“ Verhalten in der Tat von Natur aus geradezu automatisch befestigt. Erst wenn diese „gesunden“ Mechanismen durch das kulturbedingte Ausscheren des modernen „Zivilisationsmenschen“ außer Kraft gesetzt werden, so Konrad Lorenz, bricht die „natürliche Moral“ zusammen. Dem gilt es, durch die „rationale Moral“ entgegenzuwirken.²³ Mit anderen Worten: Zurück zur Natur, denn dort finden wir unter den Tieren die besseren Menschen! Beispiele, wie etwa die durch Demutsgesten hervorgerufene Tötungshemmung oder die sich unter Verzicht auf eigene Fortpflanzung emsig um den Nachwuchs der Königin kümmernden Bienenarbeiterinnen scheinen dies in schöner Weise zu illustrieren.

Freilich: Es gibt auch andere Beispiele. So ist die Tötung von Artgenossen gar nicht so selten. Beispielsweise bringt ein Löwe, der ein Rudel übernimmt, als erstes die Kinder seines Vorgängers um. Und bei den Bienen kann man sehr leicht zeigen, daß der scheinbare Altruismus der Bienenarbeiterinnen durchaus „egoistischen“ Motiven entspringt: Da die Drohnen, also die männlichen Bienen, welche die Königin befruchtet haben, nur einen Chromosomensatz besitzen, die von ihnen begattete Königin dagegen deren zwei, sind ihre Töchter untereinander zu 75% verwandt, nicht wie etwa bei uns zu 50%. Würden sie sich mit einem Männchen paaren, dann würden sie mit ihren Kindern nur zu 50% verwandt sein.

²² Zitiert nach der deutschen Ausgabe: Charles Darwin: „Die Abstammung des Menschen“. 5. Aufl., Stuttgart 2002, S. 122.

²³ Konrad Lorenz: „Moral-analoges Verhalten geselliger Tiere.“ *Forschung und Wirtschaft* 4: 1–23 (1954).

Im Sinne einer möglichst erfolgreichen Weitergabe ihrer Gene ist es also durchaus effektiver, Schwestern statt eigener Kinder aufzuziehen. Beispiele dieser Art hat die Soziobiologie zuhauf erbracht: Es kann durchaus sinnvoll sein, sich an der Aufzucht von Verwandten zu beteiligen, statt in den eigenen Nachwuchs zu investieren.²⁴

Mit Moral hat das alles nichts zu tun, und ob man nun hier das Schlagwort vom „egoistischen Gen“ benutzt, ist eine Frage der Sprachhygiene. Es ist klar, daß alle durch natürliche Selektion entstehenden Formen von „Altruismus“ letztlich genetisch eigennützig sind, so daß man wohl eher von einem phänotypischen Altruismus sprechen sollte. Im natürlichen Evolutionsprozeß ist keinerlei Moral und auch nichts „Moral-analogs“ im Spiel. Oder wie es Darwins Streitgenosse Thomas Henry Huxley bereits 1888 ausgedrückt hat: „Der Naturverlauf wird weder sittlich noch unsittlich erscheinen, sondern nicht-sittlich“ und steht somit außerhalb jeder moralischen Dimension.²⁵ – Und die Moral von der Geschichte? Bereits 1874 schrieb der englische Philosoph Henry Sidgwick:

Wir sind uns einig, daß jeder einzelne verpflichtet ist, sich gegenüber seinen Eltern, seinem Ehegatten und seinen Kindern freundschaftlich und hilfsbereit zu verhalten, auch gegenüber Verwandten, aber in jeweils geringerem Grade, und gegenüber denen, die ihm hilfreich gewesen sind, und gegenüber anderen, die er in seinen engsten Umkreis aufgenommen hat, und gegenüber Nachbarn und Landsleuten mehr als gegenüber anderen Menschen, gegenüber den Angehörigen unserer Rasse mehr als gegenüber Schwarzen und Gelben [...].²⁶

Das entspricht ganz dem, was die Soziobiologen 100 Jahre später als gruppenspezifische Fitneßoptimierung mathematisch exakt beschrieben haben. Es ist das, was man als „natürlich“ bezeichnen muß, aber solche Diskriminierung entspricht nicht unserem Sittlichkeitsgebot, und daher kann es keine evolutionsbiologische Legitimation unserer Ethik geben. Der Anthropologe Christian Vogel drückte es so aus:

In jedem Falle – so sehen wir – verkennen und mißbrauchen wir die Natur, wenn wir sie zum Maßstab oder Vorbild moralischer Werte und Urteile machen wollen. Den im Verlauf unserer Geistesgeschichte oftmals wiederholten Versuch, aus den „Ist“-Zuständen der Natur auf „Soll“-Werte menschlichen Verhaltens zu schließen bzw.

²⁴ William D. Hamilton: „The genetical evolution of social behaviour.“ *Journal of Theoretical Biology* 7: 1–52 (1964).

²⁵ Thomas Henry Huxley: „The struggle for existence in human society“. *The Nineteenth Century* 23: 161–180 (1888). Zitiert nach: Christian Vogel: „Gibt es eine natürliche Moral? Oder: Wie widernatürlich ist unsere Ethik?“ In: Heinrich Meier (Hrsg.): „Die Herausforderung der Evolutionsbiologie“. München 1988.

²⁶ Henry Sidgwick: „Methods of ethics“ (1874). Zitiert nach: Günter Patzig: „Verhaltensforschung und Ethik.“ *Neue Deutsche Hefte* 31: 675–686 (1984).

unsere Moral an der Natur zu messen, hatte bekanntlich David Hume schon 1741 als „a naturalistic fallacy“, als „naturalistischen Trugschluß“ verurteilt. Jede Form eines „Normativen Biologismus“ begeht diesen Fehler, eine „biologische Wertlehre“ ist ohne jede ethische Relevanz! Ethik bedarf weder einer evolutionsbiologischen Legitimation, noch ist eine solche überhaupt möglich.²⁷

Johann Gottfried Herder hat dies bereits 1784 in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ erkannt: Als von der Natur aus „zur Vernunftfähigkeit organisiert“, ist der Mensch der „erste Freigelassene der Schöpfung“. Er hat sich mehr und mehr freigemacht von der unmittelbaren Naturgebundenheit seines Daseins und den Mechanismen der natürlichen Selektion, die ihn hervorgebracht haben. Das gilt gleichermaßen in physischer wie in psychischer, in körperlicher wie in sittlich-moralischer Hinsicht. Noch einmal Christian Vogel:

Wissenschaftsgläubigkeit in einer in Bezug auf allgemein verbindliche Werte eher desorientierten geistigen Welt aber verführt und verführte immer wieder zu der Wunschvorstellung, man könne die „richtigen“ Prinzipien und sittlichen Normen menschlichen Zusammenlebens durch naturwissenschaftliche Analysen direkt ermitteln. Damit gerieten und geraten Biologen immer wieder in die Gefährdung, den „naturalistischen Fehlschluß“ zu begehen und somit gesellschaftspolitischen Ideologien und Utopien „pseudowissenschaftlich“ Vorschub zu leisten.

[...] Wir werden nicht umhin können, naturfernere ethische Ansprüche an uns zu stellen und diesen Anforderungen auch zu genügen, wenn wir uns und unsere Erde nicht dem uralten darwinschen Fitneß-Rennen opfern wollen.²⁸

Darwin und (k)ein Ende?

Zum Schluß noch einmal die Titelfrage: „Darwin und kein Ende – Warum?“ Man muß sie wohl in zweierlei Hinsicht beantworten. Zum einen ist die Erforschung der genauen Mechanismen der Artbildung noch keineswegs abgeschlossen. Darwin hat hier nur den allgemeinen Rahmen skizziert, den es auszufüllen gilt. Über diesen rein naturwissenschaftlichen Aspekt wäre noch viel zu sagen, aber das sollte nicht der Fokus dieses Beitrags sein. Worauf es bei dem Thema „Darwin und kein Ende – Warum?“ ankam, war etwas anderes: Warum wird eine naturwissenschaftliche Theorie, die besser abgesichert ist als alles, was wir über die Geburt von Sternen oder das Wesen der Schwerkraft wissen, nach 150 Jahren noch immer ange-

²⁷ Christian Vogel: „Gibt es eine natürliche Moral? Oder: Wie widernatürlich ist unsere Ethik?“ In: Heinrich Meier (Hrsg.): „Die Herausforderung der Evolutionsbiologie“. München 1988, S. 215.

²⁸ Christian Vogel: „Gibt es eine natürliche Moral?“ (wie Fußnote 27), S. 215–216.

zweifelt und bringt selbst areligiöse Menschen dazu, ein Höheres Wesen anzunehmen, das diese Wunderwelt der Lebewesen geschaffen hat, wobei es fast rührend ist, zu hören, daß man zwar nicht von Gott, aber von einem intelligenten Designer spricht.

Derartige kommt nicht von ungefähr. Auf die wirklich entscheidenden Fragen nach unserem Wesen, nach unserer Bestimmung, nach unserer moralischen Verpflichtung, kurz: nach dem Sinn des Lebens, vermag Darwins Selektionstheorie keine Antwort zu geben. Es ist eine naturwissenschaftliche Theorie, die – erfolgreich – mit naturwissenschaftlichen Methoden geprüft werden kann. Freilich liefern diese naturwissenschaftlichen Studien – das ist immanent – eben auch nur naturwissenschaftliche Ergebnisse. Auf Fragen nach unserer Ethik, nach unserer Moral, nach dem Sinn unseres Daseins werden wir keine befriedigende Antwort bekommen. Und das ist es, was viele Menschen an der Evolutionstheorie zweifeln und, da man gerne das Kind mit dem Bade ausschüttet, sie in Gänze ablehnen läßt.

Daran tragen manche Wissenschaftler ein gerüttelt Maß an Teilschuld, wenn sie am Schluß vieler in diesem Darwinjahr gehaltener Vorträge über die Stellung des Menschen in der Natur mit aparter Bescheidenheit verkünden, der Mensch, lebend auf diesem Stäubchen im Weltall, sei längst nicht die Kreuzesblume der Schöpfungskathedrale, sei tief verwurzelt in der Naturgeschichte und sei letztlich auch nicht mehr als ein Lebewesen unter vielen. Schön und gut, sicherlich auch richtig, denn diese biologische Nabelschau hat zweifellos ihren Wert, aber der ist begrenzt. Der Blick in unsere darwinsche Vergangenheit wird uns einiges, vielleicht sogar vieles, unseres Menschseins erklären – Rat und Hilfe für unsere Zukunft, vor allem für das, was wir heute zu tun haben, werden wir dort jedoch vergeblich suchen. Der Soziologe Karl-Otto Hondrich hat es einmal in einem treffenden Bild ausgedrückt, als es um die Frage ging, wie es denn angesichts der Gesetze der Sozialität mit der Freiheit des Menschen bestellt sei, politisch überhaupt noch so etwas wie das soziale Leben zu gestalten:

Seine Chancen sind nicht anders als die eines Steuermanns auf hoher See: Er kann die Wellen, den Wind, die Tiefe des Ozeans und die Höhe des Himmels nicht ändern. Aber er kann etwas über sie wissen. Und er kann sein Schiff klug und kraftvoll lenken. Er muß es.²⁹

Angewandt auf unsere Stellung im Evolutionsgeschehen heißt das, daß wir so viel wie möglich über unsere körperliche, geistige und sittliche Herkunft lernen sollten, daß dies aber nicht alles ist. Mit einer rückwärts gewandten

²⁹ Karl Otto Hondrich: „*Homo sociologicus* – Heute“. In: Norbert Elsner und Hans-Ludwig Schreiber (Hrsg.): „Was ist der Mensch?“ Göttingen 2002, S. 185–197.

Sicht und einer listig-bequemen Herleitung unserer Moralvorstellungen aus der Natur würden wir uns nämlich allzu billig aus der Verantwortung stehlen und uns um unsere Zukunft bringen. Vielleicht sollten wir den Menschen doch eher – das mag eine unzeitgemäße Provokation sein – als die Krone der Schöpfung verstehen. Das verpflichtet, nicht zuletzt um unserer selbst willen. In dieser Hinsicht also sowohl ein zur weiteren Forschung aufforderndes „Darwin und kein Ende!“ als auch ein für unser Handeln entscheidendes „Darwin und ein Ende!“

Vortragsabend
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
im Niedersächsischen Landtag in Hannover

EU-Agrarpolitik und Niedersachsen: Muss Brüssel alles entscheiden?

STEFAN TANGERMANN

1. Dezember 2009
Hannover

Die Landwirtschaft durchlebt turbulente Zeiten. Vor zwei Jahren sind an den internationalen Agrarmärkten die Preise geradezu explodiert und haben teilweise auch die Märkte in Europa und Niedersachsen mitgerissen. Bald danach brachen die Preise dann aber wieder zusammen. Die Landwirtschaft, der eben noch eine goldene Zukunft prophezeit worden war, wurde jetzt vielfach als eine Branche im Niedergang gesehen.

Dieses Auf und Ab an den Märkten wird von Ungewißheit über die Zukunft der Agrarpolitik begleitet. Der gegenwärtige Haushaltsrahmen für die EU gilt bis zum Jahr 2013. Danach soll er nicht einfach fortgeschrieben werden. Vielmehr haben die Staats- und Regierungschefs der EU-Mitgliedsstaaten im Dezember 2005 die EU-Kommission aufgefordert, „[...] eine vollständige, weit reichende Überprüfung sämtlicher Aspekte der EU-Ausgaben, einschließlich der Gemeinsamen Agrarpolitik, und der Eigenmittel, einschließlich der Ausgleichszahlung an das Vereinigte Königreich, vorzunehmen“¹. In dem Prozeß, der damit angestoßen wurde, geht es nicht um finanztechnische Fingerübungen. Vielmehr steht die Gesamtpolitik der Europäischen Union auf dem Prüfstand.

Die Kommission ist jetzt damit befaßt, eine erste Mitteilung an das Europäische Parlament und den Rat zu entwerfen, in der sie die Grundlinien ihrer Vorschläge darlegen will. Diese Mitteilung wird erst dann heraus-

¹ Erklärung Nr. 3 zur Interinstitutionellen Vereinbarung zwischen dem Europäischen Parlament, dem Rat und der Europäischen Kommission über die Haushaltsdisziplin und die wirtschaftliche Haushaltsführung - ABl. C 139 vom 14. 6. 2006.

gehen, wenn die Kommission sich in ihrer neuen Zusammensetzung nach Inkrafttreten des Vertrages von Lissabon etabliert haben wird. Allerdings ist bereits eine (in der Europäischen Kommission offensichtlich noch nicht abgestimmte) Entwurfsfassung bekannt geworden, die eigentlich vertraulich sein sollte, die aber, wie das – beabsichtigt oder nicht – bei größeren Reformvorhaben häufig geschieht, bereits den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat. In diesem Entwurf wird eine weitere Reform der Gemeinsamen Agrarpolitik eingefordert, die zwei Ziele verfolgen sollte, nämlich (in meiner Übersetzung aus dem Englischen):

Erstens, sie sollte die Modernisierung der Gemeinsamen Agrarpolitik entschieden vorantreiben, um sie in die Lage zu versetzen, auf neue Herausforderungen zu reagieren und die Ausgaben dort zu konzentrieren, wo sie den höchsten Mehrwert erbringen. Zweitens, sie muß zu einem weiteren signifikanten Rückgang des Anteils der Landwirtschaft am EU-Haushalt führen, so daß Mittel für neue Prioritäten der EU freigesetzt werden².

Was Einzelheiten angeht, bleibt der Entwurf noch vage. An konkreteren Vorschlägen für die zukünftige Agrarpolitik wird die Kommission noch eine Zeit lang arbeiten. Bemerkenswert ist aber, daß der jetzt in die Öffentlichkeit gesickerte Entwurf bereits ein Vorschlagselement enthält, das geradezu revolutionär ist. Die Kommission spricht nämlich davon, daß

ein größeres Maß an Verantwortung für gegenwärtige Ausgaben der Gemeinsamen Agrarpolitik an die Mitgliedsstaaten übertragen werden könnte, oder Direktzahlungen könnten durch nationale Beiträge kofinanziert werden³.

Vorschläge, die in eine solche Richtung zielen, wurden bisher regelmäßig als schwere europapolitische Häresie abgekanzelt, wie sie nur wildgewordenen Bewohnern akademischer Elfenbeintürme – oder vielleicht des „Blauen Turms“, also des Sitzes der Göttinger Agrarökonomien – in den Sinn kommen kann. Schließlich gehörte es bisher zum europapolitischen Glaubensbekenntnis, daß die Gemeinsame Agrarpolitik immer eine Kernaufgabe der Europäischen Union bleiben müsse, daß deshalb also jeder Versuch einer – sogleich als „Renationalisierung“ geschmähten – Rückübertragung von Verantwortlichkeit auf die Mitgliedsstaaten oder sogar ihre Teilkörperschaften als ein Angriff auf die Integrität der Europäischen Union strikt zurückzuweisen sei.

² Commission of the European Communities, A Reform Agenda for a Global Europe [Reforming the Budget, Changing Europe] – The 2008/2009 EU Budget Review. Communication from the Commission to the European Parliament and the Council, Draft 6-10-2009. Brussels xx.yy 2009. COM(2009)xyz.

³ Ebenda.

Und damit bin ich beim Thema meines Vortrags: Muß in der Agrarpolitik Europas eigentlich dauerhaft Brüssel den Ton angeben? Oder wäre es angesichts der im Wandel begriffenen Herausforderungen an Landwirtschaft und Agrarpolitik nicht sinnvoll, die Aufgabenteilung zwischen der Union und den Mitgliedsstaaten neu zu überdenken? Könnten den Bundesländern dann neue Spielräume für die Gestaltung ihrer Agrarpolitik eingeräumt werden? Was könnte das für Niedersachsen bedeuten?

Das Thema für meinen heutigen Vortrag enthält die Frage „Muss Brüssel alles entscheiden?“ Ich gebe gerne zu, daß dies etwas reißerisch formuliert ist, denn schon bisher ist es durchaus nicht so, daß Brüssel in der Agrarpolitik alles entscheidet. Bestimmte Bereiche der Agrarpolitik werden tatsächlich in den Mitgliedsstaaten gestaltet und in Deutschland auch in den Bundesländern. Im Laufe der Entwicklung hat sich die Natur dieser Arbeitsteilung allerdings gewandelt. Um das zu erläutern, muß ich zunächst einen kurzen Ausflug in die Geschichte der Gemeinsamen Agrarpolitik unternehmen, bevor ich dann auf die aktuelle Situation und die Gestaltungsmöglichkeiten für die Zukunft zu sprechen komme.

1. Die Gemeinsame Agrarpolitik im Wandel der Zeiten

Als die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft 1958 mit dem Vertrag von Rom gegründet wurde, war von vorneherein klar, daß sie auch einen Gemeinsamen Markt für die Landwirtschaft einschließen sollte⁴. Das ist immer als eine der politischen Grundfesten der europäischen Integration verstanden worden, nicht zuletzt auch deshalb, weil darin ein Ausgleich der wirtschaftlichen Interessen zwischen Frankreich und Deutschland gesehen wurde: Als Gegenleistung für den freien Zugang deutscher Industrieprodukte zum Gemeinsamen Markt galt die Öffnung der Märkte des entstehenden Europas für französische Agrarexporte. Dieser deutsch-französische Interessenausgleich wird noch heute oft beschworen, wenn über die Zukunft der Gemeinsamen Agrarpolitik debattiert wird.

Ogleich der Vertrag von Rom noch offen ließ, ob auch eine gemeinschaftliche Agrarpolitik eingeführt werden sollte, stellte sich bald heraus, daß freier innerschaftlicher Agrarhandel und eine Gemeinsame Agrarpolitik wie die zwei Seiten einer Medaille zusammengehörten. Die Mitgliedsstaaten verständigten sich darauf, die Agrarpreise innerhalb der

⁴ Für eine Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Gemeinsamen Agrarpolitik in ihrer frühen Zeit siehe z.B. Tracy, M. (1982), *Agriculture in Western Europe. Challenge and Response. 1880–1980. Second Edition.* London, Toronto, Sydney, New York: Granada.

EWG auf einem Niveau zu stützen, das deutlich oberhalb der Weltmärkte und unabhängig von seinen Schwankungen sein sollte. Um das zu erreichen, war eine einheitliche Marktpolitik erforderlich – und damit war der Kern der Gemeinsamen Agrarpolitik entschieden. Unausweichliche Folge davon war auch, daß diese Politik auf europäischer Ebene zu finanzieren sei. Im Laufe der Zeit entstand dann aus diesen Elementen eine zunehmend umfangreiche und eingriffsintensive Europäische Agrarpolitik. Die hohen Agrarpreise führten dazu, daß zunehmend Überschüsse produziert wurden, die sich nur mit Subventionen exportieren oder in den staatlichen Interventionslagern unterbringen ließen – das waren die berühmt-berüchtigten Butterberge und Weinseen.

Es gab verschiedene Versuche, der gemeinsamen Marktpolitik auch eine EU-Strukturpolitik für die Landwirtschaft an die Seite zu stellen – lange Zeit mit nur bescheidenem Erfolg. Bis zum Ende der achtziger Jahre machten die Ausgaben für die Agrarstrukturpolitik der Union weniger als 5% ihrer Gesamtausgaben für die Agrarpolitik aus⁵. Für das heutige Thema ist das insoweit relevant, als nur in der Agrarstrukturpolitik Raum für die Mitgestaltung durch die Mitgliedsstaaten und ihre Gebietskörperschaften besteht, denn die Marktpolitik muss für einen gemeinsamen Markt selbstverständlich eine einheitliche Politik auf der Ebene der Union sein. Mit anderen Worten: über lange Zeit hinweg war die EU-Agrarpolitik bis auf einen geringen Anteil von weniger als 5% tatsächlich das exklusive Geschäft von Brüssel.

Manche Kommentatoren haben diesen Satz gerne auch umgekehrt und gesagt, daß die Politik der EU fast exklusiv Agrarpolitik sei. Das hat selbstverständlich so nie gestimmt. Allerdings hat die Gemeinsame Agrarpolitik tatsächlich immer eine herausragende Rolle gespielt, zumindest was den Haushalt angeht. Zu Beginn der EWG war die Gemeinsame Agrarpolitik der einzige mit Ausgaben verbundene Politikbereich, und sie machte deshalb fast 100% der gesamten Haushaltsausgaben aus. Mit der Einführung anderer ausgabenwirksamer Politiken sank der Anteil der Agrarausgaben bis zu den achtziger Jahren auf einen Wert von etwa zwei Dritteln ab. In den finanziellen Krisenjahren 1985 und 1988 aber, als die Agrarausgaben aufgrund von Marktentwicklungen heftig anstiegen und den gesamten Haushalt der Gemeinschaft zu sprengen drohten, stiegen sie wieder auf mehr als

⁵ Die hier und im folgenden angegebenen Daten zur Struktur des Haushaltes der EU und seiner Ausgaben für die Gemeinsame Agrarpolitik sind entnommen aus: Kommission der Europäischen Gemeinschaften, Die Lage der Landwirtschaft in der Gemeinschaft, Bericht xxxx (verschiedene Jahrgänge). Brüssel, Luxemburg.

70% des gesamten Haushaltes an. Heute liegt der Anteil der Agrarpolitik am EU-Haushalt etwas unter 50%.

Nicht zuletzt die prekären Folgen für das Haushaltsgleichgewicht der Gemeinschaft, aber auch die immer lauter werdenden Proteste der Handelspartner, die das subventionierte Abladen der EU-Agrarüberschüsse auf den internationalen Märkten nicht mehr hinnehmen wollten, haben dann zu Revisionen der Gemeinsamen Agrarpolitik gezwungen. Nachdem in den achtziger Jahren verschiedene Versuche unternommen worden waren, die Symptome zu kurieren, hat im Jahr 1992 der damalige Agrarkommissar Ray MacSharry die ersten ernsthaften Reformen durchgesetzt⁶. Das Niveau der Agrarpreisstützung wurde abgesenkt. Zum Ausgleich für die landwirtschaftlichen Einkommen wurden Direktzahlungen eingeführt. Der nächste Agrarkommissar, Franz Fischler, hat diese Reformen beherzt fortgesetzt und ab 2003 die Direktzahlungen von der Produktion losgelöst, also entkoppelt. Die Landwirte erhalten seit dieser Zeit die Zahlungen pauschal, d.h. unabhängig davon, wieviel sie produzieren. Sie müssen allerdings eine Reihe von Umweltauflagen erfüllen – im Fachjargon als *cross-compliance* bezeichnet⁷. Die jetzt aus dem Amt scheidende Agrarkommissarin Mariann Fischer Boel hat die Reform der Agrarpolitik weiter ausgebaut⁸.

In der EU-Agrarpolitik wird jetzt zwischen zwei Säulen unterschieden. Die erste Säule umfaßt die Marktpolitik und die Direktzahlungen. In der zweiten Säule findet sich die Politik für die ländliche Entwicklung, früher als Strukturpolitik bezeichnet. Seit 2003 sind zunehmend finanzielle Mittel von der ersten in die zweite Säule verlagert worden – die Agrarpolitiker bezeichnen diesen Vorgang als *Modulation*. Die Bedeutung der ländlichen Entwicklung hat also in jüngerer Zeit zugenommen. Für das Thema meines Vortrags ist das insofern bedeutsam, als die Politik der ländlichen Entwicklung in erheblichem Maße von den Mitgliedsstaaten und in Deutschland von den Bundesländern mitgestaltet und mitfinanziert wird.

Der Anteil der landwirtschaftlichen Strukturpolitik an den EU-Ausgaben für die Agrarpolitik ist im Zuge dieser Entwicklung von früher unter 5% auf inzwischen etwa 20% angewachsen. Wenngleich diese beiden Anteile auf-

⁶ Zu den Bemühungen um eine Reform der EU-Agrarpolitik siehe z.B. Moyer H.W. and Josling T.E. (2003), *Agricultural Policy Reform: Politics and Process in the EC and the USA in the 1990s*. Burlington, VT, and Aldershot: Ashgate Publishing.

⁷ Die vielfältigen Aspekte der von Kommissar Fischler durchgesetzten Reform werden analysiert in Swinnen, J.F.H. (ed.) (2008), *The Perfect Storm. The Political Economy of the Fischler Reforms of the Common Agricultural Policy*. Brussels: Center for European Policy Studies.

⁸ Zu neueren Entwicklungen in der EU-Agrarpolitik siehe z.B. Oskam, A., G. Meester and H. Silvis (eds.) (2010), *EU Policy for Agriculture, Food and Rural Areas*. Wageningen: Wageningen Academic Publishers.

grund veränderter Definitionen nicht voll miteinander vergleichbar sind, läßt sich an ihnen doch ablesen, daß im Lauf der geschichtlichen Entwicklung der Gemeinsamen Agrarpolitik bereits eine deutliche Verlagerung der Kompetenzen von Brüssel hin zu den Mitgliedsländern und in Deutschland zu den Bundesländern stattgefunden hat.

Was das agrarpolitische Zusammenwirken zwischen Brüssel und Niedersachsen angeht, so sieht in finanzieller Sicht die Situation wie folgt aus. Der Entwurf des Haushaltsplans für das Niedersächsische Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Verbraucherschutz und Landesentwicklung sieht für das Jahr 2010 Gesamtausgaben in Höhe von 476 Mill. EUR vor⁹. Davon entfallen 241 Mill. EUR auf Fördermittel, also auf die Agrarpolitik im engeren Sinne (die übrigen Ausgaben sind für Verwaltung und Dienststellen vorgesehen). Von diesen Fördermitteln werden 116 Mill. EUR aus Brüssel zufließen. Mit anderen Worten: knapp die Hälfte der in Niedersachsen für die Agrarpolitik im engeren Sinne vorgesehenen Ausgaben wird aus Brüssel finanziert. Es kommt hinzu, daß die Landwirte Niedersachsens jährlich gut 900 Mill. EUR an Direktzahlungen erhalten, die insgesamt aus Brüssel finanziert, aber durch das Niedersächsische Landwirtschaftsministerium administriert werden. Rechnen wir diese Mittel hinzu, so stammen etwa 90% der agrarpolitischen Zahlungen, die in Niedersachsen geleistet werden, aus der Brüsseler Kasse.

Ob diese Aufteilung von Verantwortung auf Union einerseits und Niedersachsen andererseits sich in Zukunft ändern könnte und vielleicht sollte, das will ich im folgenden diskutieren. Dabei muß ich mit einigen Anmerkungen zur grundsätzlichen Ausrichtung der EU-Agrarpolitik für die Zeit nach 2013 beginnen.

2. Wie wird die EU-Agrarpolitik nach 2013 aussehen?

Das in finanzieller Hinsicht dominierende Element der EU-Agrarpolitik ist zur Zeit das System der Direktzahlungen. Im Jahr 2009 werden knapp 38 Mrd. EUR Direktzahlungen an die Landwirte der EU ausgeschüttet¹⁰.

⁹ Diese und die folgenden Angaben zum Agrarhaushalt Niedersachsens sind entnommen dem freundlicherweise vom Niedersächsischen Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Verbraucherschutz und Landesentwicklung zur Verfügung gestellten Dokument Ressort ML, HPE 2010, Aufteilung der Ausgaben im Einzelplan 09, Stand 7. 7. 2009.

¹⁰ Bei dieser Angabe handelt es sich um die Position „Direktbeihilfen: Mittel 2009 – Zahlungen“, entnommen aus EUR-Lex, Gesamthaushaltsplan 2009, Titel 05 – Landwirtschaft und Entwicklung des ländlichen Raums. <http://eur-lex.europa.eu/budget/data/D2009.VOL4/DE/nmctitleN123A5/index.html>, abgerufen am 19. 10. 2009.

Das sind fast drei Viertel der gesamten Aufwendungen für die Gemeinsame Agrarpolitik und immerhin ein Drittel des gesamten Haushalts der EU. Die Zukunft dieses Instruments ist also von zentralem Interesse. Die Zahlungen sind, wie ich ausgeführt habe, ursprünglich als Ausgleich für den Abbau der Preisstützung eingeführt worden. Das war eine durchaus sinnvolle Politik: Nachdem die EU-Agrarpolitik der Landwirtschaft über lange Zeit hohe Preise garantiert hatte, konnte sie, als die Überschußprobleme an den Agrarmärkten eine Reform verlangten, nicht über Nacht den Kurs wechseln, ohne den Betroffenen beim Übergang auf eine neue Politik zu helfen. Immerhin hatten viele Landwirte im Vertrauen auf die Fortsetzung der alten Politik investiert und Kredite aufgenommen, sich vielleicht sogar nur in diesem Vertrauen entschlossen, den Beruf des Landwirts zu ergreifen. Das Gebot der Politikverläßlichkeit und des Vertrauensschutzes ist also die Kernbegründung für die Direktzahlungen. Daß die Direktzahlungen dann später von der Produktion entkoppelt wurden, war ebenfalls richtig, denn erst dadurch wurde eine weitergehende Marktorientierung erreicht¹¹. Göttinger Agrarökonominnen und die OECD hatten sich übrigens schon seit längerer Zeit für agrarpolitische Reformen mit dieser Stoßrichtung eingesetzt¹².

Vertrauensschutz trägt als Begründung nur eine begrenzte Zeit. Je länger die Politikreform zurückliegt, um so weiter können sich die Betroffenen an die neue Situation anpassen. Irgendwann ist schließlich der Zeitpunkt erreicht, an dem der Ausgleich für eine lange Zeit zurückliegende Politikreform nicht mehr erforderlich sein sollte. Es gibt in der Geschichte wirtschaftspolitischer Reformen zahlreiche Beispiele dafür, daß Kompensation nur zeitlich befristet geleistet wurde. Es wäre deshalb eigentlich richtig gewesen, schon bei Einführung der Direktzahlungen auch einen Zeitplan für ihr allmähliches Auslaufen zu beschließen. Den Mut dazu hat die Politik seinerzeit nicht aufgebracht. Vielmehr ist nie entschieden worden, wie es eigentlich in Zukunft mit den Direktzahlungen weitergehen sollte. In der Landwirtschaft herrscht deshalb jetzt Unsicherheit. Viele Landwirte sehen die Zeichen an der Wand und vermuten, daß die Direktzahlungen irgendwann einmal abgebaut werden. Die Modulation, also die Umschichtung

¹¹ Zu einer Diskussion der Berechtigung sowie der möglichen Zukunft der Direktzahlungen im Rahmen der Gemeinsamen Agrarpolitik siehe Swinbank, A., and S. Tangermann (2004), A Bond Scheme to Facilitate CAP Reform. In: A. Swinbank and R. Tranter (eds.), A Bond Scheme for Common Agricultural Policy Reform. Wallingford: CABI Publishing.

¹² Siehe z.B. Koester, U. and S. Tangermann (1976), Alternativen der Agrarpolitik. Eine Nutzen-Kosten-Analyse im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Münster-Hiltrup: Landwirtschaftsverlag; sowie OECD (1994), Agricultural Policy Reform: New Approaches. The Role of Direct Income Payments. Paris: OECD.

eines Teils der Direktzahlungen hin zur Politik der ländlichen Entwicklung, hat diese Vermutungen bestärkt. Dauerhaft fortgesetzte Kompensation für frühere Preissenkungen ist im übrigen auch dann nur schwer zu vertreten, wenn die Agrarpreise tatsächlich sogar höher sein sollten, als im Gefolge der Reform zu erwarten war, und das ist angesichts weltweit steigender Nachfrage nach Agrarprodukten für die Zukunft wohl durchaus wahrscheinlich¹³.

In der Tat ist zu erwarten, daß die EU-Agrarpolitik für die Zeit nach 2013 einen Rückgang der Direktzahlungen vorsehen wird. Noch wird unter Agrarpolitikern fast fieberhaft nach Begründungen dafür gesucht, wie man die Zahlungen auch weiterhin rechtfertigen und damit ihren Rückgang möglichst gering halten kann. Das wird allerdings nicht leichtfallen.

Die Notwendigkeit der Kompensation für vergangene Politikreform gibt, wie ich begründet habe, eine solche Rechtfertigung nicht her. Auch eine allgemeine Einkommensstützung für die Landwirtschaft trägt nicht als Begründung, denn sie müßte sich an Kriterien orientieren, die generell in der Wirtschafts- und Sozialpolitik für Einkommenshilfen gelten, also an der Bedürftigkeit des jeweiligen Empfängers. Die Direktzahlungen werden aber je Flächeneinheit gezahlt, in Niedersachsen zur Zeit durchschnittlich etwa 350 EUR je Hektar. Größere Betriebe erhalten also höhere Summen als kleinere. Es gibt nicht den geringsten Grund für die Annahme, daß Landwirte um so ärmer seien, je größer die Betriebsfläche ist, die sie bewirtschaften – eher ist es wohl umgekehrt.

Die Absicherung der Nahrungsversorgung in Krisenzeiten ist eine wichtige Aufgabe der Politik. Die gegenwärtigen Direktzahlungen taugen dazu aber nicht, denn sie sind ja bewusst von der Produktion entkoppelt, tragen also nicht dazu bei, dass gerade das aus eigener Produktion erzeugt wird, was im Krisenfall gebraucht würde.

Vielfach wird gesagt, daß Umweltnormen und andere Standards in Europa erheblich anspruchsvoller seien als in anderen Teilen der Welt und deshalb den europäischen Landwirten ein Ausgleich gezahlt werden müsse. In der OECD haben wir uns mit dieser Thematik ausführlich befasst¹⁴, und auch andernorts ist dazu geforscht worden¹⁵. Das Ergebnis: die Zusatzbe-

¹³ Siehe OECD and FAO (2009), OECD-FAO Agricultural Outlook 2009–2018. Paris: OECD.

¹⁴ Siehe insbesondere OECD (2003), Agriculture, Trade and the Environment: The Pig Sector. Paris: OECD; OECD (2004), Agriculture, Trade and the Environment: The Dairy Sector. Paris: OECD; OECD (2005), Agriculture, Trade and the Environment: The Arable Crop Sector. Paris: OECD.

¹⁵ Siehe etwa Hirschfeld, J. (2006), Umweltpolitik und Wettbewerbsfähigkeit. Theoretische und empirische Analyse der Auswirkungen von Umwelt- und Tierschutzpolitik auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft. Kiel: Wissenschaftsverlag Vauk.

lastung der EU-Landwirtschaft durch hohe Standards ist bei weitem nicht so hoch wie die gegenwärtigen Direktzahlungen.

Zur Begründung für die Direktzahlungen wird in dieser Argumentationsnot immer wieder auf die cross-compliance verwiesen: Landwirte müssen ihre Flächen in einem guten landwirtschaftlichen und ökologischen Zustand erhalten sowie eine Reihe von Auflagen zum Schutz von Umwelt, Grundwasser und Tieren sowie zur Sicherheit von Nahrungs- und Futtermitteln einhalten. Wer das nicht tut, dem werden die Zahlungen gekürzt oder – bei schweren Vergehen – ganz gestrichen¹⁶. Die Zahlungen werden deshalb gern als umweltorientiert beschrieben. Bei genauerem Hinsehen hat aber auch diese Sichtweise erhebliche Haken.

Sie baut auf die Vergesslichkeit des politischen Prozesses, denn die Zahlungen wurden ja nicht aus Umweltgründen eingeführt, sondern als Ausgleich für die Senkung von Stützpreisen. Es kommt hinzu, daß es sich hier weitgehend um Mindestnormen handelt, die überwiegend auch bereits vor der Einführung der Zahlungen galten, die also in jedem Fall einzuhalten wären. Es mag ganz praktisch sein, diese Normen zusätzlich zu bewahren, indem man Zahlungen, die aus anderen Gründen eingeführt wurden, gleichzeitig als Sanktionsmechanismus nutzt. Diese Erwägung kann man aber nicht umkehren und jetzt argumentieren, daß die Zahlungen durch die Mindestnormen gerechtfertigt seien. Das wäre etwa ebenso überzeugend wie der Vorschlag, eine Zahlung an alle Autofahrer einzuführen, die derjenige wieder abgeben muß, der die Höchstgeschwindigkeit überschreitet.

Vor allem aber wird auch durch die cross-compliance kein überzeugender Zusammenhang zu den konkreten Leistungen hergestellt, die der jeweilige Landwirt in der spezifischen Umgebung seines Betriebs für die Allgemeinheit erbringt, denn die Zahlungen werden ja gleichmäßig an jeden Landwirt pauschal je Hektar geleistet. Erst Zahlungen, die gezielt auf spezifische Leistungen ausgerichtet sind, können längerfristig überzeugen.

Die Reformen der EU-Agrarpolitik in den letzten zwei Jahrzehnten waren in der großen Stoßrichtung auf Marktorientierung durch Entkopplung der Stützung von der Produktion ausgerichtet, und sie waren in dieser Hinsicht durchaus erfolgreich und sind weitgehend abgeschlossen. Das Paradigma für die Reformen der kommenden Jahrzehnte wird nun die zielgetreue Ausrichtung der Zahlungen an die Landwirtschaft sein. Um es in dem unter Experten so beliebten Englisch auszudrücken: bisher ging es

¹⁶ Siehe z.B. Jongeneel, R., and H. Brand (2010), Direct Income Support and Cross-Compliance. In: Oskam, A., G. Meester and H. Silvis (eds.) (2010), EU Policy for Agriculture, Food and Rural Areas. Wageningen: Wageningen Academic Publishers.

um decoupling, in Zukunft steht targeting auf der Tagesordnung der EU-Agrarpolitik – und damit auch auf der Tagesordnung der Agrarpolitik für Niedersachsen¹⁷.

3. Was bedeutet eine zielgetreue Ausrichtung der Agrarpolitik?¹⁸

Die Grundlage einer solchen Politik ist eine Verständigung darüber, welche Zusatzleistungen die Landwirtschaft – neben der Erzeugung von Agrarprodukten – für die Gesellschaft erbringt. Es gibt keinen Zweifel daran, daß dies vielfältige, bedeutende und wünschenswerte Leistungen sind. Es geht dabei zum Beispiel um Schutz und Verbesserung der Umwelt, Erhaltung und Stärkung der Biodiversität sowie Bewahrung von gewachsenen Kulturlandschaften und des kulturellen Erbes in Siedlungsstrukturen. Gleichzeitig kann die Landwirtschaft neben anderen Wirtschaftsbereichen zur Stärkung der ländlichen Regionen und damit zu einer ausgewogenen Verteilung der wirtschaftlichen Aktivität und Bevölkerung im Raum beitragen. Schließlich wird der Beitrag, den die Landwirtschaft zur Eindämmung des Klimawandels leisten kann, immer wichtiger. Leistungen dieser Art lassen sich – im Gegensatz zu Getreide, Fleisch und Milch – nicht über den Markt verkaufen, denn es handelt sich bei ihnen um das, was die ökonomische Theorie als öffentliche Güter bezeichnet. Wenn die Gesellschaft Leistungen dieser Art in einem hinreichenden Umfang zur Verfügung gestellt sehen will, muß deshalb der Staat einspringen und die Landwirte dafür entlohnen, daß sie diese Leistungen erbringen. Mir scheint es angebracht, solche Zahlungen nicht als Subventionen, sondern als Leistungsentgelte zu bezeichnen. Sie werden zukünftig immer stärker in den Mittelpunkt der Agrarpolitik rücken, parallel zu einem schrittweise erfolgenden Abbau der bisherigen Direktzahlungen. Es geht also um den Übergang von der Ausschüttung pauschaler Zahlungen zur gezielten Honorierung wohldefinierter Leistungen.

Wohldefiniert heißt, daß zunächst festgelegt wird, welche Leistungen gefragt sind und wie sie beschaffen sein sollen. Dann gilt es, „Preise“ für diese Leistungen festzulegen, also zu ermitteln, wieviel zu zahlen ist, damit diese Leistungen auch erbracht werden können. Und schließlich wird nach festgestellter Leistung gezahlt. Ich bin mir voll bewußt, daß dies in der allgemeinen Form, in der ich es aus Zeitgründen hier nur darstellen kann, sehr

¹⁷ Zu diesem Paradigmenwechsel siehe OECD (2008), *Agricultural Policy Design and Implementation: A Synthesis*. Paris: OECD.

¹⁸ Zu den Prinzipien sowie Möglichkeiten der Ausgestaltung einer zielgerechten Agrarpolitik („targeting“) siehe OECD (2007), *Effective Targeting of Agricultural Policies: Best Practices for Policy Design and Implementation*. Paris: OECD.

viel leichter zu beschreiben ist, als es sich im Tagesgeschäft der Agrarpolitik implementieren läßt. Aber ich weise auch darauf hin, daß es inzwischen eine umfangreiche und empirisch gut fundierte Literatur gibt, die zeigt, wie man das in die Praxis umsetzen kann.

Ich gehe nicht davon aus, daß die EU-Agrarpolitik nach 2013 eine dramatische Volte nehmen und mit vollen Fahnen zu solchen neuen Ufern aufbrechen wird. Aber ich denke schon, daß eine Politik mit dieser Ausrichtung schrittweise zunehmend ausgebaut werden wird. Die Direktzahlungen im Rahmen der ersten Säule würden dann langsam vermindert, hoffentlich nach einem festgelegten Zeitplan, auf den die Landwirte sich verlassen können, damit sie Planungssicherheit haben. Parallel dazu würden Leistungsentgelte ausgebaut, sei es im Rahmen einer neu gestalteten zweiten Säule oder unter einer anderen Überschrift. Daneben bleibt die Politik gefordert, auch für die Landwirtschaft die Rahmenbedingungen so zu gestalten, daß wirtschaftliche Aktivität sich erfolgreich entfalten kann. Dazu gehören beispielsweise die Förderung von Forschung und Entwicklung sowie die Verbreitung ihrer Ergebnisse in der Praxis durch Ausbildung und Beratung.

Je mehr die Agrarpolitik sich auf Leistungsentgelte umstellt, um so dringender wird die Frage, wie die Verteilung von Aufgaben und Verantwortlichkeit auf die verschiedenen Ebenen am besten zu gestalten ist. Das ist der Grund, warum ich heute über diese Frage sprechen wollte.

4. Wie sollte die Arbeitsteilung zwischen den Ebenen gestaltet werden?

Dabei braucht das Rad nicht neu erfunden zu werden. Vielmehr gibt es einige breit akzeptierte Leitlinien, an denen sich auch die Agrarpolitik orientieren kann¹⁹. Zentral ist dabei das Subsidiaritätsprinzip, das mit dem Vertrag von Maastricht 1992 als grundlegendes Kriterium für die Arbeitsteilung zwischen Gemeinschaft und Mitgliedsländern festgelegt und jüngst mit dem Lissabon-Vertrag erneut bekräftigt und prozedural untermauert wurde. Die Europäische Union wird nach diesem Prinzip nur tätig, „sofern

¹⁹ Aus der breiten Literatur zu dieser Thematik siehe z.B. die folgenden Veröffentlichungen sowie die dort zitierten Arbeiten: Grethe, H. (2008), Agriculture Policy: What Roles for the EU and the Member States? In: G. Gelauuff, I. Grillo and A. Lejour (eds.), Subsidiarity and Economic Reform in Europe. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag; Mahé, L.P., H. Naudet and M.-A. Roussillon-Montfort (2010), The UK Rebate, the Budget, and the Post-2013 CAP Faced with Fiscal Federalism. In: S. Senior Nello and P. Pierani (eds.), International Trade, Consumer Interests and Reform of the Common Agricultural Policy. London, New York: Routledge; OECD (2005), Financing agricultural policies with particular reference to public goods and multifunctionality: which level of government? AGR/CA/APM(2005)19/FINAL. Paris: OECD

und soweit die Ziele der in Betracht gezogenen Maßnahmen auf Ebene der Mitgliedsstaaten nicht ausreichend erreicht werden können und daher wegen ihres Umgangs oder ihrer Wirkungen besser auf Gemeinschaftsebene erreicht werden können²⁰. Dieses Prinzip gilt sinnvollerweise auch innerhalb föderal verfasster Staaten, in Deutschland also für die Arbeitsteilung zwischen Bund und Ländern.

Bei der Anwendung des Subsidiaritätsprinzips ist es hilfreich, drei Fragen zu stellen: (1) Hat die Maßnahme Wirkungen, die über die Grenzen des Mitgliedsstaates bzw. Bundeslandes hinausreichen? Die Ökonomen sprechen in diesem Zusammenhang von externen Effekten. (2) Sind die Bürger in allen Mitgliedsstaaten oder Bundesländern gleich stark an der Maßnahme interessiert? Für die Ökonomen ist das die Frage nach den Präferenzen. (3) Gibt es Kostenvorteile, wenn die Maßnahme auf der Ebene des Bundes oder der EU ergriffen wird? Hier geht es in der Sprache der Ökonomen um Skalenerträge. Werden alle drei Fragen mit nein beantwortet, so spricht vieles dafür, die fragliche Maßnahme auf der Ebene des Bundes bzw. des Bundeslandes anzusiedeln – und umgekehrt. Lauten die Antworten teils ja, teils nein, muss sorgfältig abgewogen werden²¹. Lassen Sie mich diese Kriterien an Beispielen aus der Agrarpolitik illustrieren.

Landwirtschaft kann einen Beitrag zum Klimaschutz leisten, zum Beispiel indem sie auf den Umbruch von Grünland verzichtet und damit die Emission von Treibhausgasen begrenzt. Agrarpolitik, die auf dieses Ziel hinwirkt, hat positive Auswirkungen, die nicht nur dort auftreten, wo auf den Umbruch von Grünland verzichtet wird, denn Klimawandel ist kein lokales Phänomen. Klimaschutzpolitik wird deshalb sinnvollerweise auf der Ebene der EU betrieben, ja besser noch auf der globalen Ebene. Maßnahmen zur Einschränkung von Geruchsemissionen aus der Tierhaltung dagegen haben lokalen Charakter, und zwar sowohl deshalb, weil die negativen Wirkungen solcher Emissionen nur lokal auftreten, als auch deshalb, weil der Grad, in dem sie stören, davon abhängt, wie die Siedlungsstruktur beschaffen ist. Solche Maßnahmen werden deshalb am besten auf einer unteren Ebene angesiedelt. Ein Beispiel für Skalenerträge bietet schließlich die Agrarforschung. Viele Forschungsvorhaben lassen sich am kostengünstigsten gestalten, wenn sie nicht unabhängig voneinander an verschiedenen Standorten gleichzeitig betrieben, sondern koordiniert gestaltet werden. Es

²⁰ Vertrag über die Europäische Union, Artikel G, Absatz 5.

²¹ Abwägung ist auch dann erforderlich, wenn nicht alle Fragen klar mit ja oder nein beantwortet werden können.

ist deshalb durchaus sinnvoll, dass die EU in ihren Rahmenprogrammen auch zur Agrarforschung beiträgt.

Wendet man diese Prinzipien an, um die agrarpolitischen Aufgaben den drei Ebenen EU, Bund und Bundesländer zuzuordnen, so zeigt sich, daß weite Bereiche einer zielgetreuen, also insbesondere auf die Bereitstellung öffentlicher Güter ausgerichteten Agrarpolitik auf der Ebene der Union nicht ideal untergebracht sind. Vielmehr spricht vieles für eine vermehrte Zuweisung von Aufgaben auf die untere Ebene, in Deutschland die Ebene der Bundesländer. Mit anderen Worten: eine moderne Agrarpolitik wird sinnvollerweise weniger in Brüssel, sondern mehr in Hannover gestaltet. Ich kann hier nicht den gesamten Katalog aller agrarpolitischen Maßnahmen aufblättern, sondern muß mich auf einige wenige eher illustrierende Anmerkungen beschränken²².

Die Marktpolitik muß auch in Zukunft der Union vorbehalten bleiben, denn nur dort kann den Erfordernissen eines offenen Binnenmarktes Rechnung getragen werden. Aus den gleichen Gründen sind auch die Verhandlungen in der WTO die ureigenste Aufgabe der Kommission, die dort das Gesamtinteresse der Union vertreten muss. Die Agrarsozialpolitik wird sinnvollerweise auf der Ebene des Bundes betrieben: Die Netze der sozialen Sicherung sind von Nation zu Nation so verschieden, daß der Union aus gutem Grund in der Sozialpolitik keine wesentlichen Kompetenzen eingeräumt worden sind. Unterschiedliche Agrarsozialpolitik zwischen den einzelnen Bundesländern dagegen wäre nicht mit dem Ziel gleichwertiger Lebensverhältnisse in der gesamten Bundesrepublik vereinbar.

Im weiten Feld der Umweltpolitik für Landwirtschaft und ländliche Räume ist die Situation weniger übersichtlich. Einige Umweltziele haben eine so umfassende geographische Dimension, dass sie auf der Ebene der EU verfolgt werden sollten. Das gilt, wie bereits gesagt, ganz eindeutig für die Klimapolitik. Es gilt auch für den Schutz und die Stärkung der Biodiversität, denn Artenvielfalt ist ein gemeinsames Erbe von allen, und übrigens auch eine Vorsorge für zukünftige Pflanzen- und Tierzucht, die ihrerseits nicht nur einzelnen Ländern zugutekommt. Ähnlich sieht es mit der weiträumigen Vernetzung von Biotopen und der Erhaltung europaweit einzigartiger Biotope aus, die deshalb ganz sachgemäß z.B. durch die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie betrieben wird. Der Schutz von Oberflächen-

²² Nähere Einzelheiten zu dieser Thematik, mit konkreten Hinweisen zu sinnvollen Gestaltungsmöglichkeiten in Niedersachsen, habe ich gemeinsam mit den anderen Mitgliedern einer Regierungskommission bereits in einem Bericht für die Niedersächsische Landesregierung ausgeführt, siehe Niedersächsische Regierungskommission (2001), Zukunft der Landwirtschaft – Verbraucherorientierung, Endbericht, November 2001. Hannover: Niedersächsische Landesregierung.

wasser hat immer dort überregionale Bedeutung, wo Fließgewässer nicht an Grenzen halt machen. Auch da handelt es sich also um eine Aufgabe der Union. Anders sieht es dagegen mit dem Schutz des Grundwassers aus, zumindest überall dort, wo Grundwasserreservoirs nicht grenzüberschreitende Ausdehnung haben. Hier wird die Politik am ehesten sachadäquat auf der Ebene der Bundesländer gestaltet.

Generell wird man wohl bei genauer Prüfung zu dem Ergebnis kommen, daß für die Mehrzahl der umweltpolitischen Maßnahmen eine spezifische regionale Ausprägung sinnvoll ist, daß diese also in Deutschland am besten auf der Ebene der Bundesländer betrieben werden sollten. Das gilt beispielsweise für den Schutz von Trinkwasser und lokalen Biotopen, für die Extensivierung auf landwirtschaftlichen Flächen sowie für die Begrenzung von Geruchsemissionen. Es gilt im großen Ganzen auch für die Erhaltung des Landschaftsbilds, für das kulturelle Erbe und die Siedlungsstruktur. Regionale Besonderheiten und Präferenzen sind in diesem Bereich besonders stark ausgeprägt und geraten leicht ins Hintertreffen, wenn die Politik über den Leisten Gesamteuropas oder den des Bundes geschlagen wird.

Ich muß es hier bei diesen Beispielen für die Zuordnung von Aufgaben zu den verschiedenen Ebenen belassen, weise aber darauf hin, daß dazu in der oben zitierten Literatur einiges Material vorhanden ist. Insgesamt ergibt sich daraus das recht eindeutige Bild, daß eine Agrarpolitik, welche die Leistungen der Landwirtschaft für die Gesellschaft in den Vordergrund stellt, mit ausgeprägter Differenzierung im Raum betrieben werden sollte. Auf die EU-Agrarpolitik und Niedersachsen angewendet, bedeutet dies, daß Brüssel immer weniger und Hannover immer mehr Aktionsradius erhalten sollten. Für den Bund zeigt sich dabei übrigens nur ein schmales agrarpolitisches Handlungsfeld, in dem die Agrarsozialpolitik allerdings wichtiger Eckpfosten bleibt.

Würden sich aus einer konsequenten Anwendung solcher Gedanken auf die Ausgestaltung der Agrarpolitik in Europa wesentliche Veränderungen des institutionellen Rahmens ergeben? Auf den ersten Blick mag es so erscheinen, als sei das nicht der Fall. Immerhin ist es ja bereits heute so, daß die Maßnahmen der zweiten Säule, wo viele der zielgetreuen Maßnahmen einzuordnen wären, von denen ich hier gesprochen habe, nicht alleine von Brüssel bestimmt werden. Die EU setzt hier den Rahmen, die unteren Ebenen schlagen dann aber die Programme vor, mit denen sie ihn ausfüllen wollen. In der föderalen Struktur Deutschlands sind es in der Tat die Bundesländer, von denen diese Programme – in durchaus von Land zu Land recht unterschiedlicher Natur – entwickelt und am Ende auch administriert werden. Das geschieht allerdings erst, nachdem die EU-Kommission

die Programmentwürfe der Bundesländer ausführlich geprüft und – nach manchen Ringkämpfen mit der jeweiligen Landesregierung – ihre nicht seltenen Änderungswünsche durchgesetzt hat. Daß dabei auch die Ebene des Bundes noch beteiligt ist, will ich hier – nicht ganz ohne Verwunderung – nur nebenbei erwähnen.

Um den Bundesländern die für eine moderne Agrarpolitik wünschenswerte Autonomie zu gewähren, brauchte dieses Verfahren, so könnte es scheinen, nur so geändert zu werden, daß Prüfung und Abänderung der Programmentwürfe durch Brüssel entfallen. Hannover könnte dann unmittelbar zur agrarpolitischen Tat schreiten.

Es gibt aber einen „Knackpunkt“, und der berührt eine in weiten Bereichen der Politik entscheidende Frage: Wie sieht es mit der Finanzierung aus? Zur Zeit werden Maßnahmen der Agrarumweltpolitik und alles, was sonst noch in der zweiten Säule untergebracht ist, nach festgelegten Anteilsätzen gemeinsam von Union und Mitgliedsländern, in Deutschland auch von den Bundesländern, finanziert, wir haben es also mit dem Institut der Kofinanzierung zu tun. Kofinanzierung geht mit gemeinsamer Entscheidungsfindung der beteiligten Ebenen einher. Und genau da liegt ein Kernproblem. Wo verschiedene Ebenen gemeinsam finanzieren, wird oben typischerweise geklagt, daß die untere Ebene Mitnahmeeffekte sucht und Maßnahmen verwirklicht, an denen sie nicht nur wegen ihrer Wirkungen, sondern auch wegen der mir ihnen einhergehenden Finanzzuweisungen interessiert sei. Unten dagegen beschwert man sich gerne, daß die obere Ebene mit dem Hebel der Kofinanzierung eine Politik durchsetzt, die nicht hinreichend sachgemäß auf die differenzierten Bedürfnisse vor Ort ausgerichtet sei.

Ich brauche kaum zu sagen, daß jede Debatte über Fragen dieser Art sich in einem politischen Minenfeld bewegt. Sie berührt im Übrigen auch Fragen, die in der Theorie kontrovers diskutiert werden, wie in Blick in die reiche Literatur zum fiscal federalism und zum Haushalt der EU zeigt²³. Für Ökonomen ist dabei die Anreizkompatibilität besonders wichtig, in der Alltagssprache: „Wer die Musik bestellt, der bezahlt sie auch“. Wenn es sachadäquat ist, daß eine untere Ebene über die Ausgestaltung einer Maßnahme entscheidet, dann sollte sie diese Maßnahme im Normalfall

²³ Aus neuerer Zeit, und in unmittelbarem Bezug zur aktuellen Überprüfung des EU-Haushalts, siehe insbesondere Begg, I. (2009), *Fiscal Federalism, Subsidiarity and the EU Budget Review*. Stockholm: Swedish Institute for European Policy Studies; sowie ECORYS Nederland BV, Netherlands Bureau for Economic Policy Analysis (CPB) and Institute for Economic Research (IFO) (2008), *A Study on EU Spending. Final Report*. Commissioned by the European Commission, Directorate General for Budget. Rotterdam: ECORYS.

auch finanzieren, denn nur dann wird hinreichend sorgfältig abgewogen, ob sie auch sinnvoll ist. Entscheidung und Finanzierung gehören in die gleiche Hand. Dieser Grundgedanke spielt eine entscheidende Rolle auch in der Diskussion über Politikentflechtung im föderalen System Deutschlands, wie sie über die Gemeinschaftsaufgaben beispielsweise im Rahmen der Föderalismusreform geführt worden ist. Mit anderen Worten: das Plädoyer für eine moderne Agrarpolitik, das ich hier vorgetragen habe, ist im Hinblick auf ihre institutionelle Dimension auch ein Plädoyer für Politikentflechtung in der EU-Agrarpolitik.

Selbstverständlich stellt sich damit sofort die Frage, woher Niedersachsen, wenn es denn tatsächlich die Verantwortung für zunehmende Teile der Agrarpolitik erhalte, eigentlich die Haushaltsmittel nehmen sollte, die dann erforderlich wären. Immerhin ist es ja nicht so, daß der Finanzminister dieses Bundeslandes hauptsächlich von der Sorge geplagt wäre, wofür er seine überreichen Steuereinnahmen sinnvoll ausschütten könnte. Sollten die Aufwendungen für die innere Sicherheit, für die Schulen oder Universitäten gekürzt werden, damit niedersächsische Agrarpolitik finanziert werden kann? Oder sollte gar die Göttinger Akademie der Wissenschaften auf die ihr freundlicherweise zur Verfügung gestellten Landesmittel verzichten, damit Hannover sie für eine selbstbestimmte Agrarpolitik einsetzen kann?

Nein, eine Umschichtung im Rahmen des gegenwärtigen Haushaltsvolumens wäre weder sachlich sinnvoll noch politisch vorstellbar. Die Finanzmittel müßten vielmehr von dort kommen, wo sie bisher aufgewendet werden, nämlich von der Ebene der EU. Allerdings dürfte das im Sinne der hier beschriebenen Neuorientierung der Agrarpolitik nicht maßnahmengebunden erfolgen, sondern en bloc so, daß Niedersachsen tatsächlich frei über seine eigene Agrarpolitik entscheiden kann. Spätestens hier wird mir aber gewiß vorgehalten, ich sei ein politischer Utopist. Das mag ein durchaus berechtigter Vorwurf sein. Ich bitte Sie aber dennoch, den folgenden Vorschlag zumindest wohlwollend aufzunehmen.

Seit einiger Zeit ist das Element der „Modulation“ in die EU-Agrarpolitik eingeführt worden. Es handelt sich dabei um eine Verschiebung von Haushaltsmitteln von der ersten in die zweite Säule der Agrarpolitik, also konkret von den Direktzahlungen hin zur Politik der ländlichen Entwicklung²⁴.

²⁴ Da die Maßnahmen der „zweiten Säule“ von den EU-Mitgliedsländern kofinanziert werden müssen, bringt die Modulation bereits eine Veränderung in der Verteilung von Aufgaben und Finanzierungsverantwortung zwischen Union und Mitgliedsländern mit sich. Sie führt im übrigen – eben wegen der von den kofinanzierenden Mitgliedsländern zusätzlich aufzubringenden Haushaltsmittel – zu einer wirtschaftspolitisch nicht sinnvollen Ausweitung der insgesamt für die Gemeinsame Agrarpolitik aufgewendeten Finanzmittel.

Denkbar wäre doch, daß das Verfahren der Modulation in Zukunft anders gehandhabt würde, nämlich so, daß Einsparungen bei den Direktzahlungen nicht für kofinanzierte Maßnahmen ausgegeben, sondern denjenigen Mitgliedsländern pauschal überwiesen werden, in denen diese Zahlungen in der Vergangenheit geleistet wurden. In Deutschland könnten diese Zuweisungen dann an die Bundesländer weitergereicht werden, in die sie bisher geflossen sind. Der Landwirtschaft und Agrarpolitik Niedersachsens stünden diese Mittel dann nach wie vor zur Verfügung – für eine autonome Agrarpolitik, die sich an den besonderen Bedürfnissen dieses Bundeslandes orientiert.

Sollte eine Agrarpolitik dieser Art angesteuert werden, müßte sie allerdings mit einer wirksamen Vorsorge gegen Wettbewerbsverzerrungen einhergehen, damit die Landwirte aus den verschiedenen Teilen Europas sich nicht mit Unterstützung der Politik gegenseitig Märkte abspenstig machen. Das könnte etwa so aussehen, wie es auf der internationalen Ebene bereits im Rahmen der WTO durch die Kriterien der sogenannten green box geregelt ist, die ja den Mitgliedsländern der WTO erlaubt, ihre Landwirtschaft unbegrenzt zu fördern, solange die Fördermaßnahmen den internationalen Wettbewerb nicht verzerren²⁵. Auch die EU hat bereits Kriterien für die Wettbewerbskontrolle, und diese Kriterien könnten angewendet und gegebenenfalls weiterentwickelt werden.

5. Schlußbemerkungen

Ich komme zum Schluß. Die Agrarpolitik der EU befindet sich in einer Phase der Neuorientierung. Sie hat sich auf den Weg gemacht, den Marktkräften wieder den Spielraum einzuräumen, der ihnen in einer marktwirtschaftlich verfaßten Wirtschaftsordnung zukommt. Sie hat diesen Prozeß sinnvollerweise durch die Einführung von Direktzahlungen abgefedert, allerdings bisher versäumt, eine explizite Entscheidung über die Zukunft dieser Zahlungen zu fällen. Das wird nicht auf Dauer so bleiben können. Auf das Paradigma der marktorientierten Entkoppelung der Agrarstützung von der Produktion wird das Paradigma einer zielgetreuen Orientierung der Agrarpolitik an den Leistungen der Landwirtschaft für die Gesellschaft folgen. Das wird nicht über Nacht geschehen, sondern schrittweise. Es ist aber gut, dabei ein Fernziel vor Augen zu haben, denn gerade auch die

²⁵ Siehe dazu z.B. die entsprechenden Ausführungen bei Josling, T. , S. Tangermann and T.K. Warley (1996), *Agriculture in the GATT*. Houndmills, London, and New York: Macmillan Press.

Landwirtschaft, die ja ein langfristiges Geschäft ist, braucht Sicherheit der Erwartungen. Die Agrarmärkte sind unsicher genug, da sollte zumindest die Politik vorhersehbar, also nachhaltig bleiben. Nachhaltig ist aber nur Politik, die der Gesellschaft überzeugend vermittelt werden kann. In der Landwirtschaft ist das Politik, in der die Leistungen für die Gesellschaft im Vordergrund stehen. Zumindest diese Hoffnung auf politische Nachhaltigkeit kann ich vielleicht denjenigen als kleinen Trost bieten, denen pauschale Zahlungen – verständlicherweise – lieber sind als Mittel, die nur für konkrete Leistungen ausgebracht werden.

Eine Agrarpolitik mit dieser Orientierung wird dauerhaft nur Erfolg haben, wenn sie ihre Teilaufgaben denjenigen Ebenen zuordnet, auf denen sie sachadäquat wahrgenommen werden können. Mit dem Rückzug aus der Marktpolitik ist deshalb in der europäischen Agrarpolitik auch ein zunehmender Rückzug aus der Gestaltungsmacht der Union sinnvoll. Das ist nicht ein wohlfeiler Ruf nach Dezentralisierung, sondern ein Plädoyer für eine wirksame Politikgestaltung. Eine differenzierte Politik mit zielgetreuer Orientierung muß raumspezifisch sein. Sie kann deshalb vielfach nur auf der unteren Ebene gestaltet werden. Brüssel muß in der Agrarpolitik nicht alles entscheiden – vieles läßt sich sinnvoller in Hannover gestalten. Allerdings muß mit einer Neuverteilung der Verantwortlichkeit für Politikgestaltung auch eine entsprechende Neuverteilung der Haushaltsmittel einhergehen. Wege zu diesem Ziel lassen sich entwickeln.

Die Debatte über die EU-Agrarpolitik für die Zeit nach 2013 wird in den kommenden Monaten gewiß heftig geführt werden. Das Festhalten an gewohnten Politikstrukturen und finanziellen Strömen wird dabei im Widerstreit mit Rufen nach einer langfristig orientierten Neuausrichtung der Politik liegen. Wie überall in der Politik wird das Ergebnis schließlich wohl irgendwo im Mittelfeld liegen – und hoffentlich nicht zu weit von dem entfernt, was für Niedersachsen gut wäre.

Gelehrter – Aufklärer – Publizist



August Ludwig Schlözer (1735–1809)

Begrüßungsansprache

(vorgetragen in der öffentlichen Gedenkveranstaltung aus Anlass
des 200. Todestages am 11. Dezember 2009)

WERNER LEHFELDT

Sehr geehrte Damen und Herren,
im Namen des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen begrüße ich Sie herzlich zu unserer heutigen Veranstaltung. Sie ist dem Andenken August Ludwig Schlözers gewidmet, der im September vor 200 Jahren in Göttingen gestorben ist. Ich erlaube mir, unter den hier Anwesenden eine besonders zu begrüßen: Frau Renate Hassenstein ist eine direkte Nachfahrin Schlözers. Ihre Anwesenheit verleiht unserer Veranstaltung „eine Aura der Authentizität und Lebendigkeit“, wie dies Martin Peters in der Danksagung zu seiner monumentalen Schlözer-Biographie formuliert hat und wie dies für uns um so mehr gilt, als Frau Hassenstein und ihr gleichfalls anwesender Ehemann Professor Friedrich Hassenstein sich immer wieder um die Pflege des Andenkens August Ludwig Schlözers verdient gemacht haben.

Das Jahr 2008 war für unsere Akademie ein Haller-Jahr. In diesem Jahr und bis in das Jahr 2009 hinein gedachte die Akademie auf vielfältige Weise

des 300. Geburtstags ihres Gründers Albrecht von Haller, v.a. durch die Durchführung einer Ringvorlesung im Wintersemester 2008/09 und durch die Mitwirkung an der Konzipierung und Gestaltung einer Ausstellung, die von Oktober 2008 bis Januar 2009 in der Pauliner-Kirche stattfand. Die bei der Ringvorlesung gehaltenen Vorträge sind vor kurzem in zwei Bänden im Druck erschienen.

August Ludwig Schlözer war ein Gelehrter und Publizist, dessen Leben und Werk es ohne weiteres gerechtfertigt hätten, das Jahr 2009 zu einem Schlözer-Jahr zu erklären. Die Vielfalt und die Bedeutung von Schlözers Schaffen hätten es uns leicht gemacht, Vortragsthemen für ein ganzes Semester zu formulieren, und wir hätten uns bei der Suche nach kompetenten Vortragenden, nach Schlözer-Kennern, an mindestens vier Akademiemitglieder wenden können, außer an die Redner des heutigen Abends an Manfred Hildermeier und Horst Kern.

Sie mögen sich fragen, warum ich im Irrealis rede, warum es nicht tatsächlich zur Gestaltung eines Schlözer-Jahrs gekommen ist. Die Antwort auf diese ja naheliegende Frage ist einfach, ist ziemlich banal: Schon seit längerem hatten die theologischen Mitglieder der Akademie eine Ringvorlesung angemeldet, die seit dem 20. Oktober tatsächlich wöchentlich stattfindet. Abgesehen von dem dadurch bewirkten Raumproblem, hätte es die organisatorischen Möglichkeiten der Akademie überfordert, in einem und demselben Jahr zwei Ringvorlesungen durchzuführen, zumal auch das Sommersemester 2009 durch eine andere Ringvorlesung bereits blockiert war.

Wenn wir nun also das Andenken Schlözers statt durch eine Ringvorlesung oder durch eine andere Veranstaltung ähnlichen Umfangs heute abend mit zwei Vorträgen ehren, so möge das keinesfalls so aufgefaßt werden, als sei sich die Akademie nicht der Bedeutung Schlözers und ihrer Verpflichtung gegenüber dem Andenken dieses so bedeutenden und wirkungsmächtigen Gelehrten nicht bewußt, eines Gelehrten, dem es aus gänzlich außerwissenschaftlichen Gründen verwehrt geblieben ist, als Ordentliches Mitglied in die Königliche Societät der Wissenschaften, die Vorläuferin unserer Akademie, aufgenommen zu werden, der, obgleich jahrzehntelang höchst erfolgreich an der Georgia Augusta lehrend, im Status eines auswärtigen Mitglieds belassen wurde. Ich sage dies ausdrücklich deshalb, weil ich die Andeutung eines solchen Vorwurfs der Pflichtvergessenheit gedruckt gelesen habe. Diesen Vorwurf zurückzuweisen, fällt mir um so leichter und sollte um so überzeugender sein, als der Akademie mindestens vier Wissenschaftler angehören – ich habe bereits darauf angespielt –, Reinhard Lauer, Horst Kern, Manfred Hildermeier, Helmut Keipert, die sich in ihren Arbei-

ten immer wieder und intensiv mit Schlözer und dessen Schaffen beschäftigt haben und dies noch immer tun. Ich freue mich darüber, daß zwei dieser Kollegen heute abend zu uns sprechen werden.

Selbstverständlich ist es nicht möglich, im Rahmen von lediglich zwei Vorträgen den Umfang von Schlözers Werk, dem Werk eines bedeutenden Universalhistorikers, Staatsrechtlers und Publizisten, auch nur ansatzweise zu erhellen, geschweige denn diesem Werk in seiner Tiefe gerecht zu werden. Mir wurde diese Unmöglichkeit besonders deutlich, als ich bei der Vorbereitung auf unsere Veranstaltung die bereits erwähnte Schlözer-Monographie von Martin Peters las, die, wie ihr Untertitel besagt, dem Historiker, Statistiker und Publizisten August Ludwig Schlözer gewidmet ist und dessen Schaffen unter den drei genannten Gesichtspunkten auch tatsächlich detailliert, mit einer stupenden Gelehrsamkeit behandelt. Aber selbst diese Monographie schreitet nicht den gesamten Umfang von Schlözers wissenschaftlichem Werk ab, was natürlich nicht im geringsten als Kritik zu verstehen ist. Unerörtert bleibt Schlözers Bedeutung als die eines Sprachforschers. Um so mehr freut es mich, daß auf diesen Aspekt heute abend Licht geworfen werden soll.

Ich danke Ihnen, lieber Herr Lauer, und Ihnen, lieber Herr Keipert, dafür, daß Sie sich auf die Anfrage des Präsidiums der Akademie hin sogleich bereit erklärt haben, unsere Schlözer-Gedenkveranstaltung zu bestreiten. Wir freuen uns auf Ihre Vorträge.

August Ludwig Schlözer zwischen Petersburg und Göttingen

REINHARD LAUER

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen begeht mit der heutigen Feier den 200. Todestag von August Ludwig von Schlözer. Sie tut das in dem Wissen, daß Schlözer niemals Ordentliches Mitglied dieser Institution, besser: der Königlichen Societät der Wissenschaft, wie sie zu Schlözers Lebzeiten hieß, gewesen ist. Zwar war er bereits mit 26 Jahren zum Korrespondierenden Mitglied der Societät und 1766 zum Auswärtigen Mitglied gewählt worden, die Wahl zum Ordentlichen Mitglied jedoch geriet zu einem Skandal, der die gesamte Akademie, 18 Jahre nach der Gründung, in ihrem Bestand gefährdete. Schlözer, einer der berühmtesten Professoren der Göttinger Universität, in Göttingen als Universitätslehrer bei den Studenten beliebt und geschätzt; Schlözer, zu seiner Zeit in ganz Deutschland durch seine Zeitschriften bekannt; Schlözer, nach einhelligem Urteil der bedeutendste Historiker des 18. Jahrhunderts, der Begründer einer ganzen Reihe neuer wissenschaftlicher Disziplinen, – August Ludwig Schlözer also ist ein Beispiel dafür, daß in gewissen Fällen auch die Besten nicht in die Societät bzw. Akademie gewählt wurden und werden. Wie ist das möglich? Es ist möglich aus verschiedenen Gründen, von denen ich hier wenigstens vier nennen möchte:

1. Es wurden und werden bestimmte wissenschaftliche Disziplinen nicht in der Akademie vertreten, lange Zeit die Medizin, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die Forst- und Agrarwissenschaften und andere.
2. Es kann sein, daß das Fach, das ein Gelehrter vertritt, neu ist oder nicht an der Akademie ausgewiesen ist, so daß sich niemand findet, der den Vorschlag zur Wahl unterbreiten kann. Das geschieht immer wieder, auch gerade zur Zeit könnten einschlägige Fälle genannt werden.
3. Es kann vorkommen, daß ein bedeutender Gelehrter so still und bescheiden vor sich hinforscht, daß er den Kollegen nicht auffällt und nicht in die Akademie gewählt wird. Das mag selten sein, ist aber denkbar. Bei Schlözer war es nicht der Fall.
4. Der bei weitem häufigste Grund aber ist einfach Neid, menschliche Mißgunst, Streit zwischen den Kollegen, der sich auf den Vorschlagenden oder auf den Vorgeschlagenen beziehen kann. In einer hiervon bestimm-

ten Situation wurde die Wahl Schlözers zum Ordentlichen Mitglied 1769 vereitelt. Davon wird noch die Rede sein.

Schlözer stammte aus einem protestantischen Pfarrhaus; er wurde am 5. Juli 1735 in Gaggstadt bei Kirchberg, im Hohenlohischen, geboren und ging 1751 zum Theologiestudium nach Wittenberg. Da aber einer seiner Lehrer, der Theologe Hoffmann, ständig gegen David Michaelis in Göttingen polemisierte, weil der das Alte Testament mittels der philologisch-kritischen Methode behandelte, wechselte Schlözer 1754 nach Göttingen und geriet nun ganz in den Bann des in Wittenberg geschmähten Michaelis. Dieser erkannte sofort die vielseitige Begabung und ungewöhnliche Tatkraft Schlözers und sah in ihm den Mann, der durch eine Orientexpedition neue Aufschlüsse über die Welt des Alten Testaments erbringen sollte. Es ist jene Orientexpedition, die nach Michaelis' Vorstellungen im Auftrag des dänischen Königs in den Jahren 1761–67 von Carsten Niebuhr und weiteren Wissenschaftlern, die Michaelis ausgewählt hatte, durchgeführt wurde. Schlözer war nicht unter ihnen.

Dabei hatte sich Schlözer jahrelang systematisch auf diese Expedition, sein immer wieder beschworenes Orientprojekt, vorbereitet, indem er alte und neue Sprachen lernte, sich mit Politik, Geschichte, Statistik, Ökonomie, Münzwesen, Naturwissenschaften und der Linnéschen Botanik beschäftigte. 1756 ging er als Hauslehrer nach Schweden, war dann wieder in Göttingen und erhielt 1761 durch die Vermittlung des Geographen Büsching eine Stelle als Gehilfe des russischen Reichshistoriographen Gerhard Friedrich Müller in Sankt-Petersburg.

Was zunächst nur als das willkommene Sprungbrett zur Verwirklichung der Orientreise gedacht war – Schlözer beabsichtigte, über Südrußland in das Osmanische Reich einzureisen, nicht auf dem üblichen Wege über Istanbul –, trieb ihn bald in ganz andere Bahnen. Schlözer erlernte, aufgrund seiner 15fach erprobten sogenannten „Wurzelmethode“ des Spracherwerbs, überaus rasch die russische und die kirchenslavische Sprache und beschäftigte sich mit den von Müller zusammengetragenen altrussischen Rechtsdenkmälern und Chroniken. Da die Chroniken bis dahin so gut wie unbearbeitet geblieben waren, bot sich eine kritische Sichtung nachgerade an. Schlözer sah, daß sich hier ein neues, unbeackertes Arbeitsfeld eröffnete, das ihn die früheren Pläne vergessen ließ. Seine Stellung als schlechtbezahlter Adjunkt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Sankt-Petersburg war alles andere als glänzend. Hinzu kam, daß er sich mit dem mächtigsten Mann der Akademie, dem Universalgelehrten und Dichter Michail Lomonosov, zerstritt. 1764 ging seine rasch niederge-

schriebene russische Grammatik in Druck, deren Erscheinen jedoch durch Lomonosov unterbunden wurde. Lomonosov, beunruhigt durch den ehrgeizigen jungen Deutschen, hatte einfaches Spiel mit ihm; denn Schlözer hatte fälschlicherweise das russische Wort *bojarin* ‚der Bojare‘ von *baran* ‚der Hammel‘ und das Wort für ‚Fürst‘ – *knjaz‘* – von dem deutschen *Knecht* abgeleitet. Damit hatte er mächtige Würdenträger des Reiches gegen sich aufgebracht. Schlözer sann nun darauf, sein Renommé im Ausland zu heben. Und dabei war ihm Michaelis nach Kräften behilflich.

Schon 1761 war Schlözer, ganze 26 Jahre alt, zum Korrespondierenden Mitglied der Göttinger Societät gewählt worden. Im Juli 1763 bat er seinen Lehrer Michaelis ziemlich unverblümt, ihm bei der Hannoverschen Regierung ein Prädicat, d.h. eine Scheinberufung (sie entspräche heute etwa einer apl. Professur) zu verschaffen, von der er sich in Petersburg günstigere Bedingungen erhoffte. Michaelis ließ sich auf dieses Ansinnen ein, indem er dem Hannoverschen Kabinett versicherte, daß man von Schlözer „viel Ehre und eine überaus vorteilhafte Correspondenz“ erwarten könne. Er verschwieg aber auch nicht die problematischen Charaktereigenschaften seines Schützlings; und das liest sich in einem Brief vom 2. September 1763 an den Kurator Baron von Münchhausen so:

Sein Gemüth anlangend, so hat er einen überaus großen Eigensinn, der alle Gefahr affrontirt, aber auch oft zum großen Fehler wird. Er hat sich bisher unter denen, die mit ihm in näherer Connexion gestanden, beynahe blos mit mir vertragen können. Sein Gesicht hat eine kenntliche Ähnlichkeit mit Carl dem 12ten, und ohngefähr so sieht auch seine Seele aus. Selbst die niedergeschlagenen Augen und das blöde im Reden von diesem Helden hat die Natur an ihm imitirt. Sein Eigensinn und große Courage macht ihn zu einer Reise [Anspielung auf das Orientprojekt] so bequem, als unter 10.000 Gelehrten nicht einer seyn wird. Allein eben der Eigensinn macht, daß ich ihn nicht eigentlich recommandire, sondern blos unterthänigst anfrage, was E. Exc. zu seinem Gesuch denken: indem ich nicht gern Verantwortung haben möchte, wenn er auch hier eigensinnig wäre, und darüber Schade entstünde.

So ungewöhnlich der Vorschlag war, er wurde aufgenommen, und im April 1764 verlieh der englische König Schlözer das Prädicat eines Professors *ad honores* in Göttingen, ein Pfund, mit dem er nun wuchern konnte. Umtriebig machte sich Schlözer an die Auswertung der altrussischen Chroniken. Um seine Stellung in Sankt-Petersburg zu verbessern, legte er im Juni 1764 – mit 28 Jahren – der Petersburger Akademie einen Arbeitsplan zur Erstellung einer Russischen Reichsgeschichte unter dem Titel „Gedanken über die Art, die russische Historie zu traktieren“ vor. Hier schlug er vor

1. eine systematische Erforschung der einheimischen Denkmäler,
2. die Erforschung der ausländischen Denkmäler und

3. die Auswertung beider zur Erstellung einer russischen Reichsgeschichte, einer „schönen Geschichte“, wie er das nannte.

Um diese Pläne, besonders den zweiten, zu verwirklichen, wandte er sich mit einer Bittschrift unmittelbar an die Kaiserin Katharina II., die vom Stil und der präzisen Art des Antrages so angetan war, daß sie Schlözer nicht nur eine Reise nach Göttingen gewährte und den Besitz der von Schlözer gesammelten Quellen bestätigte, sondern ihn darüber hinaus auch noch zum Ordentlichen Professor der russischen Geschichte auf sieben Jahre, zu günstigsten, neiderregenden Bedingungen ernannte. Zugleich wurde Schlözer Ordentliches Mitglied der Petersburger Akademie. Katharina stellte sich damit im Streit zwischen Lomonosov und Schlözer eindeutig hinter Schlözer. Schon im Januar 1765 erhielt er seine Bestallung.

Schlözer hat dies seiner Förderin vielfältig vergolten, vor allem durch seine Schrift „Neuverändertes Rußland“ (1767), für die er bereits im Juni 1765 von der Akademie „authentische Dokumente“ über die Regierungstätigkeit der Kaiserin anforderte. Die Dinge liefen für ihn gut in Rußland. In einem Brief an den Akademiesekretär Taubert fomulierte er es so:

Die alte russische Historie, sagt meine Kaiserin in meinem Kontrakt, soll meine Hauptbeschäftigung sein. Diese Historie hat 2 Teile, einen so groß wie den anderen, einen ausländischen und einen inländischen.

Seine Urlaubsreise nach Deutschland trat er im Juni 1765 an, er nutzte sie weidlich, seine Rückkehr nach Göttingen zu betreiben.

Im Februar 1766 wurde er von der Göttinger Philosophischen Fakultät *honoris causa* promoviert; kurz vor Antritt der Rückreise nach Rußland wurde er zum Auswärtigen Mitglied der Göttinger Societät gewählt, wo er am 14. Juni 1766 seinen Vorstellungsvortrag über die slavische Geschichte in lateinischer Sprache unter dem Titel „Memoriae Slavicae“ hielt. Das heißt: Schlözer stellte sich der Societät ausdrücklich mit einem slavischen Thema vor. Es war dies der erste slavistische Vortrag in der Göttinger Akademie. Schlözer wollte den Sodalen mit ihm seine neue, kritische Methode vorzuführen. Erlauben Sie mir, dies in Kürze anzusprechen.

Es geht in diesem Akademievortrag um die Widerlegung des Irrtums derjenigen, „welche die Ursitze der Slaven in den Gegenden des Kaukasus, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, annehmen“. Dabei steht im Vordergrund nicht so sehr die Frage, welches der alten Völker mit den Slaven identisch ist – Schlözer deutet nur an, daß es die bei Ptolemäus, Plinius und Tacitus erwähnten Veneder gewesen sein mögen –, als vielmehr die Demonstration kritischer Methode. In der Herkunftsfrage

erkennt Schlözer drei Hauptklassen von Mutmaßungen, die zu widerlegen er sich anschickt:

1. die Meinung, Skythen und Sarmaten seien mit den Slaven identisch, also „uno ovo“;
2. die Stammvater- oder Anführertheorie (Eponymtheorie), die besagt, daß die einzelnen slavischen Völker jeweils von einem Stammvater ihren Namen erhalten haben;
3. die etymologische Methode, die unterschiedliche, getrennte Völker aufgrund des zufälligen Gleichklangs der Namen in einen genetischen Zusammenhang bringt.

In der Vorlesung nun werden in kritischer Argumentation nicht nur die Thesen selbst, sondern auch die Methoden, die sie stützen, zurückgewiesen. Hinsichtlich der Skythen- und Sarmatentheorie kann Schlözer unter Berufung auf den Petersburger Historiker Gottlieb Siegfried Bayer zeigen, daß die Alten im allgemeinen nur äußerst ungenaue Vorstellungen von den „nördlichen“ Völkern besaßen. Die für verschiedene slavische Völker bzw. Städte angenommenen „Stammväter“ – die Russen stammen von Rus ab, die Lechen oder Polen von Lech, Krakau von Krak, die Tschechen von Czech, die Kroaten von Horvat usf. – sind reine Erfindungen, wie sie auch schon in den Geschichtsdarstellungen der Griechen begegneten. Und über das Etymologisieren, oder besser: die Etymologisiersucht, fällt Schlözer endlich ein vernichtendes Urteil. Er wendet sich vor allem gegen die These, die Polen hätten ihr Stammvolk in den aus der Kolchis bekannten Laziern (Lazai), ebenso wie gegen die These, die Zichen, ein Steppenvolk im nördlichen Kaukasus, seien die Vorläufer der Tschechen. Der zufällige Anklang der Völkernamen (*Lazii* – *Polacy*, *Zichen* – *Tschechen*) hatte einige Gelehrte (Dobner, Lengnich) zu der abstrusen Annahme einer kaukasischen bzw. kolchischen Herkunft der Slaven geführt. Daß dabei die Zichen mit den Cherkessen verwechselt wurden, zwei Völker, die nie slavisch gesprochen haben, kann Schlözer leicht abtun. Am Beispiel der angeblichen Beziehung *Lacii* – *Polacy* zeigt er dann den ganzen Unfug des Etymologisierens auf, denn *Polacy*, der Nominativ Pluralis von *Polak* ‚der Pole‘ ist natürlich von dem Stamm *pol-* ‚Feld, Ebene‘ und dem Suffix *-ak* gebildet, mit anderen Worten: es gibt überhaupt gar kein Etymon *-lac-*, das eine Verbindung zwischen Polen und Laziern zuließe. So genügte allein die Kenntnis einfachster Regeln der polnischen Wortbildung, um den Irrtum auszuräumen.

Die Warnung vor dem Etymologisieren gehört denn auch zu den Grundpostulaten, die Schlözer Historikern und Philologen nachdrücklich vor Augen hält. Vielleicht erinnerte er sich an die Schwierigkeiten, die seiner-

zeit in Petersburg seine eigenen Pseudoetymologien *barin* von *baran* und *knjaz* von *Knecht* hervorgerufen hatten. Noch in den methodologischen Resümees der Nestor-Ausgabe heißt es:

Gewöhnen sich auch die Herren das Etymologisiren ab, sowie sie es noch immer fast one Ausnahme treiben. Es ist in unseren hellen historischen Tagen allzu verächtlich.

Doch mit dem Vortrag und der Wahl zum Auswärtigen Mitglied der Gelehrten Gesellschaft war die Angelegenheit noch nicht beendet. Schon im folgenden Jahr, im Herbst 1767, wurde Schlözer erneut eine Reise nach Deutschland gewährt. Diesmal brachte er vorsichtshalber in seinem Reisegepäck zwei Folianten mit, die seine Exzerpte aus zehn altrussischen Chroniken enthielten. Ohne Zweifel hatte er insgeheim die Absicht, nach Auslaufen seines Kontraktes Rußland zu verlassen und nicht mehr zurückzukehren. Um seinen wissenschaftlichen Rang zu demonstrieren – bisher hatte er vorwiegend auf Kredit gelebt –, legte er in kurzen Abständen eine Reihe bemerkenswerter rußlandkundlicher Werke vor: „Tableau de l'histoire de la Russie“ (1767), ein Überblick über die russische Geschichte; „Probe russischer Annalen“ (1768), ein Aufriß über die Methode der Darstellung der russischen Chronik; „Annales Russici“, eine erste Probe des Chronikvergleichs; das „Neuveränderte Rußland oder Leben Catharinae der Zweyten Kaiserinn von Rußland“ (1767, drei Auflagen bis 1771), eine statistische, noch heute gültige Beschreibung des Beamtenstaates des Katharinensischen Rußland, sowie eine Schrift „Von der Unschädlichkeit der Pocken in Rußland und von Rußlands Bevölkerung überhaupt“ (1768), wo aus Anlaß der Pockenimpfung, die ein besonderes Anliegen Katharinas war, demographische Methoden entwickelt werden, die am Anfang der russischen Bevölkerungsstatistik stehen. Man könnte hinzuzählen die „Darstellung der Allgemeinen Nordischen Geschichte“, als 31. Teil der Welthistorie, sein Hauptwerk in dieser Zeit, an dem er mehrere Jahre gearbeitet hatte. Dieses Werk brachte eine klassifikatorische Aufführung der „slavischen Geschichten“ und „slavischen Sprachen“, genauer: ein Linnésches System der slavischen Völker und Sprachen. Er war jetzt in der russischen Geschichte und in der russischen Statistik auf unerreichter Höhe, wobei nach seiner Auffassung die Statistik als eine stillstehende Geschichte und die Geschichte als eine fortlaufende Statistik anzusehen war.

Mit seinen Schriften, so hoffte er, könne er womöglich den Status eines Auswärtigen Mitgliedes der Petersburger Akademie mit Rang und Gehalt eines Kollegien- oder Hofrates (d.h. der 6. oder der 7. Rangklasse der Petrinischen Rangtabelle) erlangen. Damit wäre, wie es Wilhelm Schwarz in seiner Schlözer-Biographie ausdrückt, in Göttingen eine Art „Außenstelle“

der Petersburger Akademie eingerichtet worden. Graf Orlov, der Präsident der Petersburger Akademie, hielt es nicht für tunlich, auf dieses Ansinnen überhaupt zu antworten. Statt seiner erteilte Jakob Stählin, der Konferenzsekretär der Akademie, den abschlägigen Bescheid: Das Anerbieten müsse abgelehnt werden, hieß es in dem Brief, weil sich (sonst) jedes Mitglied das Glück gewünscht hätte, seine Besoldung in Deutschland zu verzehren. In der gleichen Angelegenheit schrieb Stählin maliziös an Gerhard Friedrich Müller (9. Februar 1769):

Ich bin recht begierig auf seine (Schlözers) Antwort [...] über öfteres Brustfieber u. fast beständige Kränklichkeit klagt er auf allen seiten seiner Briefe. Was wird mein Brief, der von Wort zu Wort aus dem Academischen Protocoll geschrieben ist, bey solchem Zustand ausrichten? Wenn er ihm nur nicht gar den Schlagfluß macht!

Schlözer aber gab sich noch im Juli 1769 der Hoffnung hin, man werde ihn in Petersburg halten. Er schrieb an Johann Albrecht Euler, den neuen Ständigen Sekretär der Akademie, er sei

noch in statu (also: in Stellung), und alsdann ist es noch Zeit zu bestimmen was Katharina II. mit ihrem künftig freiwilligen Biographen und die Kaiserliche Akademie mit ihrem künftig freiwilligen Historico machen will.

Anders reagierte man in Hannover. Hier verfolgte der aufgeschlossene Kurator Münchhausen mit lebhaftem Interesse die rußlandkundlichen Studien Schlözers und war, als Schlözer in Gnaden aus russischen Diensten entlassen wurde, gern bereit, ihn als o. Professor der Philosophischen Fakultät zu berufen. Der englische König drückte sich in einem Schreiben an seine Räte in Hannover höchst positiv über Schlözer aus und stimmte der Berufung zu:

Da dieser mann von einer solchen Seite bekannt ist, daß ihr vermeynet, daß er der Universitaet vielen Vortheil bringen, und bey derselben mit Nutzen zu gebrauchen seyn werde, er auch den Ruf anzunehmen geneigt ist, so genehmigen Wir, daß er mit einer Besoldung von fünf hundert Rthlr aus der Universitaets-Casse, zum Professor ordinarius in der philosophischen Facultaet bestallet werde.

Das Schreiben war am 30. Mai 1769 reskribiert und am am 6. Juni 1769 empfangen worden. Die Ernennung erfolgte am 14. Juni 1769, auf den Tag genau drei Jahre nach der Antrittsvorlesung in der Societät. Im Vorspann zur Nestor-Edition hat Schlözer später berichtet, daß Münchhausen mit der Berufung die Erwartung verbunden habe, er werde künftig die russische Literatur in Deutschland bekannt machen. So wurden ihm drei „slavistische“ Aufgaben gestellt:

1. die Ausgabe der russischen Annalen (altrussischen Chroniken) zu besorgen – hierfür sollte gegebenenfalls eine russische Druckerei angeschafft werden;
2. einzelne Abhandlungen für die Göttinger Societät der Wissenschaften zu verfassen, und
3. für die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ russische Bücher zu rezensieren.

Daß Schlözer diese Aufgabe dann bis etwa 1800 zurückstellte und sich fast ganz der Statistik, Politik, Universalgeschichte und Pädagogik widmete, lag daran, daß Michaelis, der Direktor der Königlichen Societät der Wissenschaften, mit dem Versuch scheiterte, Schlözer mit seiner Berufung sogleich auch zum Ordentlichen Mitglied der Societät (der heutigen Akademie der Wissenschaften) zu machen. Michaelis war mit fast allen Sodalen zerstritten, vor allem mit dem Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner und dem Philologen Christian Gottlob Heyne. Kästner, der boshafte Mathematiker und Dichter, hatte Schlözer rasch aufs Korn genommen. Er hatte böse Epigramme gegen Schlözer verfaßt, die ins Persönliche gingen. Schlözer beschwerte sich bei der Landesregierung über den „Pasquillenunfug“. Es gab auch Gelehrtenstreit zwischen beiden, etwa um die Frage der Herkunft des „Lech“ oder über die Herstellung der Historischen Klasse (gegen die Mathematische) an der Petersburger Akademie. Kästner lästerte über Schlözers Heirat mit der Tochter des verstorbenen Leibmedikus Röderer usw. Am stärksten aber wirkte die Unterstellung, Schlözer habe seine Göttinger Professur nicht aufgrund seiner Leistungen, sondern nur durch Beziehungen und Kontakte erhalten. Kästner und Heyne sprachen sich dezidiert gegen die Wahl Schlözers als Ordentliches Mitglied der Societät aus. Für Schlözer optierten am Ende lediglich Michaelis und der Theologe Walch. Das Scheitern der Wahl Schlözers löste die erste große Krise der Göttinger Akademie nach ihrer Gründung aus. Michaelis trat verbittert von seinem Amt als Ständiger Direktor der Königlichen Gesellschaft zurück, womit seine Mitgliedschaft erlosch; das Gleiche tat der Historiker Johann Philipp Murray, der das Sekretärsamt wahrgenommen hatte. Michaelis war ein selbstbewußter, eigenwilliger Direktor gewesen. Es heißt, daß allgemein Erleichterung geherrscht habe, als nach Michaelis der Philologe Heyne das Heft in die Hand nahm. Der Jurist Ferdinand Frensdorff hat 1892 in einer ausführlichen Studie diese „Krisis in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“ dargestellt und gezeigt, daß es eine Bestandskrise war. Ihre Überwindung brachte die neuerliche Konsolidierung – allerdings ohne Schlözer.

Schlözer war mit diesem unerfreulichen Akt die reguläre Mitarbeit in der Societät und ihren Publikationen, den „Anzeigen von gelehrten Sachen“ bzw. den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“, verwehrt; auch seine Verbindungen nach Petersburg waren zunächst gestört. Münchhausen starb 1770 und konnte nichts mehr ins Lot bringen. Nach dem Tod Achenwalls, des berühmten Statistikers, wurde Schlözer angetragen, die Statistik zu lesen. Schlözer feierte in diesem neuen Fach bald triumphale Erfolge. So wurde aus dem Slavenkundler, der eigentlich als Theologe begonnen hatte, nunmehr der Statistiker und Politologe. Zu einer europäischen Berühmtheit wurde Schlözer ferner durch seine politischen Zeitschriften: „Briefwechsel meist statistischen Inhalts“ (1774/75); „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts“ (1776–82) und „Staatsanzeiger“ (1783–95).

Doch dann geschah ein Wunder: Seit etwa 1800 widmete sich Schlözer erneut und nun fast ausschließlich den slavischen Dingen. Vor allem die große Edition der altrussischen Nestor-Chronik wurde nun vorangebracht. In den Jahren 1802–1809 legte er sie in fünf Bänden vor. Der erste Band, dem neuen Zaren Alexander I. gewidmet, brachte Schlözer den Vladimir-Orden und damit den erblichen russischen Adel ein. Erst von jetzt an hieß er August Ludwig *von* Schlözer. Wenige Monate nach Erscheinen des letzten Bandes der Nestor-Chronik ist Schlözer gestorben.

Schlözers Rückkehr zur Slavenkunde hat verschiedene Gründe: 1795 wurde ihm nach einer politischen Affäre – er hatte die Leibeigenschaft in Kurpfalz kritisiert – die politisch-publizistische Tätigkeit seitens der Hannoverischen Regierung untersagt, so daß er sich um so stärker wieder seinen Vorlesungen zuwandte, namentlich der Nordischen Geschichte und der Statistik. Nach dem Regierungsantritt Alexanders I. sammelten sich in Göttingen russische Studenten, die vornehmlich um seinetwillen hierhergekommen waren, um ihn über die russische Geschichte dozieren zu hören. Der tiefere Grund aber ist wohl der, daß für ihn – wie er einmal sagte – die russische Geschichte sein „Feuer und Herd“, sein „Monopol“ war. Der Nestor sei, versicherte er, all die Jahre zwischendurch nie von seinem Pulte gekommen; er habe sich „ein Menschenalter hindurch, ohne speciellen Beruf, und nur in den Nebenstunden, aber *con amore*“ den Nestor-Studien gewidmet.

So sehen wir in Schlözers Gelehrtenleben zwei Phasen, in denen er sich mit größter Energie den slavischen Angelegenheiten widmete: zuerst 1762–1770, als er zwischen St. Petersburg und Göttingen hin- und herpendelte; dann von 1800 bis zu seinem Tod 1809 in Göttingen, jedoch in engem Kontakt mit russischen Studenten. Er war inzwischen zu alt, um noch, etwa als Reichshistoriograph, nach Petersburg berufen zu werden.

Seinen Göttinger Vortrag von 1766, der eine erste Probe seiner kritischen Wissenschaft bot, hatte Schlözer in einem Augenblick gehalten, da es noch so aussehen konnte, als werde sein Ansinnen, sowohl in Sankt-Petersburg als auch in Göttingen zu wirken – also auch mit einem doppelten Gehalt versehen zu sein –, verwirklicht werden. Es ist anders gekommen. Schlözer blieb am Ende nur Göttingen als Wirkungsort. Die Absage der Königlichen Societät der Wissenschaften, ihn als Ordentliches Mitglied in ihre Reihen aufzunehmen, ließen die slavistischen Aufgaben, die Münchhausen ihm zugedacht hatte, zunächst in den Hintergrund treten. Seine Erfolge in der Statistikvorlesung und als Zeitschriftenherausgeber trieben ihn auf andere einträgliche Felder. Schlözer zwischen Sankt-Petersburg und Göttingen – das war nur eine Episode in seiner Biographie. Jedoch bildete die Nestor-Edition, die Wiederaufnahme der editorischen Versuche aus jenen Jahren, den krönenden Abschluß seines Lebens.

August Ludwig Schlözer als Sprachforscher

(Erweiterte Fassung des Vortrags in der Gedenkveranstaltung)

HELMUT KEIPERT

Ist August Ludwig (von) Schlözer bei all seiner Vielseitigkeit tatsächlich auch als Sprachforscher oder gar als Sprachwissenschaftler zu bezeichnen? Wer die 2003 von Martin Peters veröffentlichte umfangreiche Biographie des Gelehrten durchsieht, wird in der Schlußbetrachtung zu dieser auch das wissenschaftlich-schriftstellerische Werk eingehend analysierenden Dissertation zwar „Schlözer als Historiker“, Schlözer als Europäer („Schlözers Perzeption von Europa“), „Schlözer als Staatsrechtler“ und „Schlözer als Publizist“ resümiert sehen, nicht aber eine entsprechende Summe seiner zweifellos anregenden Beiträge auf dem Gebiet der Sprachkunde finden¹. Freilich waren für Schlözer das Erlernen und die Analyse von Sprachen niemals Selbstzweck, sondern – im Gegensatz zur Sprachwissenschaft unserer Tage – immer nur Mittel zum Erreichen anderer Ziele: zum besseren Verständnis von Quellen und Fachliteratur, für Gespräche in fremden Sprachen oder aber dann, wenn die Sprachen von Völkern Rückschlüsse auf deren vorhistorische Schicksale zu erlauben schienen. Gerade wegen seiner intensiven Beschäftigung auch mit Sprachproblemen kann sich Schlözer heute einer besonderen Wertschätzung als wichtiger Vorläufer z.B. in der Slavischen Philologie erfreuen², und ähnlich wird soeben in der Geschichte der Ethnologie wieder betont, daß nach Leibniz er es gewesen ist, der Völker primär durch die Besonderheiten ihrer Sprachen voneinander abgrenzen wollte³. Wie dieses ausgeprägte Interesse an Sprachproblemen bei dem bekanntlich als Theologe, Klassischer Philologe und Orientalist ausgebildeten Schlözer entstanden ist, scheint allerdings noch nicht hinreichend geklärt zu sein, und deshalb lohnt es vielleicht, einmal ausdrücklich gerade auf diesen Aspekt seines Œuvres einzugehen.

¹ Peters 2003. S. 433–446.

² Mühlpfordt/Zeil 1993; Zeil 1994. S. 72–81 [bei Peters 2003 nicht berücksichtigt]; vgl. zu Schlözers Leistungen für die slavische Sprachwissenschaft Lauch 1968; Lauer 1985; Ohnheiser 1985; Udolph 2000; Dörfler/Weiß 2001; Keipert 2006.

³ Vgl. Vermeulen 2008. S. 205–217.

Wenn bisher von Schlözers Arbeiten zur Sprachenkunde die Rede gewesen ist, dann ging es vor allem um seine Fragment gebliebene „Rußische Sprachlehre“ von 1763–1764, um seine im Manuskript erhaltenen „Gedanken über die Art, die russische Historie zu traktieren“ aus dem Jahr 1764, um die „Probe Rußischer Annalen“ von 1768, um verschiedene Rezensionen in den „Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen“ und um die 1802–1809 erschienene Ausgabe des „Nestor“, immer aber und mit besonderer Hervorhebung um die „Allgemeine Nordische Geschichte“ von 1771, denn dieses Buch ist es, das ihn selbst im Abstand von zwei Jahrhunderten z.B. bei Arno Borst in dem Ruf stehen läßt, der „führende[. . .] Sprachenkenner und Sprachvergleicher der Zeit“ gewesen zu sein⁴. Auf der Grundlage dieser Werke kennen wir allerdings das Bild, das sich Schlözer von der Vielfalt und von der Entstehung der Sprachen gemacht hat, erst ab 1764, d.h. seit seinem Aufenthalt in Rußland, während wir noch immer nur relativ wenig darüber wissen, ob und ggf. in welcher Weise er sich schon vorher, also während seines Studiums in Wittenberg (1751–1754) und danach in Göttingen (1755) mit solchen Fragen beschäftigt hat. Zweifellos hat er z.B. in Göttingen bei Johann Matthias Gesner (1691–1761) und bei Johann David Michaelis (1717–1791) eine gründliche philologische Ausbildung erhalten und als angehender Orientalist nicht zuletzt seine Kenntnis von Sprachen vervollkommnet und erweitert. Deshalb kann es auf den ersten Blick durchaus plausibel wirken, wenn Schlözer in der Rückschau 1802 im Vorwort zur „Nestor“-Ausgabe seinen Lesern lediglich mitteilt, daß er „aus Gesners classisch-filologischen und Michaelis biblisch-exegetischen Schulen“ gekommen sei, als der Historiker Gerhard Friedrich Müller (1705–1783) ihn 1761 als Hauslehrer und Adlatus von Göttingen nach St. Petersburg gerufen habe⁵. Erstaunlicherweise hat er jedoch in diesem Selbstzeugnis völlig unerwähnt gelassen, daß er von 1755 bis 1759, also mehr als drei Jahre, in Schweden gewesen ist und dort viele Anregungen erhalten hat, die deutlich über das hinausgegangen sein müssen, was damals in Göttingen zu lernen war, und die auch seinen Weg als Wissenschaftler in eine andere Richtung gelenkt haben. Es ist gut belegt, daß Schlözer als Schüler von Michaelis „ursprünglich nicht Historiker, sondern Reisebeschreiber und Völkerkundler des Orients werden“ wollte⁶ und daß er, mittellos, wie er zunächst war, immer wieder versucht hat, von Dritten die notwendige finanzielle Unterstützung für eine Orientreise zu erhalten, von der er sich

⁴ Borst 1961. S. 1501–1502.

⁵ Schlözer 1802. S. 96.

⁶ Peters 2003. S. 439.

eine genauere Kenntnis dieser Länder und eine bessere Beherrschung der dort gesprochenen Sprachen erhoffte. Nicht zuletzt in der Annahme, daß er vielleicht von Rußland aus werde in den Orient weiterreisen können, hat er 1761 das Petersburger Angebot Müllers akzeptiert⁷. Vielleicht hat die zitierte Selbstaussage Schlözers im „Nestor“-Vorwort auch dazu beigetragen, daß es in der deutschen Slavistik üblich geworden ist, Schlözers besondere Aufgeschlossenheit gegenüber dem Slaventum allein mit seinem längeren Aufenthalt in Rußland zu erklären und im übrigen mit Wilhelm Zeil etwas optimistisch zu unterstellen, daß „an der Universität Göttingen seit ihrer offiziellen Inauguration 1737“ ein „lebhaft[e] Interesse an den slawischen Völkern, vornehmlich an dem aufstrebenden Rußland“ bestanden habe⁸. Diese Behauptung von einem in Göttingen von Anfang an feststellbaren Interesse an den Slaven ist bei Zeil nicht im einzelnen dokumentarisch belegt, aber auch Peters deutet 2003 die auffällige Verschiebung von Schlözers fachlichen Schwerpunkten nur knapp an, wenn er am Ende des Teilkapitels über die schwedischen Jahre zusammenfassend sagt:

In Schweden, wo er sich der Naturhistorie und „nordischen“ Literatur zuwandte, übertrug Schlözer unter Anleitung des Skandinavisten J. Ihre die Wortkritik aus dem Bereich der Philologie auf die Historie. Nun verband er seine philologischen, etymologischen und theologischen Forschungsinteressen miteinander. [. . .]. Es muß in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen werden, daß er sich noch vordringlich als Philologe und weniger als Historiker verstand⁹.

Tatsächlich jedoch ergibt eine genauere Überprüfung der bisher für diesen Zeitraum verfügbaren Quellen zu Schlözers wissenschaftlichem Werdegang, daß insbesondere sein Interesse an slavischen Sprachen und am russischen Mittelalter zweifellos schon während seiner Studien in Stockholm und Uppsala zutage tritt (also nicht etwa erst in den sechziger Jahren in St. Petersburg oder danach in Göttingen eingesetzt haben kann), und sehr anschaulich-konkret läßt sich darüber hinaus nachweisen, daß er bei seinem Aufenthalt dort bereits mit den methodischen Problemen des Sprachvergleichs und den Risiken etymologischer Erschließung von Sprach-

⁷ Anders, als Mühlhpfordt (1983. S. 136) meint, war es also nicht nur, „die ‚Neugier, dieses Reich kennenzulernen‘, von dem er ‚viel sonderbare Nachrichten‘ hatte“, die ihn nach Rußland trieb.

⁸ Zeil 1994. S. 74. Es dürfte eher ein der deutschen Slavistik schmeichelndes Vorurteil sein, wenn sogar behauptet wird, Schlözer habe Osteuropa und Rußland bereits seit seiner Studienzeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt, vgl. etwa Mühlhpfordt/Zeil 1993. S. 341: Seit seinem Studium in Göttingen blieb Sch. unter dem Einfluß von Michaelis und des rußlandkundigen Leipziger Populäraufklärers J. Hübner den östlichen, namentlich den slawischen Völkern, besonders dem russischen Volk und Staat, seiner Geschichte, Sprache, Kultur und Reformgesetzgebung zugewandt.

⁹ Peters 2003. S. 52–53.

verwandtschaft bekanntgeworden ist (solche Probleme also – entgegen der landläufigen Meinung – nicht erst 1764 in seiner „Rußischen Sprachlehre“ zu diskutieren beginnt). Das sprachwissenschaftlich-slavistische Œuvre Schlözers hat allem Anschein nach kräftige Wurzeln in der zeitgenössischen schwedischen Wissenschaft. In der gebotenen Kürze soll hier an drei Beispielen gezeigt werden, wie Schlözer, noch in den fünfziger Jahren, philologisch-sprachwissenschaftliche Positionen seines Gastgebers Ihre in Uppsala übernommen und in seinen eigenen Arbeiten später beibehalten und weiterentwickelt hat.

Johan Ihre (1707–1780), der vielen Germanisten als Begründer der Schwedischen Philologie gilt, ist im 18. und im frühen 19. Jh. ein weit über die Grenzen seines Landes hinaus bekannter Gelehrter gewesen. Selbst aus heutiger Sicht ist er noch ein so bedeutender Sprachwissenschaftler, daß er 1996 im „Lexicon grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics“ einen eigenen Artikel erhalten hat, in dem seine wichtigsten germanistisch-skandinavistischen Publikationen genannt und knapp charakterisiert sind: seine Untersuchungen zum „Codex argenteus“ in „Ulphilas illustratus“ (1752–1755), zur Erfassung des regionalen Wortschatzes das „Swenskt dialect lexicon“ (1766), sein monumentales sprachvergleichend angelegtes Schwedisch-Wörterbuch unter dem Titel „Glossarium Suiogothicum“ (1769), seine epochemachende Analyse zur „Edda“ (1772) oder seine Beiträge zur Runenkunde. Erwähnt wird in diesem Artikel auch, daß er wegen seiner komparatistischen, auf einer breiten Kenntnis von Sprachen beruhenden Betrachtung des schwedischen Wortschatzes als ein Vorläufer der Indogermanistik angesehen werden kann¹⁰. Aus gegebenem Anlaß wäre noch zu ergänzen, daß in den mehr als 450 Dissertationen, über die unter Ihres Vorsitz in Uppsala disputiert worden ist, auch nicht wenige wissenschaftliche Erkenntnisse des Praeses begründet und veröffentlicht worden sind, da es damals nicht unüblich war, daß diese Dissertationen in Teilen oder auch ganz von den präsidierenden Professoren verfaßt wurden und das Disputieren vor allem dazu diente, das argumentative Geschick und die Eloquenz des Respondenten bei der Verteidigung der vorgelegten Schrift unter Beweis zu stellen¹¹. In Hinblick auf Schlözers spätere wissenschaftliche Hauptgegenstände lohnt zudem der Hinweis, daß der 1735 als Latinist berufene Ihre ab 1738 in Uppsala die herausgehobene, im 17. Jh. von Universitätskanzler Johan Skytte für die Ausbildung künftiger

¹⁰ Holm 1996. Vgl. allgemein zu Ihre nach Holm 1971–1973 jetzt Östlund 2000. S. 20–26; zu seiner Bedeutung als Sprachwissenschaftler auch Raumer 1870. S. 200–204, Grape 1949 Bd. 1. S. 57–132 („Johan Ihre som språkforskare“) und Agrell 1955. S. 78–80, 143–161.

¹¹ Vgl. Östlund 2000. S. 14–19 („The Academic *Disputatio* and Dissertation“).

Staatsbediensteter und Diplomaten gestiftete Stelle des Professor Scytteanus innehatte und in dieser Eigenschaft eines *professor eloquentiae et politices* öffentlich über Geschichte und Politik der europäischen Staaten vortrug, während er privatim auch über Probleme des Schwedischen las, weil er der Ansicht war, daß künftige Verwaltungsbeamte diese Sprache gut beherrschen sollten¹². Bemerkenswert ist schließlich, daß Ihre auch die politische Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit nicht gescheut und 1740 mit einer Dissertation zur Frage „An crescens vicini principis potentia justam belli causam praebet?“ in den unter Schweden virulenten Streit um einen Präventivkrieg gegen das Russische Reich eingegriffen hat, was zur Folge hatte, daß er nach einem dreijährigen Prozeß vor Gericht zu einer hohen Geldbuße verurteilt wurde¹³.

Ihres Einfluß auf die Ausbildung von Schölzers wissenschaftlichem Weltbild läßt sich vorläufig nicht in ganzem Umfang darstellen, weil man dafür nicht nur die soeben genannten Publikationen zu durchmustern hätte, sondern auch genauer wissen müßte, was im einzelnen in den über 450 heute bekannten Ihre-Dissertationen steht und welche davon Schölzer in Schweden oder später in Göttingen zur Kenntnis genommen hat. Auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft gibt es meines Wissens wenigstens drei Dokumente noch aus den fünfziger Jahren des 18. Jh., die veranschaulichen können, daß Schölzers linguistisches Denken damals von Ihres Arbeiten beeinflusst worden ist, und danach erkennt man die Wirkung dieser schwedischen Tradition wahrscheinlich am ausgeprägtesten in der „Rußischen Sprachlehre“ von 1764, aber sie ist auch in späteren Werken nicht zu übersehen.

Die meines Wissens früheste Nachricht über Schölzers Kontakte zu Ihre liest man in seinen 1794 veröffentlichten Briefen an Michaelis, aus denen wir u. a. erfahren, wie sehr ihn seine Orientpläne und die damit verbundenen Geldprobleme auch in Schweden umgetrieben haben. So schreibt er am 11. August 1757 aus Stockholm, daß er Schweden schon wieder verlassen wolle, um in Danzig eine kaufmännische Lehre anzutreten und dort auch das Polnische zu erlernen („ut Polonice discam“). Gleichzeitig aber berichtet er, daß er vier Monate in Uppsala bei „dem berühmten und mir sehr gewogenen Ihre“ („Cel. *Ihrii*, mihi faventissimi“) gewesen sei. Warum er gerade diesen prominenten Gelehrten aufgesucht hat, läßt sich einstweilen nur vermuten¹⁴. Jedenfalls will Schölzer, gestützt auf Ihres Bücher und auf dessen methodisch-fachlichen Rat, damals schon mit sprachvergleichen-

¹² Östlund 2000. S. 19–20 („The Professor Skytteanus“), 21.

¹³ Östlund 2000. S. 22.

¹⁴ Nach einem Streit mit seinem Stockholmer Gastgeber Murray ist Schölzer nach Uppsala gegangen, um dort Deutsch zu unterrichten:

den Studien zur nordischen Etymologie unter Einschluß des Polnischen begonnen haben:

Denn seit ich mich ein wenig den Problemen der nordischen Etymologie zugewandt habe /das war der Fall, als mir bei einem viermonatigen Aufenthalt in Uppsala die häufigen Gespräche mit dem mir sehr gewogenen berühmten Ihre und dessen Bücher gute Gelegenheit zum Betreiben dieser Studien gaben/, begann ich, ohne daß mir Ihre widersprochen hat, zu vermuten, daß man bei einer Untersuchung und wechselseitigen Vergleichung der türkischen, persischen, germanischen und polnischen Sprache etwas Gewisseres über die Ursprünge der Völker würde ermitteln können¹⁵.

Dabei ist das Polnische von Schlözer zunächst wohl nicht aus wissenschaftlichen Gründen gelernt worden, sondern in der Annahme, daß einige Kenntnisse dieser Sprache hilfreich bei der ins Auge gefaßten kaufmännischen Ausbildung in Danzig sein könnten, die ihm Karl Wilhelm Seele, der Lübecker Handelsagent in Stockholm, vermitteln wollte. Jedenfalls stammt der erste Hinweis auf das Slavische kaum von dem ansonsten recht sprachkundigen Gelehrten in Uppsala, denn Ihre hat 1769 in seinem „Glossarium Suiogothicum“ ausdrücklich bedauert, daß er bei seiner sprachvergleichenden Behandlung des schwedischen Wortschatzes die zweifellos naheliegenden Parallelen im Slavischen nicht habe angeben können, weil ihm diese Sprachen nicht bekannt seien¹⁶. Vielmehr muß man die zitierte Briefstelle

Upsaliam me contuli, ubi cum commodum non esset, qui linguam germanicam doceret, Senatus Academicus mihi indulsit eam facultatem. (Buhle 1794. S. 185).

Dabei soll er gehofft haben, von Ihre unterstützt zu werden (Peters 2003. S. 43–44). Ob in diesem Zusammenhang auch eine Rolle gespielt hat, daß Ihre ein Schüler von Michaelis' Vater Benedikt in Halle gewesen ist (Mühlpfordt 1983. S. 134), wissen wir nicht; merkwürdig ist zudem, daß in den Ihre-Biographien beim Aufenthalt in Deutschland nur von Jena (!) gesprochen wird, vgl. Holm 1971–1973. S. 763 oder Östlund 2000. S. 21.

¹⁵ Buhle 1794. S. 181–182:

Nam a quo tempore rei etymologiae septemtrionali aliquantum operam dedi, quod factum a me est, cum Upsalae mihi quatuor menses commoranti Cel. *Ihrii*, mihi fauentissimi, et frequentia colloquia et libri magnam ad colenda ea studia opportunitatem praebèrent: suspicari coepi, neque repugnante *Ihrio*, posse aliqui de populorum originibus certius erui, si lingua turcica, persica, germanica atque polonica examinentur atque inter se contendantur.

Vgl. auch Peters 2003. S. 40.

¹⁶ In der Vorrede zählt der Verfasser die von ihm zur Erklärung schwedischen Wortguts herangezogenen Sprachen auf (nämlich in der als „schema et methodus totius operis“ wohlüberlegten Abfolge von *vetus lingua patria* – *lingua Islandica* – *l. Alemannica* und *l. AngloSaxonica* – *l. Moesogothica* – *l. Celtica* – *l. Graeca* und *l. Latina* – *l. Persica*) und beschließt die Reihe mit der Bemerkung:

Optassem equidem, ut Sclavonicarum Linguarum aliquali notitia imbutus fuisssem: non enim dubito, quin illae multa contineant, quae Scytho-Gothicis Linguis lucem haud exiguam additura essent: praesertim quum gentes Sclavonicae, perinde ac nos, Scytharum genuina propago sint, Getis permixtae vixerint, illasque hodie regiones teneant, unde primi gentium borealium Statores prodire. Sed quum nihil aeque reformidem, ac incomperta profferre, curam hanc aliorum indagini relinquere debui. (Ihre 1769. S. II).

wahrscheinlich so verstehen, daß Schlözer trotz seiner damals sicher noch sehr bescheidenen Beherrschung des Polnischen bereits 1757 versuchen wollte, nach Ihres Vorbild vorhistorische Beziehungen zwischen verschiedenen Völkern auf Grund von etymologischen Übereinstimmungen zwischen deren Wortschätzen festzustellen und dabei auch eine slavische Sprache einzubeziehen, und daß der berühmte Ihre ihm mit seiner reichen methodischen Erfahrung als Sprachvergleichler bei diesem Versuch nicht widersprochen hat. Diese doppelte Erwähnung des Polnischen ist – soweit ich sehe – die bisher älteste Nachricht, die uns Schlözers Hinwendung zum Slavischen erkennen läßt und zugleich, unter Anleitung Ihres, seine Beschäftigung mit Fragen eines bereits das Polnische berücksichtigenden Sprachvergleichs sowie mit der etymologischen Rekonstruktion von *populorum origines* bezeugt, also mit einem Beweisziel, das er einige Jahre später unter mehrfacher Bezugnahme auf Leibniz, aber auch mit wiederholter Erwähnung Ihres ausführlich in den §§38–42 seiner „Rußischen Sprachlehre“ darlegt¹⁷. Möglicherweise ist der Ausdruck *neque repugnante Ihrio* hier sogar mit etwas Understatement gebraucht, und Schlözer hat Ihre überhaupt erst den Gedanken nahegebracht, daß es erfolgversprechend sei, den schwedischen Wortschatz auch mit dem Slavischen zu vergleichen, denn ursprünglich, in der Vorankündigung des „Glossarium Suiogothicum“ von 1755, sind unter den bei den etymologischen Vergleichen heranzuziehenden Sprachen die slavischen nicht genannt gewesen¹⁸.

In einem weiteren Brief hat Schlözer am 18. Oktober 1757 an Michaelis geschrieben, daß sich seine Abreise nach Danzig wegen der Ereignisse des Siebenjährigen Krieges verzögert habe, und zudem habe ihm Seele, bei dem er sich bereits über Fragen des Handlungswesens unterrichtete, geraten, noch in Schweden zu bleiben, um Botanik zu studieren und nordische Sprachen zu lernen¹⁹. So ist er nach Uppsala zurückgegangen, hat dort bei Carl von Linné (1707–1787) gehört und gewissermaßen aus erster Hand die Ordnungsprinzipien des von diesem gelehrten „Systema naturae“

¹⁷ Bulic 1904. S. 28–35. So verweist er den Leser 1764 auf „Ihres Schwedisches Glossarium“ (S. 29 §39), das erst 1769 erscheinen wird, und natürlich ist es nur durch Ihre möglich geworden, daß Schlözer hier immer wieder Vergleichsbeispiele aus dem Schwedischen, Isländischen oder Gotischen („Ulfil.“) zitieren kann.

¹⁸ In der sogleich noch genauer zu besprechenden Projektskizze in einer Disputation vom 24. Mai 1755 hat Ihre in etwas anderer Abfolge als 1769 (vgl. oben Anm. 16) lediglich genannt: *l. Graeca – l. Latina – l. Celtica, quatenus in lingua Cambro Britannica superstes est – l. Anglo-Saxonica – lingua veterum Germanorum sive Theotisca, quae in Franciam et Alemannicam dividi solet – domestici borealium regnorum loculi – Islandici libri* (zitiert nach Schlözer 1757. S. 273–275).

¹⁹ Buhle 1794. S. 187.

kennenlernen können, die er bekanntlich später zum Aufbau seines eigenen *systema populorum* nach den von diesen Völkern gesprochenen Sprachen herangezogen hat²⁰. Daneben hat er auch seine Sprachstudien mit Ihre fortgesetzt und, wie er Michaelis am 30. Juli 1758 mitteilt, Lappisch sowie Finnisch zu lernen begonnen, also Sprachen, mit denen auch Ihre sich beschäftigt hat²¹.

Schlözer hat, wie man bei Peters nachlesen kann, von Schweden aus in Rostock zwischen 1756 und 1760 in fünf Stücken eine Rezensionszeitschrift mit dem Titel „Neueste Geschichte der Gelehrsamkeit in Schweden“ herausgegeben²². Bei nicht wenigen der in dieser Zeitschrift besprochenen Bücher lassen sich thematisch-inhaltliche Beziehungen zu damals schon erschienenen oder erst später erscheinenden Werken Schlözers feststellen (bezeichnenderweise schließt sie 1760 mit einer Anzeige [Selbstanzeige?] des 1758 erschienenen schwedischen Originals seines „Versuchs einer allgemeinen Geschichte der Handlung“!). Mehrere behandelte Titel kann man mit sprachwissenschaftlichen Problemen verbinden, die Schlözer danach aufgegriffen hat. Der berühmte auf Linné rekurrierende Satz der „Nordischen Geschichte“ („Die Sprachen würden für den Geschichtsforscher, was die Staubfäden für den Kräuterlehrer seyn.“) und dessen Vorläufer in der „Probe“ erinnern in dieser Sicht an die die Zeitschrift einleitende Rezension von Linnés Beschreibung der königlichen Naturaliensammlung in Anwendung seines Klassifikationssystems sowie an die Besprechung zweier Bände des grundlegenden Linnéschen „Systema Naturae per Regna tria Naturae, secundum Classes, Ordines, Genera, Species“ im vierten und im fünften Stück von 1759 und 1760²³. Noch näher an der Sprachwissenschaft (und an der Nationalgeschichtsschreibung) ist man im zweiten Stück von 1757 bei der „Nachricht von der bevorstehenden Ausgabe eines Schwedischen *Glossarii*, durch den Herrn Kanzleyrath Ihre“, denn hier zitiert der Rezensent aus einer Ihre-Disputation von 1755 mit dem Titel „Vetustus catalogus regum

²⁰ Schlözer 1771. S. 211, vgl. dazu Lauer 1985. S. 638–641 und Keipert 2006. S. 24.

²¹ Buhle 1794. S. 196. Daß Schlözers Vorstellungen von diesen Sprachen gleichfalls durch Ihre und dessen Publikationen geprägt sind, sieht man z.B. daran, daß er 1768 bei der Erwähnung der Lappen in der „Probe Russischer Annalen“ auf eine Ihre-Dissertation von 1742 zurückgreift (Schlözer 1768. S. 103). Vgl. zu Finnen – im engeren und weiteren Sinne – auch die „Nordische Geschichte“ (Schlözer 1771. S. 246–247, 301–315).

²² Vgl. Peters 2003. S. 41–43.

²³ Schlözer 1756–1760. S. 1–33 sowie 513–529 und 683–687. Schon 1763/64 findet man in Schlözers „Rußischer Sprachlehre“ eine Stelle, an der Linné wegen seiner erfolgreichen Systematisierung unübersichtlich wirkenden Materials lobend erwähnt wird: „gleich Linnäo, der durch nicht mehr als 24 Klassen seinen Schülern 12000 Pflanzen deutlich denken lehrt“ (Bulic 1904. S. 24).

Sviogothicarum, pars quinta²⁴ den lateinischen Text desjenigen Teils der Dissertation, in dem der Praeses (!) in Ich-Form (!) darüber berichtet, welche Überlegungen ihn bestimmt haben, die Kompilation eines schwedischen Wörterbuchs in Angriff zu nehmen, das auch den weitgehend unverständlich gewordenen Wortschatz im nationalen Schrifttum der Vergangenheit sorgfältig und nötigenfalls unter Heranziehung verwandter Sprachen zu erklären sucht²⁵. Zwölf Jahre vor dem tatsächlichen Erscheinen dieses Lexikons als „Glossarium Suiogothicum“ hat Schlözer Ihres schon seit längerem bearbeitetes Projekt für so wichtig gehalten, daß er dessen eingehende Beschreibung auf sechs Seiten seiner Zeitschrift nachgedruckt hat. Wahrscheinlich bezieht sich gerade auf diesen Dissertationsdruck eine ganz allgemein gehaltene Bemerkung, die Schlözer zu derartigen Veröffentlichungen in seiner Vorrede gemacht hat:

Aus der ungeheuren Menge von Disputationen, welche jährlich auf den Schwedischen Akademien gehalten werden, werde ich die brauchbarsten aufsuchen und sie in einem Auszuge mittheilen. Allein diese kleinen Schriften sind hier schwer zu haben. Es wird also meistens von der Gefälligkeit der Schwedischen Gelehrten abhängen, ob sie mir dieselben zuschicken, und ihre Entdeckungen durch mich den Deutschen kundmachen wollen²⁶.

Unzweifelhaft jedoch eröffnet dieser Nachdruck von 1757 bei Schlözer eine bis in das „Nestor“-Vorwort von 1802 reichende Reihe von Erwähnungen des „Glossarium Suiogothicum“ und des von Ihre als Vorbild genommenen „Glossarium Germanicum“ des Leipziger Lexikographen Johann Georg Wachter (1663–1757), wobei häufig auch allein die Namen *Ihre* und *Wachter* wie Dioskuren gemeinsam auftreten, um als Chiffren für eine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit vergleichender Wörterbücher des Germanischen zu fungieren, wie sie von der slavischen Lexikographie vorläufig nur zu wünschen, also im einzelnen erst noch zu erarbeiten sei²⁷. Deutlicher als der in der „Neuesten Geschichte“ lediglich wiederholte lateinische Text aus der Disputation von 1755 belegt die mit der „Rußischen Sprach-

²⁴ Titel zitiert nach Östlund 2000. S. 362.

²⁵ Schlözer 1756–1760. S. 270–276.

²⁶ Schlözer 1756–1760. Unpaginierte Vorrede vor dem ersten Stück.

²⁷ Vgl. Keipert 2006. S. 10, 38–39. Auch in der „Rußischen Sprachlehre“ von 1763/64 sind Ihre und Wachter gegenwärtig, etwa in §39, in dem Schlözer die verbreitete „Unkunde der Etymologischen Theorie“ mit ihrem als erwiesen anzusehenden Satz „*Griechisch, Latein, und Deutsch* sind im Grunde nur Eine Sprache“ beklagt und dann fortfährt:

Wer noch nicht davon überzeugt ist, muß entweder Wachtern lesen; oder, wenn ihm dieser kein Genüge thut, sich biß auf Hrn. *Ihres* Schwedisches Glossarium gedulden.“ (Bulič 1904. S. 29).

Auch in diesem Fall wird das Lexikon lange vor seiner Veröffentlichung schon warm empfohlen.

lehre“ einsetzende Zitiertradition in den späteren Werken Schlözers, weshalb diesem Ihres „Glossarium“-Projekt interessant und nachahmenswert erschienen ist. Einmal muß ihn die große Zahl der Sprachen beeindruckt haben, die schon bei Ihres Vorbild Wachter im „Glossarium Germanicum“ 1737 und danach bei Ihre selbst bereits in den Jahren der Vorbereitung des schwedischen „Glossariums“ seit den fünfziger Jahren berücksichtigt worden sind, und nicht zuletzt auch die von beiden gebotene objektsprachliche Vielfalt des Germanischen sowohl in Hinblick auf die regional und chronologisch divergierenden lautlichen Formen vieler als verwandt anzusehender Wörter als auch bei deren keineswegs einheitlich verlaufender Polyssemierung bzw. semantischer Differenzierung. Die in diesen zwei Lexika dokumentierte Fülle teils übereinstimmender, teils aber auch unterschiedlicher Ausdrucks- und Bedeutungsmöglichkeiten innerhalb des Germanischen könnte Schlözer noch in Schweden die Frage nahegelegt haben, ob es sich in den slavischen Sprachen nicht ebenso verhalte, obwohl deren Wortschätze damals bei weitem noch nicht so vollständig erfaßt waren wie der schwedische oder der deutsche. Beeindruckt muß Schlözer auch davon gewesen sein, daß sowohl Wachter als auch Ihre Wörter verschiedener Sprachen nicht allein auf Grund ihrer lautlichen Ähnlichkeit zueinander in Beziehung gesetzt haben, sondern bestrebt gewesen sind, unter Berücksichtigung einer zumindest ähnlichen Bedeutung der betreffenden Lexeme in den verglichenen Sprachen wiederholt vorkommende, also mehr oder weniger regelhafte Entsprechungen in ihrer Lautgestalt zu ermitteln (d.h. etwas Ähnliches festzustellen, wie das, was die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jh. als Wirkung lautgesetzlicher Entwicklungen betrachten sollte). Schon Wachter hat 1737 in seinem „Glossarium“ eine lange Liste solcher als Korrelationen auftretender Lautentsprechungen für den deutschen Wortschatz zusammengestellt²⁸, und auch darin folgt ihm Ihre 1769 mit einer ebensolchen Liste für das Schwedische, mit der er, nach Meinung Rudolf von Raumers, bereits „einen Theil der germanischen Lautverschiebungsgesetze richtig beobachtet“ hat²⁹. Schließlich waren Wachter und Ihre mit Leibniz davon überzeugt, daß das Germanische, das Lateinische und das Griechische sich aus einer gemeinsamen Ursprache entwickelt haben müssen; Ihre hat dieser Überzeugung nicht nur durch sein „Glossarium“, sondern auch noch durch besondere Abhandlungen „De harmonia

²⁸ Vgl. die neunzehnsseitige „Sectio III. De Cognatione et permutatione Literarum“ in den unpaginierten Prolegomena von Wachter 1737.

²⁹ Ihre 1769. S. XLI-XLVIII („ratio mutationis literarum in L. Suiogothica“), vgl. Raumer 1870. S. 201 und zu den „wichtigsten Buchstabenvertauschungen des Schwedischen“ (Raumer) auch ausführlich Agrell 1955. S. 150–161 („Ihre och konsonantväxlingen“).

linguae graecae et suiogothicae“ (1770) und „De harmonia linguae latinae et suiogothicae“ (1–2, 1771–1773) Ausdruck verliehen³⁰. Schlözer hat sich, wohl schon in Schweden, von diesen glottogenetischen Vorstellungen und von der Beweiskraft der Regularitäten in der lautlichen und semantischen Entwicklung bei lexikalischen Parallelen überzeugen lassen. Sehr anschaulich zeigt sich das in den Grundsätzen für den Sprachvergleich, die er wenig später in seiner „Rußischen Sprachlehre“ von 1763/64 entwickelt. Im Vordergrund steht dabei der Versuch, das Slavische in Gestalt des Russischen wegen dessen Übereinstimmungen im Wortschatz, aber auch im grammatischen Bau an die von Griechisch, Latein und Deutsch gebildete Sprachfamilie anzuschließen, wobei Schlözer mit Nachdruck hervorhebt, daß diese Übereinstimmungen nicht etwa durch wechselseitige Beziehungen zwischen diesen Sprachen, sondern durch Urverwandtschaft zu erklären seien³¹. Nachdrücklich betont Schlözer in der „Sprachlehre“ zudem, daß er seine etymologischen Gleichungen nicht willkürlich nach zufälliger Ähnlichkeit, sondern unter Beachtung bestimmter Regeln aufstelle, wie sie z.B. Wachter in seinem „Glossarium“ vorgeschrieben habe³², und später hat er solche allgemeinen Grundsätze für den Sprachvergleich z.B. in der „Nordischen Geschichte“ oder im „Chaldäer-Aufsatz“ selbst formuliert³³. Mit der Beachtung dieser Regeln und mit deren wiederholter Bestätigung durch möglichst viele Parallelbeispiele sucht er sich wie Wachter und Ihre von den älteren Etymologen abzusetzen, die sich mit der zufälligen Übereinstimmung einzelner Laute zufriedengegeben haben: „Allein so etymologisiren Wachter, Gesner, Michaelis, und Ihre nicht!“³⁴ Die bei Wachter und Ihre einbezogene große Zahl verschiedener germanischer Sprachen könnte Schlözer im übrigen dazu angeregt haben, 1764 den Lesern der „Rußischen Sprachlehre“ unter Rückgriff auf die „Untersuchungen vom Meere“ des Wiener Philologen und Naturwissenschaftlers Johann Sigmund Popowitsch (1705–1774) seine erste Aufzählung slavischer Sprachen zu präsentieren³⁵ und, gleichfalls zum ersten (und nicht zum letzten) Mal, das Fehlen „Slavonisch-Rußischer Glossarien“, eines „vollständige[n]

³⁰ Titel zitiert nach Agrell 1955. S. 150.

³¹ Buliĉ 1904. S. 29, vgl. auch die Bemerkung in der „Nordischen Geschichte“, mit der Schlözer die bilateralen Kontakte als vorherrschende Begründung solcher Übereinstimmungen ablehnt: Bei unserer heutigen Sprachenkunde befremden uns diese Aehnlichkeiten nicht mehr; wir wissen einmal, daß alle Sprachen, in ihre Monaden aufgelöst, noch Spuren ihres gemeinschaftlichen Ursprungs haben. (Schlözer 1771. S. 316–317).

³² Buliĉ 1904. S. 34.

³³ Buliĉ 1904. S. 34–35; vgl. das Regelwerk in Schlözer 1771. S. 108 und 1781. S. 167–168.

³⁴ Buliĉ 1904. S. 66.

³⁵ Buliĉ 1904. S. 64 Anm. 19.

Rußische[n] Wörterbuch[s]“ zu beklagen und an das Defizit eines neben Wachter und Ihre zu stellenden vergleichenden slavischen Wörterbuchs zu erinnern³⁶. Zu einem wiederholt gebrauchten Argument ist für Schlözer im übrigen Ihres auf die Lexik des älteren Schwedischen bezogene Empfehlung geworden, daß man heute unverständlich gewordenes Wortgut z.T. im älteren oder neueren Schrifttum verwandter Sprachen finden und dadurch erklären könne³⁷.

Mein drittes Belegstück für die ebenso frühe wie folgenreiche Ihre-Rezeption beim jungen Schlözer betrifft gleichfalls einen Dissertationsdruck zu einer von Ihre präsierten Disputation, nämlich derjenigen vom 13. Juni 1758 über die Fahrten der alten nordischen Völker nach Griechenland. Wir wissen zwar nicht, ob Schlözer dieser Disputation auch selbst beigewohnt oder lediglich den dabei vorgelegten Druck gelesen hat (geschweige denn, wann und wo das geschehen ist) – in jedem Fall aber handelt es sich bei dem genannten Druck um einen Schlüsseltext in seiner Entwicklung als Wissenschaftler. In dieser Untersuchung, zu der Ihre „vermuthlich den Stof [...] hergegeben“ hat, konnte Schlözer die später für ihn so charakteristische Verbindung von historischer Forschung und sorgfältig-kritischer Analyse von Sprachdenkmälern der Vergangenheit in überzeugender Weise angewandt finden und zugleich, aus schwedischer Sicht, etwas Neues über das unter schwedischen Gelehrten vielbehandelte Warägerproblem lesen, also seine vielleicht erste gründlichere Begegnung mit der Geschichte der Alten Rus' gehabt haben³⁸. Der Titel dieses Abhandlung lautet in vereinfachter Form:

Disputatio Academica, sistens Peregrinationes Gentium Septentrionalium in Graeciam, cuius partem priorem [...] sub praesidio D[omi]ni Johannis Ihre, [...] pro gradu defendet Magnus Olavus Beronius, Uplandus. Upsaliae [1758]³⁹.

³⁶ Buliž 1904. S. 35, 74

³⁷ Freilich bestätigt Ihre damit eine ähnliche Regel, die Schlözer bereits „aus Michaelis hebräischer Schule“ [bekannt war], deren erster Gedanke war, „wenn im Hebräischen ein Wort nur einmal oder doch sehr selten vorkommt, und seine Bedeutung daher ungewiß ist, so such es in den verwandten Dialekten auf“ (zitiert nach Udolph 2000. S. 460). Vgl. auch Keipert 2006. S. 11–12 und Schlözers dort zitierte Aussagen über Smotrickij und Gusset.

³⁸ Mühlpfordt (1983. S. 136) sieht als Schlözers erste Berührung mit der russischen Geschichte das Bekanntwerden mit dem Tagebuch des Generals Löwenhaupt, des Besiegten in der Schlacht bei Poltava 1709.

³⁹ Vgl. Ihre 1758. In der Auswahlliste der unter dem Vorsitz Ihres in Uppsala verteidigten mehr als 400 Dissertationen bei Östlund (2000. S. 361–363) ist dieser Titel nicht verzeichnet; bei Scholz (2000. S. 305–306) wird er nur beiläufig erwähnt, und im Namenregister fehlt *Ihre* resp. *Beronius* völlig. Ich verwende das in der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln vorhandene Exemplar.

Im Text wird der Nachweis geführt, daß der in alten Runeninschriften nicht selten vorkommende Ländername *Girkia*, *Girkialant*, *Girkium*, *Grikium* u.a. keineswegs wie bis dahin üblich allein mit Griechenland identifiziert werden dürfe, sondern sich darüber hinaus auf alle Gebiete beziehen könne, die an dem östlichen Reiseweg der Skandinavier nach Griechenland liegen, also z.B. auf Estland, Finnland, Rußland oder die Ukraine⁴⁰. Mit einem solchen Thema und Ergebnis fügt sich die Ihre/Beronius-Dissertation in der schwedischen Historiographie des 18. Jh. in die sog. „schwedisch-patriotische Geschichtsschreibung“ ein, die durch genaues Studium der überlieferten Quellen die z.T. sehr phantastischen Vergangenheitskonstruktionen der älteren, sog. „gotischen Geschichtsschreibung“ in Schweden zurückweisen und an deren Stelle eine nüchternere, realistischere Darstellung der schwedischen Geschichte setzen wollte⁴¹. Beim Lesen dieser lateinisch verfaßten Schrift konnte Schlözer im einzelnen nachvollziehen, wie durch sorgfältige Plausibilitätsabwägung wahrscheinlich gemacht werden kann, daß nicht alle der auf den Runensteinen mit *Girkia* in Verbindung gebrachten Männer tatsächlich auch in Griechenland (im engeren Sinne!) gewesen sein müssen, und er konnte zudem erfahren, wie anders als *Girkia* man den in den alten schwedischen Quellen begegnenden Ländernamen *Gardariki* zu verstehen hat.

⁴⁰ Vgl. die Zusammenfassung dieser Abhandlung, deren zweiten Teil auch schon Schlözer (1771. S. 541) nicht gefunden hat:

Huius Graeciae, quae, praeter totam fere *Russiam Europaeam* et *orientale imperium*, suo ambitu complexa videtur *regiones ad auster vergitas*, a sinu Fennico usque ad fl. Veisel, licet adcurate definire non possumus limites, haut tamen sine fundamento [*sic!*] dixerimus, illam ferme respondere τῶν *austur antiquiorum*, utpote quo nomine adpellaverint regiones in orientem projectas usque ad finem Graeciae. Atque adeo quando lapides et monumenta alia testantur aliquem vel *austr* vel in *Graecia* occubuisse, incertum hactenus est, in qua Orientis parte decesserit. Perinde dici potest, intelligi Aestlandiam, *Russiam* aliamve regionem ac vel Hellada vel imperium orientale. (Ihre 1758. S. 48).

⁴¹ Vgl. zu diesen beiden Richtungen in der damaligen schwedischen Geschichtsschreibung am Beispiel des Waräger-Problems Scholz 2000. S. 245–321. Interessant ist, daß auch die 1760 (bzw. 1762) erschienene Besprechung dieser Dissertation in den „Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen“ diesen Richtungsstreit erwähnt:

[...] Hr. I. geht gänzlich von der bisherigen Liebe der Schweden zum übergrossen Alterthume ihres Reichs, und ihrer Runen ab. Hierzu gehört nun auch die Einschränkung der bisher geglaubten häufigen Reisen aus Scandinavien nach Griechenland (worauf man denn den Nordischen Ursprung vieler Griechischen Colonien hat gründen wollen). Hr. I. glaubt hingegen, vor dem elften Jahrhunderte seyn die Gränzen des wahren Griechenlands, und des griechischgesinnten Rußlandes in [*sic!*] Norden nicht bekannt gewesen, und gar oft habe man unter dem Titel von Griechenland bloß die südöstliche Küste des Baltischen Meeres von der Weichsel an, bis zur Neva verstanden. [...]. Der Irrthum sey zum Theil daraus entstanden, weil man zur Ungebühr, alle Gothen aus Scandinavien hergeleitet, und den Scandinaviern derselben Thaten und Schicksale zugeschrieben habe. [...]. (Haller 1760. S. 417–418, vgl. zur Attribuierung Schimpf 1982. S. 16 und 82).

Daß Schlözer den lateinischen Text dieser Dissertation nicht nur gekannt, sondern auch gründlich durchgearbeitet hat, wird durch ein einzelnes undatiertes Blatt belegt, das sich in seinem Göttinger Nachlaß befindet und die Überschrift trägt:

Abhandlung

von den Fahrten der alten Nordischen Völker nach Griechenland

ein Auszug aus einer
den 13ten Jun. 1758 zu Upsala unter dem Vorsitz des Herrn
Johan(n) IHRE,
Kgl. Schwed. KanzleiRaths, Ritters vom NordsternOrden, u(nd) Professors
der Beredsamkeit u(nd) Statskunst,
gehaltenen Disputation⁴².

Dieser lateinische Disputationstext muß Schlözer so beeindruckt haben, daß er nach der Lektüre davon einen Auszug in deutscher Sprache hergestellte und im Anschluß an den vollständigen, auch den Namen des Respondenten enthaltenden lateinischen Titel der Schrift noch begründet hat, warum sie ein besonderes Interesse verdiene:

Sie kan zum Beweis dienen, wie sehr die jetzige Art, in der alten Nordischen Geschichte zu denken, von derjenigen verschieden sei, welche zu Anfang dieses Jahrhundert in Schweden herrschte. Man wird ohne unser Erin(n)ern die Wichtigkeit ihres In[halts?] sehen. Der MisVerstand eines einzigen Wortes (*Girkia*) hat einen Schwarm von Irrthümern über die ganze Nordische Geschichte verbreitet. Diese Irrthümer werden hier widerlegt u(nd) ihre Stelle dagegen mit neuen Wahrheiten besetzt, die nicht nur in die Schwedische, sondern vermuthlich auch in die alte Russische Historie einen Einfluß haben dürften. Da der Herr KanzleiRath Ihre, der vermuthlich den Stof zu dieser Probschrift hergegeben, diese Entdeckungen gröstanteils durch Hülfe seiner ungemein starken SprachenKen(n)tnis macht: so leistet er zugleich der Wortforschung einen wichtigen Dienst, indem er sie mit der Geschichte wieder versöhnet u(nd) ihre Ehre rettet, die durch den gelehrten Aberwitz ungeschickter [*sic!*] Etymologen von Herodot an biß auf Rudbeck [*sic!*] u(nd) Björner so sehr viel gelitten hat.

Anders als Peters behauptet hat, liegt hier also nicht die Zusammenfassung der „Kernaussagen“ einer Disputation vor, die Schlözer selbst am 13. Januar [*sic!*] 1758 unter dem Vorsitz von Ihre in Uppsala gehalten habe (wenn Schlözer selbst der Respondent gewesen wäre, hätte er gewiß nicht „vermuthen“ müssen, sondern sicher gewußt, daß das Material seiner

⁴² Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: Nachlaß August Ludwig von Schlözer, Cod. Ms. A.L. Schlözer II, 2, Nr. 2: „Abhandlung [*sic!*] von den Fahrten der alten Nordischen Völker nach Griechenland: ein Auszug aus einer den 13. Juni [*sic!*] 1758 zu Upsala unter dem Vorsitz des Herrn Johann Ihre gehaltenen Disputation [*sic!*]“. Der Bibliothek habe ich für die schnelle Anfertigung einer Kopie dieses Dokuments zu danken, Herrn Kollegen Werner Lehfeldt für seine bereitwillige Vermittlung.

„Probschrift“ größtenteils von Ihre stammtel!)⁴³. Auch kann es sich bei der zitierten Passage nicht, wie Peters meint, schon um den in Rede gebrachten „Auszug“ handeln, weil sie auf Fragen eingeht, die in der lateinischen Dissertation nicht erörtert werden und weil sie mit ihrem zweiten, bei Peters ausgelassenen Satz ihre präsumptiven Leser ausdrücklich auf den keiner weiteren Erläuterung bedürftigen Text der Dissertation bzw. des – offenbar folgenden – Auszugs verweist. Unerwähnt gelassen hat Peters freilich, daß diesem Abschnitt auf dem Göttinger Blatt noch ein weiterer folgt, in dem es heißt:

Der Auszug ist mit möglichster Kürze u(nd) Ordnung gemacht. Man hat die Hauptsätze sorgfältig herausgesucht u(nd) ihnen, mit Weglassung alles überflüssigen, eine neue Verbindung gegeben. Verschiedene hat man aus dem Text herausgenom(m)en und solche, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, in die Anmerkungen gebracht. Wir werden künftig in dieser Art Auszüge fleissig fortfahren, wen(n) uns der Beifall der Leser darin(n)en unterstützen wird.

Zusammen mit der am rechten Seitenrand neben der lateinischen Titelangabe hinzugefügten Notiz „(mit kleinen Lettern)“ scheint dieser zweite Abschnitt darauf hinzudeuten, daß Schlözer seinen wohl noch in Schweden angefertigten Auszug für die Publikation in einer deutschen Zeitschrift bestimmt und sich mit ihm bei Gefallen für weitere „Auszüge in dieser Art“ empfehlen wollte. Um welche Zeitschrift es dabei gegangen ist (und ob sie diesen Ihre-Auszug auch veröffentlicht hat), entzieht sich meiner Kenntnis; gedruckt ist ein solche deutsche Fassung jedenfalls in Schlözers „Allgemeiner Nordischer Geschichte“ (s. u.), und man darf annehmen, daß es sich letzten Endes um den hier erwähnten und von seiner in Göttingen erhaltenen Einleitung abgetrennten „Auszug“ handelt. Schlözers Vorrede ist aber auch als solche, ohne den verdeutschten Dissertationstext, von Interesse, denn sie bezeugt mit ihrem Beginn, daß der Verfasser den scharfen Gegensatz zwischen der älteren – „gotischen“ – und der zeitgenössischen – „schwedisch-patriotischen“ – Geschichtsschreibung in seinem Gastland durchaus zur Kenntnis genommen hat. Als besonderes Kennzeichen der letzteren sieht er, wie das *Girkia*-Beispiel belegt, die sorgfältig-kritische und auch das historisch Wahrscheinliche bedenkende Analyse der aus der Vergangenheit Schwedens überlieferten Quellen an⁴⁴ und hebt Ihres breite Sprachenkennt-

⁴³ Vgl. Peters 2003. S. 44. Die dort gebotene Lesung „ungeschickter“ dürfte der als „ungescheuter“ vorzuziehen sein, und statt „Rubdeck“ ist zweifellos „Rudbeck“ zu lesen (dieser Lesefehler wiederholt sich S. 168). Vgl. zu Olaus Rudbeck d. Ä. Anm. 45.

⁴⁴ Ist es zu viel vermutet, wenn man mit dem durch solche Lektüre geschärften Methodenbewußtsein Schlözers 1767 in Danzig erschienene Preisschrift über den „Lech“ („Abhandlung über die Aufgabe aus der polnischen Geschichte „könnte nicht die Ankunft des Lechs in Polen zwischen

nis deshalb hervor, weil diese ihn in besonderer Weise zu genauerer Lektüre alter Texte befähige und ihm zudem durch seine methodisch abgesicherten etymologischen Vergleiche überzeugendere Rückschlüsse auf die vorhistorischen Beziehungen zwischen den Völkern erlaube. Mit der Aussage, daß Ihre die „Wortforschung [...] mit der Geschichte wieder versöhnet u(nd) ihre Ehre rettet“, deutet Schlözer zudem an, daß das nach den festen Prinzipien eines Wachter und eines Ihre geregelte Etymologisieren mit seinen „neue[n] Wahrheiten“ die schwedische Geschichtsschreibung von den phantasievollen, allein auf willkürliche Wort- und Namengleichungen gestützten Vergangenheitskonstruktionen eines Rudbeck⁴⁵ oder Björner⁴⁶ befreien könne⁴⁷. Anders als das gelegentlich dargestellt worden ist⁴⁸, richtet sich Schlözers Kritik am „Etymologisieren“ in der Historiographie also

den Jahren 550 und 560 u.s.w. erfolgt seyn‘ [...]“ verbindet, mit der er nach seinen eigenen Worten die ganze Geschichte des Lech als Stammvaters der Polen „zernichtet“ und aus dem „Reiche der Geschichte“ in die „öden Reviere der Fabeln und Träume“ verwiesen haben will? Vgl. Peters 2003. S. 96-101.

⁴⁵ Gemeint ist hier Olaus Rudbeck d. Ä. (1630–1702), vgl. zu seinen Phantasiegebilden auch Scholz 2000. S. 246:

[Rudbeck] Professor für Medizin, Anatomie und Botanik in Uppsala, versucht in seinem großen Werk [„Atland“ bzw. „Atlantica“, H.K.] über die Geschichte Schwedens in der Urzeit zu beweisen, daß unter Platons Atlantis Schweden zu verstehen sei und daß Schweden das Ursprungsland aller übrigen Länder und Völker sei. [...] Rudbecks Werk erregte außerordentliches Aufsehen in ganz Europa und bestach durch seine meisterhafte Darstellung und seinen Scharfsinn im Detail. In Schweden wurden Skeptiker fast als Landesverräter betrachtet.

Rudbecks Name wird in der Ihre-Dissertation zwar genannt, aber im Zusammenhang mit etymologischen Problemen. Nach der entschiedenen Zurückweisung der These, daß die Verfasser der Runentexte den Ländernamen *Girkia* in Unkenntnis des tatsächlichen Wegeverlaufs auf ihre Steine gesetzt haben könnten, liest man dort:

Alii ita haec Autorum loca explicant, ut dicant, eos, qui non ignorarunt majorum nostrorum cursus inter Septentrionem et orientem, quod via per varia flumina navigiis portatilibus illis fuerit ignota, ommissa mentione itineris per loca, quae Baltici maris fines et Graeciam interjacent, simul transmissum esset saepius nominatum mare, statim in Graeciam ventum esse, scripsisse.

und findet dazu mehrere Stellenangaben aus Rudbecks „Atlantica“ (Ihre 1758. S. 37).

⁴⁶ Gemeint ist hier Erik Julius Björner (1696–1750), der in der Ihre-Dissertation nicht erwähnt wird. Vgl. etwa zu seinen etymologisch sehr gewagten Gleichsetzungen von Warägernamen in russischen und skandinavischen Quellen Scholz (2000. S. 286–299, insbesondere S. 292–295). Die bei Peters (2003. S. 44 Anm. 210) angeführten Publikationen Björners sind hier bei Schlözer sicher weniger gemeint als die solche anstößige Gleichsetzungen enthaltende Schrift „Schediasma historico-geographicum de Varagis heroibus Scandianis et primis Russiae dynastis. Stockholmiae 1743“ (vgl. Scholz 2000. S. 288).

⁴⁷ Vgl. zu Ihre als Etymologen Holm/Jonsson 1990. S. 1936 zu Ihres „Glossarium Suiogothicum“ von 1769, ferner die Bemerkung bei Lindroth (1989. S. 608–609), daß Ihre den fabulösen Etymologien O. Rudbecks den Todesstoß versetzt habe, und davor die knappe Würdigung bei Moberg/Widmark/Andersson (1976. S. 72):

The person who laid the foundations of sound, scholarly etymological research was Johan Ihre (1707–1780), Sweden’s greatest philologist during the eighteenth century.

⁴⁸ Vgl. Peters 2003. S. 44 unter Berufung auf Lauer 1985. S. 637.

nicht gegen etymologische Beweisführungen überhaupt, sondern nur gegen Etymologie-Postulate, die in Ausdruck und Bedeutung der verglichenen Wörter die von ihm und seinen germanistischen Lehrern geforderte Regularität vermissen lassen und/oder historischen Tatsachen widersprechen⁴⁹. Nicht zuletzt ist an dieser dem „Auszug“ vorangestellten Notiz bemerkenswert, daß Schlözer eigens hervorgehoben hat, daß das mit der Dissertation bewiesene weitere geographische Verständnis von *Girkia*-Stellen in der Runenüberlieferung nicht nur für die schwedische Geschichte von Interesse ist, sondern auch Auswirkungen auf die Beschreibung der Geschichte der Alten Rus' haben kann, denn an eine solche Weiterung ist im Text der lateinischen Dissertation noch nicht gedacht. Da es sich hier vielleicht um den ersten selbständigen Gedanken handelt, den Schlözer zur mittelalterlichen Geschichte des ostslavischen Raums gefaßt hat, wäre sehr daran gelegen, wenn man noch erfahren könnte, wo, wann und für wen er seinen „Auszug“ gefertigt hat. Unabhängig davon wissen wir durch dieses Dokument etwas genauer, worauf sich Schlözer hätte berufen können, als er sich im Frühjahr 1761 Müller mit der beiläufigen Bemerkung empfohlen hat, daß er während seines Aufenthalt in Schweden bei der Beschäftigung mit der Nordischen Geschichte „schon natürlicher Weise auch in die Russische Historie“ geraten sei⁵⁰.

Wegen ihres eher historischen Themas wird die Ihre-Dissertation 1763/64 in der „Rußischen Sprachlehre“ Schlözers verständlicherweise nicht eigens genannt, aber ihr Verfasser ist wie schon erwähnt nominell präsent, nicht zuletzt – noch immer fünf Jahre vor (!) der Veröffentlichung – mit einem Hinweis auf sein „Glossarium Suiogothicum“⁵¹. Präsent ist auch wieder Rudbeck als abschreckendes Beispiel allzu gewagten und deshalb verfehlt zu nennenden Etymologisierens, einerseits namentlich erwähnt:

Hier kommen *sollen* und *debeo* zusammen, zwei Wörter, deren Vergleichung selbst Rudbeck und Hermann von der Hardt nicht gewaget haben würden,

andererseits ohne Namensnennung bei der Zurückweisung der Versuche von Gelehrten des 17. Jh., die Ähnlichkeit zweier Sprachen allzu einfach zu erklären:

⁴⁹ Vgl. aus seiner in der „Nordischen Geschichte“ publizierten knappen Methodenlehre für den Sprachvergleich den pointierten Satz: „Rudbeck *erschafft Facta* aus Etymologien: ich setze die *Facta* aus der Geschichte voraus, und *bestärke oder erläutere* sie aus der Etymologie“ (Schlözer 1771. S. 108, Hervorhebung im Original). Zu Schlözer als Etymologen vgl. Udolph 2000.

⁵⁰ Vgl. Myl'nikov 1985. S. 647–648 und Schlözers zweifelsfrei noch vom Ende der fünfziger Jahre stammende Bemerkung über die skandinavische Herkunft der Waräger in der „Neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit in Schweden“, auf die Peters 2003. S. 42 hinweist.

⁵¹ Bulič 1904. S. 29.

Von zweien Sprachen, die einander ähnlich waren, mußte immer eine älter seyn als die andre, mußte immer eine die andre gezeugt haben. Und weil diese Etymologen zugleich Patrioten waren, so räumte jeder seiner Mutter-Sprache diese vermeintliche Vorzüge ein. Ein Holländer fand in seiner Sprache Worte, die zugleich verschiedene andre Sprachen hatten: sogleich schloß er, daß von seiner Mutter-Sprache alle andern in der Welt herkämen, und hörte in seiner Etymologischen Begeisterung schon im Paradiese Holländisch sprechen. Ein Schwede leitete aus gleicher Schwachheit alle andre Sprachen aus dem Schwedischen her, baute die Ehre seiner Nation auf das Altertum ihrer Sprache, und schalt mit allem Eifer eines Patrioten auf diejenige, so sich ihm zu widersprechen erdreisteten⁵².

Mit dem Holländer ist offensichtlich Johannes Goropius Becanus (1518–1572) gemeint⁵³.

In der „Probe Rußischer Annalen“ von 1768 wird die Ihre/Beronius-Dissertation mit genauer Seitenangabe („pag. 18. sq.“) an derjenigen Stelle herangezogen, wo es um die Herkunft der Waräger geht:

Wer sind die Waräger, aus denen sich die Nowgorodischen Slaven ihre Fürsten wählten? – Schweden waren es, sagt Dalin, und fast alle seine Landsleute: aber keiner beweiset es. So viel ist richtig, das Rußische *Varåg*, das Griechische Baraggoj, und das Schwedische *Væring*, ist ein und eben dasselbe Wort: doch mit einigem Unterscheide in der Bedeutung. Das Rußische ist der Name eines Volks, das Griechische und Schwedische aber der Name einer Bedienung. Die letztere Bedeutung scheint älter zu seyn, und die andre veranlaßt zu haben: denn nur bei jener hat die glückliche Herleitung des Hrn. von Ihre statt, der zu Folge es eine wörtliche Uebersetzung von *Federati* ist⁵⁴.

Auch in diesem Buch versäumt Schlözer es nicht, in der Nachfolge Ihres gegen Rudbeck zu Felde zu ziehen⁵⁵.

Wie oben bereits angedeutet, wird der Text der lateinischen Dissertation von 1758 auf deutsch in der „Allgemeinen Nordischen Geschichte“ von

⁵² Bulič 1904. S. 47 bzw. 30. Zu Hermann von der Hardt (1660–1746) vgl. Borst 1961. S. 1473–1474 („der sprachenkundige, schrullige Helmstedter Orientalist“) und schon Jöcher 2.1750/1961. Sp. 1361–1364 („Die hebräische Sprache wollte er anfangs aus der arabischen, hernach aber beyde Sprachen nebst den übrigen morgenländischen Mundarten aus der griechischen Sprache herleiten.“).

⁵³ Vgl. Borst 1960. S. 1215–1218, ferner Vermeulen 2008. S. 52 und schon Jöcher 2.1750/1961. Sp. 1078–1079 („Er wollte die Leute bereden, daß die holländische Sprache die älteste und das Paradies in Holland gewest sey.“).

⁵⁴ Schlözer 1768. S. 79. Die Ableitung des Wortes von anord. *vár* „Treue, Bürgschaft, Gelübde“ gilt auch heute noch als die plausibelste Erklärung, vgl. Šanskij 1968. S. 21–22 nach Vasmer 1953. S. 171. Diese Etymologie Ihres gehört also zu den nicht wenigen richtigen, die Ihre, wie man geurteilt hat (Holm/Jansson 1990. S. 1936), erstaunlicherweise finden konnte, obwohl die Voraussetzungen dafür nicht sonderlich gut waren. Zu älteren Deutungen des Warägernamens vgl. Scholz 2000 passim, insbesondere zu den konkurrierenden skandinavischen Ansätzen Björners S. 291–292.

⁵⁵ So sagt er 1768 nach der Behauptung, daß die Geschichte Rußlands mit der Staatsbildung durch Rurik anfang:

1771 sehr ausführlich referiert, und zwar mit Angabe des Originals als erster Abschnitt des Kapitels VII unter der Überschrift „Von den Reisen der Skandinavier nach Constantinopel und in andre Länder, seit dem neunten Jahrhunderte“⁵⁶. Darüber hinaus erinnert an Schlözers oben zitierte prinzipielle Würdigung der Leistung Ihres, der die „Wortforschung [. . .] mit der Geschichte wieder versöhnet u. ihre Ehre rettet“, an einer früheren Stelle die Charakterisierung der schwedischen Geschichtsschreibung:

In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts räumten Wilde und Dalin in der mittlern Geschichte ihres Vaterlandes vortreflich auf, und erwarben sich grosse Verdienste: aber in der ältesten Periode vor dem Christenthum sind sie in der Hauptsache beyde noch ihrem fantasirenden Rudbeck getreu. Erst in unsern Tagen verändert die schwedische Geschichte ihre Gestalt: durch Vermittelung der Herrn Ihre und Celsius versöhnt sie sich allmählig mit der Kritik und dem guten Geschmack; und fängt an, um diesen Ausdruck einem berühmten Schriftsteller abzuborgen, aus einer See von Fabeln hervorzugehen, fast wie Dalin, noch kurz vor der jetzigen glücklichen Periode, Schweden selbst aus einem erdichteten Meer hervorsteigen ließ⁵⁷.

Man beachte im übrigen, daß Ihre hier neben den Historiographen Magnus Celsius (von Celse; 1709–1784) und Olof von Dalin (1708–1763) nicht so sehr als Sprachwissenschaftler, sondern eher als Historiker vorgestellt wird. Auch sonst hat Ihre nicht wenig zur „Nordischen Geschichte“ Schlözers beigetragen⁵⁸, wie dieses Buch ja überhaupt ohne die in Schweden gesam-

Die Rußische Geschichte hat solchergestalt (welch ein Glück für den Geschichtsforscher!) kein *tempus mythikon*, keinen in Fabeln, Ueberlieferungen, Mythologien und Unsinn verhüllten Anfang, in dem ein gelehrter Wagehals auf Abenteuer ausgehen und ein Rudbeck voll Witz, ein Wilde voll Belesenheit, Träume und Gesichter anbringen können (Schlözer 1768 S. 48–49),

und in der Qualifizierung eines Geschichtswerks als „mehr als Rudbeckisch“ ist der Name bereits zum pejorativen Adjektiv transformiert (S. 131). In der „Nordischen Geschichte“ spricht er von historisch absurdem Etymologisieren als „Rudbeckianismus“ („Vielleicht die Hälfte der Griechischen Mythologie hat diesem Rudbeckianismus ihr Daseyn zu danken.“, 1771. S. 260), und in seinem „Chaldäer“-Aufsatz (1781. S. 171–172) hat er den Namen Rudbecks sogar metonymisch zur Bezeichnung schlechter Etymologen überhaupt („Ein Rudbeck der 1ste“ [= Cornelius Nepos], „Ein Rudbeck der 2te“) werden lassen.

⁵⁶ Schlözer 1771. S. 541–556. Das oben in Anm. 40 bereits zitierte Fazit des letzten Satzes hat Schlözer hier mit den Worten angegeben:

Wann also Runsteine und Sagen jemanden in Griechenland oder Austr sterben lassen; so ist das Land dadurch nicht eigentlich bestimmt: es kann Estland und Rußland so gut wie Hellas und das Byzantinische Reich gemeinet seyn. (S. 556),

und dieses Ergebnis kann man hier auch schon früher lesen:

Rußland also muß sehr oft verstanden werden, wenn die alten Skandischen Nachrichten von Reisen der Skandinavier nach Griechenland reden (S. 504).

⁵⁷ Schlözer 1771. S. 219.

⁵⁸ So stammen von ihm z.B. auch die Abschnitte „Anhang von dem alten Quenland“ (S. 483–490; = *De Quenlandia antiqua* [1767]), „Von der Schreibkunst in Skandinavien. Abschnitt 1 Vom Alter der Runen in Schweden“ (S. 527–593; = *De runarum in Suecia antiquitate* [1769]) und „Abschnitt 2. Vom Ursprunge der Runen überhaupt“ (S. 594–618; *De runarum patria*

melten bzw. später von dort bezogenen Materialien die an ihm gerühmte Reichhaltigkeit der Informationen nicht hätte gewinnen können.

Schließlich wird der Dissertationsdruck von 1758 als eine der noch immer lesenswerten Untersuchungen zum Waräger-Problem sogar noch 1802 in der Kommentierung des „Nestor“ empfohlen und dabei auch die von Ihre gefundene richtige Etymologie des Namens („von dem Angelsächs. *war*, foedus“) angeführt⁵⁹.

Man kann also ohne Übertreibung sagen, daß die unter Ihres Ägide in Uppsala entstandene „Probschrift“ Schlözer mehr als vier Jahrzehnte begleitet und beschäftigt hat – von seinen ersten Schritten in die Sprachforschung und in die Geschichtsschreibung bis zu seinem historiographischen *chef d'œuvre* am Ende des Lebens. Daß Schlözer diesen Teil seines wissenschaftlichen Wegs so erfolgreich gehen konnte, verdankt er sicher neben seiner besonderen Begabung auch der gründlichen Ausbildung zunächst in Wittenberg und danach in Göttingen. Die überraschende Neuorientierung seiner wissenschaftlichen Interessen in den sechziger Jahren können wir aber nur dann richtig verstehen, wenn wir berücksichtigen, welche Anregungen er in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre bei seinem Studium in Uppsala und dort vor allem bei Johan Ihre erhalten hat, dem es offenbar gelungen ist, den verhinderten Orientreisenden für die Bearbeitung sprachhistorischer Probleme und für die Quellenkritik der mittelalterlichen Geschichte zu gewinnen. Auf der Schlözer-Tagung in Kirchberg Anfang September 2009 waren die Teilnehmer sich in der Schlußdiskussion einig, daß wir namentlich über Schlözers wissenschaftliche Entwicklung in Schweden bisher zu wenig informiert sind. Am Beispiel von Schlözer als Sprachforscher hat sich nun erwiesen, daß das in der Tat eine empfindliche Lücke in unserem Wissen ist, die nach Möglichkeit geschlossen werden sollte – dies um so mehr, als der deutsche Gast damals allem Anschein nach für seine späteren Arbeiten manche Anregung auch von der zeitgenössischen schwedischen Geschichtsschreibung erhalten hat.

et origine [1770]). Vgl. jetzt auch die Interpretation dieser beiden Runen-Dissertationen bei Östlund 2000. S. 83–293. Nur am Rande sei vermerkt, daß ein Ihre-Text auch hinter Schlözers Buch „Isländische Literatur und Geschichte“ aus dem Jahre 1773 steht, das jüngst noch einmal Aufmerksamkeit erregt hat, weil in ihm erstmals (und lange vor Goethe im Jahre 1827!) der Terminus *Weltliteratur* auftritt, vgl. Schamoni 2008 (für den Hinweis auf diesen Artikel bin ich meinem Bonner Kollegen Stefan Zimmer zu Dank verpflichtet).

⁵⁹ Schlözer 1802–1809. Bd. 2. S. 194–196.

Literatur

- Agrell 1955 – J. Agrell: Studier in den äldre språkjämförelsens allmänna och svenska historia fram till 1827. Uppsala/Wiesbaden 1955.
- Borst 1960–1961 – A. Borst: Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Bd. III. Umbau. Teil 1–2. Stuttgart 1960–1961.
- Buhle 1794 – Literarischer Briefwechsel von Johann David Michaelis. Geordnet und herausgegeben von J. G. Buhle. Erster Theil. Leipzig 1794.
- Bulič 1904 – Aug. Schlözer: Ruszische Sprachlehre. I.-II. / A. Šlecer: Russkaja grammatika. I.-II: S predisloviem S. K. Buliča. Sanktpeterburg 1904.
- Dörfler/Weiß 2001 – A. Dörfler, H. Weiß: „Schlözer, August Ludwig“, Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Bd. 7. Pe-Schr. Tübingen 2001. S. 344–349.
- Grape 1949 – A. Grape: Ihreska handskrifts samlingen i Uppsala Universitets Bibliotek. Del I. Samlingen tillkomst och öden person- och lärdomshistoriska studier över dess innehåll; Del II. Kommenterande katalog. Uppsala 1949.
- Haller 1760 – [Haller, A. von]: [Rezension zu Ihre 1758], Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1760. S. 417–419.
- Holm 1971–1973 – G. Holm: „Ihre, Johan“, Svenskt biografiskt lexikon. 19. Stockholm 1971–1973. S. 763–770.
- Holm 1996 – G. Holm: „Ihre, Johan“, *Lexicon grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics*. Ed. by H. Stammerjohann. Tübingen 1996. S. 457–458.
- Holm/Jonsson 1990 – L. Holm, H. Jonsson: „Swedish Lexicography“, *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie* [...]. Bd. 2. Berlin, New York 1990. S. 1933–1943.
- Ihre 1755 – J. Ihre (praes.) / C.G. Linroth (defen.): *Vetus catalogus regum Sviogothicorum, pars quinta. Upsaliae/Uppsala 1755* [vgl. Östlund 2000. S. 362].
- Ihre 1758 – *Disputatio academica, sistens peregrinationes gentium septentrionalium in Graeciam, cuius partem priorem* [...] sub praesidio D[omini] Johannis Ihre, [...] pro gradu defendet Magnus Olavus Beronius, Uplandus. Upsaliae [1758].
- Ihre 1769 – *Glossarium Suiogothicum, in quo tam hodierno usu frequentata vocabula, quam in legum patriarum tabulis aliisque aevi medii scriptis obvia explicantur, et ex dialectis cognatis, Moesogothica, Anglosaxonica, Alemannica, Islandica ceterisque Gothicae et Celticae originis illustrantur. Auctore Johanne Ihre. Tomus prior. Tomus posterior. Upsaliae 1769.*
- Jöcher 1750/1961 – Chr. G. Jöcher: *Allgemeines Gelehrten-Lexicon* [...]. Zweyter Theil. Leipzig 1750. Nachdruck Hildesheim 1961.
- Keipert 2006 – H. Keipert: Das „Sprache“-Kapitel in August Ludwig Schölzers „Nestorъ“ und die Grundlegung der historisch-vergleichenden Methode für die slavische Sprachwissenschaft. Göttingen 2006.
- Keipert 2010 – H. Keipert: „August Ludwig Schölzer und die slavischen Sprachen“ [Beitrag zur Konferenz „Schölzer in Europa“, Kirchberg an der Jagst, 2.-5.9.2009 (im Druck)].

- Lauch 1968 – A. Lauch: „August Ludwig von Schlözer – ein Wegbereiter der Slawistik vor Josef Dobrovský“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw. R.* 17,2. S. 275–282.
- Lauer 1985 – R. Lauer: „Schlözer und die Grundlegung slavistischer Methodologie“, *Zeitschrift für Slawistik* 30,5.1985. S. 634–644.
- Lindroth 1889 – S. Lindroth: *Svensk lärdomshistoria I-IV. 2. Aufl.* Stockholm 1889.
- Moberg/Widmark/Andersson 1976 – L. Moberg, G. Widmark, T. Andersson: „Scandinavian languages“, Faculty of Arts at Uppsala University. *Linguistics and Philology.* Uppsala 1976. S. 71–87.
- Mühlpfordt 1983 – G. Mühlpfordt: „August Ludwig Schlözer. 1735–1809“, *Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit.* Berlin 1983. S. 133–156.
- Mühlpfordt/Zeil 1993 – G. Mühlpfordt, W. Zeil: „Schlözer, August Ludwig von“, *Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon.* Bautzen 1993. S. 341–343.
- Ohnheiser 1985 – I. Ohnheiser: „Schlözers Russische Sprachlehre“, *Zeitschrift für Slawistik* 30,4.1985. S. 544–554.
- Östlund 2000 – Kr. Östlund: *Johan Ihre on the Origins and History of the Runes. Three Latin Dissertations from the Mid 18th Century Edited with Translation and Commentary.* Uppsala 2000.
- Peters 2003 – M. Peters: *Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809).* Münster, Hamburg, London 2003.
- Raumer 1870 – R. von Raumer: *Geschichte der Germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland.* München 1870.
- Schamoni 2008 – W. Schamoni: „Weltliteratur – zuerst 1773 bei August Ludwig Schlözer“, *arcadia. Internationale Zeitschrift für Literaturwissenschaft* 43,2.2008. S. 288–298.
- Schimpf 1982 – W. Schimpf: *Die Rezensenten der Göttingischen Gelehrten Anzeigen. 1760–1768. Nach den handschriftlichen Eintragungen des Exemplars der Göttinger Akademie der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben.* Göttingen 1982.
- Schlözer 1756–1760 – *Neueste Geschichte der Gelehrsamkeit in Schweden.* 1.–5. Stück. Rostock/Wismar 1756–1760.
- Schlözer 1763–1764 s. Buliž 1904.
- Schlözer 1768 – A.L. Schlözer: *Probe Rußischer Annalen.* Bremen und Göttingen 1768.
- Schlözer 1771 – A.L. Schlözer: *Allgemeine Nordische Geschichte: Aus den neuesten und besten Nordischen Schriftstellern und nach eigenen Untersuchungen beschrieben und als eine geographische und historische Einleitung zur richtigen Kenntniß aller skandinavischen, finnischen, slavischen, lettischen und sibirischen Völker, besonders in alten und mittleren Zeiten, herausgegeben.* Halle 1771.
- Schlözer 1781 – A.L. Schlözer: „Von den Chaldäern“, *Repertorium für Biblische und Morgenländische Litteratur. Achter Theil.* Leipzig 1781. S. 113–176.
- Schlözer 1802–1809 – A.L. Schlözer: *Nestorъ. Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt.* Bd. 1–5. Göttingen 1802–1809.
- Schlözer 1802a – August Ludwig Schlözer's öffentliches und Privat-Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Dienste in Rußland vom J. 1761 bis 1765. *Litterar-Nachrichten von Rußland in jenen Jaren.* Göttingen 1802.

- Scholz 2000 – B. Scholz: Von der Chronistik zur modernen Geschichtswissenschaft. Die Warägerfrage in der russischen, deutschen und schwedischen Historiographie. Wiesbaden 2000.
- Šanskij 1968 – *Étimologičeskij slovar' russkogo jazyka*. Pod rukovodstvom i redakciej N. M. Šanskogo. I,3. Moskva 1968.
- Udolph 2000 – J. Udolph: „A.L. Schlözer und die slavische Namenforschung“, *Onomastické práce IV. Sborník rozprav k sedmdesátým narozeninám I. Lutterera*. Praha 2000. S. 459–481.
- Vasmer 1953 – M. Vasmer: *Russisches etymologisches Wörterbuch*. Erster Band. Heidelberg 1953.
- Vermeulen 2008 – H.F. Vermeulen: *Early History of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment: Anthropological Discourse in Europe and Asia, 1710–1808*. Leiden 2008.
- Winter 1961 – August Ludwig von Schlözer und Rußland. Eingeleitet und unter Mitarbeit von I. Richter und L. Zeil hrsg. v. E. Winter. Berlin 1961.
- Wachter 1737 – J.G. Wachter: *Glossarium Germanicum continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium paene vocabulorum vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum*. Lipsiae 1737.
- Zeil 1994 – W. Zeil: *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945*. Köln, Weimar, Wien 1994.

Der **Hanns-Lilje-Preis 2008** wurde Herrn Andres Straßberger, Grossbothen, für seine Arbeit „Johann Christoph Gottsched und die ‚Philosophische‘ Predigt. Studien zur aufklärerischen Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik“ verliehen.

Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und die „philosophische“ Predigt: Studien zur aufklärerischen Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik

ANDRES STRASSBERGER



Andres Straßberger, Geschäftsführer des Landeskirchlichen Prüfungsamtes der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens in Leipzig, Träger des Hanns-Lilje-Preises 2008

Die forschungsstrategische Relevanz einer kirchenhistorischen Arbeit wie der meinigen lässt sich vor einem gemischten Publikum wie dem gegenwärtigen auf verschiedene Weise erläutern. Das Stichwort der „aufklärerischen Transformation“, wie es in der Titelformulierung meiner Dissertation begegnet, verweist auf einen – retrospektiv gesehen – epochalen geschichtlichen Wandlungsprozess, der das Erscheinungsbild des Christentums im allgemeinen und des Protestantismus im besonderen so nachhaltig verändert hat, dass seine vor- und seine nachaufklärerische Gestalt sich nur noch bedingt miteinander gleichsetzen lassen können. Doch ist das Erbe der Aufklärung nicht nur in der Gegenwart andauernd präsent, sondern es ist zugleich innertheologisch umstritten wie kaum ein anderes Resultat der Kirchengeschichte. Ein konkretes Beispiel aus der jüngsten Zeit möge das illustrieren.

Vor wenigen Wochen fand in Chemnitz mit „Pro Christ“ eine mehrtägige Missionsveranstaltung nach amerikanischem Vorbild statt. Das medial und innerkirchlich mit viel Begleitmusik inszenierte Großereignis fand nach seinem Abschluss in der sächsischen Kirchenzeitung einen der bei solchen Gelegenheiten regelmäßig auftretenden Kritiker. Dieser, selbst ein

Chemnitzer, warf den Veranstaltern und Unterstützern des Events in einem Leserbrief vor, die Kirche als „marktschreierische und zugleich hinterwälderische Evangelikalenbewegung“ (Der Sonntag: Wochenzeitung für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens, Nr. 16, 19.4. 2009, S. 9) präsentiert zu haben. Dem Hauptprediger der Veranstaltung warf er vor, ein „Selbstdarsteller“ und „evangelikaler Tendenzprediger mit fundamentalistischen Ansichten“ (beide Zitate ebd.) zu sein. Sich selbst bezeichnete er dagegen als „liberalen Christen“, für den „Bibelkritik, die Segnung Homosexueller und die Evolutionslehre Darwins keine Fremdworte sind“ (beide Zitate ebd.). Diese Wortmeldung rief eine Flut von Gegenbriefen hervor, die nicht nur den polemischen Tonfall monierten. Ein Dresdner Leserbriefschreiber hielt dem Verfasser des Leserbriefs entgegen (Der Sonntag, Nr. 18, 3.5.2009, S. 9): „Die liberale, bibelkritische Theologie ist der Tod der Kirche. [...] Die sogenannte moderne Theologie in Folge der Aufklärung ist der zweite Sündenfall der Menschheit. Ja schlimmer noch, es ist der Sündenfall der Christenheit [...]“

Die Aufklärung – der zweite Sündenfall der Christenheit: pointierter kann man die Abneigung, ja religiös motivierte Gegnerschaft zu einer ganz bestimmten Epoche der abendländischen Geistes-, Kultur- und damit auch Kirchengeschichte nicht auf den Punkt bringen. Dabei ist vorauszusetzen, dass es sich im vorliegenden Fall keineswegs um eine besonders extreme Einzelmeinung handelt, sondern um die Sicht eines ganz bestimmten religiösen Milieus. Mein historiographisches Interesse an der theologischen Aufklärung ist auf diesem Hintergrund zu verstehen, und das Thema meiner Arbeit gewinnt bei allen rein historischen Fragestellungen in dieser Perspektive ihr letzthin gegenwartstheologisches Profil. Denn als ein dem theologischen Erbe der Aufklärung prinzipiell positiv gegenüberstehender Theologe und Historiker möchte ich über die – je nach theologischem Standpunkt – identifikatorisch beanspruchte oder verunglimpftete Epoche europäischer Kirchen- und Kulturgeschichte im Medium der Geschichtsschreibung zunächst erst einmal aufklären. Daher zielt meine Dissertation im Kern darauf, die gegenwärtige Umstrittenheit der Aufklärung historisch zu distanzieren, d.h. die Epoche vor jeder positiven oder negativen Inanspruchnahme zunächst erst einmal einer möglichst sachlichen, differenzierten historischen Beschreibung und Beurteilung zu unterziehen.

Dass ich dafür nicht „die Aufklärung“ per se und in toto zum Untersuchungsgegenstand machen konnte, lag und liegt auf der Hand. So gingen in der Konzeptionsphase meine Überlegungen dahin, den Versuch zu unternehmen, an einem konkreten Fallbeispiel nachzuzeichnen, wie sich der Prozess der Aufklärung in der Theologie vollzogen hat, und zwar nicht

allein als rein ideengeschichtlicher, sondern auch als praktischer, von einer Vielzahl von konkreten Menschen getragener. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg dieses Unternehmens sollte sich die Fokussierung und Konkretisierung des Untersuchungsgegenstands erweisen.

Es war mein im Jahr 2001 leider viel zu früh verstorbener erster Doktorvater Kurt Nowak, der an diesem Punkt der Projektkonzeption meinen Blick auf den theologie- und kirchengeschichtlich bis dahin völlig ignorierten Leipziger Philosophieprofessor und Literaturreformer Johann Christoph Gottsched lenkte (vgl. Abbildung 1). Ich kann an dieser Stelle offen zugeben, dass er dies nicht gerade zu meiner ausgesprochenen Freude tat. Denn aufgrund einer bildungsbürgerlichen Prädisposition durch mein Elternhaus (meine Mutter pflegte als studierte Germanistin des öfteren mit Wohlgefallen das ebenso souveräne wie historisch ungerechte Verdikt Lessings über Gottsched im 17. Literaturbrief zu zitieren) bzw. durch eine Lektüre von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, worin der Leipziger Literaturpapst als „präzeptorialer Perückenständer“ (R. Wittmann) karikiert und damit meinem schallenden Gelächter preisgegeben wurde, vermochte ich dem in wolffisch-philosophischem Vernunftionalismus durchaus verknöcherten Aufklärer nicht jene Begeisterung abzugewinnen, die ich mir



Abbildung 1: Porträt J. C. Gottscheds

vom Helden meiner Dissertation eigentlich gewünscht hatte. Bei aller inneren Distanz zu Gottsched, die auch bis zuletzt geblieben ist, hatte ich nach einer kurzen Zeit der Einarbeitung jedoch nicht mehr den geringsten Zweifel daran, dass dieser eine für den Aufklärungsprozess ungeheuer dynamisierende Rolle gespielt hat, die mehr als nur eine kirchenhistorische Arbeit rechtfertigte.

Da mir in dieser Phase des Projekts nicht nur ein von Gottsched anonym publiziertes Predigtlehrbuch in die Hände fiel, sondern auch weiteres, die aufklärerische Predigtreform betreffendes Material seines Briefwechsels und anderer Quellen, z.B. kirchliche Verhörakten im Zusammenhang mit seiner reformhomiletischen Publikationstätigkeit, überlegte ich, ob es nicht möglich sein könnte, die übergeordnete Frage nach dem Prozess der theologischen Aufklärung anhand von Gottscheds Beteiligung an der aufklärerischen Homiletikreform zu exemplifizieren. Dass der Fokus neben dem Leipziger Aufklärer dabei in für einen protestantischen Kirchenhistoriker willkommener Weise auf die Geschichte der Predigt bzw. ihrer Theorie fallen sollte, bedarf zumindest für denjenigen keiner weiteren Begründung, der eine auch nur vage Vorstellung von der theologischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Stellung der Predigt in den Kirchen der Reformation hat.

Nach einer nun folgenden extensiven Recherche, in der versucht wurde, den gedruckten Quellenbestand zur Predigtreform im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts sowie ausgewähltes Material der archivalischen Überlieferung so vollständig wie nur möglich zu erfassen und auszuwerten, blieb vor allem zu klären, wie sich die dabei bestätigte aufklärungspropagandistische Rolle Gottscheds im predigttheoretischen und -praktischen Kontext angemessen zur Darstellung bringen lassen könnte. Angesichts der Mehrdimensionalität des Quellenmaterials und der Interdisziplinarität der Fragestellung entschied ich mich für ein multiperspektivisches Vorgehen. Unter wechselnden methodischen Gesichtspunkten und Fragestellungen hoffte ich, mittels einer Reihe von aufeinander bezogenen und miteinander in Zusammenhang stehenden Teilstudien Antworten auf meine übergeordnete Leitfrage – Was war homiletische Aufklärung bzw. wie vollzog sie sich? – zu erhalten.

In einem ersten Schritt ging es mir darum, die biographischen und die geistigen Gelenkstellen für Gottscheds homiletisches Reformstreben auffindig zu machen. Denn sein Weg führte ihn von einem Königsberger Theologiestudium in eine Leipziger Poetik- und Philosophieprofessur, in welcher letzteren Funktion er dann auch zum anonymen Lehrer der Homiletik wurde. Anders gesagt, es ging mir im ersten Kapitel darum, Gottscheds biographische Synthese von Theologie, Philosophie und Literatur als her-

meneutischen Hintergrund seines reformhomiletischen Handelns transparent zu machen. Dabei rechtfertigte es das Exemplarische seiner Biographie, das den ostpreußischen Pfarrerssohn als paradigmatischen Vertreter derjenigen Generation von Studenten und Gelehrten erscheinen lässt, die Christian Wolffs Philosophie zum Leitstern ihrer wissenschaftlichen Aktivitäten machten, den angedeuteten Fragen ein historiographisches Eigenrecht zuzubilligen. Dabei wurde u.a. deutlich, dass sein Bruch mit der Theologie und seine Hinwendung zur Philosophie kein Bruch mit dem Christentum an und für sich war, sondern lediglich eine Abkehr von deren konservativ-kirchlicher Entwicklungsgestalt. In frömmigkeitsgeschichtlicher Perspektive begegnet uns mit Gottsched daher ein Vertreter des aufkommenden Aufklärungschristentums, als der er auch in den homiletischen Diskurs seiner Zeit eingriff.

Das zweite Kapitel widmete sich dann detailliert Gottscheds Theorie einer vernunftaufklärerisch reformierten Predigt. Nach ersten Überlegungen der 1720er Jahre kulminierte seine diesbezügliche Programmatik 1736 in einem die Predigt betreffenden Kapitel der „Ausführlichen Redekunst“ sowie dem 1740 anonym publizierten „Grund=RIß einer Lehr=Arth ordentlich und erbaulich zu predigen“ (2. Auflage 1743; Abbildung 2). In die-



Abbildung 2: Titelblätter der ersten und der zweiten Auflage von Gottscheds Homiletik (Exemplare der Universitätsbibliothek Leipzig bzw. der Stiftsbibliothek Kremsmünster/Österreich)

ser Teilstudie, die in intensiver Weise das Gespräch mit der bisherigen literaturwissenschaftlichen, insbesondere rhetorikgeschichtlichen, sowie philosophiegeschichtlichen Gottsched- bzw. Wolffforschung suchte, konnte aufgezeigt werden, warum und wie sich für Gottsched aus einer Reform des Denkens (Philosophie) zunächst eine Reform der Sprache und Rede (Rhetorik) und, als Sonderfall darin eingelagert, eine Reform der Predigt (Homiletik) ergab. Diese Systematik, die die Homiletik in starke Abhängigkeit von verschiedenen Prämissen der Wolffschen Philosophie brachte, führte im Ergebnis zu einer homiletischen Konzeption, die bereits zeitgenössisch das Etikett einer „philosophischen Predigt“ erhielt, was ich in der Formulierung meines Dissertationsthemas aufgriff.

In der dritten Teilstudie wurde schließlich der Versuch unternommen, die Propagierung von Gottscheds Homiletikreform durch seine Anhänger an wichtigen Schaltstellen aufzuhellen. Die diesbezüglichen Fragestellungen wurden dabei in einer sozietätsgeschichtlichen Perspektive gebündelt. In den Blickpunkt kamen hier die von Gottsched 1727 reformierte und bis zu seinem Austritt 1738 als Senior geführte „Deutsche Gesellschaft“ zu Leipzig, sodann zwei von ihm um 1730 gegründete Rednergesellschaften sowie die von Ernst Christoph Graf von Manteuffel 1736 ins Leben gerufene Alethophilengesellschaft, in welcher Gottscheds Predigtreformprogramm den Mittelpunkt der Sozietätsaktivitäten bildete. In diesem Zusammenhang wurden auch die politischen Implikationen von Gottscheds Predigtlehrbuch untersucht, wie sie in dessen titelgebendem Bezug auf eine preußische Kabinettsorder von 1739 gegeben war. Insgesamt wurde mit der in den genannten Sozietäten verankerten homiletischen Propaganda des Gottsched-Kreises ein zentrales positives Konstitutionsmerkmal des „Kommunikationsprozesses der homiletischen Aufklärung“ thematisiert, das in der vierten Teilstudie ihr negatives Komplement erhielt. Denn als zweites entscheidendes Moment analysierte ich als nächstes den öffentlichen, ganz überwiegend in deutscher Sprache ausgetragenen Streit um Gottscheds Predigtreformprogramm bzw. die „philosophische“ Predigt. Die hierfür im Anschluss an und in Analogie zu Martin Gierl vorausgesetzte These lautete, dass der Prozess der homiletischen Aufklärung sich wesentlich erst durch jenen Streit konstituiert habe, der um sie geführt wurde. Die Gegner des homiletischen Wolffianismus wurden in diesem Zusammenhang nach einer theologiegeschichtlich üblichen Differenzierung separat unter die Lupe genommen: die aristotelisch beeinflusste Spätorthodoxie, der von der „philosophia eclectica“ partiell beeinflusste Pietismus sowie die – ebenfalls „eklektisch“ eingestellte – sogenannte „Übergangstheologie“. In diesem Zusammenhang kamen in einem eigenen Teilkapitel auch

einige Gottsched-Kritiker aus den Reihen der 1737 gegründeten Universität Göttingen in den Blick, als deren profiliertester der heute in der Theologie- und der Kirchengeschichtsschreibung weithin vergessene Joachim Oporin angesehen werden kann. Die Analyse des ganz überwiegend mit Mitteln der Publizistik geführten Streits zeigte, dass sich entlang der Kampflinie verschiedene Positionen im innertheologischen Umgang mit dem Vernunftanspruch der Aufklärung organisierten, die in ihrer jeweiligen Argumentationslogik bis heute gängige Reaktionsmuster präfigurierten.

Im fünften und letzten Kapitel kam schließlich die Krise der „philosophischen“ Predigt um 1750 in den Blick, die in einen gesamtkulturellen Bedeutungsverlust der Wolffschen Philosophie eingebettet war. Dazu wandte ich mich zunächst der von Georg Friedrich Meier, dem Halleschen Philosophieprofessor, vorgeschlagenen Alternative zu, „ästhetisch“ zu predigen. Seine im Gefolge von Weiterentwicklungen der Erkenntnistheorie Wolffs stehende homiletische Konzeption war aber nur ein Ansatz der von mehreren Seiten gleichzeitig in Angriff genommenen Reformbemühungen, die allenthalben daraufzielten, rationalistische Engführungen der „philosophischen“ Predigt aufzubrechen. Eine stärker theologisch motivierte Alternative, die Konzeption der „moralischen“ Predigt, wie sie von Theologen wie August Friedrich Wilhelm Sack und Johann Joachim Spalding vertreten wurde, wies deshalb – trotz eigener ideengeschichtlicher Anschlussstellen – Gemeinsamkeiten mit Meiers Ansatz auf. Der bis dahin erreichte Grundkonsens der „philosophischen“ Predigt, nämlich die an Vernunftkriterien orientierte Verstandesaufklärung zur Voraussetzung eines primär intendierten Glaubensaffektes in der Predigt zu machen, wurde dabei jedoch zu keinem Zeitpunkt aufgeköndigt. Dies sollte erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Schleiermacher erfolgen. Rückblickend geurteilt, hat allerdings Gottscheds Auffassung, dass eine Predigt als Rede den „vernünftigen“ Regeln der antiken Rhetorik zu folgen habe, – eine Ansicht, die bei ihm gegen barockrhetorisches Geschmackempfinden gerichtet war – bis heute nichts an grundsätzlicher Plausibilität eingebüßt. So gesehen, beginnt in homiletikgeschichtlicher Perspektive mit Gottsched die Geschichte der modernen Predigt, für die er das erste Lehrbuch geschrieben hat.

Der **Physik-Preis 2008** wurde Herrn Thomas Pfohl, Basel und Göttingen, in Würdigung seiner bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten zur Beobachtung und Manipulation von Makromolekülen im Scherfluß auf Mikrometerskala verliehen.

Analyse, Manipulation und Aggregation von biologischen Makromolekülen im mikrofluidischen Scherfluss

THOMAS PFOHL

Die Manipulation, Kontrolle und Untersuchung kleinster Flüssigkeitsmengen im Bereich von Nano- und Picolitern haben aufgrund ihres großen Potentials in der Biotechnologie und der Biomedizin weites Interesse erweckt, wodurch in kürzester Zeit nicht nur viele Forschungsdisziplinen verbunden, sondern auch neue Forschungszweige erschlossen wurden. Die Fortschritte auf dem Gebiet der sogenannten Mikro- und Nanofluidik ermöglichen darüber hinaus neuartige Experimente zu grundlegenden Fragen in der Biophysik, der Physikalischen Chemie und in den Material-

wissenschaften¹. So spielen mikrofluidische Anwendungen eine bedeutende Rolle bei der Untersuchung molekularer Wechselwirkungen und chemischer Reaktionen. Sehr kleine Probenvolumina, kurze Reaktions-, Diffusions- und Mischzeiten sowie die Möglichkeit, einzelne (Makro-) Moleküle zu untersuchen, sind die besonders herauszuhebenden Vorteile dieser Methode. Abhängig von den zu untersuchenden Vorgängen bzw. Reaktionen und den experimentellen Techniken (z.B. optische und spektroskopische Mikroskopie, Röntgenstreuung, optische Fallen), verwenden wir unterschiedliche mikrofluidische Methoden, um die Systeme den experimentellen Anforderungen anzupassen. Bei den von uns untersuchten Reaktionssystemen handelt es sich typischerweise um wässrige Lösungen



Thomas Pfohl, Professor für Biophysikalische Chemie, Departement Chemie, Universität Basel, und Projektgruppenleiter am Max Planck-Institut für Dynamik und Selbstorganisation, Göttingen, Träger des Physik-Preises 2008

von biologischen Makromolekülen wie DNS oder Proteinen, um Zellbestandteile oder sogar ganze Zellen, deren typische Abmessungen mit den Kanaldimensionen des Mikroflusssystems vergleichbar sind. Da die räumliche Beschränkung aufgrund der mikroskopischen Dimensionen großen Einfluss auf die dynamischen Eigenschaften dieser biologischen „weichen“ Objekte besitzt, ist ein detailliertes Verständnis der Strömungsdynamik und des molekularen Transportes auf der Mikro- und der Nanometerskala notwendig. Viele Prozesse, die in lebenden Zellen ablaufen, beispielsweise der intrazelluläre Materialtransport durch das Proteinnetzwerk des Zellskeletts, beinhalten mehr oder weniger stark das Fließen komplexer Flüssigkeiten in Geometrien, deren charakteristische Längenskala der Größe der transportierten Moleküle vergleichbar ist.

Der charakteristische Fluss in mikrofluidischen Experimenten mit typisch erreichten Flussgeschwindigkeiten von wenigen mm/s fällt aufgrund der niedrigen Reynoldszahlen in das Regime der laminaren Strömung. Viskose Kräfte dominieren über Trägheitskräfte und lassen keine Turbulenz entstehen. In den langen und schmalen Geometrien der Mikrokanalsysteme bewegt sich die gesamte Flüssigkeit parallel zur örtlichen Orientierung der Kanalwände. Material- und Wärmetransport senkrecht zur Flussrichtung erfolgen im Wesentlichen durch Diffusion und Wärmeleitung^{1,2}.

Selbstassemblierungsprozesse im hydrodynamischen Fluss

Schon mikrofluidische Bauteile mit sehr einfachen Geometrien können für eine große Zahl von unterschiedlichen, sehr aussagekräftigen und grundlegenden Experimenten in der Bio- und der Polymerphysik genutzt werden. Ein ebenso interessantes wie einfaches Bauteil besteht aus zwei gekreuzten Kanälen. Diese Anordnung bietet die Möglichkeit, einen Flüssigkeitsstrahl in der Mikrokanalstruktur hydrodynamisch zu fokussieren, wodurch ein weites Experimentierfeld eröffnet wird³. Die Breite des hydrodynamisch fokussierten Strahls lässt sich durch das Verhältnis der Flussraten des Hauptkanals und der beiden Seitenkanäle gezielt einstellen und kann dadurch wesentlich schmäler werden als die tatsächliche Kanalbreite (siehe Abbildung 1). Mit dieser Anordnung können je nach den experimentell eingestellten Parametern sowohl Untersuchungen schneller Reaktionen bei Mischprozessen als auch Reaktionen in Konzentrationsgradienten durchgeführt werden. Die Lösungen beispielsweise mit unterschiedlichen reaktiven Substanzen fließen dabei beim Zusammenfluss laminar nebeneinander. An der Grenzfläche werden diese Substanzen durch molekulare Diffusion ver-

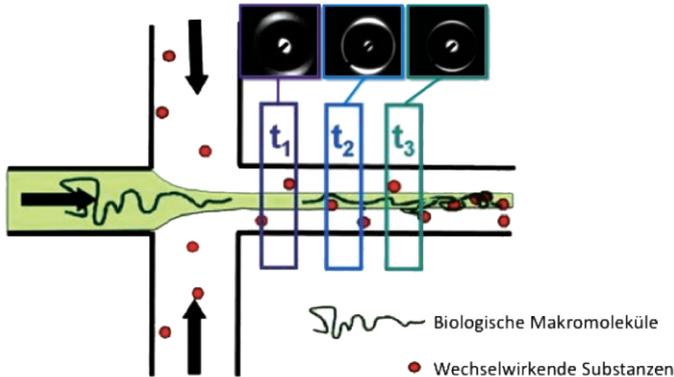


Abbildung 1: Untersuchung von DNS-Kondensation in einem Mikrofluidikbauteil mit hydrodynamischer Fokussierung. Schematischer Aufbau von orts- (\approx zeit-) aufgelösten Röntgendiffraktionsmessungen

mischt und dadurch mögliche Reaktionen zwischen den einzelnen Komponenten gestartet. Die Mischzeiten bzw. Gradienten können durch die Breite des fokussierten Strahls eingestellt werden. Bei einem kontinuierlichen Zufluss der Lösungen mit konstanter Zusammensetzung erreichen die Strömung, der Grad der Durchmischung und der Status der Reaktion einen quasistationären Zustand. Durch Messungen an mehreren, verschiedenen „flussabwärts“ gelegenen Orten kann die zeitliche Entwicklung oder die Konzentrationsabhängigkeit der Reaktion ermittelt werden⁴.

Mit Hilfe dieser Methodik ist es uns gelungen, die Wechselwirkungen zwischen DNS und Histonen (Proteine, die in Chromosomen u.a. für das dichte Packen der DNS verantwortlich sind) sowie die zwischen DNS und artifiziellen packungsinduzierenden Molekülen, Dendrimern, die als gleichmäßig geladene, bis zu 10nm große, kationische kugelförmige Moleküle beschrieben werden können, gezielt zu untersuchen^{5,6}.

Die Durchführung der Messungen im kontinuierlichen Fluss unter Ausnutzung hydrodynamischer Fokussierungseffekte gewährt einen kontrollierten und zeitaufgelösten Zugang zu den verschiedenen Stadien der Selbstassemblierungsprozesse. Dadurch können insbesondere transiente Zwischenstadien der Reaktion verfolgt und ein quantitatives Verständnis der Packungsmechanismen erzielt werden. Der hohe Grad an Kontrolle über die Größe und die Ladung der Dendrimere ermöglicht es, verschiedene DNS-Packungsszenarien gezielt einzustellen und im Detail zu analysieren. Die hydrodynamische Fokussierung führt darüber hinaus zu einer zusätz-

lichen Orientierung und Streckung der assemblierten Strukturen, die eine Charakterisierung und Analyse mit Messmethoden wie der Fluoreszenz-, der Polarisations-, der Ramanmikroskopie sowie der Röntgenkleinwinkelstreuung vereinfachen oder teilweise erst ermöglichen.

In weiteren Experimenten konnten wir durch die Generierung eines stabilen pH-Gradienten die dynamische Entwicklung der hierarchischen Organisation von Kollagenfibrillen auf der Nanometerskala analysieren⁷. Diese weitgehende Flexibilität an Experimenten zeigt das große Potential, das mikrofluidische Methoden zur Analyse der Dynamik von Selbstassemblierungs- und von Selbstorganisationsprozessen besitzen.

Einzelne Polymerfilamente im mikroskopischen Scherfluss

Aktin, ein Protein des intrazellulären Fasernetzwerks, das aufgrund seiner Steifheit zu den semiflexiblen Polymeren gezählt wird, stellt ein vorzügliches Modellfilament für Untersuchungen zum Einfluss geometrischer Einschränkung und zu mikroskopischen Strömungen dar⁸. Einzelne Aktinfilamente (~ 8 nm Durchmesser mit einer Länge von mehreren μm) lassen sich in zellenfreien Medien polymerisieren und können durch Fluoreszenzmarkierung direkt mit Hilfe der Fluoreszenzmikroskopie beobachtet werden. Da die Maschenweite von Netzwerken des Zellskeletts wie auch der zellenumgebenden Proteinmatrix im Bereich weniger Mikrometer liegt, ist die Mikrofluidik besonders geeignet, um einerseits das prinzipielle Verhalten von Einzelmolekülen, die von einem Geflecht aus Polymeren umgeben sind, und andererseits das Zusammenspiel und die Organisation der Netzwerkbestandteile zu charakterisieren⁹. Eine Analyse einzelner fluktuierender Filamente, deren Bewegung durch einschränkende Kanäle und Strömungsfelder beeinträchtigt ist, ermöglicht eine umfassende Beschreibung der mechanischen Systemeigenschaften^{8,10}.

Zur fluoreszenzmikroskopischen Abbildung von strömenden Filamenten in Mikrokanälen muss ein Aufbau mit stroboskopischer Laseranregung gewählt werden, um sehr kurze Belichtungsdauern zu erreichen, damit Filamentkonturen ohne „Verschmierungen“ visualisiert werden können¹¹. Im Vergleich zu den Untersuchungen der Filamente in einschränkenden Geometrien (Mikrokanal ohne Strömung) sorgt eine angelegte Strömung entweder für eine zusätzliche Streckung oder für eine Verbiegung der Filamente (siehe Abb. 2). Die Verstreckung oder Verbiegung der Filamente kann direkt auf die Strömungsfelder und den Scherfluss in den Mikrokanälen zurückgeführt werden. Mit zunehmender Geschwindigkeit nimmt

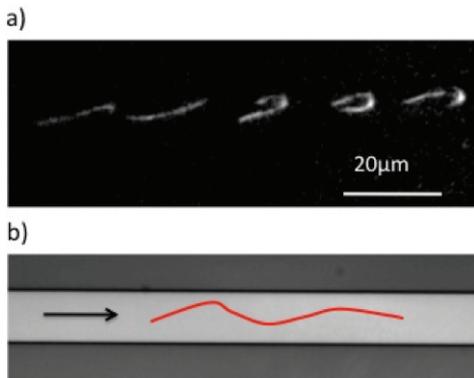


Abbildung 2: a) Stroboskopische Aufnahme von strömenden Aktinfilamenten in Mikrokanälen; b) Skizze des Versuchaufbaus

die Verstreckung der gestreckten Filamente zu, während der Biegeradius der gebogenen Filamente abnimmt. Zusätzlich können „taumelnde“ Filamente beobachtet werden, bei denen das eine Ende eines Filaments das andere Ende überholt. Diese unterschiedlichen Konformationen und Orientierungen haben direkten Einfluss auf die Häufigkeit, Filamente an bestimmten Kanalpositionen entlang einem Querschnitt zu finden. Die Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Schwerpunkte zeigen, dass die Filamente nicht gleichmäßig über die ganze Kanalbreite verteilt sind. In der Nähe der Kanalwände existieren deutliche Verarmungszonen. Bei hohen Flussgeschwindigkeiten bildet sich zusätzlich eine starke Verarmungszone in der Kanalmitte aus, und die meisten Filamente werden bei etwa Einviertel bzw. Dreiviertel der Kanalbreite gefunden. Diese stromlinienübergreifende Migration der Filamente lässt sich auf eine scherratenabhängige Segmentmobilität der Filamente in der Mikrokanalströmung zurückführen. Diese Experimente geben Einblicke nicht nur in die Physik der Polymere unter räumlicher Einschränkung und Scherfluss, die für Anwendungen in der Mikrofluidik sowie der Polymerherstellung und -bearbeitung eine wichtige Rolle spielen, sondern auch in biophysikalische Eigenschaften von Blut und dessen Bestandteilen beim Strömen durch Blutgefäße. So scheinen sich Trypanosomen, einzellige Erreger der Schlafkrankheit, durch hydrodynamische Wechselwirkungen im strömenden Blut gegen das Immunsystem des infizierten Säugertiers zu verteidigen¹², indem sie sich höchstwahrscheinlich selbst im Blutstrom nahe an den Blutgefäßwänden positionieren, um in einem weiteren Schritt der Infektion die Blut-Hirnschranke zu überwinden.

All diese Experimente führen nicht nur zu einer Erweiterung des fundamentalen Verständnisses der untersuchten biophysikalischen Systeme, sondern zeigen auch das Potential mikrofluidischer Techniken auf, umfassende Bereiche der Lebenswissenschaften weiter zu entwickeln.

Literatur

1. T. Pfohl, F. Mugele, R. Seemann, S. Herminghaus, *ChemPhysChem* **4**, 1291 (2003).
2. T.M. Squires and S.R. Quake, *Review of Modern Physics* **77**, 977 (2005).
3. J.B. Knight, A. Vishwanath, J.P. Brody, R.H. Austin, *Phys. Rev. Lett.* **1998**, 80, 3863.
4. H.M. Evans, R. Dootz, S. Köster, B. Struth, T. Pfohl, *Bulletin of the Polish Academy of Science – Technical Sciences* **55**, 217 (2007).
5. R. Dootz, A. Otten, S. Köster, B. Struth, T. Pfohl, „Evolution of DNA compaction in microchannels“, *Journal of Physics: Condensed Matter* **18**, S639-S652 (2006).
6. T. Pfohl, A. Otten, S. Köster, R. Dootz, B. Struth, H.M. Evans, *Biomacromolecules* **8**, 2167 (2007).
7. S. Köster, H.M. Evans, J.Y. Wong, T. Pfohl, *Biomacromolecules* **9**, 199 (2008).
8. S. Köster, J. Kierfeld, T. Pfohl, *European Physical Journal E* **25**, 439 (2008).
9. S. Köster and T. Pfohl, *Cell Motility and the Cytoskeleton* **66**, 771 (2009).
10. S. Köster, D. Steinhauser, T. Pfohl, *Journal of Physics: Condensed Matter* **17**, S4091 (2005).
11. D. Steinhauser, Dissertation, Georg-August-Universität, Göttingen, <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2008/steinhauser-/steinhauser.pdf> (2008).
12. M. Engstler, T. Pfohl, S. Herminghaus, M. Boshart, G. Wiegertjes, Niko Heddergott, P. Overath, *Cell* **131**, 505 (2007).

Die Preisträger des Berichtsjahres 2009

(Die Preisträgervorträge wurden in einer Plenarsitzung
am 20. November 2009 vorgetragen)

Der **Dannie-Heineman-Preis 2009** wurde Herrn Gerald F. Joyce, La Jolla, USA, in Anerkennung seiner Arbeit „Self-sustained Replication of an RNA Enzyme“ verliehen.

Self-sustained Evolution of RNA

GERALD F. JOYCE

Introduction

Living systems are characterized by several attributes, chief among which are self-replication, metabolic function, and the capacity to evolve. There is no agreed-upon definition of life¹, but most would regard a chemical system that undergoes Darwinian evolution without the aid of external evolved molecules as being at the threshold of life. Darwinian evolution provides the means to adapt to a changing environment, and generates a historical record of those adaptations as a lineage of genetic molecules. Replication of the genetic molecules must be supported by the conversion of high-energy starting materials to lower-energy products, and innovations such as compartmentalization and an increasingly sophisticated metabolism are likely to be necessary for the long-term survival of the system.

All life that is known to exist on Earth today, and all life for which there is evidence in the geological record, is based on DNA genomes and protein



Gerald F. Joyce, Departments of Chemistry and Molecular Biology and the Skaggs Institute for Chemical Biology, The Scripps Research Institute, La Jolla, CA 92037, USA
Dannie-Heineman-Preisträger 2009

enzymes. However, there are strong reasons to conclude that DNA- and protein-based life was preceded by a simpler form of life based primarily on RNA²⁻⁷. In that “RNA world”⁸, RNA enzymes would have been responsible for catalyzing the replication of RNA genomes, thus enabling the evolution of RNA-based function. Recent work in our laboratory has led to the development of RNA enzymes that catalyze their own replication and have a limited capacity to evolve⁹. These molecules do not yet have sufficient genetic complexity to invent novel function, but they can adapt existing function to particular environmental conditions.

Our current research activities are focused on expanding the complexity of the RNA-based evolving system so that it has the capacity for inventive Darwinian evolution. Efforts are being directed toward maximizing the genetic information capacity of the synthetic evolving system so that it can develop complex functions, as would be needed to persist in a changing environment. This work aims to broaden our view of the chemical nature of life and to provide an experimental system to study life in a highly simplified form.

From Ligase to Replicase

There are now many examples of *in vitro* evolved RNA enzymes that catalyze the RNA-templated joining of RNA substrates¹⁰⁻¹⁷. Some of these enzymes catalyze a single joining reaction (ligation), while others catalyze multiple successive joinings (polymerization). These reactions have special relevance to the origins of life because the underlying chemistry is similar to what would be required by an RNA replicase. For many years, experimental efforts have focused on attempting to convert an RNA ligase RNA enzyme to a polymerase, and ultimately to a replicase. In one especially notable example, the class I RNA ligase^{10,11} was converted to an RNA-dependent RNA polymerase that can extend an oligonucleotide primer by adding up to 20 successive NTPs¹⁸. This reaction is less general than first thought¹⁹, but may offer the opportunity for further improvement, and suggests approaches that could be applied to other RNA ligases.

RNA-catalyzed RNA ligation typically involves the RNA-templated joining of an oligonucleotide 3' hydroxyl and an oligonucleotide 5'-triphosphate, forming a 3',5'-phosphodiester linkage and releasing inorganic pyrophosphate. Efforts to convert a ligase to a polymerase usually involve replacing the oligonucleotide 5'-triphosphate substrate by successive NTPs. An alternative approach is to treat oligonucleotide substrates as “mono-

mers”, and attempt to progress from oligonucleotide ligation to oligonucleotide polymerization, and ultimately to RNA replication. There are two extreme versions of this alternative approach: one is to employ short oligonucleotides (2–6 residues) and require multiple successive oligonucleotide additions; the other is to employ long oligonucleotides (20–40 residues) and require only one or a few joining reactions to assemble a complete copy. The latter has recently been achieved in our laboratory, providing the first non-biological system that undergoes self-sustained exponential amplification⁹. This system also has been extended to allow for heritable mutation and survival of the fittest among a heterogeneous population of self-replicating RNAs.

The self-replicating RNA enzymes were derived from the “R3C” RNA ligase, developed previously in our laboratory¹⁵. This ligase has a simple three-way junction architecture, consisting of three stem-loops that are joined at a central location that contains the catalytic domain of the enzyme (Figure 1a). Nucleotides within the catalytic domain are highly conserved in sequence, but those within the pendant stem-loops are generic, as long as they form a stable duplex structure. Two of the stem-loop regions within the R3C ligase are involved in binding the RNA substrates. Because these regions are generic in sequence, they can be designed to accommodate two substrates (A and B) whose sequences correspond to the 5′ and 3′ portions, respectively, of the enzyme (E). When the substrates are ligated, they form another copy of the enzyme, allowing self-replication to occur (Figure 1b)²⁰. This reaction does indeed proceed autocatalytically and is not limited by product dissociation, but replication is slow and does not reach a high maximum extent.

The next step was to devise two ligase enzymes (E and E′) that catalyze each other’s synthesis from a total of four component substrates ($A' + B' \rightarrow E'$, catalyzed by E; and $A + B \rightarrow E$, catalyzed by E′)²¹. Compared to self-replication, cross-replication places fewer design constraints on the sequences of the replicating molecules. However, initial versions of the cross-replicating system also were inefficient and could barely generate as many new copies of the enzyme as were present at the start of the reaction. It thus became necessary to improve the rate and maximum extent of the cross-replicating RNA enzymes, which was accomplished using *in vitro* evolution⁹. The resulting optimized enzymes are able to achieve 100-fold amplification in 5 hours at a constant temperature of 42°C. Their replication can be continued indefinitely through a serial transfer procedure, in which a small aliquot is taken from a completed reaction mixture and transferred to a new reaction vessel that contains a fresh supply of substrates.

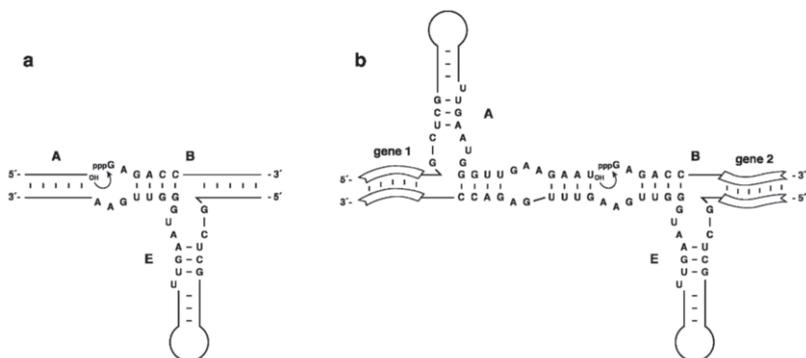


Figure 1: Standard and replicating forms of the R3C ligase RNA enzyme. **a**, The enzyme (E) adopts a three-way junction structure upon binding two substrates (A and B), which become ligated (curved arrow) to form the product. Nucleotides that are essential for catalytic function are shown. **b**, The self-replicating or cross-replicating enzyme ligates two substrates to yield a new copy of the enzyme or its cross-catalytic partner, respectively. Open boxes indicate the two genetic regions, which can have any complementary sequence.

Darwinian Evolution in a Synthetic Genetic System

Darwinian evolution requires many variants in a population, all of which can replicate, mutate, and compete for survival. This was achieved by constructing heterogeneous populations of cross-replicating RNA enzymes that undergo mutation through recombination, and selection based on their differential rates of replication⁹. Each enzyme contains two “genes”, represented by the two regions of complementary pairing between the enzyme and its substrates (Figure 1b). Each gene can have many possible alleles, and each allele encodes a corresponding trait, which is the functional domain that is covalently linked to the allele. Recombination of the two genes occurs due to occasional incorporation of a mismatched substrate, resulting in recombinant enzymes that also can cross-replicate. Over time, recombinants can give rise to other recombinants, as well as revert back to non-recombinants.

As a test case, a population of 12 different pairs of cross-replicating RNAs were constructed, each pair containing different genetic sequences within the two allelic regions that encoded different functional sequences within the corresponding catalytic domains⁹. Together the 12 pairs of cross-replicators had the potential to give rise to 132 pairs of recombinants. A +serial transfer experiment was carried out, starting with 0.1 μM each of

the 12 starting replicators and 5 μM each of the various substrates. The population was subjected to 20 successive rounds of 20-fold amplification and 20-fold dilution ($\sim 10^{26}$ -fold overall amplification) in a period of 100 hours. During this time novel recombinants arose and grew to dominate the population. Three recombinants in particular accounted for one-third of the evolved population. The basis for their selective advantage was shown to be their faster exponential growth rate in the complex mixture of substrates, and their propensity to support each other's production through preferred mutational pathways⁹.

Replication Contingent on Other Functions

Although replication efficiency is the ultimate measure of fitness, other traits can confer selective advantage through their indirect effect on replication. So too in a synthetic genetic system, reproductive fitness can be made contingent on the execution of other functions. The cross-replicating RNA enzymes contain three generic stem-loops, two that are committed to substrate binding and a third that can contain a functional domain (Figure 1b). The functional domain could be an RNA aptamer that binds a specific ligand or a catalyst that brings about a particular chemical transformation.

It is straightforward to install an aptamer domain within the central stem-loop of the replicating enzymes so that they undergo exponential amplification in the presence, but not the absence, of the corresponding ligand²². Similar "aptazymes" have been developed in the laboratory for non-replicating RNA enzymes^{23–30} and have been discovered within naturally occurring "riboswitches"³¹. Aptamers that specifically recognize either theophylline³² or FMN³³ were installed within either or both members of a pair of cross-replicating enzymes, causing exponential amplification to be dependent on the presence of the corresponding ligand (Figure 2)²². In the absence of the ligand the aptamer is unstructured and cannot support the active structure of the enzyme, while in the presence of the ligand the aptamer adopts a well-defined structure that stabilizes and therefore activates the adjacent catalytic domain. Furthermore, the exponential growth rate of the cross-replicating aptazymes depends on the concentration of the ligand relative to the K_d of the aptamer domain. This provides a way for the replicators to sense the concentration of the ligand in their environment and to reflect this behavior in their reproductive fitness.

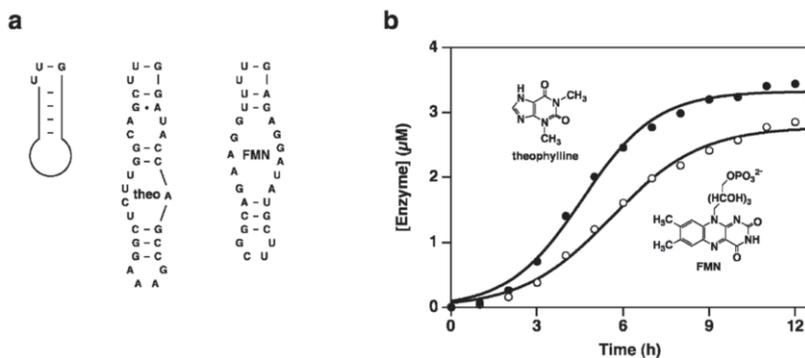


Figure 2: Ligand-dependent exponential amplification of RNA. **a**. The central stem-loop of the cross-replicating enzyme (*left*) was replaced by an aptamer domain that binds either theophylline (*center*) or flavin mononucleotide (*right*). **b**. Enzymes that contain either the theophylline aptamer (•) or FMN aptamer (○) undergo amplification in the presence (but not the absence) of 5 mM theophylline or FMN, respectively.

Information Capacity of the Synthetic Evolving System

The synthetic genetic system based on cross-replicating RNA enzymes has many of the properties of a living system, but thus far lacks the capacity for inventive Darwinian evolution. Genetic information within the system is represented by two regions of base pairing between the E and E' enzymes of 7–8 nucleotides each. The sequence diversity available to the system is meager, limited to the $n \times m$ combinations of the two genetic loci. Sequence diversity in biology is much greater due to the 4^n possible combinations for a nucleic acid genome of length n . In the work described above, n and m both were chosen to be 12, resulting in 144 possible cross-replicating pairs. In principle, n and m each could be much larger, both on the order of 10^4 – 10^5 , giving 10^8 – 10^{10} possible combinations. However, not all of these potential genotypes would be discriminated with high fidelity, especially those that involve subtle differences in sequence. In addition, it would be difficult for any replicator to find its corresponding substrates among a mixture of tens of thousands of potential substrates.

Current studies aim to maximize the information capacity of the synthetic genetic system so that it can provide the basis for the discovery of novel function. These efforts involve constructing populations of varying complexity, for example, randomizing three, four, or five nucleotides within each of the two allelic regions to give 64×64 , 256×256 , or $1,024 \times 1,024$ possible combinations. The various populations of enzymes will be allowed

to undergo self-sustained amplification. Sources of infidelity will be identified, perhaps indicating genetic sequences that are difficult to discriminate and should be excluded from the population.

It should be possible to maintain evolving populations with a complexity of at least 10^4 distinct replicators, and possibly as many as 10^7 . Preliminary studies employing a population of 4,096 cross-replicators (64×64 combinations, all with the wild-type catalytic domain) demonstrated exponential growth starting from the initial combinatorial library, with 10-fold overall amplification in 7 hours. A serial transfer experiment was carried out involving six successive rounds of 10-fold amplification, starting with 0.2 nM of each E and E' enzyme, and employing 0.6 μM of each A, A', B, and B' substrate throughout the experiment (Figure 3). The K_m of the enzyme for the A or A' substrate is $\sim 0.4 \mu\text{M}$ and for the B or B' substrate is $\sim 0.05 \mu\text{M}$. Thus, in the complex mixture of 4,096 cross-replicators and their respective substrates, each enzyme is operating under near-saturating conditions with regard to its matching A or A' substrate and under saturating conditions with regard to its matching B or B' substrate, even though the matching substrates comprise only a small fraction of the total pool.

Despite the much higher concentration of non-matching compared to matching substrates, the kinetic properties of the enzyme may allow fine discrimination within the complex mixture. This is because the dissociation

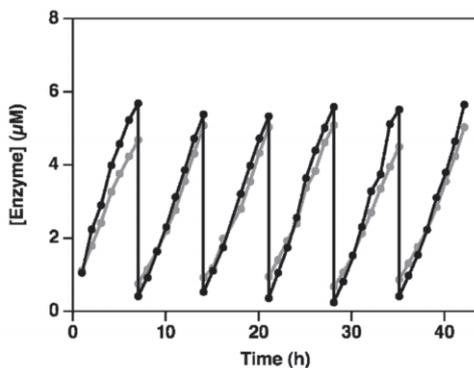


Figure 3: Self-sustained amplification of a population of 4,096 cross-replicating RNA enzymes. A serial transfer experiment was carried out, allowing ~ 10 -fold amplification before transferring 1/10th of the mixture to a new reaction vessel that contained a fresh supply of substrates. The aggregate yield of E (black) and E' (gray) was measured at frequent intervals. Reaction conditions: 0.2 nM each starting E and E', 0.6 μM each substrate, 25 mM MgCl_2 , pH 8.5, 42°C.

rate of the enzyme-substrate complex is estimated to be $\sim 100 \text{ min}^{-1}$ (based on a K_d of $\sim 10^{-7} \text{ M}$ and duplex association rate of $\sim 10^9 \text{ M}^{-1} \text{ min}^{-1}$), while the catalytic rate is $\sim 1 \text{ min}^{-1}$. Thus, even for matched substrates, there is repeated sampling of the substrates before each ligation event. This could provide a kinetic proofreading mechanism that would discriminate against mismatched substrates, which are expected to have an even faster dissociation rate.

The maximum genetic complexity of the evolving population will determine the degree of functional sophistication that can be achieved within the system. Some of the simplest functions that might be attained involve ligand recognition, especially if the ligand is a compound that binds readily to RNA. There also are some nucleic-acid-catalyzed reactions, such as the divalent-metal-dependent cleavage of an RNA phosphodiester or the joining of activated oligonucleotides, that require only a low level of catalytic sophistication and likely could be brought about by a small catalytic motif. More complex functions will necessitate some means to provide much greater genetic complexity within the evolving system, for example, by requiring multiple ligation events to assemble a complete copy of the enzyme. Ultimately, the system should have the capacity to evolve functions as sophisticated as the replicase itself and to support an RNA-based metabolism. This would amount to the reinvention of the RNA world in the laboratory.

Acknowledgments. I am grateful to Tracey Lincoln for her dedicated efforts toward achieving the self-sustained replication of RNA, and to Michael Robertson for his studies involving increasingly complex populations of replicating RNAs. This work was supported by NASA grant NNX07AJ23G, NIH grant R01GM065130, and NSF grant MCB-0614614.

References

1. Cleland, C.E. & Chyba, C.F. (2002) Defining 'life'. *Orig. Life Evol. Biosph.* **32**, 387–393.
2. Woese, C. (1967) *The Genetic Code*. Harper & Row, New York, pp. 179–195.
3. Crick, F.H.C. (1968) The origin of the genetic code. *J. Mol. Biol.* **38**, 367–379.
4. Orgel, L.E. (1968) Evolution of the genetic apparatus. *J. Mol. Biol.* **38**, 381–393.
5. Joyce, G.F. (1989) RNA evolution and the origins of life. *Nature* **338**, 217–224.
6. Steitz, T.A. & Moore, P.B. (2003) RNA, the first macromolecular catalyst: the ribosome is a ribozyme. *Trends Biochem. Sci.* **28**, 411–418.
7. Orgel, L.E. (2004) Prebiotic chemistry and the origin of the RNA world. *Crit. Rev. Biochem. Mol. Biol.* **39**, 99–123.
8. Gilbert, W. (1986) The RNA world. *Nature* **319**, 618.

9. Lincoln, T.A. & Joyce, G.F. (2009) Self-sustained replication of an RNA enzyme. *Science* **323**, 1229–1232.
10. Bartel, D.P. & Szostak, J.W. (1993) Isolation of new ribozymes from a large pool of random sequences. *Science* **261**, 1411–1418.
11. Eklund, E.H., Szostak, J.W. & Bartel, D.P. (1995) Structurally complex and highly active RNA ligases derived from random RNA sequences. *Science* **269**, 364–370.
12. Hager, A.J. & Szostak, J.W. (1997) Isolation of novel ribozymes that ligate AMP-activated RNA substrates. *Chem. Biol.* **4**, 607–617.
13. Robertson, M.P. & Ellington, A.D. (1999) *In vitro* selection of an allosteric ribozyme that transduces analytes into amplicons. *Nature Biotechnol.* **17**, 62–66.
14. Jaeger, L., Wright, M.C. & Joyce, G.F. (1999) A complex ligase ribozyme evolved *in vitro* from a group I ribozyme domain. *Proc. Natl. Acad. Sci. USA* **96**, 14712–14717.
15. Rogers, J. & Joyce, G.F. (2001) The effect of cytidine on the structure and function of an RNA ligase ribozyme. *RNA* **7**, 395–404.
16. Ikawa, Y., Tsuda, K., Matsumura, S. & Inoue, T. (2004) *De novo* synthesis and development of an RNA enzyme. *Proc. Natl. Acad. Sci. USA* **101**, 13750–13755.
17. Fujita, Y., Furuta, H. & Ikawa, Y. (2009) Tailoring RNA modular units on a common scaffold: a modular ribozyme with a catalytic unit for b-nicotinamide mononucleotide-activated RNA ligation. *RNA* **15**, 877–888.
18. Johnston, W.K., Unrau, P.J., Lawrence, M.S., Glasner, M.E. & Bartel, D.P. (2001) RNA-catalyzed RNA polymerization: accurate and general RNA-templated primer extension. *Science* **292**, 1319–1325.
19. Zaher, H.S. & Unrau, P.J. (2007) Selection of an improved RNA polymerase ribozyme with superior extension and fidelity. *RNA* **13**, 1017–1026.
20. Paul, N. & Joyce, G.F. (2002) A self-replicating ligase ribozyme. *Proc. Natl. Acad. Sci. USA* **99**, 12733–12740.
21. Kim, D.-E. & Joyce, G.F. (2004) Cross-catalytic replication of an RNA ligase ribozyme. *Chem. Biol.* **11**, 1505–1512.
22. Lam, B.J. & Joyce, G.F. (2009) Autocatalytic aptazymes enable ligand-dependent exponential amplification of RNA. *Nature Biotechnol.* **27**, 288–292.
23. Tang, J. & Breaker, R.R. (1997) Rational design of allosteric ribozymes. *Chem. Biol.* **4**, 453–459.
24. Soukup, G.A. & Breaker, R.R. (1999) Engineering precision RNA molecular switches. *Proc. Natl. Acad. Sci. USA* **96**, 3584–3589.
25. Koizumi, M., Soukup, G.A., Kerr, J.N.Q. & Breaker, R.R. (1999) Allosteric selection of ribozymes that respond to the second messengers cGMP and cAMP. *Nature Struct. Biol.* **6**, 1062–1071.
26. Robertson, M.P. & Ellington, A.D. (2000) Design and optimization of effector-activated ribozyme ligases. *Nucleic Acids Res.* **28**, 1751–1759.
27. Seetharaman, S., Zivarts, M., Sudarsan, N. & Breaker, R.R. (2001) Immobilized RNA switches for the analysis of complex chemical and biological mixtures. *Nature Biotechnol.* **19**, 336–341.
28. Robertson, M.P. & Ellington, A.D. (2001) *In vitro* selection of nucleoprotein enzymes. *Nature Biotechnol.* **19**, 650–655.

29. Hartig, J.S., Najafi-Shoushtari, S.N., Grüne, I., Yan, A., Ellington, A.D. & Famulok, M. (2002) Protein-dependent ribozymes report molecular interactions in real time. *Nature Biotechnol.* **20**, 717–722.
30. Vaish, N.K., Dong, F., Andrews, L., Schweppe, R.E., Ahn, N.G., Blatt, L. & Seiwert, S.D. (2002) Monitoring post-translational modification of proteins with allosteric ribozymes. *Nature Biotechnol.* **20**, 810–815.
31. Winkler, W.C., Nahvi, A., Roth, A., Collins, J.A. & Breaker, R.R. (2004) Control of gene expression by a natural metabolite-responsive ribozyme. *Nature* **428**, 281–286.
32. Jenison, R.D., Gill, S.C., Pardi, A. & Polisky, B. (1994) High-resolution molecular discrimination by RNA. *Science* **263**, 1425–1429.
33. Burgstaller, P. & Famulok, M. (1994) Isolation of RNA aptamers for biological cofactors by *in vitro* selection. *Angew. Chemie* **33**, 1084–1087.

Der Preis für Geisteswissenschaften 2009 wurde Frau Kerstin Brückweh, London, für ihr Buch „Mordlust. Serienmorde, Gewalt und Emotionen im 20. Jahrhundert“ verliehen.

Gewalt und Emotionen machen Geschichte(n). Serienmorde in vier Kapiteln deutscher Vergangenheit

KERSTIN BRÜCKWEH

„Ein solches Schwein wie Sie habe ich überhaupt noch nicht gesehen“¹. Diesen Satz richtete im Jahr 1924 ein psychiatrischer Gutachter an einen Sexualmörder. Aussagen wie diese haben mich während meiner Arbeit immer wieder irritiert; vermutlich auch deshalb – und mit diesem Bekenntnis möchte ich meinen Vortrag beginnen –, weil mich Serienmörder überhaupt nicht interessieren. Was mich interessiert, ist vielmehr das Zusammenspiel von Experten, Praktikern, Öffentlichkeiten und Medien im 20. Jahrhundert. Am Anfang meiner Arbeit stand die Frage: Wie werden wissenschaftliche Erkenntnisse popularisiert, und wie wirken mediale Repräsentationen auf die Wissensproduktion von Experten?² Ein ideales



Kerstin Brückweh, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Institut in London, Trägerin des Preises für Geisteswissenschaften 2009

Untersuchungsfeld bietet die Kriminalität, die, wie es der Historiker Gerd Schwerhoff festgestellt hat, zu den „Obsessionen der modernen Gesellschaft“ gehört³. Insbesondere an der Faszination, die von einzelnen außergewöhnlichen Verbrechen für große Bevölkerungsteile auszugehen

¹ Schultze, Ernst, Psychiatrische Gespräche. Gespräche in Göttingen. 18. August bis 25. September 1924, in: Pozsár, Christine/ Farin, Michael (Hg.), Die Haarmann Protokolle, Reinbek 1995, S. 207–461, hier S. 242. Kursiv im Original. Das Buch enthält eine Materialsammlung der Akten aus dem Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv.

² Zu ähnlichen Fragen siehe Kretschman, Carsten, Einleitung: Wissenspopularisierung – ein altes, neues Forschungsfeld, in: Ders. (Hg.), Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel, Berlin 2003, S. 7–21. Siehe darin auch den Beitrag von Thomas Kailer „Werwölfe, Triebtäter, minderwertige Psychopathen. Bedingungen von Wissenspopularisierung“, S. 323–359.

scheint, zeigt sich, dass außeralltägliche Kriminalgeschichten tiefe Einblicke in eine alltägliche „Normalität“, also in Vorstellungswelten, Normgefüge und Beziehungsnetze, zulassen⁴.

Unter diesen Verbrechen haben Serienmörder eine besondere Stellung. Vor allem Seriensexualmorde an Kindern riefen im 20. Jahrhundert besondere Empörung hervor und wurden in den Medien vielfach thematisiert. Unter dem Gesichtspunkt ihrer kriminalstatistischen Häufigkeit haben Serienmörder allerdings keine Bedeutung. Genau dieser Diskrepanz zwischen medialer Vielfalt und geringer kriminalstatistischer Relevanz sollte in meiner Arbeit auf den Grund gegangen werden. Die Mordlust, darauf spielt der Titel meines Buches an⁵, ist somit eine doppelte: die der Täter und die der Gesellschaft. Wie hat sich der wissenschaftliche, soziale und kulturelle Umgang mit Serienmördern im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert? Zur Beantwortung der Frage stellten sich Emotionen und Gewalt als die grundlegenden analytischen Zugriffe heraus, mit denen sich die Handlungsmotivationen und -formen sowie die Erfahrungen der unterschiedlichen historischen Akteure systematisieren ließen.

Damit habe ich die drei zentralen Begriffe meines Buchtitels – Mordlust, Emotionen und Gewalt – vorgestellt, Ihnen aber immer noch nichts über die Serienmorde verraten, die auch in meinem Titel vorkommen. Und das ist Absicht; denn ein Großteil des Wissens, das über Serienmörder im Umlauf ist, konzentriert sich auf die Täter – und zwar zumeist aus der Perspektive von Kriminalisten, die den unbekanntem Täter suchen⁶. Das alltägliche soziale Umfeld der Sexualtäter kommt hingegen nur nachträglich in

³ Schwerhoff, Gerd, Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung, Tübingen 1999, S. 10.

⁴ Vgl. ebd. Die Überlegung, von der Außergewöhnlichkeit auf die angebliche gesellschaftliche Normalität zu schließen, ist durch Foucault geprägt. Siehe auch die Arbeiten von Christoph Nonn und Helmut Walser Smith, die einen einzigen Mordfall ins Zentrum rücken und daraus Aussagen über den Zusammenhang von Mentalitäten, Gerüchten und Antisemitismus treffen können. Nonn, Christoph, Eine Stadt sucht einen Mörder. Gerücht, Gewalt und Antisemitismus im Kaiserreich, Göttingen 2002. Smith, Helmut Walser, Die Geschichte des Schlachters. Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt, Göttingen 2002.

⁵ Brückweh, Kerstin, Mordlust. Serienmorde, Gewalt und Emotionen im 20. Jahrhundert, Frankfurt/New York 2006.

⁶ Siehe zum Beispiel die Bücher von Kriminalisten und Kriminalbiologen: Harbort, Stephan, Das Hannibal-Syndrom. Phänomen Serienmord, Leipzig 2001. Ders., Mörderisches Profil. Phänomen Serientäter, München 2004. Benecke, Mark, ‚Mordmethoden‘. Ermittlungen des bekanntesten Kriminalbiologen der Welt, Bergisch Gladbach 2002. Kritisch zum Buch von Benecke z.B. Vec, Miloš, Der Mensch als Gummistiefeltier. Mordmethoden: Mark Benecke erzählt über das Böse in uns, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. Dezember 2002. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive zur Geschichte der Kriminalistik siehe zum Beispiel Becker, Peter, Dem Täter auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminalistik, Darmstadt 2005. Vec, Miloš, Die Spur des Täters. Methoden der Identifikation in der Kriminalistik, Baden-Baden 2002.

den Blick⁷. Zudem gibt es in der Tradition der Pitavals Zusammenstellungen von Serienmordfällen aus verschiedensten Epochen, in denen die Täter häufig losgelöst vom historischen Kontext erscheinen⁸. Serienmörder – so verfestigte sich mein Lektüreindruck – sind demnach das personifizierte Böse, das unabhängig von der konkreten historischen Situation auftritt⁹. Diesem ahistorischen Bild wollte ich auf die Spur kommen und habe mich deshalb in meiner Fallauswahl von zwei Annahmen leiten lassen: Es sollten erstens Fälle sein, die einen Vergleich zwischen der Weimarer Republik, dem nationalsozialistischen Deutschland, der Bundesrepublik und der DDR ermöglichten, denn der Umgang mit Serienmördern – so meine Annahme – ist immer zeit- und systemspezifisch. Die Historisierung des Phänomens Serienmord sollte sich zweitens nicht auf Polizei und Gericht, Mediendarstellungen und Sachverständige beschränken, sondern auch das unmittelbare soziale Umfeld der Täter und die Reaktionen von Medienrezipienten einbeziehen, um die Dynamik zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen einzufangen. Erkenntnisleitend war dabei die These, dass die Intensität der Gewalterfahrung einen Einfluss auf den Umgang mit Sexualtätern haben müsse. Das heißt, die direkte Gewalterfahrung der Opfer mit ihren körperlichen und psychischen Verletzungen bewirkte eine andere Auseinandersetzung mit dem Täter als die indirekte, nur über Medien vermittelte Rezeption von Zeitungslesern, Fernsehzuschauern und Radiohörern. Verbunden wurden diese beiden Extremperspektiven über den Gerichtsprozess, zu dem die Auswahl der Gutachter und die Vollstreckung der Urteile gehört – verbunden deshalb, weil diese Akteure zwar nicht die Gewalt erfahren haben, dafür aber mit den Opfern und den Tätern in direkten Kontakt gekommen sind.

⁷ Diese Aussage trifft auch auf einen weiteren Bereich zu, in dem Studien oder Aufsätze vorliegen: die Repräsentationen von Serienmördern in Medien. Vgl. zum Beispiel den ausgezeichneten Aufsatz von Susanne Regener, *Mediale Transformationen eines (vermeintlichen) Serienmörders. Der Fall Bruno Lüdke*, in: *Kriminologisches Journal* 33 (2001) 1, S. 7–27; oder: Tatar, Maria, *Lustmord. Sexual Murder in Weimar Germany*, Princeton 1995.

⁸ Siehe stellvertretend Murakami, Julia und Peter, *Lexikon der Serienmörder. 450 Fallstudien einer pathologischen Tötungsart*, München 2000.

⁹ Sicherlich gibt es auch auch Sammelbände und Studien, die einen differenzierteren Blick einnehmen, so z.B. Linder, Joachim/Ort, Claus-Michael, *Zur sozialen Konstruktion der Übertretung und zu ihren Repräsentationen im 20. Jahrhundert*, in: Dies. (Hg.), *Verbrechen – Justiz – Medien. Konstellationen in Deutschland von 1900 bis zur Gegenwart*, Tübingen 1999, S. 3–80. Robertz, Frank J./Thomas, Alexandra (Hg.), *Serienmord. Kriminologische und kulturwissenschaftliche Skizzierungen eines ungeheuerlichen Phänomens*, München 2004. Seltzer, Mark, *Serial Killers. Death and Life in America's Wound Culture*, London/ New York 1998. Walkowitz, Judith R., *City of Dreadful Delight. Narratives of Sexual Danger in Late-Victorian London*, Chicago 1992. Für einen Forschungsüberblick siehe Brückweh, *Mordlust*, S. 16–22.

Vor diesem Hintergrund haben sich die folgenden vier sexuell motivierten Serienmörder als Untersuchungsbeispiele ergeben: Friedrich Haarmann (1879–1925) als Beispiel für die Weimarer Republik, Adolf Seefeld(t)¹⁰ (1870–1936) für die Zeit des Nationalsozialismus, Jürgen Bartsch (1946–1976) für die Bundesrepublik der 1960er- und der 1970er-Jahre sowie Erwin Hagedorn (1952–1972) für die Deutsche Demokratische Republik derselben Zeit. Gemeinsam ist allen vier Tätern, dass die Öffentlichkeit äußerst emotional auf sie reagierte. Alle vier missbrauchten über Jahre hinweg Jungen bzw. Jugendliche und ermordeten einige ihrer Opfer¹¹.

Nachdem ich Ihnen bisher die konzeptionellen Annahmen meiner Arbeit vorgestellt habe, will ich Sie nun mit einigen Ergebnissen bekanntmachen. Da die Zeit knapp ist, präsentiere ich Ihnen das, was mich selbst am meisten überrascht oder gefordert hat.

1.

Im sozialen Nahraum der Täter wurde zumeist versucht, die Gewaltakte ohne Todesfolge zu normalisieren, wohingegen die Suche nach dem unbekanntem Sexualmörder durch Dämonisierungstendenzen gekennzeichnet war. Das Ergebnis dieser Normalisierungs- und Dämonisierungsvorgänge war die Bildung des Stereotyps „fremder Sexualtäter“.

Lassen Sie mich dies erklären: „Die meisten sadistischen Sexualverbrecher [...] verstecken sich hinter dem Auftreten und Aussehen von Biedermännern. Nach ihren entsetzlichen Taten verwandeln sie sich wieder in unauffällige Bürger. Das macht es so schwierig, den Sexualmörder zu entlarven“¹². Diese Aussage eines Kriminalschriftstellers gibt einen weit-

¹⁰ Der Name ist in den Quellen nicht einheitlich, teilweise lautet er Seefeldt, teilweise Seefeld.

¹¹ Während Seefeld und Haarmann bereits über sechzig bzw. vierzig Jahre alt waren und auf Gefängnisstrafen und ein langes Vorstrafenregister zurückblickten, waren Bartsch und Hagedorn noch jugendlich, als sie die ersten Morde begingen. Bartsch, Hagedorn und Seefeld missbrauchten und töteten Jungen, wohingegen Haarmanns Opfer bereits jugendlich waren. Das ermöglichte Aussagen darüber, inwieweit das Alter der Opfer Einfluss auf die Behandlung und Rezeption der Fälle hatte (Stichwort: Wandel der strafrechtlichen Verfolgung von Homosexualität). Die vier Fallbeispiele wurden auch deshalb ausgewählt, weil die Gutachter die Täter häufig miteinander in Beziehung brachten. Außerdem standen in der historischen Forschung lange vor allem Frauen oder Mädchen als Opfer sexueller Gewalt im Vordergrund, Jungen wurden meistens vernachlässigt. Siehe z.B. Hommen, Tanja, Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich, Frankfurt a.M./New York 1999. Künzel, Christine (Hg.), Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute, Frankfurt a.M. 2003.

¹² Schaeffer, Max Pierre, Der Triebtäter. Lustmörder vor Gericht. Von Haarmann bis Bartsch, München 1970, S. 12.

verbreiteten Trugschluss wieder. Der sozial vollständig angepasste fremde Sexualtäter existierte weder in der Weimarer Republik, noch im Nationalsozialismus oder in der Bundesrepublik und genausowenig in der DDR. Sexualtäter fielen in ihrem sozialen und familiären Umfeld schon vor der Verhaftung auf und waren häufig bereits durch gewalthafte und sexuell konnotierte Übergriffe auf andere Kinder bekannt geworden. So spielte Erwin Hagedorn gerne in der sog. „Folterecke“ mit den Nachbarskindern. „Wenn Erwin gefoltert hat, dann hat das sehr wehgetan“, berichtet später ein Nachbarsjunge¹³. Trotzdem erzählten die Kinder zumeist niemandem etwas, es sei denn, es war zu sichtbaren Verletzungen gekommen. Auch die Mitropakolleginnen von Erwin Hagedorn hatten erlebt, dass Erwin gerne Tiere quälte und brutale Späße mit ihnen machte¹⁴. Nur wenn die Sexualtäter dieselben Kinder mehrfach missbrauchten, sprachen die Betroffenen mit ihren Eltern. Grundsätzlich deutete das nahe Umfeld die Taten als tolerierbares Spiel im Grenzbereich von Sittlichkeit und Legalität und wandte sich selten an die Polizei. Wenn in der folgenden Zeit, das heißt im Gerichtsprozess und in der Berichterstattung, von Opfern gesprochen wurde, waren damit fast nie die Opfer gemeint, die den Missbrauch überlebt hatten, sondern die getöteten Kinder. Denn für die getöteten Opfer traf das Stereotyp des fremden Sexualtäters zu: Da die Täter durch Gewalt- und Missbrauchsfälle in ihrem sozialen Nahraum aufgefallen waren, trauten sie sich nicht, ihre Mordopfer aus diesem Personenkreis auszuwählen, denn die Gefahr der Entdeckung wäre zu groß gewesen¹⁵. In den Worten des Historikers Wolfgang Benz benötigt jedes Vorurteil sein „Körnchen Wahrheit“, damit es seine breite Wirksamkeit entfalten kann¹⁶. Der Seriensexualmörder wird in vielen Beiträgen als Prototyp des in den meisten Fällen nicht mordenden Sexualtäters gehandelt. Der Seriensexualmörder liefert somit das „Körnchen Wahrheit“, das für den Aufbau des Feindbildes Sexualtäter notwendig ist.

¹³ Staatsanwaltschaft Frankfurt/Oder, Strafsache Hagedorn 131–51–71, Akte VII/1971, Vernehmung Ulf Bremer (Name geändert), 3.12.1971, Bl. 722–728.

¹⁴ Ebd., Akte IX/1971, Befragung W. Busse, Mitropageschäftsführerin, Bl. 1046–1047.

¹⁵ „Außerdem tuschelten die Nachbarskinder schon über ihn“, hieß es im Urteil gegen Jürgen Bartsch 1971 zu diesem Thema. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Zweigarchiv Schloß Kalkum (hiernach: NRW HStA), Staatsanwaltschaft Wuppertal (Elberfeld), Gerichte Rep. 240, Nr. 230, Urteil des Landgerichts Düsseldorf, 6.4.1971, Bl. 39.

¹⁶ Benz, Wolfgang, Feindbild und Vorurteil. Beiträge über Ausgrenzung und Verfolgung, München 1996, S. 11–12.

2.

Aufgrund der enormen Medienöffentlichkeit boten sich die Sexualmordprozesse dafür an, die Professionalität, Wissenschaftlichkeit und Überlegenheit einzelner Fachdisziplinen unter Beweis zu stellen. Zugleich wurden zu den verschiedenen Zeiten die Grenzen der wissenschaftlichen Erklärungssysteme sichtbar.

Während in der nationalsozialistischen Diktatur zwar ausführlich über Seefeld berichtet wurde, bestanden aber, ebenso wie bei Hagedorn in der DDR, Weisungsgebundenheit und Einschränkung der Fachöffentlichkeit. In den demokratischen Gesellschaftsformen der Weimarer Republik und der Bundesrepublik hingegen boten sich die Prozesse dafür an, die Kompetenzen von Experten und die Professionalisierungsgrade von Disziplinen auszuhandeln. Signifikant ist der folgende Ausschnitt aus einem Schreiben des Oberstaatsanwalts im Bartsch-Prozess:

„Es scheint angebracht, darauf hinzuweisen, daß es sich vorliegend um ein Strafverfahren handelt und nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Psychiatern, Psychologen, Sexualwissenschaftlern und Genetikern, die das Gericht entscheiden soll. [...] Wenn alle die einschlägigen Wissenschaftler, die bereit sind, in diesem Strafverfahren als Gutachter aufzutreten, auch als Sachverständige durch das Gericht berufen würden, so wäre ein Ende des Verfahrens nicht abzusehen“¹⁷.

Unter den Gutachtern für die Frage der Zurechnungsfähigkeit waren Ärzte vorherrschend. Aussagen von Psychologen zu dieser Frage waren erst im zweiten Bartsch- und im Hagedorn-Prozess, also 1971 bzw. 1972, erwünscht¹⁸. Die medizinische Ausbildung war demnach bis weit ins 20. Jahrhundert das legitimierende Merkmal für die Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit¹⁹. In diesen besonderen, da im Interesse der Medien- und der Fachöffentlichkeiten stehenden Prozessen ging es um die Profilierung und Etablierung der eigenen Person als Experte bzw. um die Angst, diesen Status durch andere eventuell als plausibler angesehene Erklärungsangebote

¹⁷ NRW HStA, Staatsanwaltschaft Wuppertal (Elberfeld), Gerichte Rep. 240, Nr. 216, Oberstaatsanwalt Heydenreich, Schreiben an das Landgericht Düsseldorf Eingangsstempel 17. Juli 1970), Bl. 1–3.

¹⁸ Die Expertise von Psychologen wurde auch schon vorher abgefragt, allerdings nicht für die Frage der Zurechnungsfähigkeit, sondern für die Begutachtung der Glaubwürdigkeit von Zeugen. Siehe dazu auch Theodor Lessings Argumentation im Fall Haarmann: Brückweh, *Mordlust*, S. 129–147.

¹⁹ Selbst die Psychoanalytiker und Sexualwissenschaftler, die im zweiten Bartsch-Prozess 1971 gehört wurden, waren nicht zuletzt aufgrund ihrer medizinischen Ausbildung ausgewählt worden. Vgl. Brückweh, *Mordlust*, Kapitel 3: Expertise und Kompetenz.

zu verlieren. So äußerten sich die Gutachter im ersten Prozess gegen Jürgen Bartsch einerseits explizit betroffen²⁰, schlugen aber andererseits keine anderen Experten vor.

3.

Seriensexualmörder sind mit den Worten von Howard S. Becker die „wahren Außenseiter“ der Gesellschaft, die nur selten das Mitgefühl der Zeitgenossen erwerben können²¹. Gerade an Ausnahmefällen wie mehrfach straffällig gewordenen Sexualmördern lässt sich deshalb dann die Stabilität und das Funktionieren eines Rechtsstaats erkennen, wenn trotzdem ein faires Verfahren gewährleistet wird.

Nach der Festlegung der Disziplinen formulierten die ausgewählten Experten ihre Gutachten, wobei sich in allen Fällen eine Pathologisierungstendenz offenbarte. Zu pathologisieren barg aber zugleich die „Gefahr“, dass die Täter für nicht zurechnungsfähig erklärt und dementsprechend bestraft werden mussten. Darüber sollte das Urteil entscheiden. Nach der Lektüre der Urteile war ich – gelinde gesagt – erschrocken, denn auf den ersten Blick erschien die nationalsozialistische Urteilsbegründung zu Seefeld in ihrer Argumentation am plausibelsten und die zu Bartsch im zweiten Prozess, die auch als Meilenstein in der Rechtssprechung angesehen wurde, am schwersten nachvollziehbar. Wie war das erklärbar? Sowohl das Urteil gegen Seefeld als auch die gegen Hagedorn und gegen Bartsch im ersten Prozess enthielten vielfältige Vereinfachungen der komplexen Phänomene. Durch diese Simplifizierungen und durch Auslassung unerwünschter Tatbestände wurde ein bestimmtes Bild des Täters konstruiert, das es ermöglichte, den Täter den Vorstellungen gemäß zu bestrafen. Insbesondere die Brutalität der Täter, das geringe Lebensalter der Opfer und die in der Öffentlichkeit geäußerten Strafwünsche verstellten den Blick auf ein verstehendes Nachvollziehen der Tathergänge und der Lebensumstände der Täter – und damit den Weg zu einem differenzierten Urteil. Erschwerend kam hinzu, dass weder bei Haarmann noch bei Seefeld, Hagedorn und Bartsch die Taten durch die Sachverständigen vollständig erklärt werden konnten. Immer blieben Lücken, die Raum für verschiedene Deutungen ließen. Seefeld wurde bei-

²⁰ Die Gutachter im ersten Bartsch-Prozess sprechen z.B. von „menschlich erschütternd“: NRW HStA, Staatsanwaltschaft Wuppertal (Elberfeld), Gerichte Rep. 240, Nr. 206, Universitätsnervenklinik Köln (Direktor Scheid/Oberarzt Bresser), Wissenschaftliches Gutachten, Köln, 25.4.1967, Bl. 127.

²¹ Becker, Howard S., Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt a.M. 1973, S. 2.

spielsweise im Urteil nicht als pathologischer Täter konstruiert²². Andere denkbare Deutungsmuster der Zeit, wie etwa die Erbllichkeit, wurden nicht bemüht, obwohl Seefelds Sohn als „Sittlichkeitsverbrecher“ vorbestraft und sterilisiert worden war. Das simplifizierende Urteil im ersten Bartsch-Prozess wurde revidiert – hier funktionierte der Rechtsstaat – und der Medienmarkt, aber das ist eine andere Geschichte²³.

4.

Gewalt und Emotionen machen aber nicht nur Geschichte, sondern auch Geschichten. Sexuell motivierte Serienmörder wurden im 20. Jahrhundert vielfach als Figuren angenommen, die Menschen faszinieren, und deshalb unter verschiedenen Zielsetzungen in den Medien dramatisiert, emotionalisiert, inszeniert, politisiert oder instrumentalisiert. Dabei gingen Medienproduzenten häufig vorschnell von einem emotionalen und leicht beeinflussbaren Publikum aus, anstatt sich an reflektierenden und aktiven Individuen zu orientieren. Zwar zeigen die Briefe, die Bundesbürger und -bürgerinnen an die Behörden im Fall Bartsch schickten, dass diese durch Medienberichte über die Morde erfahren hatten und daraufhin ihre Zeilen verfassten. Daraus lassen sich allerdings keine Schlüsse auf die inhaltliche Reaktion der Rezipienten ableiten: denn diese eigneten sich das Phänomen Sexualmord durchaus eigensinnig an²⁴. Die Befürchtung, dass Sexualmorde für die Interessen autoritärer Machthaber instrumentalisiert werden könnten, bestätigte sich nur unter den diktatorischen Bedingungen des Nationalsozialismus²⁵.

Gewalt und Emotionen sind – das kann abschließend festgestellt werden – zum einen Erfahrungsweisen und Handlungsmotivationen in der Geschichte. Sie sind aber zugleich auch Inhaltsaspekte und Strategien zur Inszenierung von Geschichten. Eine wichtige Figur, um die sich gewalthafte und emotionalisierende Geschichten im 20. Jahrhundert gruppieren, war

²² Die Überlegungen von Berger/Luckmann waren eine wichtige Anregung für meine Studie: Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner, Frankfurt a.M. 1980.

²³ Vgl. Brückweh, *Mordlust*, S. 272–274 und 331–334.

²⁴ Zum Eigensinn der Akteure siehe: Lüdtke, Alf, *Alltagsgeschichte. Aneignungen und Akteure. Oder – es hat noch kaum begonnen!*, in: *Werkstattgeschichte 17* (1994), S. 83–91, hier S. 86–87. Zur Aneignung im Fall Bartsch siehe Brückweh, *Mordlust*, Kapitel 7: Rachegefühle und andere Emotionen: Reaktionen von Unbeteiligten auf die Medienberichte zum Fall Bartsch.

²⁵ Siehe dazu Brückweh, *Mordlust*, Kapitel 8: Instrumentalisierte Medienberichte: NS-Propaganda im Fall Seefeld.

der sexuell motivierte, mehrfach straffällig gewordene Kindermörder. In dieser Vielfalt liegt – abseits der kriminalstatistischen Geringfügigkeit – die Relevanz des Themas Serienmord.

Plenarsitzungen des Berichtsjahres 2009

Sitzung am 9. Januar 2009

HEDWIG RÖCKELEIN: Bericht aus ihrem Arbeitsgebiet:
Optionen einer Geschichte der Geschlechter im Mittelalter
(siehe Seite 443)

MICHAEL HAGNER:
Knochenreliquien des Genialen damals und heute

Sitzung am 23. Januar 2009 (öffentliche Sitzung)

Gottfried Wilhelm Leibniz
EIKE CHRISTIAN HIRSCH:
Warum wir Leibniz noch brauchen oder Der begehbare Kopf
(siehe Seite 102)

HERBERT BREGER:
Die Schwere der Luft. Ein Blick in Leibniz' Nachlaß

WOLFGANG KÜNNE:
„Eadem sunt, quae sibi mutuo substitui possunt, salva veritate“
Leibniz über Identität und Austauschbarkeit
(siehe Seite 110)

Sitzung am 6. Februar 2009

STEPHAN KLASSEN und HORST KERN:
Warum hat bisher nur ein Deutscher den Nobelpreis in Wirtschaftswissenschaften gewonnen? Organisatorische Voraussetzungen für Kreativität in den Gesellschaftswissenschaften

Sitzung am 17. April 2009

JENS FRAHM, SHUO ZHANG:
Magnetresonanz – Tomographie in Echtzeit
(siehe Seite 367)

ANDREAS GARDT: Bericht aus seinem Arbeitsgebiet:
Text und Bedeutung
(siehe Seite 449)

Sitzung am 8. Mai 2009 (Preisträgersitzung)

Preisträger des Berichtsjahres 2008

MONIKA MELTERS:

Gianlorenzo Berninis erster Entwurf (1664) für den Louvre Ludwigs XIV. in Paris (1664): Eine Revision
(siehe Seite 305)

CHARLOTTE KÖCKERT:

Mose oder Platon: Grundzüge christlicher und platonischer Kosmologie in der Kaiserzeit und der Spätantike
(siehe Seite 315)

ANDRES STRASSBERGER:

Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und die „philosophische“ Predigt: Studien zur aufklärerischen Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik
(siehe Seite 324)

THOMAS PFOHL:

Analyse, Manipulation und Aggregation von biologischen Makromolekülen im mikrofluidischen Scherfluss
(siehe Seite 331)

Sitzung am 15. Mai 2009 (öffentliche Sommersitzung)

Lichtenberg-Medaille 2009

CHRISTIAN MEIER:

Sieger, Besiegte oder wer schreibt Geschichte?
(siehe Seite 120)

Sitzung am 28. Mai 2009 (öffentliche Sitzung)

Festveranstaltung zu Ehren von Riekele Borgers 80. Geburtstag

STEFAN MAUL:

Zukunftswissen. Überlegungen zur Bedeutung der Divination im Alten Orient
(siehe Seite 149)

Sitzung am 29. Mai 2009

CHRISTIAN STARCK:

Gründe, Bedingungen und Formen von Rechtsrezeptionen
(siehe Seite 377)

KONRAD CRAMER:
 Rezeptionsgeschichten
 (siehe Seite 385)

Sitzung am 5. Juni 2009

JULIA FISCHER:
 Zum Sprachursprung – Eine evolutionsbiologische Perspektive

WERNER LEHFELDT:
 Wie frei ist der „freie“ russische Akzent?

Sitzung am 19. Juni 2009

Auswärtige Sitzung in Hedemünden und Hannoversch Münden

GUSTAV ADOLF LEHMANN:
 Gedanken zur römischen Germanienpolitik. Von der frühen Expansionsphase unter Augustus (Standlager von Hedemünden) bis zum Germanien-Feldzug des Maximinus Thrax von 235 n. Chr.
 (siehe Seite 161)

Sitzung am 3. Juli 2009

GERHARD BRAUS: Bericht aus seinem Arbeitsgebiet:
 Das Königreich der Pilze: Vom Fluch der Pharaonen zur kulinarischen Bereicherung
 (siehe Seite 457)

Sitzung am 17. Juli 2009

GUNTER DUECK:
 Innovation: Vom Lehrsatz zum Geschäft
 Beispiele aus der mathematischen Optimierung und deren Problematik im echten Leben

HANS SCHNEIDER (Marburg), eingeführt durch Bernd Moeller:
 Martin Luthers Romreise
 (wird veröffentlicht in den Neuen Abhandlungen)

Sitzung am 9. Oktober 2009

Europäische Jahrhundertwende – Literatur, Künste, Wissenschaften um 1900 in grenzüberschreitender Wahrnehmung

ULRICH MÖLK:
 Abschlussbericht über das Langzeitvorhaben
 (siehe Seite 393)

HEINRICH DETERING:

Anfänge einer modernen China-Rezeption in deutschen Kulturzeitschriften um 1900

(siehe Seite 402)

Sitzung am 23. Oktober 2009

UWE DIEDERICHSEN:

Nachruf auf Werner Flume

(siehe Seite 584)

GÜNTER ARNOLD für LUDWIG UHLIG:

Georg Forsters Wilnaer Vorlesung zur Anthropologie –
Hominis historia naturalis

(wird veröffentlicht in den Neuen Abhandlungen)

Sitzung am 6. November 2009

JOACHIM RINGLEBEN:

Kants leichte Taube. Philosophisch-theologischer Versuch über
den Widerstand

(siehe Seite 419)

ALEXANDER V. SOBOLEV (Rußland) (Gauß-Professor),

eingeführt durch Gerhard Wörner:

The composition of rocks deep in the Earth's mantle and their
role on our dynamic planet

Sitzung am 20. November 2009 (Preisträgersitzung)

Preisträger des Berichtsjahres 2009

GERALD F. JOYCE:

Self-sustained Evolution of RNA (Ribonucleic acid)

(siehe Seite 337)

KERSTIN BRÜCKWEH:

Gewalt und Emotionen machen Geschichte(n). Serienmorde in
vier Kapiteln deutscher Vergangenheit

(siehe Seite 347)

ILKA DIESTER:

Von der Anzahl zur Zahl. Neurobiologische Erkenntnisse über
das Vorläufersystem des Zahlengebrauchs

(siehe Seite 356)

Sitzung am 21. November 2009 (öffentliche Jahresfeier)

FRANK REXROTH (Festredner):

Wie einmal zusammenwuchs, was nicht zusammengehörte:

Ein Blick auf die Entstehung der europäischen Universität

(siehe Seite 85)

Sitzung am 27. November 2009 (öffentliche Sitzung)

JOSEF VAN ESS:

Dschihad gestern und heute

3. Julius-Wellhausen-Vorlesung

Sitzung am 4. Dezember 2009

BRIGITTE REINWALD: Bericht aus ihrem Arbeitsgebiet:

Vom Kolonialsoldaten zum Staatsbürger. Ein Zivilporträt westafrikanischer Veteranen der französischen Armee

(siehe Seite 467)

BERTRAM BRENIG:

Zirkulierende Nukleinsäuren

ALBRECHT SCHÖNE:

„unter aller Würde der Societät“

(siehe Seite 441)

Sitzung am 18. Dezember 2009

SIMONE WINKO: Bericht aus ihrem Arbeitsgebiet:

Analytische Literaturwissenschaft und Probleme des Textverstehens

STEFAN TANGERMANN:

Die OECD als Brücke zwischen Wissenschaft und Politik?

Erfahrungen eines Göttingers in Paris

Magnetresonanz-Tomografie in Echtzeit

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 17. April 2009)

JENS FRAHM, SHUO ZHANG

„Bitte ruhig liegen bleiben und nicht bewegen!“ An eine solche Aufforderung werden sich die meisten derjenigen erinnern, die bereits einmal mit der Magnetresonanz-Tomografie (MRT) untersucht wurden; denn die Aufnahmen sind bewegungsempfindlich. Und doch berichtet diese Vorlage über das genaue Gegenteil: eine filmische MRT bewegter Organe in Echtzeit (Zhang et al. 2009).

Diese Diskrepanz zwischen radiologischer Praxis und wissenschaftlichem Fortschritt ist in der Tat überraschend. Denn seit der Erstbeschreibung der MRT als eines nichtinvasiven bildgebenden Verfahrens (Lauterbur 1973) hat sich deren technische, wissenschaftliche und klinische Weiterentwicklung als eine fortlaufende Erfolgsgeschichte herausgestellt, von der jedes Jahr weltweit nahezu 100 Millionen Menschen profitieren. Fundamentale Fortschritte betreffen neben der hochauflösenden und kontrastreichen Darstellung von krankhaften Gewebeeränderungen vielfältige weitergehende Untersuchungen, etwa des Gefäßsystems (Angiografie), des Stoffwechsels (lokalisierte Spektroskopie), der Hirnfunktionen (funktionelle MRT) und der Nervenfaserbahnen (Diffusionstensor-MRT). Grundlage dieser Fortschritte sind zwar auch technische Verbesserungen der Geräte, vor allem aber physikalische Erweiterungen der zugrundeliegenden Messverfahren wie die Einführung schneller Sequenzen in der Mitte der 1980er Jahre (Frahm et al. 1985). Bei genauer – retrospektiver – Betrachtung sind daher alle für die Realisierung einer Echtzeit-MRT wesentlichen Elemente seit vielen Jahren bekannt. Und es soll auch keinesfalls verschwiegen werden, dass vereinzelte Berichte bereits sehr dicht an diejenige Lösung herangekommen sind, die Shuo Zhang jetzt in seiner Göttinger Dissertation in überzeugender Qualität vorgelegt hat (Zhang 2009).

Das Konzept umfasst (i) eine schnelle und bewegungsresistente Messung einzelner Bilder, (ii) die fortlaufende Datenaufnahme einer Serie von Bildern ohne die Notwendigkeit einer Unterbrechung und (iii) die sofortige Rekonstruktion und unmittelbare Darstellung der Bilder einer Serie ohne spürbare zeitliche Verzögerung. Das Ziel ist die kontinuierliche Verfolgung

eines dynamischen Prozesses mit ausreichender räumlicher und angemessener zeitlicher Auflösung. Solche Prozesse können von natürlichen Organbewegungen wie denen des Herzens bis zu der Kontrolle chirurgischer Interventionen beim Positionieren einer Biopsienadel oder eines Katheters reichen.

Messtechnik

Da die Überlegungen, die zur Echtzeit-MRT führen, offenkundig etwas mit dem Messprozess zu tun haben, ist es zunächst sinnvoll, das konventionelle Vorgehen zu beleuchten. In mathematischer Hinsicht entsprechen die Messdaten der MRT der Fourier-Transformierten des gewünschten Bildes. Mit anderen Worten: wenn die Messung eine angemessene Abtastung des Datenraumes liefert und diese Abtastung für ein zweidimensionales Bild auf einem rechtwinkligen Raster aus Datenpunkten erfolgt, dann besteht die Rekonstruktion des MRT-Bildes nur aus einer inversen Fourier-Transformation.

Um den Datenraum eines MRT-Bildes ausreichend dicht abzutasten, besteht der gesamte Messprozess in der Regel aus sehr vielen Einzelmessungen mit unterschiedlicher (eindimensionaler) Ortskodierung. Das konventionelle Verfahren tastet den Datenraum zeilenweise ab, wobei die gemessene Datenzeile bei jeder neuen Teilmessung in senkrechter Richtung um einen kleinen Betrag verschoben wird. Das sich ergebende rechtwinklige (kartesische) Datenmuster lässt sich dann sehr einfach zum Bild umrechnen.

Um trotz der notwendigen Wiederholungen von Teilmessungen eine kurze Messzeit sowie eine verzögerungsfreie Fortsetzung der Datenaufnahme für ein nachfolgendes Bild zu erzielen, kann bei der Wahl des physikalischen Messverfahrens für die Echtzeit-MRT vorzugsweise auf die *fast low-angle shot* (FLASH)-Technik zurückgegriffen werden. Erste dynamische Studien von Bewegungsvorgängen wurden daher schon vor über 20 Jahren realisiert (Frahm et al. 1986). Da die damaligen Versuche allerdings auf kartesisch kodierten Daten beruhten, ergab sich nur eine begrenzte räumliche und zeitliche Auflösung sowie eine eingeschränkte Bildqualität bei sehr schnellen Bewegungen. Das letztgenannte Problem hat entscheidend damit zu tun, dass das senkrechte Verschieben der frequenzkodierten Datenzeilen von Teilmessung zu Teilmessung durch einen phasenkodierenden Magnetfeldgradienten erfolgt. Auf diese Weise ist die Ortsinformation eines konventionellen MRT-Bildes einerseits in der Frequenz (Datenzeile: erste Dimension) und andererseits in der Phase der aufgenommenen Signale

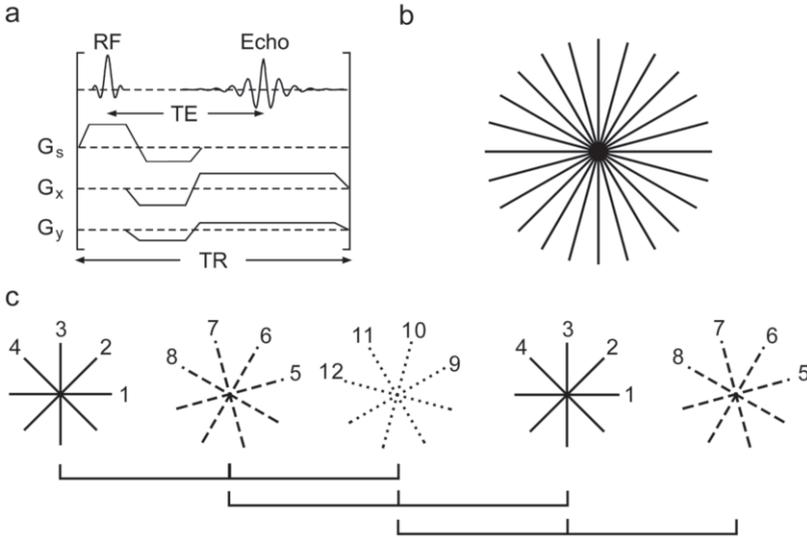


Abbildung 1: (a) FLASH MRT-Sequenz mit radialer Ortskodierung (Teilmessung): RF = Radiofrequenz-Anregungsimpuls, Echo = aufgezeichnetes Gradientenecho-Signal (Datenzeile), TE = Echozeit, G_s = schichtselektiver Magnetfeldgradient, G_x und G_y = variable frequenzkodierende Gradienten für die radiale Ortskodierung, TR = Repetitionszeit für die Wiederholung der Teilmessung mit unterschiedlicher Ortskodierung. (b) Radiale Abtastung des Datenraumes (Beispiel mit 12 Speichen). (c) Aufteilung einer radialen Abtastung mit 12 Speichen in 3 Umläufe mit je 4 Speichen. Derartige Varianten ermöglichen bei Messungen aufeinanderfolgender Bilder eine beschleunigte Bildrekonstruktion nach Erneuerung der Daten nur eines Umlaufes, also beispielsweise schon nach der Messung von nur 4 statt 12 Speichen eines nachfolgenden Bildes. Diese *sliding window*-Technik gestattet die Rekonstruktion von Bildserien mit erhöhter Bildfrequenz.

kodiert (senkrechte zweite Dimension). Während die Frequenzinformation während der sehr kurzen Teilmessung einer Datenzeile nicht ohne weiteres durch Bewegungen gestört werden kann, erweist sich die Phasenlage der Signale, die durch alle Teilmessungen definiert wird, als besonders anfällig. Die Verfälschung der ortskodierten Phasen durch ein während der Gesamtmessung bewegtes Objekt erzeugt bei der Berechnung des Bildes, die alle Phasen als Ortsinformation interpretiert, zum Teil erhebliche Fehler in der Form von Verschmierungen oder Geisterbildern.

Für die Entwicklung der Echtzeit-MRT wurde die kartesische Ortskodierung in der FLASH-Sequenz durch eine radiale Ortskodierung ersetzt. Dieser Ansatz beruht auf einer reinen Frequenzkodierung mit zwei orthogonalen Magnetfeldgradienten, die in aufeinanderfolgenden Teilmessun-

gen des Bildes stets gemeinsam, aber mit unterschiedlicher Stärke geschaltet werden (Abbildung 1a). Eine geeignete Mischung dieser Magnetfeldgradienten erlaubt eine Drehung der ortskodierten Datenzeilen um das Zentrum des Datenraumes. Damit ergibt sich im Gegensatz zum kartesischen Raster eine radiale Abtastung, bei der die einzelnen Datenpunkte wie auf den Speichen eines Rades angeordnet sind (Abbildung 1b). Diese ursprünglich von Lauterbur eingeführte – und auch im FLASH-Patent (Frahm et al. 1985) als Option beschriebene – Variante war wegen geräte-technischer Schwierigkeiten in den ersten Jahren der MRT-Entwicklung nahezu vollständig aufgegeben worden. Auch nach Überwindung der verschiedenen Probleme wurde lange Zeit übersehen, dass eine radiale Ortskodierung ohne Phasenkodierung eine Reihe von Vorteilen bietet, die insbesondere für die Echtzeit-MRT genutzt werden können.

Die Bewegungsresistenz der radialen FLASH-Bilder ist so ausgeprägt, dass selbst Bewegungen, die erheblich schneller als die Gesamtmesszeit sind, ohne die aus der kartesischen MRT bekannten Bildfehler dargestellt werden (Abbildung 2). Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass die Aufnahmen

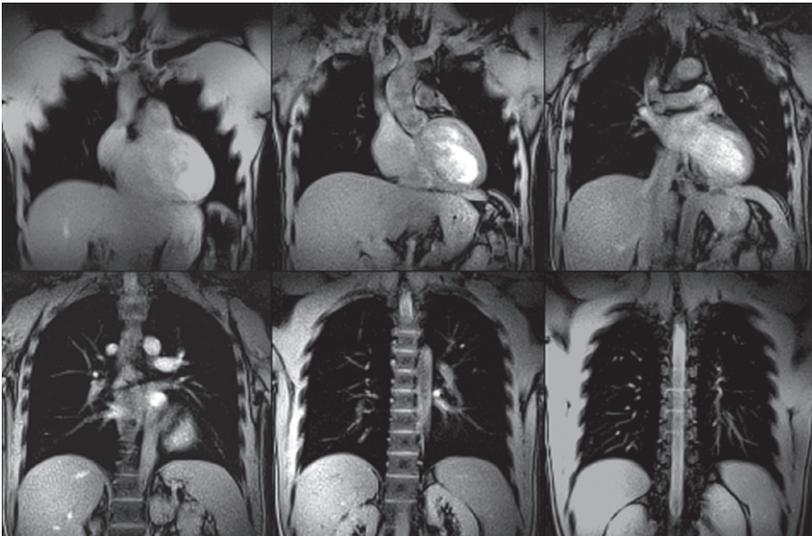


Abbildung 2: MRT-Aufnahmen von Thorax und oberem Abdomen mit der radial kodierten FLASH-Technik. Die Bilder mit einer Messzeit von jeweils 0,5 Sekunden und einer Auflösung von $2 \times 2 \text{ mm}^2$ (Schichtdicke 8 mm) demonstrieren die fehlerfreie Darstellung bewegter Organe. Die 6 koronalen Schichten zeigen das Herz mit den großen Gefäßen sowie die Leber, die Milz, die Nieren, die Wirbelsäule und das Rückenmark.

einen zeitlichen Mittelwert über die Dauer der Messung repräsentieren, beispielsweise für die Abbildung des Herzens.

Bildrekonstruktion

Um aus radialen Daten ein Bild zu berechnen, wird der Datenraum zunächst auf ein rechtwinkliges Raster interpoliert, so dass – wie in der konventionellen MRT – eine inverse Fourier-Transformation zur Rekonstruktion des Bildes genutzt werden kann. Allerdings sind anschliessend noch die Auswirkungen der Interpolation im berechneten Bild zu korrigieren. Für diese als *gridding* bekannte, etwas aufwendigere Rekonstruktion als in der kartesischen MRT stehen seit vielen Jahren etablierte Algorithmen zur Verfügung (O’Sullivan 1985; Jackson et al. 1991), die auf den heutigen Computern zu keiner verzögerten Darstellung der Bilder oder einer Minderung der Bildqualität führen.

In der Tat zeichnet sich die radiale Ortskodierung neben der Bewegungs-resistenz durch weitere vorteilhafte Eigenschaften aus, die die Echtzeit-MRT günstig beeinflussen. Dies gilt insbesondere für die prinzipielle Gleichwertigkeit der einzelnen Speichen, die jeweils durch den Ursprung des Datenraumes (Nullpunkt) gehen und ihn dadurch auf stets gleiche Weise abtasten. Dies ist aus folgendem Grund von Bedeutung: im Zentrum des Datenraumes sind die tiefen (kleinen) Raumfrequenzen kodiert, die den großen Strukturen und den wesentlichen Signalanteilen des Bildes entsprechen – also beispielsweise auch die grobe Position eines Untersuchungsobjektes wiedergeben. Die äußeren Bereiche des Datenraumes enthalten ergänzend die hohen Raumfrequenzen, die die Details und die Kantenschärfe bestimmen. Während bei einer kartesischen Abtastung die rechtwinklig verschobenen Datenzeilen in der phasenkodierenden Richtung nur einmal pro Gesamtmessung das Zentrum abtasten, liefert die radiale Ortskodierung mit jeder Teilmessung eine kontinuierliche Erneuerung tiefer Raumfrequenzen und ermöglicht daher eine bessere Anpassung der Messdaten an ein bewegtes Objekt.

Um diese Eigenschaft optimal zu nutzen, wird die radiale Ortskodierung in der FLASH-Sequenz so realisiert, dass die vorgesehene Gesamtzahl der Speichen in mehreren Umläufen gemessen wird (Abbildung 1c). Die Berechnung des Bildes aus einer entsprechenden Anzahl von Teildatensätzen bewirkt eine besonders gleichmäßige Wichtung bewegter Signalanteile. Darüber hinaus kann bei einer seriellen Messung von Bildern bereits eine neue Rekonstruktion erfolgen, wenn nur ein Teil der Daten (beispiels-

weise ein Umlauf) gemessen wurde. Mit dieser *sliding window*-Technik, die bereits vor 20 Jahren für kartesische Daten vorgeschlagen wurde (Riederer et al. 1988), lassen sich erheblich höhere Bildfrequenzen erzielen als durch eine Abfolge von Bildern, die jeweils in ihrer Gesamtheit gemessen werden müssen.

Schließlich noch ein Wort zu der benötigten Rechenleistung: wenn die Anzahl der rekonstruierten Bilder pro Sekunde beispielsweise 20 betragen soll, dann muss der Rechenvorgang spätestens nach 50 Millisekunden abgeschlossen sein. Für die heute verwendeten Computer ist das bei einem einzelnen Bild kein Problem. Auf der anderen Seite nutzen alle modernen MRT-Systeme Radiofrequenzantennen zur Datenaufnahme (Empfangsspulen), die zur Verbesserung des Signal-Rausch-Verhältnisses aus vielen Einzelementen bestehen und deren Signale unabhängig voneinander verarbeitet werden müssen. Bei den hier gezeigten Beispielen wurden gleichzeitig 32 Datensätze aufgenommen, die zur Berechnung eines Bildes zusammengeführt werden mussten. Da dieser Faktor jedoch die verfügbare Rechenkapazität für eine ausreichend schnelle Rekonstruktion übersteigt, wird für die Echtzeit-MRT auf ein mathematisches Verfahren zurückgegriffen, das die 32 unabhängigen Signale vor der Bildberechnung auf ihre wesentlichen Komponenten zurückführt (Buehrer et al. 2007; Huang et al. 2008). So konnte die verwendete Hauptkomponentenanalyse (*principal component analysis*) die zu verarbeitenden Signale auf 8 bis 10 Komponenten reduzieren, die eine Berechnung und Darstellung der Bilder in Echtzeit sowie ohne Beeinträchtigung der Qualität ermöglichten (Zhang et al. 2009). Dies ist auf die teilweise räumliche Überlagerung der Spulensensitivitäten und eine entsprechende Redundanz in den Daten zurückzuführen.

Zwei Beispiele

Die aktuellen Möglichkeiten der Echtzeit-MRT sollen an zwei Beispielen vorgestellt werden, die mit der konventionellen MRT nicht realisierbar sind. Das erste Beispiel betrifft Vorstudien zu einer umfangreichen phonetischen Arbeit, die sich erstmalig mit einer Darstellung derjenigen Sprechbewegungen beschäftigt wird, die bei der Aussprache von Phonemen und Logatomen benötigt werden (Abbildung 3). Die Untersuchungen sollen in verschiedenen Sprachen zunächst an gesunden Versuchspersonen und später an Patienten mit Sprechstörungen durchgeführt werden.

In der Tat erscheint die Echtzeit-MRT als das einzig praktikable bildgebende Verfahren für phonetische Untersuchungen, da Ultraschall-Techni-

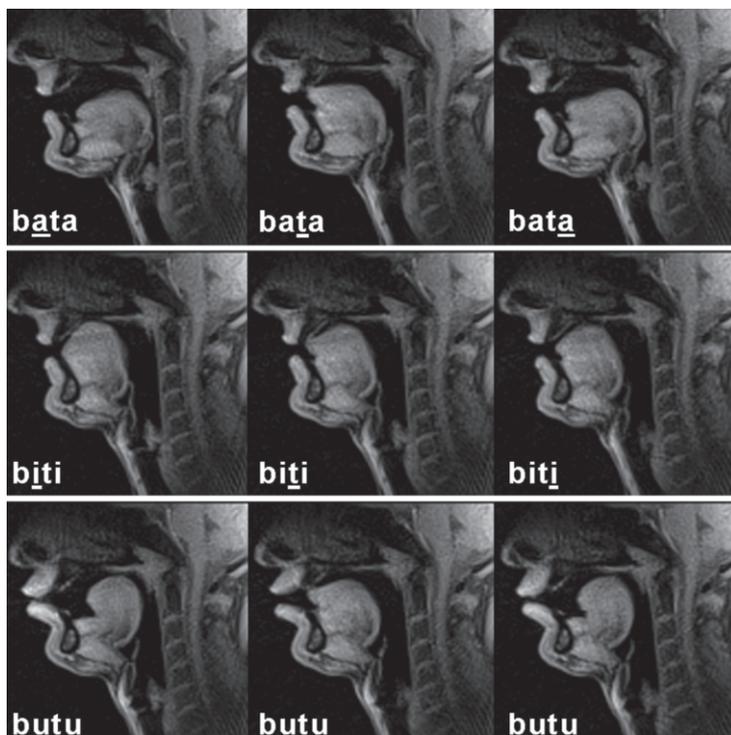


Abbildung 3: MRT-Filme des Sprechvorganges bei den Logatomen [„bata“], [„biti“] und [„butu“]. Die Einzelbilder aus drei dynamischen Bildserien mit einer zeitlichen Auflösung von 66 Millisekunden (15 Bilder pro Sekunde) entsprechen der Stellung von Lippen, Zunge und Gaumensegel zu den jeweils durch den Unterstrich angegebenen Zeitpunkten, die den Vokalen [„a“], [„i“] und [„u“] bzw. dem Konsonanten „t“ zuzuordnen sind.

ken keine ausreichende räumliche Auflösung bieten, Röntgentechniken zu nicht vertretbaren Strahlenbelastungen führen und endoskopische Ansätze die zu untersuchende Sprechbewegung stören. Als Logatome werden in der Phonetik ein- oder mehrsilbige Wörter bezeichnet, die in der untersuchten Sprache zwar keine Bedeutung besitzen, aber nach den phonetischen und den phonotaktischen Regeln der Sprache richtig gebildet erscheinen. Die hier dargestellten Bewegungen bei den deutschen Logatomen [„bata“], [„biti“] und [„butu“] zeichnen sich vor allem durch markante Unterschiede in der Position der Zunge und der Lippen bei den Vokalen [„a“], [„i“] und [„u“] aus, während eine sehr ähnliche Position der Zunge an der oberen Zahnreihe jeweils dem Konsonanten [„t“] zuzuordnen ist (Abbildung 3).

Eine wichtige klinische Perspektive für die Echtzeit-MRT wird sich bei der Untersuchung des Herzens ergeben, da das Verfahren auf das für die meisten Herzpatienten schwierige Anhalten des Atems verzichten kann. Da auch – wie bisher üblich – keine Synchronisation der Datenaufnahme mit dem Elektrokardiogramm mehr erforderlich ist, um dynamische Filme des schlagenden Herzens aufzuzeichnen, sollten sich erhebliche Vorteile für die kardiovaskuläre MRT ergeben. Dies setzt allerdings voraus, dass die Aufnahmen eine angemessene räumliche Auflösung und Bildqualität erreichen. Erste Ergebnisse an gesunden Versuchspersonen sind bereits äußerst vielversprechend (Abbildung 4).

Die knappe halbe Sekunde aus dem Echtzeit-Film zeigt das Herz in einem anatomisch definierten Kurzachsenblick. Diese Bildebene repräsentiert einen Schnitt durch die linke Herzkammer senkrecht zu deren Längsachse, so dass ihre Wände eine Kreisform bilden. In dieser Orientierung ist die für den Pumpvorgang des Blutes wichtige systolische Phase des Herzzyklus besonders gut zu erkennen. Sie ist – etwa in der Mitte

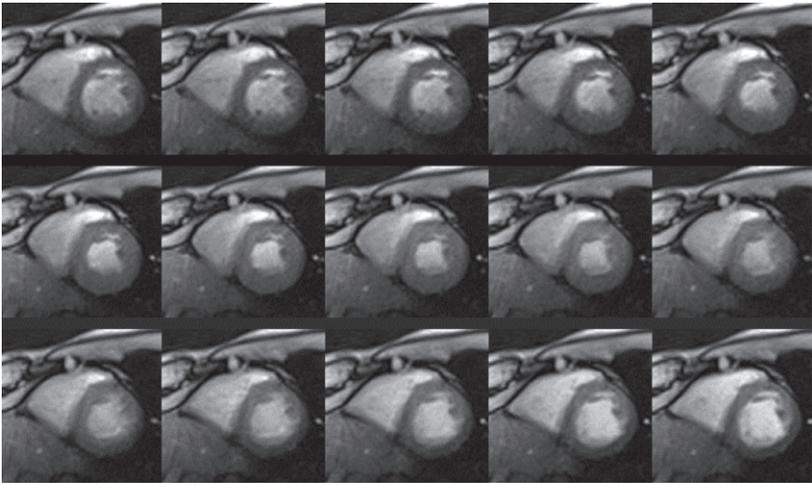


Abbildung 4: MRT-Film des schlagenden Herzens einer gesunden Versuchsperson in Echtzeit bei freier Atmung und ohne Synchronisation mit dem EKG (Kurzachsenblick der linken Herzkammer). Die Abbildung zeigt 15 aufeinanderfolgende Bilder (von links oben nach rechts unten) mit einem Abstand von nur 30 Millisekunden (entsprechend einer Bildfrequenz von 33 Bildern pro Sekunde). Der insgesamt 0,45 Sekunden dauernde Ausschnitt repräsentiert die systolische Phase eines einzelnen Herzschlags, die durch eine Verdickung und Kontraktion des Herzmuskels gekennzeichnet ist. Die helleren Signalanteile entsprechen dem fließenden Blut.

der Bildsequenz (Abbildung 4) – durch eine maximale Kontraktion und Wandverdickung des Herzmuskels gekennzeichnet.

Ausblick

Es ist zu erwarten, dass mit der hier vorgestellten Lösung für die Echtzeit-MRT eine über die bisher in der Literatur berichteten Versuche hinausgehende, verstärkte klinische und wissenschaftliche Nutzung einsetzen wird. Diese Einschätzung wird auch durch die Tatsache bestärkt, dass das vorgeschlagene Verfahren ohne Schwierigkeit auf den vorhandenen MRT-Systemen implementiert werden kann und einer weiten Verbreitung nicht die Notwendigkeit einer gerätetechnischen Umrüstung entgegensteht.

Für medizinische Fragestellungen wird die Echtzeit-MRT vor allem dort Beiträge leisten, wo die zeitliche Auflösung einer Bewegung komplementäre Einsichten zu statischen Aufnahmen verspricht, etwa bei der Untersuchung von Gelenkfunktionen sowie für die kardiovaskuläre Bildgebung. Darüber hinaus eröffnen sich weitergehende Anwendungen für die sogenannte interventionelle MRT, die minimalinvasive Eingriffe durch eine kontinuierliche Bildgebung unterstützen soll. Dazu wird die Echtzeit-MRT mit einer interaktiven Steuerung des MRT-Gerätes kombiniert, um beispielsweise die Schichtposition oder den Bildkontrast bei laufender Messung zu verändern.

In technischer Hinsicht wird an der Beseitigung von verbleibenden Bildfehlern gearbeitet, die bei sehr schnellen Signaländerungen auftreten können. Da radiale Daten stets das ganze Objekt – nur aus einem jeweils anderen Blickwinkel – betrachten, sollten die Signalstärken der einzelnen Datenzeilen für die Bildberechnung vergleichbar sein. Umgekehrt führen Signalschwankungen von Speichen, die bei starken Bewegungen zustandekommen können, zu Inkonsistenzen bei der Bildberechnung und damit zu Bildfehlern. Diese Probleme sind allerdings gut zu identifizieren und sollten daher korrigierbar sein.

Ein anderer Schwerpunkt ist die weitere Verbesserung der zeitlichen Auflösung, die sich insbesondere durch eine noch stärkere Unterabtastung des Datenraumes erhöhen lässt. Dieser Schritt bedeutet jedoch eine völlig neue Bildrekonstruktion, da das bisher verwendete *gridding*-Verfahren bei einer zu geringen Anzahl von Speichen zu Streifenartefakten in den Bildern führt. Wenn die Daten jedoch nicht mehr ausreichen, um aus ihnen direkt ein Bild zu berechnen, kann man die Bildrekonstruktion als inverses Problem definieren und mit Hilfe numerisch-mathematischer Ansätze eine iterative Schätzung und Optimierung eines Bildes vornehmen, das sowohl zu

den gemessenen Daten als auch zu bekannten Randbedingungen (*a priori*-Wissen) passt. Obwohl derartige Berechnungen selbst auf modernen Computern erhebliche Rechenzeiten benötigen, konnte bereits gezeigt werden, dass eine Implementierung der Algorithmen auf sogenannten Graphikkarten (*graphical processing units*) zu erheblichen Beschleunigungen führt, die entsprechende Anwendungen für die Echtzeit-MRT bereits in naher Zukunft realistisch erscheinen lassen (Uecker et al. 2009).

Literatur

- Buehrer M, Pruessmann KP, Boesiger P, Kozerke S. Array compression for MRI with large coil arrays. *Magn Reson Med* 57:1131–1139, 2007.
- Frahm J, Haase A, Matthaei D, Merboldt KD, Hänicke W. Deutsche Patentanmeldung P 3504734.8, 12. Februar 1985.
- Frahm J, Haase A, Matthaei D. Rapid NMR imaging of dynamic processes using the FLASH technique. *Magn Reson Med* 3:321–327, 1986.
- Huang F, Vijayakumar S, Li Y, Hertel S, Duensing GR. A software channel compression technique for faster reconstruction with many channels. *Magn Reson Imaging* 26:133–141, 2008.
- Jackson JI, Meyer CG, Nishimura DG. Selection of a convolution function for Fourier inversion using gridding. *IEEE Trans Med Imaging* 10:473–478, 1991.
- Lauterbur PC. Image formation by induced local interactions: Examples employing nuclear magnetic resonance. *Nature* 242:190–191, 1973.
- O’Sullivan JD. A fast sinc function gridding algorithm for Fourier inversion in computer tomography. *IEEE Trans Med Imaging* 4:200–207, 1985.
- Riederer SJ, Tasciyan T, Farzaneh F, Lee JN, Wright RC, Herfkens RJ. MR fluoroscopy: Technical feasibility. *Magn Reson Med* 8:1–15, 1988.
- Uecker M, Zhang S, Frahm J. Nonlinear inverse reconstruction for real-time MRI of the human heart using undersampled radial FLASH. *Magn Reson Med*, submitted, 2009.
- Zhang S. Real-time Magnetic Resonance Imaging. Dissertation, Georg-August-Universität Göttingen, 2009.
- Zhang S, Block KT, Frahm J. Magnetic resonance imaging in real time – Advances using radial FLASH. *J Magn Reson Imaging*, in press, 2009.

Gründe, Bedingungen und Formen von Rechtsrezeptionen

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 29. Mai 2009)

CHRISTIAN STARCK

I. Zum Begriff der Rezeption

Die Rechtsrezeption gehört zu den umfassenden kulturellen Rezeptionsphänomenen, die zu allen Zeiten und in allen Kultursparten vorkommen. Es werden bestimmte soziale, geistige oder technische Entwicklungen oder Errungenschaften übernommen und in eine neue Umgebung eingefügt. Während die Rezeption etwa von Sprache oder kulturellen Gütern, von Literatur, Musik und bildender Kunst, aber auch der Mode, weitgehend formlos durch Individuen vonstatten geht, allerdings im Laufe der Zeit durch gesellschaftliche Anerkennung erst eigentlich verwirklicht ist, sind die Rechtsrezeptionen förmlich. Sie müssen es sein, weil Rechtsgeltung Form und Verfahren voraussetzt. Darüber wird noch besonders zu sprechen sein.

Rezeption ist ein Großthema auch innerhalb der Rechtswissenschaft. Mit dem Begriff Rechtsrezeption, um die es im folgenden geht, verbindet man in Europa, besonders in Deutschland, vor allem die Rezeption des römischen Rechts, einen Prozeß, der sich vom späten 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts erstreckte. Die Rezeption des römischen Rechts verdrängte das ältere deutsche Privatrecht zugunsten des im Corpus Iuris Civilis geordneten römischen Rechts in der privatrechtlichen Rechtslehre, Gesetzgebung und Rechtsanwendung.¹ Der Vorgang ist für die europäische und wiederum besonders die deutsche Rechtskultur von großer Bedeutung gewesen², so groß, daß Heinrich Mitteis den Rezeptionsbegriff auf diesen

¹ Franz Wieacker, *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit*, 2. Aufl. 1967, S. 124 ff.; Georg Dahm, *Zur Rezeption des römischen italienischen Rechts*, Sonderausgabe 1960, S. 7 ff.; neuerdings sehr informativ Wolfgang Sellert, *Zur Rezeption des römischen und kanonischen Rechts in Deutschland von den Anfängen bis zum Beginn der frühen Neuzeit: Überblick, Diskussionsstand und Ergebnisse*, in: H.Boockmann/L.Grenzmann/B.Moeller/M.Stachelin (Hrsg.), *Recht und Verfassung im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, 1998, S. 115–166.

² Paul Koschaker, *Europa und das römische Recht*, 3. Aufl. 1956; Reinhard Zimmermann, *Römisches Recht und europäische Kultur*, in: *Juristenzeitung*, 2007, S. 1–12.

Vorgang beschränken wollte³. Ohne Erfolg! Rezeption ist das von *recipere* abgeleitete Substantiv. *Recipere* bezeichnet den aktiven Vorgang von aufnehmen, annehmen, entgegennehmen. Das weströmische Reich war untergegangen, Ostrom war schwach und stand kurz vor dem Untergang. Das im 6. Jahrhundert von den Justinianischen Juristen im *Corpus Iuris Civilis* gesammelte römische Recht war nicht das Recht eines Eroberungsvolkes, das sein Recht den unterworfenen Völkern oktroyiert, sondern totes Recht erlebte eine „Wiedergeburt durch Rezeption“.⁴

Ich möchte den Rezeptionsbegriff in seiner ursprünglichen sprachlichen Bedeutung verstehen. Deshalb werde ich nicht behandeln unerbetene Rechtsübertragungen von Imperialmächten. Darunter fällt der Rechtsoktroi durch die Sowjetunion in Mittel- und Osteuropa. Aber auch die Einführung des Common Law in den englischen Kolonien, einschließlich Nordamerika, ist keine Rezeption. Die englischen Kolonisten haben ihr Recht mitgebracht, nach dem sie leben wollten. Die Kolonisierungen in Afrika und Asien waren auch Kolonisierung durch Recht, das verliehen, verpflichtend gemacht, oktroyiert (abgeleitet von *auctorare*) wurde. Die kolonisierten Völker wurden passiv dem fremden Recht durch königliche Erlasse oder Verordnungen unterworfen; sie haben das fremde Recht nicht „angenommen“. Mit den Kolonialbeamten kamen englische Kolonialrichter. Die Verfestigung des oktroyierten Common Law fand durch die Ausbildung von Eingeborenen an den englischen Rechtsschulen statt. Die zu Richtern ausgebildeten Eingeborenen sprechen heute unter Schafswollperücken Recht. Aus heutiger Sicht spricht man hinsichtlich des ursprünglich oktroyierten Common Law mit einem gewissen Recht von Rezeption.⁵ Denn die ehemaligen Kolonien haben oktroyiertes Recht inzwischen „angenommen“, soweit sie es nicht abgestoßen haben.

Wenn man den Rechtstext zur Grundlage der Rezeption nimmt, bedeutet das nicht, daß das Recht wie ein stofflicher Gegenstand aufgenommen wird und erstarrt in neuer sozialer Ambiance gilt. Alle Rezeptionsprozesse setzen mehr oder minder Assimilationen voraus, die zumeist beidseitig sind. Recht läßt sich nicht wie eine Pflanze transplantieren. Als geistiges Phänomen muß es von der einen in die andere Rechtsordnung eingepaßt werden. Das gilt vor allem, wenn einzelne Normen oder Normenkomplexe (= Institutionen) übernommen werden. Das rezipierte Recht muß

³ *Heinrich Mitteis*, Die Rechtsgeschichte und das Problem der historischen Kontinuität, Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1947.

⁴ So *Heinrich Henkel*, Einführung in die Rechtsphilosophie, 2. Aufl. 1977, S. 219.

⁵ *Komrad Zweigert/Hein Kötz*, Einführung in die Rechtsvergleichung, 3. Aufl. 1996, S. 220 ff., 224 ff.

in den rechtsdogmatischen und den gesellschaftlichen Zusammenhang des übernehmenden Staates gebracht werden, wenn die Rezeption auf Dauer gelingen soll.

II. Gründe und Bedingungen für Rezeptionen

1. *Ubi societas, ibi ius*, d.h. wo Menschen zusammenleben, gilt Recht. Eine Rezeption trifft also nie auf einen rechtlosen Zustand. Deshalb erhebt sich die Frage, welche Gründe es sind, die zur Rezeption führen: zur Rezeption ganzer Rechtsgebiete, einzelner Institutionen oder einzelner Rechtssätze. Man wird dies am besten an Hand ausgewählter historischer Beispiele verdeutlichen können. Ursachen können sein die Unvollkommenheit der eigenen Rechtsordnung, etwa Rechtszersplitterung, lang anhaltende Diktatur, die überwunden wird, oder der Wunsch der Teilhabe an rechtsdogmatisch ausgearbeitetem, entwickeltem „modernem“ Recht. Mit den Gründen für den Rezeptionsvorgang sind die Bedingungen eng verbunden, die gegeben sein müssen, damit die Rezeption die gewünschten Früchte trägt.

2. Ich habe hier vor einigen Jahren über deutsches Verfassungsrecht in Japan vorgetragen (Jahrbuch 2005, S. 95ff.). *Japan* ist ein gutes Beispiel für die Rechtsrezeption vor allem aus Deutschland. Japan erkannte, daß es wegen seiner traditionellen Isolation rückständig war, schickte Juristen zum Studium des Rechts nach Europa und reformierte sein Rechtssystem auch mit Hilfe deutscher Juristen in Japan. Der Vorgang war 1898 mit Inkrafttreten des japanischen BGB abgeschlossen. In *China* bestanden die gleichen Gründe für Rechtsrezeptionen. Nach dem Motto „Von Japan lernen heißt siegen lernen“ sind in den letzten acht Jahren der Qing-Dynastie (1903–1911) Gesetzentwürfe und Kodifikationsprojekte nach westlichem, vor allem deutschem Muster verfaßt worden.⁶ Da China nach dem Sturz des Kaisertums keine feste staatliche Form ausbilden konnte, fehlten die Bedingungen für die Rezeption. Dagegen nahm *Taiwan*, das China im Friedensvertrag von Shimonoseki (1895) an Japan hatte abtreten müssen und das nun japanische Provinz geworden war, an der in Japan stattfindenden Rezeption europäischen, insbesondere deutschen Rechts teil, hat also einen bis heute wirkenden Modernisierungsvorteil gegenüber China.

⁶ Dazu ausführlich *Robert Heuser*, Beginn eines Jahrhundertprojekts: Die Rechtsreform unter der späten Qing-Dynastie (1903–1911), in: Zeitschrift für chinesisches Recht, 15. Jg., 2008, S. 193–205.

3. Beim Übergang von der Diktatur zum demokratischen Verfassungsstaat haben die meisten Länder Verfassungsgerichte errichtet. Ein Verfassungsgericht soll die Einhaltung der Verfassung, d.h. insbesondere der Kompetenzordnung und der Grundrechte, garantieren und damit die Normativität der Verfassung sichern. Aus dieser Aufgabenstellung für Verfassungsgerichte erklärt sich der Aufschwung, den die Verfassungsgerichtsbarkeit zunächst in Westeuropa nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte. Die neu oder wiedererrichtete rechtsstaatliche Ordnung sollte institutionell gesichert werden. Die sichtbar guten Erfahrungen, die die Bundesrepublik Deutschland mit dem Bundesverfassungsgericht gemacht hat, waren der Hauptgrund für die Einrichtung der Verfassungsgerichtsbarkeit in Spanien nach der Überwindung der Diktatur.

In vielem ähnelt das *spanische* Verfassungsgericht dem deutschen Bundesverfassungsgericht, vor allem durch die Zuständigkeit für Urteilsverfassungsbeschwerden. Die Rezeption dieser bei spezialisierten Verfassungsgerichten äußerst selten vorkommenden Zuständigkeit muß man vor dem Hintergrund sehen, daß bei der *Transición* zum demokratischen Verfassungsstaat mit der Verfassung von 1978 das Oberste Gericht in seiner Zusammensetzung nicht angetastet wurde. Mit der Urteilsverfassungsbeschwerde vor dem neu errichteten Verfassungsgericht war die Möglichkeit gegeben, die Entscheidungen des Obersten Gerichts auf ihre Vereinbarkeit mit den Grundrechten zu prüfen, die in der neuen Verfassung nicht nur verzeichnet waren, sondern effektiv gelten sollen (Art. 53 Span. Verf.).

Eine Parallele zu der in Spanien eingeführten Urteilsverfassungsbeschwerde finden wir 15 Jahre später in *Südafrika*. Bei der Ablösung des Apartheidsystems blieb die Zusammensetzung der Gerichte unangetastet. Entgegen der in Südafrika herrschenden Common Law-Tradition wurde ein spezialisiertes Verfassungsgericht eingerichtet. Bei dieser Hinwendung zum österreichisch-deutschen Modell der Verfassungsgerichtsbarkeit⁷ stand der Wille Pate, Einfluß auf letztinstanzliche Urteile der Gerichte zu nehmen.⁸ Es wurde darauf hingewiesen, daß die Gerichte in ihrer fortbestehenden Besetzung aus der Zeit der Apartheid zu lange Zeit brauchen würden, sich den Erfordernissen einer grundrechtsorientierten Auslegung anzupassen.⁹ Die Befürworter eines besonderen Verfassungsgerichts für Südafrika, die sich durchgesetzt haben, argumentierten mit der vorbildlichen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zur Festigung des Grundrechts-

⁷ Jörg Fedke, Die Rezeption von Verfassungsrecht. Südafrika 1993–1996, 2000, S. 392.

⁸ Vgl. Art. 167 Abs. 6 lit. b der Südafrikanischen Verfassung: „must allow a person [...] to appeal directly to the Constitutional Court from any other court“.

⁹ Siehe mit Nachweisen Levin Holle, Das Verfassungsgericht der Republik Südafrika, 1997, S. 50.

schutzes und bemerkenswerter Weise auch mit dessen zentraler Rolle für die Stabilisierung der neuen Rechtsordnung¹⁰ und damit des gesellschaftlichen Grundkonsenses.¹¹

Die Verfassungsgerichtsbarkeit bietet auch ein Beispiel für Rezeptionswechsel. Die meisten *südamerikanischen Staaten* hatten von den USA die diffuse Verfassungsgerichtsbarkeit durch die ordentlichen Gerichte, vor allem durch das Oberste Gericht, rezipiert. Nach der Errichtung des spanischen Tribunal Constitucional im Jahre 1978 sind zahlreiche südamerikanische Staaten zur konzentrierten und spezialisierten Verfassungsgerichtsbarkeit durch ein Verfassungsgericht übergegangen und haben sich insoweit dem europäischen System angeschlossen¹².

4. Mit der Verfassungsgerichtsbarkeit, die die Kompetenz hat, Gesetze auf ihre Verfassungsmäßigkeit zu überprüfen, wird das *Verhältnismäßigkeitsprinzip* mit rezipiert. Das ist ein rechtsdogmatisches Instrument, mit dem man prüfen kann, ob die in Frage stehende Grundrechtsbegrenzung verfassungsmäßig ist oder das Grundrecht verletzt. Dafür wird geprüft, ob die Grundrechtseinschränkung *geeignet* ist, den Schutz des Rechtsguts zu bewirken. Sie muß außerdem *erforderlich* sein, was nicht der Fall ist, wenn ein milderer Mittel ausreicht. Außerdem muß sie in *angemessenem Verhältnis* zu dem Gewicht und der Bedeutung des Grundrechts stehen. Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zur Einschränkung von Grundrechten ist vom EGMR übernommen worden und hat direkt oder vermittelt über den EGMR auf Österreich, Italien und auf Spanien, Portugal, Polen etc. gewirkt.

5. Zusammenfassung. Aus den bisherigen Darlegungen lassen sich zahlreiche Gründe für Rezeptionsvorgänge extrahieren: Bewährte, als vorbildlich empfundene Rechtsinstitutionen oder Einzelregelungen werden übernommen, um fehlende oder schlechte eigene Regelungen zu kompensieren und gleichzeitig am erkennbaren Fortschritt anderer Rechtsordnungen teilzuhaben. Bei der politischen Überwindung von Diktaturen werden die neue Ordnung stabilisierende Institutionen rezipiert, die sich in demokratischen Verfassungsstaaten bewährt haben. Ein Übergang von der diffusen Ver-

¹⁰ Vgl. im einzelnen *Marinus Wiechers*, A Constitutional Court for South Africa, 1991, S. 292; *Kader Asmal*, Constitutional Courts – a comparative survey, in: The Comparative and International Law Journal of South Africa, 1991, S. 320.

¹¹ *Christian Starck*, Freiheit und Institutionen, 2002, S. 319, 329 ff.

¹² Siehe dazu ausführlich allgemein und speziell für jedes lateinamerikanische Land *Norbert Lösing*, Die Verfassungsgerichtsbarkeit in Lateinamerika, 2001, S. 28 ff., 37 f.; *Allan R. Brewer Carías*, La jurisdicción constitucional en America Latina, in: García Belaunde/Fernández Segado (coord.), La jurisdicción constitucional en Iberoamerica, Madrid 1997, S. 141 ff.

fassungsgerichtsbarkeit durch die ordentlichen Gerichte zur spezialisierten Verfassungsgerichtsbarkeit, für die ein neues Verfassungsgericht eingerichtet wird, findet z.B. statt, um einer neuen Verfassung normative Wirkung zu garantieren, ohne die aus dem alten System stammenden Richter austauschen zu müssen.

III. Formen der Rezeption

1. Am deutlichsten erkennbar sind Rezeptionen durch *Verfassungs- und Gesetzgebung*. Fremde Normen werden in die Sprache des rezipierenden Staates übersetzt und in die Rechtsordnung eingefügt. Der neue Zusammenhang, in dem sie stehen, verleiht ihnen eventuell eine Bedeutungsnuance. Auch die gesellschaftliche Ambiance mag eine Rolle spielen. Verfassunggebung oder Gesetzgebung ist aber erst der Beginn der Rezeption. Es kommt in der Folgezeit darauf an, wie die Rechtsprechung die rezipierten Normen auslegt und anwendet und ob die Rechtsdogmatik durch die gelehrten Juristen mit der Rezeption angemessen umzugehen versteht. Mögen die Gründe für die Rezeption bei der gesetzlichen Inkorporation dargelegt worden sein, so ist damit noch nicht gesichert, daß günstige Bedingungen für das Gelingen der Rezeption herrschen. Die dargestellten Beispiele zeigen durchgehend, daß Rezeptionen mittels Verfassungs- und Gesetzgebung durch die Rechtslehrer vorbereitet werden, die das fremde Recht zunächst studieren, wie es konstruiert ist, wie es wirkt und wie es im eigenen Land wirken könnte. Was Portugal und Spanien betrifft, waren günstige Bedingungen für die geschilderten und weitere Rezeptionen, daß noch während der Diktaturen zahlreiche junge Juristen ihre heimischen Studien in Deutschland fortsetzten und später das rezipierte Recht somit für sie kein fremdes Recht war. Sieht man sich die personelle Zusammensetzung des portugiesischen und des spanischen Verfassungsgerichts besonders in den ersten Perioden an, so stellt man fest, daß viele Richter, auch Präsidenten¹³, das deutsche Verfassungsrecht aus eigenen Studien in Deutschland kannten, zumeist als Humboldt-Stipendiaten. Dasselbe gilt für Polen, Ungarn etc.

2. Die *Rechtsprechung* ist aber auch autochthone Form der Rezeption, d.h. sie initiiert Rechtsrezeptionen ohne vorgängige Gesetzgebung. Ein eindrucksvolles Beispiel für dieses Phänomen stellt die Rechtsprechung des polnischen Verfassungsgerichts in der Zeit nach Beendigung der kommu-

¹³ José Manuel Moreira Cardosa da Costa (Portugal), Pedro Cruz Villalón (Spanien).

nistischen Diktatur (1989) und vor dem Erlaß der neuen Verfassung (1997) dar. In der Zwischenzeit hat das polnische Verfassungsgericht die alte Verfassung, die von der Klausel über die Souveränität der Vereinigten Arbeiterpartei befreit worden war, in Riesenschritten durch Rezeptionen vor allem aus der Menschenrechtskonvention in Richtung auf eine rechtsstaatliche Verfassung fortgebildet¹⁴ und damit der Verfassung von 1997 vorgearbeitet.

3. Eine dritte Form der Rezeption ist die Übernahme fremden Rechts durch die *Rechtslehre* mit Spätwirkungen auf Rechtsprechung und Gesetzgebung. So hat Otto Mayer Ende des 19. Jahrhunderts sein Werk „Theorie des französischen Verwaltungsrechts“ (1886), das hauptsächlich vom Conseil d’Etat gebildet worden ist, geschrieben und dieses später rezipiert bei seiner maßgeblichen rechtsdogmatischen Bearbeitung des deutschen Verwaltungsrechts,¹⁵ auf das sich die deutsche Verwaltungsrechtsprechung stützte, die 80 Jahre nach Otto Mayer dann Grundlage für das Verwaltungsverfahrensgesetz (1976) war.

Die intensivste Form der Rezeption ist: Gesetz, Rechtsprechung, Rechtslehre. Alle arbeiten zusammen. Es beginnt mit dem Studium des Rechts in Deutschland, Lehrer aus Deutschland kommen in das rezeptionswillige Land, dessen Richter werden nach Deutschland geschickt. Das ist die perfektteste Form, die mir bekannt geworden ist.¹⁶ Dann kommt noch eine Übersetzung des führenden Kommentars zum rezipierten Recht hinzu, mehr kann man nicht machen.

Zum Schluß: Es gibt auch den Rezeptionswechsel durch Gesetzgebung. Als Hauptbeispiel dafür habe ich den Wechsel von der diffusen zur spezialisierten Verfassungsgerichtsbarkeit in einigen südamerikanischen Ländern genannt. Rezeptionswechsel bietet sich auch dann an, wenn trotz Assimilierungsversuchen die Rezeption gescheitert ist. Man lernt aus Fehlern. Die Assimilierung findet weitgehend durch Rechtsprechung statt. Der Richter ist derjenige, der die einzelnen konkreten Probleme aus seiner Beschäftigung mit den konkreten Fällen besser kennt als der Gesetzgeber. Der Gesetzgeber

¹⁴ Vgl. dazu *Lech Garlicki*, Constitutional Development in Poland, in: Saint Louis University Law Review, vol. 32 No. 3, 1998, S. 713 ff.; *Piotr Tuleja*, Grundlagen und Grundzüge staatlichen Verfassungsrechts: Polen, in: v. Bogdandy/Cruz Villalón/Huber, Handbuch des Ius Publicum Europaeum, Bd. I, 2007, S. 451, 462; *Piotr Czarny*, Rechtsrezeptionen im polnischen Verfassungsrecht durch Verfassungsgebung und Verfassungsgericht, in: Heun/Starck/Tsai (Hrsg.), Rezeption und Paradigmenwechsel im öffentlichen Recht, 2009, S. 111 ff., 114 f.

¹⁵ *Otto Mayer*, Deutsches Verwaltungsrecht, 2 Bände, 1895 und 1896.

¹⁶ Vgl. dazu *Feng-zhi Peng*, Die Rezeption der deutschen Verwaltungsgerichtsordnung im taiwanesischen Verwaltungsprozeßgesetz, in: Heun/Starck/Tsai (Hrsg.), Rezeption und Paradigmenwechsel im öffentlichen Recht, 2009, S. 179, 181 ff. (Rezeption des Gesetzes), 186 ff. (Rezeption der Anwendung des Gesetzes).

hat eine allgemeine Idee; wenn aber Fälle gelöst werden müssen, merkt man erst, wie weit die Idee trägt. Oft sind die Gesetze so allgemein formuliert, daß angemessene Fallösungen möglich sind, da ja Gesetzesanwendung Gesetzesauslegung voraussetzt, in der immer ein Stück Anpassung liegt. In diesem Zwischenfeld bewährt sich Rezeption oder nicht.

Anfänge einer modernen China-Rezeption in deutschen Kulturzeitschriften um 1900

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 9. Oktober 2009)

HEINRICH DETERING

Die folgenden Beobachtungen ergeben sich aus der Auswertung zunächst von „Westermanns Monatsheften“ (neun Beiträge) und der „Deutschen Rundschau“ (drei Beiträge) zwischen Januar 1899 und Februar 1901¹. Wegen der besonderen Relevanz für die Frage nach der Auseinandersetzung mit der Kultur Chinas wurde zusätzlich die von Maximilian Harden herausgegebene „Zukunft“ für denselben Zeitraum ausgewertet, stichprobenhaft außerdem die populäre bürgerliche Unterhaltungszeitschrift „Die Woche“ herangezogen.

Wie nicht anders zu erwarten, stehen im Hintergrund dieser – keineswegs vorrangig politisch ausgerichteten – Beiträge der sogenannte „Boxeraufstand“, seine Vorgeschichte und seine Folgen. Die Nachrichten vom Staatsstreich, von der gewaltsamen Rebellion und ihrer Niederschlagung 1899/1900 provozieren in den Kulturzeitschriften Fragen nicht nur nach den aktuellen Vorgängen, sondern vor allem nach deren Grundlagen und Voraussetzungen in der traditionellen chinesischen Kultur. Und erst sie haben diese Wirkung; denn auch wenn bereits die Besetzung der Kolonie Kiautschou 1898 ein merkliches China-Interesse in den Zeitschriften und auf dem Buchmarkt geweckt hat, so scheint es doch, als habe erst der gewaltsame Schock des Aufstands den deutschen Kulturzeitschriften die Wissensdefizite schlagartig zum Bewußtsein gebracht, die im deutschen Bildungsbürgertum im Hinblick auf China bestanden. Mehrere der hier ausgewerteten Beiträge thematisieren diesen Wandel des kulturellen Interesses selbst.

Im Juli 1900 wird der deutsche Gesandte von Ketteler durch antikolonialistische Aufständische in Peking ermordet; kurz zuvor, Anfang 1899, hat sich ein für die meisten europäischen Beobachter undurchschaubarer Staatsstreich ereignet, als dessen Drahtzieherin die in Europa überwie-

¹ Auf der Grundlage der von Susanne Friede und Christoph Jürgensen erschlossenen und ausgewerteten Bestände.

gend zur unheimlich-exotischen Herrscherin dämonisierte Kaiserinmutter Tse-Si gilt. Kaiser Wilhelm hält vor Marinesoldaten in Wilhelmshaven jene von ihm selbst als markig und fulminant empfundene Ansprache, die als „Hunnenrede“ traurige Berühmtheit erlangt hat. Gegen die Aufständischen soll in China eine exemplarische „Strafexpedition“ durchgeführt werden. In den deutschen Kulturzeitschriften führt das zu Diskussionen um die kulturelle Sendung des christlichen Westens in China, um Möglichkeiten und Grenzen einer politischen und ökonomischen Hegemonie und vor allem um die kulturellen Eigenarten und Traditionen dieses Landes selbst.

*1. Kultur und Kolonialismus: Meinungsverschiedenheiten
in der „Deutschen Rundschau“*

Bereits im Februar 1899, nach den ersten Nachrichten vom chinesischen Staatsstreich, gibt in der „Deutschen Rundschau“ Max (eigentlich Maximilian) von Brandt, der einstige deutsche Botschafter und zeitweilige Doyen des diplomatischen Corps in Peking, der schon seit den achtziger Jahren zum weithin angesehenen sinologischen Forscher und Autor geworden ist, einen zweiundzwanzig Seiten langen, kenntnisreichen Abriss der jüngsten chinesischen Geschichte. Der Text, der eine dreißigjährige Entwicklung umsichtig resümiert, mündet schließlich in die Ermahnung, „sich in China nicht auf politische Experimente einzulassen“, sondern vielmehr auf „eine weitere Fortentwicklung ohne gewaltsame Umwälzungen“ zu bauen (Band 98, S. 190).

Mit der Verschärfung der Krise verstummen solche Töne hier. In derselben Zeitschrift wird wenig später, im April 1900, von Wilhelm Grube unverändert wieder jene offensive Gangart befürwortet, die dem bewährten kolonialen Argumentationsmuster entspricht. Eine erfolgreiche „Culturvermittlung“ bedeutet für ihn im wesentlichen eine Christianisierung der Chinesen, die allerdings – und allenfalls in dieser gönnerhaften Relativierung der alten Barbareiklischees werden dann doch Spuren der neuen, differenzierten Kenntnisse sichtbar – für eine solche Bekehrung auch ungewöhnlich günstige kulturelle Voraussetzungen mitbrächten. In der Quintessenz bleibt auch Grubes Perspektive dennoch ganz auf den unmittelbaren deutschen Eigennutz begrenzt. „Für uns Deutsche“, erklärt er,

[...] hat der Confucianismus heutzutage nicht nur rein theoretisches Interesse, vielmehr gewinnen, seit wir durch unsere Stellung in China in unmittelbare Beziehungen zu dem Chinesenthum getreten sind, die Kenntniß seiner Lebensanschauung und das Verständnis für seine geistige Eigenart eine eminente praktische Bedeutung. (Band 103, S. 96)

Deutlicher gesagt: China „steht vor der Alternative, entweder der Cultur des Abendlandes gutwillig Zutritt zu gewähren [...] oder zu unterliegen“ (S. 110).

Das ist während der Unruhen, aber noch unmittelbar vor dem Aufstand geschrieben. Schon sechs Monate später, nachdem die Schreckensnachrichten sich allgemein verbreitet haben, ändert sich die Linie des Blattes. Nun zwingen „die Ereignisse [...], mit welchen China die Welt überrascht und seit Monaten in peinlicher Spannung gehalten hat“, mit einem Mal „unser deutsches Vaterland“, sich ernstlich mit dem zu befassen, was hier in der Überschrift die „Charakteristik des Chinesen“ genannt wird. Aus einem englischen Beitrag von Lady Blennerhassett ist der Beitrag übersetzt, der nicht nur neunzehn eng bedruckte Seiten umfaßt, sondern sich auch auf nicht weniger als vier gelehrte Werke (und weitere Aufsätze) bezieht, die zwischen 1898 und 1900 über chinesische Landeskunde, Kultur und Religion erschienen sind.

Gleichzeitig interessiert sich die „Deutsche Rundschau“ auch für die russischen, österreichischen und französischen Reaktionen auf das politische Drama; die „Wiener Zeitung“ wird ebenso referiert wie der Pariser „Temps“. (Und mit der Erwähnung von Paris kommt wiederholt auch die dortige Weltausstellung in den Blick, die nun nachdrücklich als „Friedens- und Culturwerk“ charakterisiert wird, so in der „Deutschen Rundschau“ im November und erneut im Dezember 1900.) Nach alledem fragt sie, tagespolitisch involviert, eindringlich und mit Nachdruck. Nur nach einem fragt sie eigentlich nicht: nach Kultur und Geschichte jenes fremden und anderen China, das mit den Unruhen auch für die deutschen Kolonialideologen unübersehbar geworden ist – bis im September 1900 erneut der besonnene Max von Brandt die Entwicklungen des Boxeraufstands zum Anlaß nimmt, ebendiese Position grundsätzlich in Frage zu stellen.

In seinem ganz auf die Tagesereignisse ausgerichteten Beitrag „Die chinesische Frage“ betont von Brandt die Notwendigkeit, „sich über die Ziele der deutschen Politik klar zu werden“ und gegebenenfalls kluge „Beschränkung“ zu üben (Band 104, S. 387). Und er fordert mit aller ihm zukommenden diplomatischen und gelehrten Autorität eine Selbstkritik des deutschen Kolonialismus genau dort, wo Wilhelm Grube sie im selben Magazin verweigert hat. Das geschieht gleich in den ersten Sätzen:

Noch sind die Augen der ganzen civilisirten Welt auf den ersten Act des Kampfes gerichtet, der im fernsten Osten zwischen der modernen Cultur der christlichen Völker und der uralten heidnischen Civilisation China's entbrannt ist, und schon zwingt uns ein furchtbares Ereigniß, an die eigene Brust zu greifen und uns zu fragen, wie weit

wir berechtigt sind, uns als die Träger der wahren Bildung zu betrachten und in ihrem Namen das zu vernichten, was Jahrtausende geschont haben. (S. 384)

Schon die Wendung von „der uralten heidnischen Civilisation China's“ spricht Grubes kolonialistischer Argumentation – und der kaiserlichen Politik – die grundlegende Berechtigung ab. Nicht um den Gegensatz von Heiden- und Christentum geht es bei ihm und schon gar nicht um deren Gleichsetzung mit Barbarei und Kultur, sondern um christliche und „heidnische Civilisation“. Die Unterstellung einer spezifisch chinesischen „Bildung“ und die Betonung ihres hohen Alters verbinden die Forderung nach politischer Selbstkritik sogleich mit derjenigen nach einer Überwindung der, was diese ferne Zivilisation angeht, eigenen Unbildung.

2. *„Unter dem Drang der Ereignisse“: „Westermanns Monatshefte“
und ihr Herausgeber*

Auch in „Westermanns Monatsheften“ löst die politische Katastrophe ein nicht nur neues, sondern (auch in der Selbstwahrnehmung) durchaus neuartiges Interesse aus. Hier wird über die Tagesaktualitäten hinaus zurückgefragt nach kulturellen Grundlagen. Zwar ist das Interesse einer gebildeten deutschen Öffentlichkeit an chinesischer Kultur seit Schillers, Goethes und Humboldts Hinwendung zur chinesischen Kultur nie ganz abgerissen. Von Schillers vermeintlichen Chinoiserien in „Turandot“ (die der chinesische Germanist Yuan Tan jüngst als untergründige Auseinandersetzung auch mit dem genuin Fremden der anderen Kultur interpretiert hat)² über Goethes „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“ (die ihrerseits weit über die exotische Maskerade des Weimarer Mandarins hinaus durchgängig, und in einem bis heute zumeist erheblich unterschätzten Umfang, mit „chinesischen“ Kulturformen spielen)³ bis zu dem bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts über Frankreich vermittelten Interesse an Konfuzianismus und Taoismus gehören literarisch und philosophisch-religionsgeschichtlich ausgerichtete Texte jedenfalls am Rande auch zum deutschen Bildungskanon des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Um die Jahrhundertwende gewinnt dieses Interesse, so läßt sich der dominierende Eindruck der untersuchten Zeitschriftenbeiträge resümieren, schlagartig eine ganz neue Dringlichkeit.

² Dazu Yuan Tan. Dr. Tan ist für seine Hilfe zu danken. Zum weiteren ideologischen Kontext der kolonialen und der postkolonialen literarischen China-Rezeption im wilhelminischen Deutschland vgl. auch die demnächst in der Göttinger Reihe „Palaestra“ erscheinende Studie von Wolfgang Struck.

³ Dazu noch immer grundlegend der Aufsatz von Debon.

Nun wird die Frage nach der chinesischen Kultur von einem akademischen oder ästhetischen Sonderinteresse zu einer politischen Frage von politischer Bedeutung. Sie richtet sich zunehmend auf die literarischen und künstlerischen Zeugnisse einer *longue durée* chinesischer Mentalität, Denkweisen, kultureller Prägungen.⁴ Dabei wird die Kluft zwischen den drängenden politischen Tagesfragen und einem als mangelhaft empfundenen Grundwissen über chinesische Traditionen wiederholt zum Thema gemacht.

Noch kurz vor den dramatischen Ereignissen in China, im Januar 1899, wendet sich der als einschlägig publizierender Beiträger den Lesern von „Westermanns Monatsheften“ vertraute Max von Brandt mit dem Aufsatz „Ein Kapitel aus der chinesischen Kunstgeschichte. Symbolik und Bilderschrift“, ganz ohne politische Untertöne, an ein kunstliebendes und wohlhabendes Publikum (Band 85). Auf siebzehn großformatigen und reich illustrierten Seiten versucht er, eine kunstgeschichtliche Einführung in die Symbolsprache chinesischer Porzellanmalerei, Stickerei und anderer Gebrauchskunst zu geben – zunächst für Museumsbesucher, die vor den exotischen Exponaten weitgehend verständnislos stehen, dann aber auch für Kunden der Kunsthandlungen, die dank der Kolonien nun zunehmend Chinesisches einführen und feilbieten. Die damit zunächst durchaus zweckgerichtete Abhandlung führt dabei immerhin in Grundzüge der chinesischen Kosmologie, Astrologie und in diesen Grenzen auch Philosophie ein. Das kulinarische Interesse an dekorativen Aspekten der Chinoiserie provoziert Fragen nach den Eigenarten der als so dekorativ empfundenen Kultur selbst, nach ihren Voraussetzungen und Erscheinungsformen.

Es ist aufschlußreich zu sehen, wie sich zwei Jahre später am selben Ort, in einer mehr als zwanzig Seiten umfassenden Abhandlung über Peking einst und jetzt, von Brandts *Connaissanceur*ton und seine durchaus selbstsichere koloniale Perspektive auf die chinesische Kultur gewandelt haben. Nun, im Februar 1901, fragt er in „Westermanns Monatsheften“ vor allem nach dem gegenwärtigen Wandel in China. Genauer: Er fragt nach dem, was er mit spürbarer Erregung und mit offenem Bedauern „die Dimensionen einer niedergehenden Kultur“ nennt, den Gegensatz zwischen „einer mächtigen Vergangenheit und einer verlotterten Gegenwart“ (Band 89, S. 650).

Wie die Berichte, so die Rezensionen. Hier ist für alle Chinathemen in „Westermanns Monatsheften“ der Herausgeber persönlich zuständig, Friedrich Düsel. Sieben Rezensionen zu Büchern über Themen, die (auch)

⁴ Stichproben in der weniger anspruchsvollen, sehr populären und gewissermaßen zwischen Kulturzeitschrift und *yellow press* changierenden Zeitschrift „Die Woche“ bestätigen die hier sichtbar werdende Tendenz. Auch dort gewinnen in dieser Zeit chinesische Gartenkunst, Architektur und Alltagskultur ein neues, wenngleich hier sehr viel oberflächlicher artikuliertes Interesse.

mit China zu tun haben, veröffentlicht er in seinem Magazin zwischen Januar 1899 und Februar 1901.

Nachdem Düsel schon im November 1898 von „Werken über das Gebiet der deutschen Niederlassung in China“ berichtet hat, beschäftigt er sich im Januar 1899 mit Ernst von Hesse-Warteggs auf einer 1897/98 unternommenen Reise beruhenden Berichten über die kolonialen Stützpunkte, die der Rezensierte einigermaßen hochgreifend „Deutsch-China“ nennt. Der Reisende führe seine Leser, so lobt der Rezensent, bis hinein „ins heilige Land von China und vom Jangtsekiang nach Peking“ mitsamt „den Geburts- und Grabstätten des Religionsstifters Confucius und seiner Apostel“ und lasse dabei „kein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens unberücksichtigt“. Da er sich „mit besonderer Andacht in das intime Alltagsleben des chinesischen Haushaltes“ versenke, mache er „das chinesische Milieu mehr noch von innen als von außen lebendig“. Im Mittelpunkt der kurzen Besprechung aber steht ein anderer Gedanke: Hesse-Wartegg habe unterwegs auch

alle Orte besucht, die für Deutschland von irgend welchem Interesse sein konnten: die großen Städte und Warenmärkte, die Kohlen- und Industriegebiete, die Sitze der deutschen Mission in Schantung, sowie die Gegenden, durch die die geplanten deutschen Eisenbahnen führen werden. (Band 85, S. 542)

Im Oktober desselben Jahres wendet sich Düsel in einer Sammelrezension zu neuen Reisebüchern demselben Thema zu. Denn: „Es wäre ein Wunder, wenn heute in einer noch so kurzen Übersicht über Reiseliteratur China nicht vertreten wäre“. Mit Nachdruck stellt er dem von Ernst Ruhstrat veröffentlichten Band „Aus dem Lande der Mitte“, „der wesentlich praktische Zwecke der Belehrung verfolgt und in der That schnell über die wichtigsten Zustände und Einrichtungen Chinas unterrichtet“, Max von Brandts umfangreiche Abhandlung „Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus“ gegenüber, in der die „Entwicklungsgeschichte der verzwickten chinesischen Religionslehren des Confucius, des Mencius und des Laotze sowie der daraus abgeleiteten staatlichen Moralphilosophie“ umfassend und gründlich dargestellt werde. Der Vergleich geht zum Nachteil Ruhstrats aus: Man empfindet, bemerkt Düsel, „allzu schmerzlichen den gewaltigen Unterschied zwischen einer gutgemeinten Dilettanten- und einer gediegenen, wertvollen Gelehrtenarbeit“. Und so konzentriert er sich auf ein Referat der genannten religiösen Lehren in ihren Grundzügen und auf die von Alfred Forke herausgegebene Anthologie „Blüten chinesischer Dichtung“, in der Tat einen frühen Klassiker der deutschen Rezeption chinesischer Lyrik. Dabei bemüht er sich, den Begriff des „Tao“ mit dem

gebildeten deutschen Lesern vertrauteren des „Logos“ zu erklären, erläutert die Bedeutung der konfuzianischen Philosophie für die „jetzt regierende mandschurische Herrschaft“ und versucht die „Individualität“ des über-
ragenden Dichters Li-Tai-Po behelfsweise durch einen Vergleich mit dem deutschen Lesebuch zu erklären: „Seine Treuherzigkeit erinnert manchmal an Uhland“ – was mit der Charakterisierung „der geniale Vagant“ nicht leicht zusammenzubringen ist. Vor diesen ernsthaft auf eine Annäherung an chinesische Traditionen jenseits der kolonialen Tagesinteressen zielenden Abschnitten allerdings hat Düsel noch Ruhstrats praktischem Handbuch die offenbar keineswegs maliziös gemeinte Bemerkung mitgegeben:

Besonders für Marineoffiziere wird das Buch [Ruhstrats] zu empfehlen sein – freilich nur wenn sie verstehen, manches, was der Verfasser nach englischen Quellen wiedergegeben hat, sich selbst unter deutsche Gesichtspunkte zu rücken. (Band 87, S. 140 f.)

Und auch Düsel's knappe Rezension der kulturpsychologischen Studie „Chinesische Charakterzüge“ von Arthur H. Smith im Dezember 1899 betont ausdrücklich die deutsche Perspektive bzw. ökonomische Tagesinteressen, genauer: den Nutzen des „unter Gesichtspunkten des praktischen Lebens zusammengestellt[en]“ Bandes für den deutschen Kaufmann. (Band 87, S. 439)

Die Spannung von aktuellem Kolonial- und weiter ausgreifendem Kulturinteresse tritt noch deutlicher hervor, wenn derselbe Rezensent ein knappes Jahr später, also noch ganz unter dem Eindruck des „Boxeraufstands“ und seiner Niederschlagung, am selben Ort eine von Alfred Grünwedel verfaßte Darstellung der „Mythologie des Buddhismus“ vorstellt und dabei zumindest den Eindruck erweckt, als halte er auch das gegenwärtige China für ein buddhistisches Land. Düsel holt zunächst weit aus:

Der Strom unserer [der Deutschen] großen geschichtlichen Interessen geht heute anders als dereinst im Mittelalter. An die Stelle Italiens, das einstmals unsere politische und künstlerische Phantasie in so hohem Grade beschäftigte, drohen ferner liegende, in unseren Augen barbarischer geartete Länder zu treten und – freilich in ganz anderem Sinne! – für lange unsere gespannte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit in Anspruch zu nehmen. Es sind das die Länder des Buddhismus: vor allem Japan und China. Da wird denn ein reich illustriertes Werk willkommen heißen werden, das die *Mythologie des Buddhismus* darstellt [...]. (Band 89, S. 143)

Schon im Dezember ist „Westermanns Monatsheften“ das Erscheinen einer erweiterten zweiten Auflage von Ernst von Hesse-Warteggs schon 1896 besprochenem Reisebuch „China und Japan“ eine erneute Rezension wert. Denn nun habe der Verfasser auch die mittlerweile ihrerseits in Buchform

geschilderten „neue[n] Beobachtungen und Eindrücke [. . .] aus Schantung und ‚Deutsch-China‘ [. . .] hier für die allgemeine Charakteristik geschickt verwertet“. Diese aktuellen Kenntnisse seien, so schreibt Düsel nun, dringend an der Zeit. „Wie gerufen“, komme „gerade jetzt“ diese Neuauflage, denn: „Über die Aktualität des Werkes braucht heute kein Wort verloren zu werden“. Gerade die aktuellen Ereignisse aber erzwingen nun eine Auseinandersetzung mit den nicht unmittelbar aktuellen Traditionen Chinas. Deshalb fügt Düsel seiner Empfehlung von Hesse-Warteggs Buch den Hinweis auf ein Werk hinzu, das sehr viel weiter in jene Bereiche ausgreift, in die Düsel selbst sich schon in seinen Empfehlungen Brandts und Forkes bewegt hat – und unterstellt dessen Verfasser eben dieselbe Wahrnehmung eines verbreiteten und nun eilig aufzufüllenden Kenntnisdefizits:

Nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige Encyclopädie der *Religion und Kultur Chinas* sucht ein starker Band zu geben, den *Ferdinand Heigl* soeben [. . .] hat erscheinen lassen. Das Werk hat unter dem Drang der Ereignisse augenscheinlich etwas eilig abgeschlossen werden müssen [. . .]. (Band 89, S. 451)

Wie dringlich „unter dem Drang der Ereignisse“ der aktuelle Informationsbedarf nach kulturhistorischer Vertiefung verlangt, demonstriert Düsel erneut gleich im folgenden Monat. Die erweiterte Neuauflage eines zweibändigen Reiseberichts, den der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ unter dem Titel „Ein Sommer in China“ vorlegt, hat sich gegenüber der Erstausgabe entscheidend gewandelt. Hat diese den Rezensenten mit ihren während einer Reise 1898 gewonnenen „scharfe[n] Beobachtungen, insbesondere über die wirtschaftlichen Verhältnisse“ überzeugt, so berücksichtigt die Neufassung die aktuellen Ereignisse. Daß sie damit „allen denen besonders willkommen sein wird, die über das Reich der Mitte und seine rätselhaften Kulturzustände in einer leichten feuilletonistischen Form unterrichtet sein möchten, ohne doch der Gefahr ausgesetzt zu sein, allzu flüchtige Augenblicksskizzen zu erhalten“: das ist auch dadurch gewährleistet, daß der Autor (wie Düsel in ihrerseits bezeichnender Selbstverständlichkeit vermerkt) zusammen mit der Darstellung der unmittelbaren Gegenwart einen Einblick in die klassische chinesische Literatur gibt:

Die zweite Auflage berücksichtigt schon die Neugestaltung der Verhältnisse nach dem Boxer-Aufstande *und* fügt ein sehr interessantes Kapitel über chinesische Dichter hinzu, von denen charakteristische Proben in Übersetzungen mitgeteilt werden. (Bd. 89, S. 590. Meine Hervorhebung).

Nirgends wird die Wandlung der Interessen in diesen Monaten pointierter und beiläufiger sichtbar als in diesem „und“. Wo eben noch die „wirtschaftlichen Verhältnisse“ im Zentrum standen, da muss jetzt, unter dem erschüt-

ternden Eindruck der „Neugestaltung der Verhältnisse“, nach Kunst und Literatur gefragt werden. So überrascht es nicht, daß Düsel dem Lob dieses Bandes sogleich die Empfehlung eines weiteren Werks Max von Brandts folgen läßt, der gerade als Diplomat in Peking zum kulturgeschichtlich gelehrten China-Kenner geworden ist. Nun wird er zum Vor- und Leitbild einer über den Tag hinaus denkenden und eben deshalb für den Tag nutzbringenden Auseinandersetzung mit China:

Zweifellos das Hervorragendste, weil Selbständigste seinem litterarischen und politischen Charakter nach, was uns dieses Jahr über Ostasien beschert hat, sind die Erinnerungen, die M[ax] v. Brandt unter dem Titel *Dreiunddreißig Jahre in Ostasien* [...] soeben erscheinen läßt. Der Verfasser, der allbekannte frühere Vertreter Deutschlands in Peking, bedarf einer Empfehlung kaum, zumal in dieser Zeitschrift nicht, die in der glücklichen Lage war, ihren Lesern im Laufe der letzten Jahre mehr als einen seiner sachkundigen, tief eindringenden Artikel über China und chinesische Zustände zu vermitteln. [...] Wer die historischen Voraussetzungen kennen lernen will, aus denen sich die heutigen Zustände entwickelt haben und sich erklären lassen, der wird dieses Werk nicht umgehen können. (Ebd.)

Wiederum einen Monat später, in seiner letzten in unserem Untersuchungszeitraum erschienenen Rezension in „Westermanns Monatsheften“, geht Düsel – unter ausdrücklicher Berufung auf seine vorangegangene Rezension von Brandts „Dreiunddreißig Jahre“ – auch über diese Perspektivenerweiterung noch einmal energisch hinaus. In einer nun erstmals ausschließlich Neuerscheinungen über China gewidmeten Sammelrezension (in den bisher referierten Rezensionen ist China noch immer nur ein Thema unter anderen gewesen) kritisiert er im Februar 1901 die Publikationslage:

Die jüngste Litteratur über China, das plötzlich durch eine fanatische Bewegung, deren Folgen noch gar nicht abzusehen, die Blicke der Welt auf sich gezogen hat, läßt an Reichhaltigkeit und Gediegenheit vieles zu wünschen übrig. Es soll damit kein Vorwurf ausgesprochen sein; denn die wirklichen, zuverlässigen Kenner des Landes – soweit bei den rätselhaften Verhältnissen von „Kenner“ überhaupt die Rede sein kann – haben meistens bereits vor drei Jahren, bei der bedeutsamen Besetzung Kiautschous, das Wort ergriffen [...].

Und dann erinnert Düsel unter anderem an die Publikationen von Ernst von Hesse-Wartegg und Max von Brandt. Die in den aktuellen Umbrüchen sich abzeichnende Erkenntnis aber, daß womöglich selbst diese bislang als Autoritäten unangefochtenen „Kenner“ von den jetzt sichtbar aggressiv werdenden „rätselhaften Verhältnissen“ noch viel zu wenig wissen, setzt jetzt ganz neue Wissensstandards. So gern Düsel deshalb „den frischen Gegenwartsstandpunkt“ von Ernst Schotts Büchlein „Die Wirren in China und ihre Ursachen“ empfiehlt, das „namentlich über die Boxer und die abendländi-

schen Beziehungen Chinas manches wissenschaftliche“ präsentierte, so informativ er eine anonym erscheinende Heftreihe über aktuelle, „militärisch und politisch“ relevante Zusammenhänge findet, so notwendig erscheint ihm doch eine zumindest etwas weiter in die Vorgeschichte ausgreifende Darstellung der „Taiping-Revolution in China“, die in „scheinbar nur losem Zusammenhang mit den augenblicklichen chinesischen Ereignissen steht“, aber gerade deshalb „manche wertvolle Lehre und Erkenntnis auch für die gegenwärtige Lage“ eröffnet (Band 89, S. 731 f.).

Bei alledem bleibt der kolonialistische Standpunkt, von dem aus Düsel seine Besorgnisse und Forderungen formuliert, gänzlich unerschüttert. Die vertieften kulturgeschichtlichen Kenntnisse, die er von Wissenschaft und Publizistik fordert und mit seinen Ausführungen über chinesische Religion, Philosophie und Literatur zumindest ansatzweise selbst zu vermitteln sucht, werden entschieden instrumentell verstanden: Nur wer wirkliche Kenntnisse über China besitzt, kann den bedrohlichen Aufständen wirksam begegnen. Mit geradezu programmatischer Deutlichkeit wird das am Ende dieser Übersicht über „Die jüngste Litteratur über China“ formuliert.

Da geht es um Eugen Wolfs unterhaltsames Reisebuch „*Meine Wanderungen* [...]“, deren erster Teil sich *Im Inneren Chinas* bewegt“. So lobenswert auch hier der „frische Darstellungston“ und „die leichte Plauderkunst“ des Verfassers erscheinen – im Kern dieser Buchempfehlung geht es um die kolonialpolitische Grundhaltung, die den Anlaß zu Wolfs Reisen gegeben hat und die allein auch für den Rezensenten von „Westermanns Monatsheften“ alles Interesse an China legitimiert:

Der Verfasser gehört zu denen, die als erste die dringende Notwendigkeit eines baldigen Stützpunktes für unseren Handel im Osten Asiens bereits im Frühjahr 1896 erkannt und maßgebenden Kreisen darüber Vortrag gehalten haben. [...] Er will in erster Linie bei unserer Jugend das Interesse für außereuropäische Länder stärken und dadurch dazu beitragen, uns in den Stand zu setzen, „nicht nur Berater der Völker über den ganzen Erdball, nicht nur die Berufenen in der hohen Politik zu sein und zu bleiben, sondern auch im Welthandel die allererste Stelle zu erreichen und zu halten.“ Der Entwicklung unseres überseeischen Handels und unserer Industrie wendet daher das Wolfsche Buch in allererster Linie sein Interesse zu [...].

Und das heißt für den Rezensenten, mit einem unerwartet pathetischen Resümee: „der Liebe für das ‚größere Deutschland‘, das heute der vornehmste Zielpunkt unserer weltpolitischen Ideale ist“ (ebd.).

Die aktuelle Bedrohung ebendieser kolonialen, ökonomischen wie kulturellen Hegemonialansprüche durch die chinesischen Unruhen hat also bei diesem Rezensenten in „Westermanns Monatsheften“ ein nachdrücklich auf die *longue durée* der chinesischen Kulturgeschichte gerichtetes Interesse

provoziert – das sich aber nur, mit eher sich steigerndem Nachdruck als selbstkritischer Reflexion, in den Dienst einer verbesserten Kolonialpolitik stellen soll.

Derselbe Interessenwandel aber kann um dieselbe Zeit auch eine dieser Ideologie genau entgegengesetzte Tendenz hervorbringen; die neue kulturgeschichtliche Neugier kann sich gegen die ideologischen Prämissen der Kolonialpolitik selbst wenden. Das geschieht dort, wo die in der „Deutschen Rundschau“ von Wilhelm Grube noch mit merklicher Mühe unterdrückte Frage kolonialismuskritisch neu akzentuiert wird: die Frage danach, warum eine religiös, philosophisch und künstlerisch so traditionsreiche und hochentwickelte Kultur überhaupt einer kolonialen Domestizierung bedürfe. In Maximilian Hardens – freilich von vornherein kaiserkritischer – „Zukunft“ wird sie am nachdrücklichsten gestellt.

3. Kultur versus Kolonialismus: Maximilian Hardens „Zukunft“

Hardens bei durchaus konservativer Grundhaltung notorisch kaiserfeindliche und im politischen wie im literarischen Feld gleichermaßen wirkungsreiche Zeitschrift – die etwa für den am Grenzbereich von Literatur und Journalismus lebhaft interessierten jungen Thomas Mann ein erklärtes Vor- und Leitbild war – hat schon im Februar 1900 spöttisch auf die deutsche Erregung um den chinesischen Staatsstreich des Vorjahres reagiert. Auch Harden veröffentlicht da einen Essay unter der Überschrift „Tse-Si“. Doch er schlägt ganz andere Töne an als sowohl die „Deutsche Rundschau“ als auch „Westermanns Monatshefte“:

Von Zeit zu Zeit spukt jetzt ein orientalisches Gespenst durch die Spalten unserer geliebten Zeitungen, dann taucht irgend eine abenteuerlich klingende Kunde von blutigen Gräueltaten der das Reich der Erdmitte regirenden Dame auf. (Band 30, S. 321)

Harden nimmt die spöttisch notierten exotischen Ängste zum Anlaß für eine grundsätzliche Forderung, die er auch in den folgenden Monaten programmatisch vertreten wird:

Nun sind, seit in Schantung die deutsche Flagge weht, die chinesischen Zustände für uns doch einigermaßen wichtig geworden; und wenn deutsche Inseratenfarmer sich schon nicht entschließen können, ernsthafte Berichterstatter nach Ostasien zu schicken [...], dann sollten sie wenigstens darauf halten, daß die in der berliner Meinungsfabrik [...] Bediensteten die [...] während der letzten Jahre über China veröffentlichten Bücher lesen und sich das von Landeskundigen gefundene Material aneignen. Wäre diese geringe Mühe schon früher aufgewandt worden, dann hätte man den Buddhismus nicht für die chinesische Staatsreligion [...] gehalten. (S. 321 f.)

Dieselbe Forderung wurde auch von Friedrich Düssel in „Westermanns Monatsheften“ immer wieder formuliert – er selbst war dann ja allerdings auch einer derjenigen, die den Buddhismus für die chinesische Staatsreligion zu halten schienen. Mit ähnlich demonstrativer Neugier und Anteilnahme referiert daraufhin auch Harden, wie nebenan Düssel, nun aus „Büchern und Aufsätzen landeskundiger Leute“, auf der Suche nach einem älteren und weiteren China als dem Land zwischen Schantung und Kiautschou.

Mit dem kaiserlichen Säbelrasseln im Juli gewinnen diese zunächst noch vergleichsweise allgemein formulierten Maximen eine kolonialismuskritische Aktualität und Relevanz. „Die deutsche Kriegsflagge weht auf dem Weltmeer“ (Band 32, S. 49), beginnt Hardens Artikel im Juli 1900 – und dann wird ausgiebig aus der kaiserlichen Rede und den folgenden Stellungnahmen des Hofes zitiert. Präzise, bitter, zuweilen maliziös (und so politisch überaus detailliert) hält Harden dem deutschen Herrscher die Widersprüche einer Argumentation vor, wie sie auch der kaisertreue Wilhelm Grube in der „Deutschen Rundschau“ favorisiert hat. „Der Kaiser“, so höhnt Harden, „will einen Rachekrieg führen und zugleich die Asiaten die milde Wunderkraft des Christenkreuzes lehren“ (S. 51); er „will Weltpolitik größten Stils betreiben“ und den „deutschen Besitz in Ostasien beträchtlich mehr“ (S. 52) – und doch besitzt er von der kulturellen Eigenart des fernen Landes nicht einmal eine vage Vorstellung.

Damit kommt nun wieder die Argumentationsfigur ins Spiel, die im Nachholen grundlegender Kulturkenntnisse die wesentliche Voraussetzung einer notwendigen neuen Chinapolitik sieht. Nur scheint diese neue Politik nun eine grundlegende Abkehr vom Kolonialismus selbst einzuschließen. Harden:

Heute noch, wie vor Humboldts Tagen, ist China den Deutschen ein unbekanntes Land. Mancher Gelehrte hat in der Sammlung der *Sacred Books of the East* den Tao-Te-King gelesen, Lao-Tses ehrwürdige Chinesenbibel, und mit heißem Bemühen die confucianische Sittenlehre studiert [...]. (S. 53)

Das „Wesen des gelben Volkes“ aber ist dabei „auch gebildeten Deutschen verborgen“ geblieben – „und so konnte der Glaube aufkommen, die Chinesen seien Barbaren, denen mit Pulver und Blei die Grundbegriffe zivilisierter Menschheit beigebracht werden müssten“ (ebd.).

Noch im selben Monat zieht Harden aus dieser Einsicht eine bemerkenswerte literarische Konsequenz. Am 21. Juli veröffentlicht er unter der Goetheschen Überschrift „Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten“ eine sieben-seitige Zitatcollage aus Texten der Bibel, Lao-Tses, Nietzsches, Goethes,

Schopenhauers, Montesquieus, Renans und anderer, die alle entweder von China oder von den Prinzipien toleranter Politik handeln. Wie die Überschrift nicht nur an eine lange Tradition deutschen Chinainteresse erinnert, sondern überdies auch der kaiserlichen Brutalität die Offenheit der Weimarer „Weltliteratur-“ und Humanitäts-Leitbilder entgegensetzt, so macht diese Blütenlese aus dem jäh aufgebrochenen Gegensatz von kulturellem und kolonialem Chinainteresse geradezu ein politisches Programm.

Gegen die staatsoffizielle Kolonialideologie läßt Harden so ein polemisches und programmatisches Gespräch über die Kontinente hinweg entstehen. „Das Volk wird unruhig, weil die Großen sich unsinnig gebärden“ (Band 32, S. 100), läßt er Lao-Tse sagen (der auf dem Weg über die französische Rezeption des 19. Jahrhunderts eben erst im Begriff ist, zum Modophilosophen der deutschen Frühmoderne zu werden; vgl. Weber, S. 27). Und den liberalen französischen Theologen, Religionswissenschaftler und Schriftsteller Ernest Renan läßt er über die Jahrhunderte hinweg antworten, die Trennung der Menschheit in Rassen sei „nicht nur wissenschaftlich unhaltbar“, sondern müsse früher oder später „zu Vernichtungskriegen führen, zu zoologischen Kriegen, wie wir sie aus dem Reich der Nager und Fleischfresser kennen.“ (S. 101 f.)

Zwei Ausgaben später folgt eine ähnliche Collage von Berichten und Anekdoten über Kaiser der chinesischen Geschichte, über die philosophischen Weisheiten des Mentius und des Konfuzius und so fort. Am Ende dieser Reihe steht die Geschichte von jenem Kaiser Tsi-Schi-Hoang-Ti, der „die Bücher verbrennen und vierhundert nörgelnde Literaten lebendig begraben“ ließ: „Seine Regierung aber“, so lehrt das chinesische Exempel die deutschen Leser, „gilt als eine der unheilvollsten, die das Reich je kannte“ (Band 32, S. 224).

Die damit zu konstatierende Wendung der in zunächst durchaus instrumenteller Absicht aus dem politischen Kolonialkonflikt erwachsenen kulturellen Neugier gegen ebendiese Kolonialpolitik zeichnet sich hier nur in den wenigen für unsere Untersuchung umfassend ausgewerteten Kulturzeitschriften ab. Diese gehören jedoch, auch das ist festzuhalten, zu den verbreitetsten und intellektuell einflußreichsten Periodika der Epoche.

4. Die Ursprünge des Wang-lun: Literarische Folgen

Um genau dieselbe Zeit, in der in den deutschen Kulturzeitschriften diese Auseinandersetzungen geführt werden, geht der deutsche Wissenschaftler Richard Wilhelm in die deutsche Kolonie Tsingtau. Dieser angesehenste

deutsche Sinologe seiner Zeit ist nach einem Studium in Tübingen und einer lebensbestimmenden Freundschaft mit dem späteren religiösen Sozialisten Christoph Friedrich Blumhardt 1899 als Pfarrer und Missionar in die deutsche Kolonie in Tsingtau gegangen; 1924 kehrt er dann als Gelehrter nach Deutschland zurück. Mit seinen in Tsingtao erarbeiteten Übersetzungen von Grundtexten der klassischen chinesischen Philosophie gerät er in der deutschen Rezeption unversehens auf jene interkulturelle Bühne, die hier von Maximilian Harden und anderen gezimmert worden ist. Dieser deutsche Theologe, der zur Jahrhundertwende als evangelischer Missionar in die Kolonie Tsingtau gegangen war, hat später erklärt, er sei dort nicht zum Verkünder des Christentums unter den Chinesen geworden, sondern von Tsingtau aus zum wirkungsvollsten Verkünder chinesischer Weisheit unter den Deutschen. Seine Übersetzungen beziehen ihr enormes Wirkungspotential daraus, daß sie das missionarische Prinzip der Inkulturation umkehren, indem sie nicht mehr die christliche Heilsbotschaft in Sprachbildern der chinesischen Tradition ausdrücken, sondern die chinesische Tradition durch die Verbindung mit christlichen Sprachbildern innerhalb einer christlich bestimmten Kultur verstehbar werden lassen. Richard Wilhelms Arbeit gibt damit ein Musterbeispiel ab für die Rückwirkung kolonialer Politik in eine Situation, in der die kolonisierende Kultur in ihren expansiven Prämissen unsicher geworden und bereit ist, sich ihrerseits dem Fremden und Anderen der kolonisierten Kultur zuzuwenden. Wilhelm übersetzt und kommentiert in Tsingtau für den Verlag Eugen Diederichs unter anderem das alte Weisheits- und Orakelbuch „I Ging – Das Buch der Wandlungen“, die Gespräche des Konfuzius („Lun Yü“) und die kanonischen Werke des Taoismus, „Dschuang Dsi – Südliches Blütenland“, „Liä Dsi – Quellender Ursprung“ sowie, mit der größten Breitenwirkung, 1911 das „Taoteking“ des Laotse, unter dem Titel „Das Buch des Alten vom Sinn und Leben“.

Die Zeitschriftenbeiträge belegen einen Wandel der Rezeptionshaltung, der die in ihrer philosophischen und literarischen Reichweite eminent folgenreiche Lektüre von Richard Wilhelms Übersetzungen und Kommentaren in Deutschland nachhaltig begünstigt haben dürfte. Was der Rezensent Friedrich Düsel noch etwas vage als „chinesische Religionsbücher“ angeführt hat, das legt Richard Wilhelm wenig später in kommentierten deutschen Übersetzungen Band für Band vor; Werktitel, die den Zeitschriftenautoren um 1900 noch sichtlich exotisch fremd und sperrig erschienen, werden von ihm in eine programmatisch dem Christentum und der Lutherbibel kompatible deutsche Sprache übertragen, inkulturiert. Wo um 1900 noch weithin, bei Düsel nicht anders als bei Grube, ein als überlegen voraus-

gesetztes deutsches Wesen in ein als rückständig geltendes China exportiert werden sollte, da hat sich mit dieser Rezeption der kolonialpolitisch motivierte kulturwissenschaftliche Nachholbedarf nun vollends umgekehrt in eine Öffnung des deutschen Kulturlebens für Kunst, Literatur und Philosophie Chinas.

So beginnen nur wenige Jahre nach unserem Untersuchungszeitraum jene „chinesischen“ Dichtungen zu entstehen, die in der deutschsprachigen Frühmoderne eine so überraschend große Rolle spielen. Der expressionistische Romancier Alfred Döblin unternimmt schon 1912/13 mit seinem dem Liä-Dsi gewidmeten Chinaroman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ eine emphatische Aufwertung der chinesischen Kultur; der junge Brecht liest 1920 Richard Wilhelms Übersetzung des „Taoteking“ ebenso begeistert wie der junge Hermann Hesse oder der Lyriker Klabund, dessen 1915 in der „Insel“-Bücherei erschienene Anthologie „Dumpe Trommel und berauschtes Gong“ die von Friedrich Düssel gerühmte Lyriksammlung Alfred Forkels in expressionistischer Emphase überbietet und rasch weiteste Verbreitung findet⁵. Der kulturelle Mentalitätswandel, der sich in den deutschen Kulturzeitschriften um 1900 in der Auseinandersetzung mit China abzeichnet, von Düssels Versuch einer kolonialen Instrumentalisierung sinologischen Wissens in „Westermanns Monatsheften“ bis zu den kolonialismuskritischen Vorstößen in Hardens „Zukunft“, markiert, so scheint es im Rückblick, den Beginn einer kulturellen China-Rezeption, die in ihrer Intensität, Offenheit und literarischen Produktivität in Deutschland bis dahin ohne Beispiel gewesen ist⁶.

Anhang

Zeitschriftenbeiträge zur Wahrnehmung Chinas in Deutschland

Deutsche Rundschau

98 (1899) 178–190 – M[ax] von Brandt: Tzse-Hsi. Kaiserin-Regentin von China und der Staatsstreich in Peking.

103 (1900) 96–112 – Wilhelm Grube: Der Confucianismus und das Chinesenthum.

104 (1900) 384–387 – M[ax] von Brandt: Die chinesische Frage.

⁵ Zu Entwicklung und Grundlinien dieser literarischen Rezeption bei Wilhelm, Hesse, Döblin, Klabund und Brecht vgl. im einzelnen (mit weiterführenden Literaturhinweisen) Detering.

⁶ In der Diskussion des vorliegenden Bandes in der Plenarsitzung der Akademie wies mich der Präsident darauf hin, daß sich ganz ähnliche Entwicklungen auch in der Rechtsdiskussion vollzogen haben. Vgl. zu diesem wichtigen, hier nicht weiter zu vertiefenden Bereich Heuser sowie grundlegend Starck.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

- 85 (1899) 502–519 – M[ax] von Brandt: Ein Kapitel aus der chinesischen Kunstgeschichte. Symbolik und Bilderschrift.
- 85 (1899) 542 – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechung von Ernst von Hesse-Wartegg, *Schanung und Deutsch-China* in der Rubrik *Litterarisches*]
- 87 (1899) 140 f. – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechungen von Ernst Ruhstrat, *Aus dem Lande der Mitte*; Max von Brandt, *Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus*; Alfred Forke (Hg.), *Blüten chinesischer Dichtung* in der Rubrik *Litterarische Rundschau*].
- 87 (1899) 439 – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechung von Arthur H. Smith, *Chinesische Charakterzüge*].
- 89 (1900) 143 – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechung von Alfred Gründwedel, *Mythologie des Buddhismus* in der Rubrik *Litterarische Rundschau*].
- 89 (1900) 451 – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechung von Ferdinand Heigl, *Religion und Kultur Chinas* in der Rubrik *Litterarische Rundschau*].
- 89 (1901) 590 – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechung von Paul Goldmann, *Ein Sommer in China. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage* in der Rubrik *Litterarische Rundschau*].
- 89 (1901) 631–650 – M[ax] von Brandt: Peking sonst und jetzt und die frühen Hauptstädte des chinesischen Reiches.
- 89 (1901) 731 f. – F.D. [= Friedrich Düsel]: [Besprechungen von Ernst Schott, *Die Wirren in China und ihre Ursachen*; „Asiaticus“, *Die Kämpfe in China*; Dr. C. Spielmann, *Die Taiping-Revolution in China*; Eugen Wolf, *Meine Wanderungen* in der Rubrik *Litterarische Rundschau* unter der Sammelbezeichnung *Die jüngste Litteratur über China*].

Die Zukunft

- 30 (1900) 321–325 – [Maximilian Harden]: Tse-Si.
- 32 (1900) 49–55 – [Maximilian Harden]: Tsin-Schi-Hoang-Ti.
- 32 (1900) 97–103 – [Maximilian Harden]: Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten.
- 32 (1900) 217–224 – [Maximilian Harden]: Kaiser von China.

Literatur

- Debon, Günter: Goethes *Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten* in sinologischer Sicht, in: *Euphorion* 76 (1982), 27–57.
- Detering, Heinrich: *Bertolt Brecht und Laotse*, Göttingen (Wallstein) 2008.
- Döblin, Alfred: *Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman* (Werke in Einzelbänden), München (dtv) 1989.
- Forke, Alfred: *Blüthen chinesischer Dichtung*, Magdeburg (Faber) 1899.
- Goethe, Johann Wolfgang: Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten, in: ders.: *Sämtliche Werke. Gedichte 1800–1832*. I. Abteilung: Band 2, hg. von Karl Eibl, Frankfurt/M. (Deutscher Klassiker Verlag) 1988, 695–699.
- Heuser, Robert: Beginn eines Jahrhundertprojekts: Die Rechtsreform unter der späten Qing-Dynastie (1903–1911), in: *Zeitschrift für Chinesisches Recht* 3 (2008), 193–205.
- Klabund: *Werke in acht Bänden, Bd. 7: Übersetzungen und Nachdichtungen*, hg. von Christian von Zimmermann, Heidelberg (Elfenbein-Verlag) 2001.

- Kung Futse: Gespräche.* Aus dem Chinesischen übertragen und erläutert von Richard Wilhelm, Jena (Diederichs) 1923.
- Laotse: Taoteking.* Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen übertragen und erläutert von Richard Wilhelm, Jena (Diederichs) 1911.
- Struck, Wolfgang: *Die Eroberung der Phantasie. Kolonialismus, Literatur und Film zwischen deutschem Kaiserreich und Weimarer Republik*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) (Im Ersch.).
- Starck, Christian: Gründe, Bedingungen und Formen von Rechtsrezeptionen, in: Heun, Werner/ Starck, Christian/ Tsai, Tzung-jen (Hgg.): *Rezeption und Paradigmenwechsel im öffentlichen Recht. Viertes deutsch-taiwanesisches Kolloquium vom 7.-8. November in Taipeh* (= *Beiträge zum ausländischen und vergleichenden öffentlichen Recht* 28), Baden-Baden (Nomos) 2009, 25–35.
- Tan, Yuan: *Der Chinese in der deutschen Literatur. Unter besonderer Berücksichtigung chinesischer Figuren in den Werken von Schiller, Döblin und Brecht*, Göttingen (Cuvillier) 2007.
- Weber, Max: *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Konfuzianismus und Taoismus. Schriften 1915–1920*, hg. von Helwig Schmidt-Glinzer in Zusammenarbeit mit Petra Kolonko. Max-Weber-Studienausgabe, Bd. I/19, Tübingen (Mohr Siebeck) 1991.

Kants leichte Taube Philosophisch-theologischer Versuch über den Widerstand

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 6. November 2009)

JOACHIM RINGLEBEN

Vorwort

Die im folgenden vorgetragenen Beobachtungen und Anmerkungen nehmen ihren Ausgang von einem Satz Immanuel Kants, der ebenso anschaulich wie gedanklich eindringlich ist und das philosophische Problem der Bedeutung von Widerstand betrifft. Der Zugang zu diesem Phänomen ist also eher logischer Natur, und der Begriff des „Widerstandes“ wird daher nicht im physikalischen, psychoanalytischen oder politischen Sinn genommen. Vielmehr spannt sich der Bogen von Nachweisen für den hier verhandelten Topos von der Philosophie über die Anthropologie bis zur Theologie.

I

Wir aber spüren nur den Gegenwind (Rilke)¹

1. Die gedankliche Strenge und Sachlichkeit philosophischer Prosa kann sich gelegentlich zu sprachlicher Schönheit steigern². Das zeigt ein Satz wie der folgende von Immanuel Kant aus der Einleitung zur „Kritik der reinen Vernunft“; er lautet:

¹ Sämtliche Werke (E. Zinn), Zweiter Band (1956), 161.

² Freilich hat die Angemessenheit philosophischen Redens zur zu denkenden Sache an sich schon eine eigene Schönheit, sofern der „Philosophierende als solcher, als wahrhaft Philosophierender [...] sozusagen nichts (ist) als der gut und verständlich Sprechen-Wollende“ (vgl. J. König, Das spezifische Können der Philosophie als εὖ λέγειν, in: Vorträge und Aufsätze (Hg. G. Patzig), 1978, 15ff (hier: 25)). Vgl. auch R. Eucken: Über Bilder und Gleichnisse bei Kant (in: Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie (1906; 2. umgearb. u. erw. Aufl.), der schreibt: „Eben die reine Klarheit, zu welcher der Philosoph die Begriffe durcharbeitet, die eiserne Festigkeit, mit der er sie zu einem Ganzen zusammenschmiedet, und die unbeugsame Konsequenz in der Durchführung des als wahr Ergriffenen, sie erleichterten die Fixierung von Bildern“ (a.a.O. 57; vgl. u. Anm. 8).

Die leichte Taube, indem sie im freien Fluge die Luft theilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde³.

Im Kontext ist bei Kant davon die Rede, daß die metaphysischen Erkenntnisaufgaben der reinen Vernunft (Gott, Freiheit und Unsterblichkeit) dazu verführen, „das Feld aller möglichen Erfahrungen zu verlassen“⁴ und damit „über die Sinnenwelt hinaus [zu] gehen“⁵, d.h. „den Boden der Erfahrung zu verlassen“⁶. Mit diesen Formulierungen bereits ist das Bild vom Fliegen und der zitierte Satz über die leichte Taube in seiner poetischen Anschaulichkeit semantisch vorbereitet. Dieser Satz ist gegen eine unkritische Überschätzung der „Macht der Vernunft“ gesagt, die es – eingenommen durch die Erfolge in der Mathematik – mit sich bringt, daß der „Trieb zur Erweiterung“ (sc. apriorischer Erkenntnis durch reine Vernunft) „keine Grenzen (sieht)“⁷.

Das genaue Denkbild der „leichten Taube“⁸, die sich über die nicht zu vernachlässigende Bedeutung des Luftwiderstandes täuschen und ihn für entbehrlich halten könnte, veranschaulicht mithin die Gefahren einer ihre Angewiesenheit auf sinnliche Erfahrung „überfliegenden“ und sich im Grenzenlosen als „rein“ wählenden Vernunft, welches Selbstmißverständnis Kants Hauptwerk „kritisch“ korrigieren möchte.

Das Bild vom möglichen Irrtum der leichten Taube ist so präzise gewählt, daß es sich lohnt, seinem philosophischen Sinn genauer nachzudenken; das soll hier versucht werden.

³ KrV A 5 (1781) u.B. 8f (1787) (in: Kant's Werke (Akademie-Ausgabe), Band IV (1911), 19, 12–14, und Band III (1904), 32, 10–13). Kants Satz hat sprachlich eine besonders große Nähe zu Weish. 5, 11: „Oder wie [...] bei einem Vogel, der durch die Luft fliegt [...] er regt sich und schlägt in die leichte Luft, peitscht und zerteilt sie mit seinen Flügeln; aber danach findet man in ihr kein Anzeichen seines Fluges mehr“. (LXX: ὡς ὄρνέου διππάντος ἀέρα . . . πληγῆ δὲ μαστιζόμενον ταρσῶν πνεῦμα κοῦφον καὶ σχιζόμενον βίᾳ ῥοίζου κινουμένων πτερυγῶν διωδεύθη [...]; V: tanquam avis quae transvolat in aëre, [...] sed tantum sonitus alarum verberans levem ventem et scindens per vim itineris aërem: commotis alis transvolavit [...])

⁴ B 6 (a.a.O. III., 30, 25f).

⁵ Ebd. (a.a.O. 30, 29f).

⁶ B 7 (a.a.O. 31, 13f).

⁷ B 8 (a.a.O. 32, 10); (unmittelbar vor dem Satz über die Taube). Es ist nach Kant ein Resultat der Kritik der Vernunft (im spekulativen Gebrauch), es sei deren Bestimmung „niemals [...] ihre Grenze zu überfliegen, außerhalb welcher *für uns* nichts als leerer Raum ist“ (B 730; Kant's Werke (Akad.-Ausgabe), Band III, 461, 7f). Genau dies ist im Bild von der irrigen Vorstellung der Taube veranschaulicht. Vgl. a.a.O. Band IV, 462, 24–29!

⁸ In dem Aufsatz von David W. Tarbet: The Fabric of Metaphor in Kant's Critique of Pure Reason (in: Journal of the History of Philosophy 6 (1968), 257–270) geht der Autor nur am Anfang und sehr kurz auf Kants Gleichnis der Taube und dessen Beziehung zur platonischen Ideenlehre ein (258); es folgen Hinweise zur Flugmetapher (A 463-B 491; a.a.O. 259), und dann erörtert

Schon indem die Taube als „leicht“ charakterisiert wird, kommt sie als zum Fliegen bestimmt in den Blick⁹. Sie bildet sich – mit Goethe zu reden – wie fast jeder Vogel „durch die Luft zur Luft“¹⁰.

der Verfasser weitere Metaphern bei Kant (Kampf, Militär, Geographie, Jurisprudenz (Gesetz) u.a.). Auch R. Eucken hat in dem zitierten Aufsatz (a.a.O. wie o. Anm. 2) dem Bild der leichten Taube nur im Vorübergehen Aufmerksamkeit gewidmet: „Jenes Übersinnliche [...] erscheint ihm als ein unermesslicher [...] vornehmlich aber [...] leerer Raum, in dem es keinen Anhalt, keinen sicheren Standpunkt, keine festen Wege und Bahnen gibt. Trotzdem erhebt sich der Flug des Denkens dahin, „die leichte Taube, indem sie [...] [folgt das Zitat B 8f] [...]. Wenn also das von der Erfahrung sich ablösende Denken dachgehends als ein Fliegen erscheint, so ist mit dieser Vorstellung der Gedanke der Ziel- und Erfolglosigkeit aufs engste verbunden. Die Vernunft gelangt zu nichts anderem als zu einem kraftlosen Schwingen der Flügel [...]“ (a.a.O. 61; vgl. u. Anm. 35 u. 36). Die Darlegungen Euckens haben allerdings den Vorzug, die Untersuchung von Bildern und Gleichnissen bei Kant nicht nur vor dem Hintergrund von Kants eigenen theoretischen Äußerungen dazu (vgl. a.a.O. 56f) zu erörtern, sondern sie durchgehend im Zusammenhang mit seiner kritisch-transzendentalphilosophischen Methode zu thematisieren: „In allem zusammen aber ist es namentlich die Richtung und der Inhalt des Erkenntnisprozesses, deren Veranschaulichung die Aufbietung von Analogien dient“ (a.a.O. 60). Eucken ist dabei überhaupt von der Überzeugung geleitet, „dass das Verhältnis der Denker zu den Bildern mehr Beachtung verdient, als es zu erhalten pflegt“ (a.a.O. 55). Ein zumindest semantischer Bezug zum Bild der Taube ist wahrzunehmen, wenn Eucken zugleich von solchen Denkbildern warnend feststellt, daß deren Status „freilich keine weitere Geltung ansprechen darf als die luftiger Gebilde, welche sich nicht verfestigen dürfen ohne zu schädigen“ (ebd.).

⁹ Vgl. die alten Verse: „[...] pennaque per aera fertur/Praepete [...]“ (zitiert bei Luther, WA 42, 375, 23f). S. auch u. Anm. 43.

¹⁰ In seiner Schrift: *Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie* [...] (1795) ist Goethe noch einen Schritt weitergegangen als Kant (IV). Er erweitert das wirkungsvolle Aufeinanderbezogensein von fliegendem Vogel und Luftwiderstand nämlich auf das Verhältnis seiner Gestalt zu seiner Fähigkeit zum Fliegen. Dabei kommt statt der leichten Taube der majestätische Olympienvogel in den Blick: „So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe“ (Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche (Hg. E. Beutler), 17. Band (1952), *Naturwissenschaftliche Schriften, Zweiter Teil*, 240). J. König hat das eine „paradoxe Erklärung“ genannt (*Der Begriff der Intuition* (1926), 150; vgl. u. Anm. 47).

Goethe begreift die Bildung der spezifischen (flugtüchtigen) Gestalt der Vögel nach der allgemeinen Regel: „das Tier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen“ (a.a.O. 239; Hervorh. J.R.). (Zu dem von Goethe vorher entworfenen schematischen Typos aller Tiere vgl. a.a.O. 235f). Daher gelte es, um den allgemeinen Typus der verschiedenen Arten zu verstehen, ihn „in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß“ (a.a.O. 239). Im Falle der Luft (als einer solchen „elementaren Naturkraft“) führt das bei den Vögeln überhaupt zur Ausbildung ihrer Federn (cf. a.a.O. 240); diese sind z.B. beim Adler spezifisch auf die Bestimmungen zum Fliegen bezogen. Wie mithin der „Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien“ „ihre Neigung zum Wasser“ schon durch ihre Gestalt verraten – anders wieder Storch und Strandläufer –, so ist eben der Adler „durch die Luft zur Luft“ gebildet (ebd.), und seine äußere Gestalt verrät die „Neigung“ zur Luft. „Durch und zur Luft“ (d.h. „für“ sie) bedeutet also: in Auseinandersetzung mit ihr und so in Anpassung an sie, bildet sich die Gestalt dieses Vogels derart heraus, daß sie zum Fliegen tauglich wird. Seine Neigung zur Luft verdankt sich dem Umstand, daß die elementare Kraft der Luft sich ihre Geschöpfe „für“ sich bildet, d.h. für sie als deren spezifisches Element, damit sie sich darin bewegen können. Auf die „leichte

Leicht und zum Fliegen bestimmt sein besagt, zum Sicherheben über die Schwerkraft der Erde geschaffen zu sein, auf die sie zugleich angewiesen bleibt¹¹. Fliegen ist also eine solche Lösung von der Erdanziehung, die zugleich nur durch Ausnutzung und Indienstnahme der Schwerkraft – zu deren Gegenteil – zustandekommt¹².

Kants eigenes Argument ist aber das folgende: der „freie Flug“ der Taube wird spezifisch erst möglich in der Gebundenheit an die Notwendigkeit des Luftwiderstandes. Fliegend „teilt“ sie die Luft, d.h. überwindet deren Widerstand erfolgreich, „fühlt“ ihn aber dabei als solchen. Die Luft ist so das Element ihres Fliegens¹³, wirkt ihr aber nach ihrem unmittelbaren Gefühl nur entgegen: der Widerstand der Luft scheint ihrem Vorwärtstreben entgegenzustehen, sie nur zurückzudrängen.

Taube“ übertragen, könnte man sagen: ihre Leichtigkeit wird gerade durch den Widerhalt am Luftwiderstand soz. noch leichter, so daß sie die Schwere der Erdanziehung zu überwinden und zu fliegen vermag. (Zum vergleichbaren Verhältnis von Auge und Licht s.z. Anm. 47).

¹¹ Die „leichte Taube“ wird so von Kant als der zarte und lebendige Ort für das Spiel elementarer Kräfte aufgefaßt, die in ihrer Flugbewegung resultieren. P. Valéry notierte über das Denken, daß es sich gegen ablenkende Faktoren (Phantasie, Willkür u.ä.) durchsetzen muß, die es beständig wie Schwerkraft anziehen: „Und dieser Vogel muß sie alle gegeneinander richten, um sich zu behaupten. Gibt er einer davon nach, so stürzt er ab“ (Cahiers/Hefte 6, Hg. H. Köhler/J. Schmidt/Radefeld (1993), 564).

¹² Man könnte sagen: es ist die „List“ der Natur beim Fliegen, daß sie die Gravitation wirksam werden läßt, um sie zu überwinden.

¹³ Bei Herder findet sich eine eigentümliche Wendung des Bildes: „Die webende Luft ward eine erwärmende Muttertaube [...]“ (Vom Geist der Ebräischen Poesie, Zweiter Theil (1783); in: Sämtliche Werke (Suphan), 12. Band (1880), 11 (vgl. a.a.O. 26, Band, 312; vgl. von Gott: Ps 91, 1f). G. Bachelard zitiert einen ähnlichen (nicht nachzuweisenden, vielleicht frei paraphrasierten) Satz Herders: „Die Luft ist eine Taube, welche auf ihr Nest gelagert, ihre Kinder wärmt“ (Poetik des Raumes, 1960, 132). Die gegenstrebige Harmonie (als Zusammenspiel im Widerstreben) von Luft und Taube bei Kant ist hier eingezogen zugunsten einer Identität von Taube und Luft. Diese selber – wie eine übergroße Taube und schützende Mutter aller Tauben – wärmt lebenermöglichend ihre Kinder, damit diese dereinst selber fliegen können – mithilfe der ihnen dann entgegenströmenden Luft. Mit der Luft als ihrem Anderen, das ihr auch das Fliegen erst ermöglicht, kommt die Taube als ruhende schon sich selber entgegen. Was bei Kant als Bedingung des Fliegens in den Blick kommt, gilt Herder als Bedingung auch des Ruhens der Taube („gelagert“). Das, was im Falle irdischer Ruhe Geborgenheit und Schutz bedeutet („wärmt“), ist bei der der Schwerkraft enthobenen Bewegung im Raum deren Ermöglichung; dazu trennen sich Luft und Taube. Für die sich in die Luft erhebende Taube wird die Luft dann zur Ermöglichung des freien Flugs mit seiner Ungeborgenheit und Ausgesetztheit, gewährt und sichert ihn aber auch. Herders Bild hat eine große Nähe zu den Versen von John Milton: „And chiefly thou O Spirit [...] / [...] / [...] thou from the first / Wast present, and with mighty wings outspread / Dove-like sat'st brooding on the vast abyss / And mad'st it pregnant [...]“ (Paradise lost I, 17–22). Vgl. auch in dem Roman von H. James: *The Wings of the Dove* (1902; deutsch 1962; Ullstein-Buch; Nr. 20510): „In meiner Dummheit nannte ich sie [...] eine Taube. Nun, sie hat ihre Flügel ausgebreitet, und so weit reichten sie. Sie decken uns zu“ (521).

Kant kontrastiert im Bild der sich über das wahre Verhältnis täuschenden Taube die Vernunft der Sache einer Unmittelbarkeit subjektiven Gefühls. Denn der als solcher gefühlte Widerstand als ein lästiges Äußerliches, scheinbar die reine Selbstbezüglichkeit Störendes, ist gerade die produktive Bedingung dafür, daß die Taube ihre Bestimmung realisiert – in der Erweiterung ihres Daseins im Fliegen¹⁴. Die von Kant der Taube bezüglich des Fliegens hypothetisch unterstellte „Vorstellung [. . .], daß es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde“, ist daher völlig unvernünftig und irrig, weil sie als bloße Behinderung deutet, was in Wahrheit Bedingung ihres gelingenden Fluges ist¹⁵. Ihr bloßes „Gefühl“ verleitet sie zu einem Mißverständnis dessen, was das Fliegen gerade möglich macht. Die reizende leichte Taube¹⁶ erweist sich in diesem Gedankenexperiment leider als töricht¹⁷. Nach Kant selber verhalten sich schon sich selber regulierende Flüsse vernünftiger als diese Taube¹⁸.

¹⁴ Vielleicht darf man so weit gehen zu sagen: Auch erst, indem die leichte Taube den Widerstand fühlt, wird sie überhaupt fähig, eine „Vorstellung“ – hier eine irrige – zu fassen; denn nur zusammen mit der Erfahrung von Widerstand gibt es Bewußtsein, wie sich an den Einsichten Fichtes und Hegels zeigen ließe. Ähnlich äußert sich auch Schleiermacher: „In jedem Selbstbewußtsein also sind zwei Elemente, ein [. . .] Sichselbstsetzen und ein Sichselbstnichtsogesezthaben, oder ein Sein, und ein Irgendwiegewordensein; das letzte also setzt für jedes Selbstbewußtsein außer dem Ich noch etwas anderes voraus, woher die Bestimmtheit desselben ist, und ohne welches das Selbstbewußtsein nicht grade dieses sein würde [. . .] das eine Element drückt aus das Sein des Subjektes für sich, das andere sein Zusammensein mit anderem“. (Der christliche Glaube, 2. Auflage (1830), Hg. M. Redeker, Erster Band (1960⁷), 24; §4.1.)

¹⁵ Der unsichtbare, aber spürbare Widerstand der Luft ist für den Flug der Taube gerade förderlich und ermöglicht ihr Leben im Raum der Lüfte. Andere Arten eines nicht sichtbaren, massiv-materiellen Widerstandes können, wenngleich vorher nicht fühlbar, von tödlicher Wirkung sein; z.B. wenn der Vogel gegen eine Weiße vorspiegelnde Glasscheibe fliegt. Ist der scheinbar hemmende Luftwiderstand gerade Bedingung der Möglichkeit des Fliegens, so der Schein eines nichtvorhandenen Widerstandes, der doch da ist, ein letaler Schein.

¹⁶ Sie wird in der Poesie unübersehbar vielfältig apostrophiert. Hier ein zufälliges Beispiel von dem Dichter Christian L'Égry, das R. Schumann vertont hat (Op. 77, Nr. 5): „Nicht so eilig! halt! erlaube, / Kleine, leichtbeschwingte Taube! / Habe dir was aufzutragen [. . .]“ (Nicht so schnelle, nicht so schnelle!). Als Kosenamen für die Geliebte schon Hohel. 5, 2. u. 6, 8.

¹⁷ Die „lose Taube“ (*columba errabunda, erratica, vagabunda*) ist schon nach Luther „leichtgläubig“ (WA 13, 34, 3), und sie kann wegen ihrer *simplicitas* nicht zwischen Eigenem und Fremdem sinnvoll unterscheiden (WA 38, 499, 35; vgl. aber Mt 10, 16 b); zur falschen Selbstbezüglichkeit der Taube vgl. WA 32, 235, 27–29. Im traditionellen Sprachgebrauch kann „Taube“ überhaupt für törichte Grillen einsetzen: „Wunderseltsame Tauben stiegen mir damals ins Hirn, denn ich bildete mir ein [. . .]“ (H.J. Christoffel von Grimmelshausen, Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch (I, 3 u. 31); Hg. A. Kellertat (1975; dtv 2004), 14 u. 28 (u.v.a.m.).

¹⁸ „Die Flüsse wenn man sie ihre Überschwemmungen machen läßt bilden sich selbst Ufer. Der Damm den wir ihnen entgegenzusetzen dient nur ihre Zerstörungen unaufhörlich zu machen“ (Kant's handschriftlicher Nachlaß, Bd. VII (1942), in: Akad.-Ausgabe, Bd. XX, 105, 3–5; gegen Bücherverbote, die sich selbst vernichten).

Hiernach sind 1. die Flüsse aufgrund ihrer Selbstregulierung vernünftiger organisiert als die bewußte Taube. Denn sie bilden sich selber den begrenzenden Widerhalt ihrer Ufer heraus, der

Die abstrakte Vorstellung der Taube von besseren Flugmöglichkeiten im luftleeren Raum ist nicht nur irrig, sondern sehr gefährlich¹⁹. Denn dort, d.h. ohne den für ihren Aufschwung und ihr Fliegen ständig nötigen Widerstand der Luft, würde es ihr nicht nur überhaupt nicht gelingen zu fliegen, sondern sie würde – wie ein anderer Ikarus²⁰ – abstürzen: ein widerstandsunfähiges Opfer der Erdanziehung. Die Taube Kants verkennt gänzlich, was ihr beim Fliegen hilft, als dessen Erschwerung²¹. Im Ausdenken einer leeren Möglichkeit verfehlt jene Vorstellung die konkreten notwendigen Bedingungen wirklichen Fliegens im Luftraum, der sich dieser freien Bewegung entgegenträgt und sie so gerade erst ermöglicht²².

Der entgegenwirkende Widerstand beim Fliegen macht allererst den freien Flug in der Luft möglich – ähnlich wie es auch beim Laufen oder Schwimmen nicht ohne das Widerspiel verschiedener Kräfte abgeht²³.

gerade die bestimmte Möglichkeit ihres Fließens, d.h. ihr Sein als Fluß, garantiert. 2. würde ein äußerlich fremder Widerstand (durch künstliche Eindämmung) seine eigene Überwindung produzieren und – indem er jener Selbstregulierung zuvorkommen will – zu immer neuen Überschwemmungen führen. Ein solcher ersetzt das Zusammenspiel von Ausweitung und immanenter Begrenzung (d.h. die Einheit im Gegensatz) durch die schlechte Unendlichkeit im Abwechseln von äußerem Widerstand und ebenso äußerlicher Gegenbewegung. Analog zerstört die Torheit der Taube, was allein im Zusammenwirken ihren Flug ermöglicht.

¹⁹ Nachher ist zu zeigen, daß die Taube des H. Geistes vom Irrtum der leichten Taube Kants nicht mehr bedroht ist (s.u. III).

²⁰ S.u. Anm. 35.

²¹ Dichterisch ausphantasiert findet sich das bei Jean Paul: „Ich habe mir hundertmal gedacht, wenn ich ein Engel wäre und Flügel hätte und keine spezifische Schwere: so schwäng' ich mich gerade so weit auf, daß ich die Abendsonne am Erdenrande glimmen sähe [...]“ (Biographische Belustigungen I (1. Mai); in: Werke (Hg. N. Miller), Band IV (1975), 281). Vgl. zur Taube von Ps 55, 7.

²² Wenn auch das menschliche Gehen nur durch das Widerlager des festen Erdbodens möglich ist – man hat vom Gehen als ständig aufgehobenem Fallen gesprochen –, so gibt es dabei doch gelegentlich auch die Erfahrung von Erleichterung und Beschwingtheit: „Wie gut tat es auch, jetzt [...] durch die Nacht zu gehen, in einem Dunkel, welches [...] sich geradezu stofflich verdichtete, zu einem Stoff freilich, so weich und wolkig, daß man sich in ihm [...] dem Erdboden enthoben und sich körperlos wählte, von der Finsternis unter die Achseln genommen und zum Dahinschweben gebracht, jedenfalls ohne die frühere Gehanstrengung und ohne den kleinsten Luftwiderstand“ (P. Handke, Die morawische Nacht (2009); st 4108, 423).

²³ Zum *Laufen* cf. P. Valéry: „Das ist etwas Wunderbares, o Sokrates, daß einerseits, wenn jeder Widerstand fehlt, der deinen Lauf verhindern könnte, dein Lauf überhaupt unmöglich wird; alle Anstrengungen, die du hervorbringst, heben sich gegenseitig auf [...] Andererseits aber, ist einmal der notwendige Widerstand da, so arbeitet er gegen dich [...] [vom Künstler] von der Form hängt es ab, soviel Widerstand zu nehmen, als es braucht, um vorwärts zu kommen, aber eben nur das zu nehmen, was das Bewegliche am wenigsten hindert“ (Eupalinos oder der Architekt, in: Werke (Frankfurter Ausgabe; Hg. J. Schmidt-Radefeldt), Band 2 (1990), 74f). Mit Bezug auf das *Schwimmen* heißt es bei Goethe: „Wir sehen unsere Schüler [...] sämtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt“ (Wilhelm Meisters Wanderjahre, Zweites Buch, 8. Kapitel, in:

Wirkliche Bewegung bedarf eines Widerstandes, um sich zu vollziehen²⁴. Dieser ist ein Gegenlager, wie z.B. eine Unterlage, worauf man „sich steifen und woran [...] [man] seine Kräfte anwenden“²⁵, d.h. wogegen man seine Kraft zur Geltung bringen, sie eben als Kraft wirksam werden lassen können muß, um eine Bewegung in Gang zu bringen. Denn nur im Sichunterscheiden von dem, was ihr entgegensteht, ist die Kraft, was sie ist. Das besagt: wirkliche Kraft ist sie nur an ihrem Widerstand bzw. gegen ihn. Ein solcher Gegen- oder Widerhalt ist also etwas nicht nur unmittelbar Entgegengesetztes, sondern er ist mittelbar auf sein Anderes bezogen²⁶. Indem er gegen dies Andere ist, dient er gerade dessen Vollzug und Sein, vermittelt es mit ihm selber. Insofern handelt es sich bei solchem Widerstand um ein „dialektisches“ Gegeneinander.

Die Gegenrichtung ist nur die indirekte Durchsetzung der eigentlichen Richtung; d.h., die Entgegensetzung fügt sich als solche in die Zusammenstimmung²⁷, und das Resultat entspringt seiner eigenen Erschwerung, denn die Wirkung steigert sich an ihrer Gegenwirkung²⁸. Der Widerpart (z.B. als Luftwiderstand) setzt sich entgegen (z.B. dem Flug der Taube), um gerade so sich einzuordnen und beizuspringen. Indem das Widerstrebende

Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche (Hg. E. Beutler), 8. Band (1949), 268). Schließlich gilt Ähnliches vom *Reiten*: „der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edlen Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen“ (J.W. Goethe, Egmont, IV. Aufzug; in: Gedenkausgabe, a.a.O. Band 6 (1949), 75).

²⁴ Das gilt wie von dem Flug der Taube so nach Kant auch davon, „den Verstand von der Stelle zu bringen“ (B 9; a.a.O. III, 32, 18f); s.u. zu Platon.

²⁵ A.a.O. 32, 17f.

²⁶ Das deutet der Wortbestandteil „-halt“ schon sprachlich an. Ein solches indirektes Widerstreben signalisiert auch der Begriff des „passiven Widerstandes“, der seit 1848 gebräuchlich ist (Nachweise in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 29 (ND 1984; dtv) 1269). Aber schon Kant hat den Begriff eines „negativen Widerstandes“ (Metaphysik der Sitten (1794), Rechtslehre 2. Teil: Das öffentliche Recht, 1. Abschn. Allg. Anm. A; in: Kant's Werke (Akad.-Ausg.), Band 6 (1907), 322, 9f; vom Volk).

²⁷ Etwa im Sinne Heraklits: τὸ ἀντίξουν συμφέρον καὶ ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἄρμονίαν (Frgm. B. 8: „Das widereinander Strebende zusammengehend und aus dem auseinander Gehenden schönste Fügung“). H. Diels/W. Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, Erster Band (1951⁶), 152).

²⁸ Vgl. die Verse bei P. Fleming: „Die berühmten Dattelstämme / Heben ihre Last empor / Und thun zwischen solcher klemme / Reicher ihre Zier hervor“ (Poetische Wälder, Ode, in: Deutsche Gedichte (Hg. Volker Meid), 1986 (Reclam Nr. 2455), 22). Dazu bemerkt der Herausgeber: „Die Dattelpalme, durch ein Gewicht beschwert, bezeichnet Stärkung durch Widerstand“ (a.a.O. 145). Damit ist auf ein (seit Gell. noct. III, 6; Plut. symp. quaest. VIII, 4 u.a.) weiterbreitetes Emblem angespielt, nämlich die durch ein Gewicht beschwerte Palme: „Obdurandum adversus urgente“ („und je mehr er wirt / Niedertrückt er über sich girt“; vgl. auch: „veritas premitur non opprimitur“). Zu diesem Topos vgl. A. Henkel/A. Schöne (Hgg.), Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts (Sonderausg. 1978), Sp 198f.

gegen das Eine als ein Anderes zu wirken scheint, wirkt es gerade für es. Das Andere ermöglicht als Anderes erst das Zusichkommen des Einen; dieses ist vom anderen seiner her es selbst. Indem das entgegenwirkende Andere (als Widerstand) das Ziel des Ganzen unmittelbar negiert, vermittelt es dieses mit ihm selbst. Die Negation wird zum produktiven Moment dessen, was sie, indem sie es negiert, gerade sein läßt²⁹. Die entgegenstehende, negative Kraft wird im Zusammenspiel des Ganzen selber negiert und ist so die Kraft des Positiven, stärkt sie (z.B. die Bewegung des Fliegens).

Darum also bedarf die leichte Taube des Luftwiderstandes, um aus eigener Kraft fliegen, d.h. sich gegen ihn behaupten zu können. Was dem Fliegen zu widerstehen scheint, dient in Wahrheit seiner Verwirklichung.

Kants Taube veranschaulicht per impossibile diese Dialektik: etwas, das als Widerstand, Störung oder Erschwerung erscheint bzw. gefühlt wird, fördert vielmehr gerade das Gelingen (hier: des Fluges).

Indem Kant voraussetzt, daß das Fliegen weder im leeren Raum und ohne Schwerkraft noch bei überwiegender Erdanziehung überhaupt möglich ist, begreift er den wirklichen Flug der Taube als die Resultante aus ihrer eigenen Kraft zur Bewegung und dem dieser begegnenden Luftwiderstand. Aus der Indirektheit von dieser Gegenwirkung erwächst die volle Wirkung: das Wunder „aufgehobener“ Schwerkraft im Fliegen.

Die hypothetische (und falsche) „Vorstellung“ der Taube analysiert soz. das komplexe Phänomen ihrer eigenen Flugbewegung und nimmt unter den Faktoren, durch deren Zusammenspiel es zustandekommt, eine Gewichtung und Bewertung vor. Ihr gilt der Luftwiderstand als hinderlich; ideal schiene ihr, wenn sie ohne ihn fliegen könnte. Das reine und bessere Sein des Fluges, soz. die himmlische Idee des Fliegens³⁰, wäre ein Fliegenkönnen ohne Widerstand, ohne die irdisch-aerische Trübung, d.h. Hemmung. So unterwirft sie das Phänomen ihres Fluges einem Dualismus von reinem (vorgestelltem) Ansichsein und empirischer Unreinheit³¹.

Diese Analyse der törichten Taube zerstört aber, indem sie auseinandernimmt, was spezifisch zusammengehört, das Phänomen, das sie erklären

²⁹ Sinnvoll ist auch hier der Vergleich mit Goethe: „Ein Teil von jener Kraft, / Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft“ (Faust, Der Tragödie Erster Teil, v. 1336f).

³⁰ S. gleich zu Platon!

³¹ Dieser Dualismus entspricht genau dem aristotelischen Vorwurf des „Chorismos“ gegen Platon (vgl. Met XIII, 9, 1086 a 32–34 sowie I, 6, 988 a 1ff). Für Kants eigene kritische Analyse gilt nach R. Eucken hingegen: „Aus dieser Abgrenzung und Scheidung des Verschiedenartigen [sc. von Empirischem und Rationalem] erwuchs die weitere Aufgabe, das als zusammengehörend Erkannte in eine feste Anordnung und Gliederung zu bringen“ (a.a.O., wie o. Anm. 2, 68).

helfen will³². Mit ihrer Scheidung der Komponenten nach wesentlich und unwesentlich bzw. störend gibt sich Kants leichte Taube als einen Platoniker zu erkennen.

2. Das spricht der bei Kant unmittelbar folgende Satz aus, der das schöne Bild der leichten Taube ausdrücklich philosophisch wendet. Dieser Satz lautet:

Eben so verließ PLATO die Sinnenwelt, weil sie dem Verstande so enge Schranken setzt und wagte sich jenseit derselben auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verstandes³³.

Damit ist das freischwebende Denkbild der Taube philosophiegeschichtlich identifiziert³⁴: im metaphysischen „Höhenflug“ der platonischen Ideenlehre. Kant interpretiert sie als das halsbrecherische Wagnis³⁵, die mit der Bindung an das Sinnliche gegebenen Grenzen des Verstandes abstrakt zu überschreiten³⁶ und überschwengliche Ideen (von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit³⁷) im Raum der Metaphysik als jenseitige Größen zu fassen.

³² Vgl. umgekehrt bei P. Valéry: „Ce qui fait facilement, ce fait sans nous“ (deutsch in: Briefe (Übertr. v. W.A. Peters, 1954), 147).

³³ KrV B9 (a.a.O. III, 32, 13–15). Von den „Flügel[n] der Ideen“ ist kritisch z.B. auch B 658 (a.a.O. III, 419, 13) die Rede; vgl. zu „überfliegend“: B 671 (III, 427, 12 u.ö.).

³⁴ Platon dient die Taube zum Vergleich mit dem Wissen: Theait. 197c-e und 198 b u. d. Zu einer ähnlichen Kritik Platons vgl. Kant's handschriftlicher Nachlaß, Band VII (1942) (Akad.-Ausg. Band XX), 324 (hier auch zu Aristoteles).

³⁵ Es muß nach Kants kritischer Philosophie – wie alle herkömmliche, vorkritische Metaphysik – scheitern. Man könnte sagen: was für Ikarus die Sonne war, wäre für Plato die Leere des „reinen“ Verstandes; beiden droht der Absturz im Grenzenlosen, und die „Flügel der Ideen“ dürfen sich nicht gänzlich vom Irdischen lösen, sollen sie nicht im Raum einer leeren Unendlichkeit verdunsten. Vgl. R. Eucken (mit Bezug auf die Kantische Taube): „Ferner muss sie [sc. die Vernunft] bei der Wendung zu dem Überschwänglichen und Unerforschlichen sich von aller Beziehung auf die Erfahrung abgeschnitten sehen und darüber unvermeidlich schwindlicht werden“ (a.a.O., wie o. Anm. 2, 61 mit Hinweis auf B 717, Kant's Werke (Akad.-Ausg.), Bd. III, 453, 30–34).

³⁶ Der metaphysische „Trieb zur Erweiterung“ der Vernunft sieht in unkritischer Unmittelbarkeit „keine Grenzen“ (B 8; a.a.O. 32, 10); vgl. o. Anm. 7. In der „Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik“ hat Kant den leeren Raum des reinen (d.h. seine Grenzen abstrakt überfliegenden) Verstandes bzw. der Metaphysik im Bild vom endlosen Ozean veranschaulicht: „Dies ist ein uferloses Meer, in welchem der Fortschritt keine Spur hinterläßt, und dessen Horizont kein sichtbares Ziel enthält [...]“ (Kant's handschriftlicher Nachlaß, Band VII, in: Kant's Werke (Akad.-Ausg.), Band XX, 259, 12f.). Die kritische Philosophie hingegen hat die törichte „Taube“ durch den besonnenen Steuermann abgelöst: „statt dessen es bei mir darauf ankommt, ihm [sc. dem Schiff der Vernunft] einen Piloten zu geben, der nach sicheren Principien der Steuermannskunst, die aus der Kenntniß des Globus gezogen sind, mit einer vollständigen Seekarte und einem Compaß versehen, das Schiff sicher führen könne, wohin es ihm gutdünkt“ (Prolegomena [...] (1783), in: Kant's Werke, a.a.O. Band IV, 262, 7–11). (Nach heutigem Sprachgebrauch ginge es darum, die fliegende Taube durch einen Flugzeugpiloten zu ersetzen.)

³⁷ B 7 (a.a.O. 31, 7).

Ihre abstrakte Transzendenz wird dabei im „leeren Raum des reinen Verstandes“ angesiedelt, der dem luftleeren Raum in der Vorstellung der leichten Taube entspricht³⁸. „Rein“ ist dieser Verstand, sofern er (vermeintlich) die Sinnen- und Erfahrungswelt verlassen zu können prätendiert.

Platon steht hier also mit seiner Ideenlehre für die Taube, die ihrer irrigen Vorstellung nachgegeben hat bzw. erlegen ist, nämlich es wagen zu können, sich im luftleeren Raum eines abstrakten Verstandesjenseits erfolgreich zu bewegen. Das unmittelbare Transzendieren der Verstandesgrenzen landet aber nur im Leeren eines „reinen“ Verstandes.

3. In einem dritten, hier folgenden Satz wird schließlich Kants Kritik an Platon ausdrücklich mit der Kritik an der möglichen Vorstellung der leichten Taube verschränkt; der die Partie abschließende Satz zu Platon lautet:

Er bemerkte nicht, daß er durch seine Bemühungen keinen Weg gewönne, denn er hatte keinen Widerhalt, gleichsam zur Unterlage, worauf er sich steifen und woran er seine Kräfte anwenden konnte, um den Verstand von der Stelle zu bringen³⁹.

Das Verständnis dieses Satzes ist durch alles Vorausgehende schon vorbereitet. Für Kant gilt überhaupt: Das Sichabheben von der festen Basis als ein Sichabstoßen vom Widerstand setzt diesen notwendig voraus – als sein Widerlager. Darum schweben für ihn Platons „Ideen“ haltlos in der Luft, wie es die Taube im luftleeren Raum tun würde. Kant selber setzt bekanntlich an diese Stelle das produktive Zusammenwirken von Sinnlichkeit und Verstand⁴⁰ bzw. von Anschauung und Begriff⁴¹, um so die Vernunft kritisch „von der Stelle zu bringen“.

4. Indes bei dem größten Schüler Platons, der zugleich sein erster Kritiker war⁴², bei Aristoteles⁴³, läßt sich der am Kantschen Paradigma aufgezeigte Topos einer produktiven Funktion des Widerstandes bereits nachweisen. Ein kurzer Hinweis auf diese Gedankenfigur muß hier genügen.

In seiner Schrift „Über die Seele“ behandelt der Stagirit auch das Phänomen des Sehens (ὄψις), dies aber nicht im Sinne einer physikalischen Optik,

³⁸ Vgl. dazu o. Anm. 7.

³⁹ B. 9 (a.a.O. 32, 15–19).

⁴⁰ Vgl. B 29 (a.a.O. 46, 7–11) und B 74f (a.a.O. 74f).

⁴¹ Vgl.: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (B 75; a.a.O. 75, 14f); vgl. B 87 (a.a.O. 81, 33–82, 3).

⁴² S. o. Anm. 31.

⁴³ Aristoteles zählt übrigens die Taube zu den Vögeln, die zum Fliegen besonders geneigt oder geschickt sind (τὰ πτητικά; Per. zoon gen III 1, 749 b11).

sondern einer „psychologischen“ Theorie der Wahrnehmung (αἴσθησις)⁴⁴. Dabei kritisiert er an einer Stelle die Auffassung Demokrits, daß z.B. eine Ameise deutlich am Himmel gesehen werden könnte, wenn das Dazwischenliegende (τὸ μεταξύ) leer wäre (κενόν; a.a.O. 419 a 15–17). Demokrit hat also vom Sehen eine ähnliche Vorstellung wie Kants Taube vom Fliegen, das ihr im luftleeren Raum besser gelingen würde. Dagegen behauptet nun Aristoteles, daß alles Sehen nur durch ein „Medium“ möglich wird, welches also notwendig vorauszusetzen ist⁴⁵. Denn im gänzlich Leeren bzw. wenn das Medium (τὸ μεταξύ) „leer“ wäre, würde nicht nur nicht deutlich (ἀκριβῶς), sondern überhaupt nichts (kein Etwas) gesehen⁴⁶ – so wie die Taube ohne Luftwiderstand gar nicht fliegen könnte. Aristoteles identifiziert dies Medium ausdrücklich mit der Luft als dem „Durchsichtigen“⁴⁷.

Dieses Dazwischenliegende entspricht genau dem „Widerstand“ als Luft-raum im Sinne Kants, denn es „erregt“ (κινεῖ) als kontinuierliches Medium das Wahrnehmungsorgan, damit wirkliches Sehen (z.B. von Farbe) zustandekommt⁴⁸. Wie die leichte Taube sich dem Widerstand der Luft aussetzen muß, um selber wirklich fliegen zu können, so sagt Aristoteles hier vom Sehen: Das Medium (τὸ μεταξύ) könne nicht „leer“ sein, sondern müsse

⁴⁴ Peri Psych. II. 7 (418a 26ff). Zur eingehenden Deutung der theoretischen Hintergrundfragen vgl. H. Cassirer, Aristoteles' Schrift „Von der Seele“ und ihre Stellung innerhalb der aristotelischen Philosophie (1932), 68ff (V. Die Wahrnehmung).

⁴⁵ λέιπέται δὴ ὑπὸ τοῦ μεταξύ [sc. geschieht das Sehen], ὥστ' ἀναγκαῖόν τι εἶναι μεταξύ; 419a 19–20.

⁴⁶ κενοῦ δὲ γενομένου οὐχ ὅτι ἀκριβῶς, ἀλλ' ὄλως οὐθὲν ὀφθῆσεται; 419a 20f.

⁴⁷ διαφανὲς δὲ λέγω ὃ ἐστι μὲν ὄρατόν, [...] τοιοῦτον δὲ ἐστὶν ἀήρ (418b 4–6). Vgl. auch 419 a 13f: ἀλλὰ τὸ μὲν χρώμα κινεῖ τὸ διαφανές, οἷον τὸν ἄέρα. Auf die subtilen Äußerungen des Aristoteles über den Zusammenhang des „Durchsichtigen“ (διαφανές) mit dem Licht und der Farbe in diesem Kapitel 7 kann (und brauche) ich hier nicht ein(zu)gehen. Die hierbei naheliegende Erinnerung an Goethe – die Farben als „Taten und Leiden“ des Lichtes und besonders seine Ausführungen zu den „Physischen Farben“ – soll nur mit einem einzigen Satz über die Wechselwirkung (vgl.: „ein Wirken einWiderstreben [...]. ein Vordringendes ein Zurückhaltendes“) von Licht und Auge konkretisiert werden: „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete“ (Entwurf einer Farbenlehre. Didaktischer Teil (Einleitung), in: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche (Hg. E. Beutler), Band 16 (1949), 20; das erste Zitat im Vorwort, a.a.O. 10). Die Formulierung „am Lichte fürs Licht“ nimmt unverkennbar die (o.b. Anm. 10 zitierte) „durch die Luft zur Luft“ wieder auf (ebenfalls zitiert und interpretiert von J. König, a.a.O. (wie o. Anm. 10), 165).

⁴⁸ (Fortsetzung des in der vorigen Anm. Zitierten:) ὑπὸ τούτου δὲ συνεχροῦς ὄντος κινεῖται τὸ αἴσθητήριον (419a 14f). Zum „Erregen“ zur wirklichen Sinneswahrnehmung vgl. a.a.O. 419a 28; b 35 u. 420 a3.

eben in durchsichtiger Luft bestehen; denn das Sehen geschieht ja, indem das Wahrnehmungsvermögen etwas „erleidet“, an dem es sich aktualisiert⁴⁹.

Ein weiteres Mal berührt Aristoteles das uns interessierende Motiv in der Schrift über die Seele, wo er über die Fortbewegung (ἡ πορευτική κίνησις) handelt (a.a.O. III. 9, 432 b. 14) und sagt, daß sie immer um eines Zweckes willen geschieht (ἐνεκά του; b 15f). Insofern ist sie mit „Streben“ (sc. nach etwas; ὄρεξις) und „Vorstellung“ (φαντασία) verbunden, und beides, zumal die „Vorstellung“, kann richtig oder nicht richtig sein⁵⁰. In diesem Zusammenhang gilt ein Lebewesen als etwas „Bewegtes“⁵¹.

Um die strebende Bewegung, deren Organ körperlich ist⁵², zu erläutern, bedient Aristoteles sich des Vergleichs mit einer Türangel (γίγγλυμος), bei der Wölbung (τὸ κυρτόν) und Höhlung (τὸ κοῖλον) wechselseitig derart aufeinander verwiesen sind, daß die Bewegung möglich wird. Dazu bemerkt er: „Daher ruht das eine, während das andere bewegt wird, und dem Begriffe nach verschieden, der Größe nach [d.h. räumlich] aber untrennbar, denn alles wird durch Druck und Zug bewegt. Deshalb muß wie in einem Kreise etwas [d.h. das Zentrum] stillstehen, und von da aus die Bewegung ihren Anfang nehmen“⁵³. Mit diesen Bemerkungen nimmt Aristoteles Bezug auf seine Schrift „Über die Bewegung der Tiere“⁵⁴; dort hat er ausgeführt, daß zu jeder mechanischen Bewegung auch ein ruhender Punkt notwendig ist, von dem als Stützpunkt oder Widerlager (ὑποκείμενον) sie sich abhebt (ἀποστηρίζεσθαι)⁵⁵. Als dieser ruhende Widerhalt, von dem sich der Flug der Taube abstoßen muß, um überhaupt zu gelingen, erschien in Kants Denkbild der Widerstand der Luft: sie „ruht“, damit die Bewegung des Fliegens zustande bzw. in Gang kommen kann.

⁴⁹ πάσχοντος γάρ τι τοῦ αἰσθητικοῦ γίνεται τὸ ὁρᾶν (419a 17f). Aristoteles schließt dabei ausdrücklich aus, daß das Gesehene, z.B. die sichtbare Farbe selber, unmittelbar (d.h. materiell bzw. mechanisch) auf das Wahrnehmungsorgan einwirkt (vgl. 419a 18f u. 12f). Zum „Bewegtwerden“ und „Leiden“ bei der Wahrnehmung überhaupt vgl. 416b 33ff; zu den damit zusammenhängenden Problemen cf. Cassirer, a.a.O. (wie o. Anm. 44) 70ff. Platon handelt über die Wahrnehmung von Farben Tim 67c.

⁵⁰ ὄρεξις δὲ καὶ φαντασία καὶ ὀρθή καὶ οὐκ ὀρθή (a.a.O. 10, 433a 26f).

⁵¹ τὸ δὲ κινούμενον τὸ ζῶον (433b 18)

⁵² ᾗ δὲ κινεῖ ὀργάνω ἡ ὄρεξις ἥδη τοῦτο σωματικόν ἐστιν (433b 19). Zur genaueren Analyse vgl. Cassirer, a.a.O. (wie o. Anm. 44), 129ff (VII. Das Begehungsvermögen).

⁵³ διὸ τὸ μὲν ἡρεμεῖ τὸ δὲ κινεῖται, λόγῳ μῶν ἕτερα ὄντα, μεγέθει δ' ἀχώριστα: πάντα γὰρ ὡσεὶ καὶ ἔλξει κινεῖται διὸ δεῖ ὡσπερ ἐν κύκλῳ μένειν τι, καὶ ἐντεῦθεν ἀρχεσθαι τήν κίνησιν (433b 24–27)

⁵⁴ Peri Zoon kin. (698aff), auf die er in der Seelenschrift ausdrücklich verweist (vgl. Peri Psych. III., 10, 433b 19–21 mit Peri Zoon kin. 700b 4ff).

⁵⁵ Vgl. Peri Zoon kin. 698 a 14ff und bes. 698 b 1; 700a 8; a 21; 708b 21 u.ö. 698a 15 heißt es: ὅτι ἀδύνατον κινεῖσθαι μηδενὸς ἡρεμοῦντος.

Interessanterweise wird von Aristoteles das o. erwähnte „körperliche Werkzeug“ – im Falle der Taube würde man an ihre Flügel zu denken haben – zugleich als „eingeborenes Pneuma“ (πνεῦμα σύμφυτον) gefaßt⁵⁶. Damit ist eine rein materiell-mechanische Betrachtungsweise unseres Themas tendenziell überschritten⁵⁷ und ein Übergang zu den folgenden Betrachtungen ermöglicht⁵⁸.

II

Noch in dem Leichtesten wecken wir Gegengewicht (Rilke)⁵⁹

Schaut man sich nach weiterem Vorkommen des von Kant formulierten Gesetzes um, dialektische Erfüllung oder Steigerung durch Widerstand zu erzielen, so überrascht es nicht, daß es in allgemeinerer Anwendung besonders häufig häufig für den Bereich menschlicher Vollzüge zu finden ist. In exemplarischer Auswahl sollen jetzt einige Phänomene des Menschseins vorgestellt werden, an denen die genannte „Struktur“ aufgewiesen werden kann⁶⁰.

Mit dem Satz „Scham wirkt auf die Sinnlichkeit wie ein Widerstand auf die Energie“ identifiziert F. de Pessoa das fragliche Motiv innerhalb des spannungsvollen menschlichen Selbstverhältnisses als einen inter-

⁵⁶ A.a.O. 703a 9–29.

⁵⁷ W. Theiler schreibt: „Dem Pneuma wird da [sc. De motu anim.] 703a 22ff zusammenziehende und ausdehnende Eigenschaft zugeschrieben, wodurch Stoß und Zug (De an. 433b 25 [...]) ermöglicht wird“ (Aristoteles, Über die Seele. Übersetzt von Willy Theiler, in: Werke in deutscher Übersetzung (Hg. E. Grumach), Band 13 (1959), 153. „Zusammenziehen“ und „Ausdehnen“ läßt auch an den Atem (πνεῦμα; Peri Psych. II, 8, 420b 20) denken; vgl. dazu Goethes Gedicht: „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden“ (West-Östlicher Divan, Buch des Sängers, Talismane) und bei Rilke: „Atmen, du unsichtbares Gedicht! [...] // [...] Gegengewicht, in dem ich mich rhythmisch ereigne“ (Die Sonette an Orpheus. Zweiter Teil. I).

⁵⁸ S.u. II (am Ende) und bes. III (1.).

⁵⁹ Sämtliche Werke (E. Zinn), Zweiter Band, 187.

⁶⁰ Zum Gleichgewicht zwischen „Seelenvogel“ und klarem Himmel vgl. Rilke: „Souvent au-devant nous / l'âme-oiseau s'élançait; / c'est un ciel plus doux / qui déjà la balance“ (Vergers, Nr. 37 (1924), in: Sämtliche Werke (E. Zinn), Zweiter Band (1956), 539). Es braucht kaum gesagt werden, daß es sich bei den folgenden Belegen, bei denen Vollständigkeit nicht einmal angestrebt werden kann, nicht um chronologische oder gar rezeptionsgeschichtliche Zusammenhänge handelt, sondern einzig und allein um die Identifizierbarkeit derselben „Struktur“, also um systematische Parallelen. Im Übrigen gilt: je breiter gestreut, d.h. desto zufälliger die Belege aufzufinden sind, desto eindrücklicher tritt die sachliche Bedeutung des fraglichen Motivs hervor. Eine eingehende Interpretation der folgenden Belege ist hier natürlich nicht beabsichtigt. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß bei metaphergeschichtlichen Zusammenhängen stets mit mehr oder weniger starken Bedeutungsverschiebungen, d.h. gleitenden Bedeutungen zu rechnen ist.

nen und produktiven Mechanismus⁶¹. Er gehört aber ebenso in den Bereich der emotionalen menschlichen Beziehungen zu Anderen. In der Grammatik der Leidenschaften wirkt der Widerstand steigernd; das findet sich erwartungsgemäß bei Goethe: „Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schärft sie anstatt sie zu dämpfen“⁶². Es überrascht nicht, dies auch ausdrücklich auf die Liebe bezogen zu finden; zu Sappho kann man formulieren: „Erst die gehemmte Liebe, die nicht zu ihrer Erfüllung kommt, bemächtigt sich mit besonderer Kraft des Bewußtseins. Wo der Strahl eines starken lebendigen Strebens sich an einem Widerstand totläuft, leuchtet er auf“⁶³.

In solchen emotionalen Konstellationen bringt sich ein Grundgesetz menschlichen Seelenlebens überhaupt zur Geltung, das es einem Kampf vergleichbar macht; Montaigne hat es so formuliert: „Wie der Arm uns wehtut, wenn der Schlag, zu dem wir ausholen, sein Ziel verfehlt und ins Leere geht [...]“

Ventus ut amittit vires, nisi robore densae
Occurant silvae spatio diffusus inani⁶⁴,

genauso scheint es, daß eine bewegte und aufgewühlte Seele sich in sich selber verliert, wenn man ihr nichts zum Anpacken gibt; man muß ihr daher stets einen Gegenstand bieten, an dem sie sich stoßen und abarbeiten kann⁶⁵. Nur außerhalb ihrer selbst, gegenständlich und d.h. in Auseinandersetzung mit Widerstehendem, das nicht sie selber ist, kommt die Seele wahrhaft zu sich.

⁶¹ Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares (Hg. R. Zenith), 2003, 59 (Nr. 50). Pessoa geht es dabei allerdings zugleich um die kulturellen Auswirkungen: „Die Schönheit des nackten Körpers wissen nur Kulturen zu würdigen, in denen man Kleider trägt“ (ebd; folgt der im Text zitierte Satz).

⁶² Wilhelm Meisters Wanderjahre, Zweites Buch, 7. Kapitel in: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche (Hg. E. Beutler), 8. Band (1949), 252f.

⁶³ B. Snell, Die Entdeckung des Geistes (1955³), 95f. Vgl. auch die Verse der Ersten Duineser Elegie Rilkes: „Jene [...] Verlassenen, die du / so viel liebender fandst als die Gestillten [...] // Sollen nicht endlich uns diese ältesten Schmerzen / fruchtbarer werden? Ist es nicht Zeit, daß wir liebend / uns vom Geliebten befreien und es bebend bestehn: / wie der Pfeil die Sehne besteht, um gesammelt im Absprung / mehr zu sein als er selbst“ (vv. 38f und 49–53).

⁶⁴ Lucan, De bello civ. III, 362f.

⁶⁵ Essais I, 4 (Übersetzung des französischen Textes nach H. Stilett, Essais (1998), 15). „Ins Leere gehen“ lautet bei Montaigne: „il aille au vent“; das erinnert an das Bild des Apostels Paulus vom agonalen Lauf des Christenlebens (1 Kor 9, 24–27) und insbes. seine Formulierung: „ich kämpfe mit der Faust, nicht wie einer, der in die Luft schlägt (ὡς οὐκ ἄερα δέρω; v. 26b). Vgl. auch J. de Maistre: „Tout ce qui gêne l'homme, le fortifie“ (zitiert bei P. Valéry, Cahiers 6); von hier aus ist es nicht weit zu Nietzsches: „was uns nicht umbringt, macht uns stärker“ (Nachlass der Achtzigerjahre; in: Werke in drei Bänden (Schlechta), III (1956), 603).

Eine gesteigerte paradigmatische Erscheinung dessen ist der Künstler, der seine Intentionen nur am Anderen einer „Materie“ zur Darstellung bringen kann: „da der Künstler auf den Stoff herabsieht, den er zur Passivität zwingt und, soweit er der künstlerischen Produktion Widerstand leistet, überwältigt und da die Überwindung dieser Widerstände immer Kampf erfordert und nur unvollkommen gelingt, entspringt aus der künstlerischen Betrachtung des Wirkens leicht die Begehrung nach einem vom Stoff befreiten Dasein [...]“⁶⁶. A. Schlatter erkennt an dieser Stelle deutlich, daß aus der Angewiesenheit auf einen widerständigen „Stoff“ für die künstlerische Betrachtung leicht der platonisierende Wunsch „nach einem vom Stoff befreiten Dasein“ und d.h. der Irrtum von Kants Taube entspringen könne. Ganz im Sinne von Kants Kritik daran sieht demgegenüber M. Proust: „Gerade aus dem Text entnimmt er [sc. der Komponist Reynaldo Hahn] die Kraft, sich über ihn zu erheben [sc. durch seine Musik], wie jene Flieger, die auf der Erde laufen, bevor sie sich ihrer Flügel bedienen, um jedoch umso leichter und höher zu fliegen“⁶⁷. Hier wird gerade die Erdschwere zum Widerhalt, von dem sich der „leichte“ Flug in die Höhe abstößt.

Das läßt sich nun allgemein für den Begriff der Freiheit in Anspruch nehmen. H. Bergson hat geschrieben: „Es ging ja darum, mit der Materie (die eine Notwendigkeit ist) ein Werkzeug oder einen Mechanismus für die Freiheit zu schaffen, mit dessen Hilfe der Mechanismus besiegt werden könnte“⁶⁸. Es geht hier soz. um eine „List der Vernunft“, durch die das materielle Mittel an ihm selber immer mehr wird als es selbst, nämlich Instrument der Freiheit, die gerade in der Bindung an es sich davon emanzipiert. M. Merleau-Ponty hat Bergsons Satz aufschlußreich so kommentiert: „Die Materie ist zwar ein Hindernis, sie ist aber auch ein stimulierendes Instrument. Alles geschieht so, als ob der ursprüngliche Geist, der auf den Wassern dahinglitt [vgl. 1 Mose 1, 2b], das Mittel seiner eigenen Manifestation geschaffen habe, um sich selbst zu vollenden“⁶⁹. Merleau-Ponty hat das – unter Berufung auf P. Valéry⁷⁰ – ausdrücklich auf die Sprache bezogen (was uns nachher beschäftigen soll⁷¹) und zitiert dafür nochmals einen Satz

⁶⁶ A. Schlatter, *Metaphysik* (Nachdruck: ZThK (1987, Beih. 7), 68).

⁶⁷ *Essays, Chroniken und andere Schriften; Werke* (Frankfurter Ausgabe; Hg. L. Keller) I/3 (1992), 348. Um was es sich bei diesen „Fliegern“ der Sache nach handelt, ist mir unbekannt.

⁶⁸ *Schöpferische Entwicklung* (1912), 268; franz.: *L'évolution créatrice, Oeuvres* (1970), 719.

⁶⁹ *Lob der Philosophie* (1953), in: *Das Auge und der Geist* (2003; PhB 530), 196.

⁷⁰ *Das lebendige Wort: „egale et rivale de la pensée“*; vgl. *Oeuvres II* (1960), 1582.

⁷¹ S.u. III.2.

Bergsons von „der Sprache, die dem Bewußtsein einen stofflosen Körper darbietet, in dem es sich inkarnieren kann“⁷².

Was die Freiheit betrifft, so hat in größter Nähe zu Kants Metaphorik K. Jaspers formuliert: „Das Schweben, das die Freiheit fordert, wird nur dann nicht bodenlos, wenn es ein Schweben in den Bindungen bleibt, wenn meine Flügel nicht den Widerstand der Luft in einem luftleeren Raum verlieren“⁷³.

Für die Sphäre des Sittlichen gilt nach J.C. Lavater überhaupt: „Jedes sittlich-religiöse Wesen wird *lebendiger, kraftreicher* [...] durch Uebungen, Kämpfe, innere und äussere Leiden, unzählige Widerstände“⁷⁴. Diesen steigenden Widerstand hat N. Hartmann dann grundsätzlich am Verhältnis von Sein und Sollen ausgemacht: „Innerhalb des Seienden bewirkt das Sein-sollen, das von ihnen [sc. den Werten als Prinzipien] ausgeht und das am Widerhalt des Seienden aktuell wird, eben doch etwas, was jene Kategorien [sc. des Seins] niemals bewirken könnten“⁷⁵.

Für das Sicharbeiten am natürlichen Willen und der unmittelbaren Begierde steht in praktischer Beziehung der Begriff der Bildung bzw. Erziehung⁷⁶. Daher heißt es bei Hegel: „Die Arbeit ist *gehemmte* Begierde,

⁷² A.a.O. 196 (Bergson, wie o. Anm. 68).

⁷³ Allgemeine Psychopathologie (1946⁴), 290. Für den Begriff (christlicher) Freiheit gebraucht M. Luther das Wort „widerständig“ (im Sinn von entgegengesetzt, einander widersprechend), um den gedanklich-sprachlichen Ausdruck der Freiheit als Einheit im Widerspruch (bzw. seine sachliche Zusammengehörigkeit) zu beschreiben: „Eyn Christen mensch ist eyn freyer herr über alle ding und niemandt unterthan. / Eyn Christen mensch ist eyn dienstpar knecht aller ding und ydermann unterthan. / [...] Diße zwo widerstendige rede [...] zuvernehmen sollen wir gedencken“ (Von der Freyheytn eynisz Christen menschen ((1520), in: WA 7, 21, 1–12); zur Interpretation vgl. J. Ringleben, Arbeit am Gottesbegriff I (2004), 4–6.

⁷⁴ Briefe über die Schriftlehre, von unsrer Versöhnung mit Gott durch Christum; 10. Brief; (1793); in: Nachgelassene Schriften, Band 2 (1801; ND 1993), 70.

⁷⁵ Ethik (1926), 157.

⁷⁶ „Dies Aufheben [sc. des natürlichen Willens und der Begierden] und dies Sichunterwerfen unter das Sittliche und die Gewöhnung daran, daß das Sittliche, Geistige die zweite Natur des Individuums wird, ist überhaupt Werk der Erziehung und der Bildung“ (Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion II; Werke in zwanzig Bänden, Band 17, 146). Zur praktischen Bildung gehört somit auch, „die Befriedigung des Natürlichen nicht nur in die Grenzen der Notwendigkeit einschränken, sondern sie auch höheren Pflichten *aufzuopfern* fähig sein“ (Werke in zwanzig Bänden, 4, 261). Die Freiheit von natürlichen Trieben besteht aber nicht in der einfachen Abstraktion von ihnen, sondern darin, „sie überhaupt als ein Notwendiges und damit Vernünftiges“ anzuerkennen und dem Willen einzuordnen (vgl. ebd.).

aufgehaltenes Verschwinden, oder sie *bildet*⁷⁷. Bildung ist mithin gegenständiglich vermittelte Freiheit⁷⁸.

Für die eben schon berührte Dialektik des Begriffs Geist, der sich aus den Antagonismen des menschlichen Leben erhebt⁷⁹, hat Fr. Hölderlin ein besonders eindrucksvolles Bild gefunden: „Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände“⁸⁰. Demnach ist Geist, was am lebendig erfahrenen Widerspruch und in ihm zu sich selber findet⁸¹. Dazu wahlverwandt kann man bei W. Heine lesen: „Nur die Kraft ist selig, die Widerstand nach ihrem Maß überwältigt und ihn nach ihrem Wesen ordnet, sei’s auch unter Pein und Leiden“⁸².

⁷⁷ Phänomenologie des Geistes, a.a.O. Band 3, 153. Dabei ist dem Eigengehalt und relativen Widerstand der Gegenstände der Arbeit Rechnung zu tragen: „Die *praktische Bildung* durch die Arbeit besteht in dem sich erzeugenden Bedürfnis und der *Gewohnheit der Beschäftigung* überhaupt, dann der *Beschränkung seines Tuns*, [...] nach der Natur des Materials [...]“ (Rechtsphilosophie, §197, a.a.O. Band 7, 352). Zur „theoretischen Bildung“ vgl. ebd. und a.a.O. Band 4, 260: „Ferner gehört zur Bildung der Sinn für das *Objektive in seiner Freiheit*“.

⁷⁸ „Die *Bildung* ist daher in ihrer absoluten Bestimmung die *Befreiung* und die *Arbeit* der höheren Befreiung, nämlich der absolute Durchgangspunkt zu der nicht mehr unmittelbaren, natürlichen, sondern geistigen, ebenso zur Gestalt der Allgemeinheit erhobenen unendlich subjektiven Substantialität der Sittlichkeit. Diese Befreiung ist im Subjekt die *harte Arbeit* gegen die bloße Subjektivität des Benehmens, gegen die Unmittelbarkeit der Begierde sowie gegen die subjektive Eitelkeit der Empfindung und die Willkür [...]“ (Rechtsphilosophie, §187 Anm.; a.a.O. Band 7, 344).

⁷⁹ Vgl. Nietzsche: „Geist ist das Leben, das selber ins Leben schneidet; an der eignen Qual mehrt es sich das eigne Wissen, – wußtet ihr das schon?“ (Also sprach Zarathustra, Zweiter Teil, Von den berühmten Weisen; Werke (Schlechta), Bd. II, 361).

⁸⁰ Hyperion, Erster Band, Erstes Buch; Kl St A3 (1958), 43. Vielleicht hat Hölderlin hier (in nicht zutreffender Etymologie) „Geist“ mit Gischit assoziiert. Der Ausdruck „stummer Fels“ ist als indirekter Hinweis auf die Sprachlichkeit des Geistes zu lesen. Ein Echo findet sich bei B. Liebrucks (von dem Widerstand einer Fremdsprache): „An diesem Felsen bricht sich die Woge des Geistes und schäumt empor“ (Sprache und Bewußtsein, Band 2 (1965), 253). Hegel hält es für einen Fall von Ungebildetsein, „wenn der Mensch bei Begegnissen des Schicksals *ungeduldig* wird“, denn „so macht er sein besonderes Interesse zu einer höchst wichtigen Angelegenheit, als etwas, wonach sich die Menschen und die Umstände hätten richten sollen“ (Werke in zwanzig Bänden, Band 4, 258).

⁸¹ Hier läge der Bezug auf Hegel nahe, würde aber die Grenzen dieser Abhandlung sprengen. Einige wenige Zitate sollen die sachliche Nähe z.B. zu Hölderlin oder W. Heine wenigstens andeuten. „Der Geist aber hat die Kraft, sich im Widerspruche, folglich im Schmerz [...] zu erhalten“ (Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III; Werke in zwanzig Bänden; 10, 26 (§382, Zus.); „der Impuls des geistigen Lebens in sich selbst, die Rinde der Natürlichkeit, Sinnlichkeit und Fremdheit seiner selbst zu durchbrechen, und zum Lichte des Bewußtseins, d.i. zu sich selbst zu kommen“ (Werke in zwanzig Bänden; 12, 78); „Die Kraft des Lebens und mehr noch die Macht des Geistes besteht eben darin, den Widerspruch in sich zu setzen, zu ertragen und zu überwinden“ (a.a.O. 13, 162 u.ö.). Vgl. auch „Wissenschaft der Logik II“ (Der Widerspruch, Anmerkung 3; a.a.O. 6, 74–76).

⁸² ArdinghELLO und die glückseligen Inseln, 3. Teil/1. Brief; (Berlin o. J.), 127.

Mit dem Stichwort „Geist“ – zumal im Zusammenhang mit der Thematik der Sprache – ist indes der Übergang zur theologischen Dimension unseres Themas angebahnt.

III

Das Pneuma weht wo es will und du hörst seine Stimme (Joh 3, 8)

Das Denkbild der kantischen Taube ist auch theologisch bedeutsam; das ist hier zuletzt noch anzusprechen.

1. Unter dem Bild einer Taube wird im Neuen Testament bekanntlich der H. Geist veranschaulicht⁸³. Was die „leichte Taube“ Kants über das Verhältnis von Philosophie und Platonismus, von Denken und Sinnlichkeit lehrte, das ist bereits bei M. Luther als Verhältnis von Geist und Wort begriffen⁸⁴. Für seine Wort-Gottes-Theologie⁸⁵ ist es eine grundlegende Annahme, daß der Geist nur im äußeren Wort (*verbum externum*) da ist, d.h. dem sinnlich vernehmbaren, also hörbar oder lesbar⁸⁶. Von da aus bekämpfte Luther die sog. „Schwärmer“, wie Karlstadt, Müntzer u.a., die das äußerliche Wort (insbes. der h. Schrift) als solches mißachteten und alles von einem vorsprachlichen, „reinen“ Geistempfang erwarteten⁸⁷. Luther behauptet aus theologischen Gründen, daß bei einem solchen quasi-platonischen Chorismos⁸⁸ von Sinnlichkeit und Geist das christliche Verständnis von „Geist“ gerade verfehlt wird⁸⁹. Seine Gegner sitzen dem Mißverständnis eines undialektisch-reinen Geistbegriffs auf, indem sie meinen

⁸³ Vgl. Mk 1, 10 parr.; Joh 1, 32. Dies Bild ist in der christlichen Kunst unendlich oft zur Darstellung gelangt. Vgl. zum Geist als Taube Aug., *De Trin* II 6, 11 (MPL 42, 852) und M. Luther, WA 26, 443, 12–32; 479, 24–26; 39 I, 216, 30–32; 44, 685, 29; 45, 91, 16 u.ö.; vgl. auch 1 Mose 7, 11.

⁸⁴ Zu diesem ganzen Komplex vgl. im Einzelnen in meinem Buch: *Gott im Wort. Luthers Theologie von der Sprache her* (2010), Kap. 11.

⁸⁵ Inhaltlich wird es überformt von der Fundamentalunterscheidung von Gesetz und Evangelium; denn die „Taube“ der Kirche hat die zwei Flügel von Altem und Neuem Testament (vgl. WA 3, 397, 31f.).

⁸⁶ Die Augsburgische Konfession spricht vom „leiblich Wort“ (CA V); BSLK 58, 12f.

⁸⁷ Zur philosophischen Bedeutung dieser Kontroverse um das richtige Verständnis von „Geist“ vgl. E. Metzke, *Sakrament und Metaphysik. Eine Lutherstudie über das Verhältnis des christlichen Denkens zum Leiblich-Materiellen* (1948), in: *Coincidentia oppositorum* (Hg. K. Gründer; 1961), 158–204.

⁸⁸ Weil diese Kontroverse wesentlich im Zusammenhang des Verständnisses vom Abendmahl ausgetragen wurde, sei daran erinnert, daß auch Luthers Gegner U. Zwingli hierbei sich als „Platoniker“ erwies, was er überhaupt war.

⁸⁹ WA 42, 11, 19f.

„es müge da nichts Geistliches sein, wo etwas Leibliches ist“⁹⁰. Es charakterisiert solchen Geist-Enthusiasmus, daß er „sine verbo et involucro aliquo de Deo et divina natura disputare“ will⁹¹ – und d.h. in „nackter“ Spekulation, ohne den Anhalt des Wortes (der h. Schrift)⁹² – so wie Kants Taube meinte, ohne den materiellen Widerstand der Luft besser fliegen zu können. Wie da das vermeintlich Bessere in Wahrheit die Unmöglichkeit der Sache bedeutet, so ist für Luther aus sachlichen Gründen der sogen. „reine“ (vermittlungslöse) Geist gerade der unreine, Geist bloß des Menschen und nicht zugleich auch göttlicher Geist⁹³.

Die Geistschwärmer der Reformationszeit verfallen also demselben Irrtum wie Kants Taube: wie diese ohne Luftwiderstand nicht wirklich fliegen könnte, so versuchen jene, „auff den wolcken faren und auff dem winde reyten“⁹⁴. Im Bildes des verunglückten Fliegens nennt Luther sie daher: „Schwindel und fladder geist“⁹⁵. Wie die Taube ohne die sie tragende Luft hilflos wäre, so verhindert solcher Enthusiasmus die Gewißheit des Glaubens, wie sie aus dem klaren und festen Wort kommt: „Es wil dich Christus nirgendts anbinden den an seinen mundt undt wort; ehr wil dich nicht lassen fladdern“⁹⁶. Darum gilt von dem ans Wort gebundenen, wesentlich sprachlichen Geist: „der heilige geist ist ein solcher lerer, der gewis ist, gewis macht und nicht so weben und schweben lest“⁹⁷.

2. Daß Luthers Begriff vom Geist ein durch und durch sprachlicher ist, ist vor dem Hintergrund des Humboldtschen Sprachdenkens zu plausibilisieren; dabei zeigt sich die Kantische Denkfigur (und Metaphorik) wiederum

⁹⁰ WA 23, 193, 29f. „Geistlich“ bedeutet hier der Sache nach: antiplatonisch.

⁹¹ Die Schwärmer denken „eitel geist“, d.h. den Geist als „ein wesen, das kein fleisch noch bein hat“ (WA 26, 352, 10).

⁹² Konkret z.B.: „das man diese wort ‚das ist mein Leib‘ müsse aus den augen thun und zuvor durch den geist die sachen bedencken“ (WA 26, 434, 20–22).

⁹³ Vgl.: „Das alles geist, geistlich und des geists ding ist und heist, was aus dem heiligen geist kompt, es sey wie leiblich, eusserlich, sichtbarlich es ymer sein mag. Widderumb fleisch und fleischlich alles, was on geist aus natürlicher krafft des fleischs kompt, Es sey wie ynnerlich und unsichtbar es ymer sey“ (WA 23, 203, 7–11).

⁹⁴ WA 18, 137, 17. Vgl. die Wendung des Bildes (zu 2 Petr. 2, 17): „Darzu sind die ‚wolcken, die der windt treybt‘ [...] wie die leychtfertigen ynn der lufft herfaren und fliegen und feyn liecht sind, die der wind treybt, wo hyn er wil, nach welchen nichts folgen kan. Also schweben unsere lerer auch entpor und faren hoch her ynn der Christenhey, wie die wolcken am hymel, aber lassen sich treyben wo hyn der teuffel wil, [...] Predigen aber gar keyn Gotteswort [...]“ (14, 60, 15–22).

⁹⁵ WA 23, 193, 29. Zum Zerflattern vgl. Weish. 2, 3: „[...] und der Geist zerflattert wie Luft“.

⁹⁶ WA 33, 274, 16–19. Das Wort Gottes ist gewiß – so wie die Tauben „non in incertum volant“ (WA 31 II, 504, 26–29; vgl. auch 8, 14, 34–15,1).

⁹⁷ WA 23, 245, 30f. Zur Verunsicherung durch den chaotischen „Wind“ des Teufels vgl. anschaulich a.a.O. 27–30.

auch bei Humboldt, der Kant ja genau studiert hat. Nicht nur hält er „Geist“ gerade für „das eigenthümliche Wort für das dasjenige Unsinnliche, dem wir gerade noch genug Körperliches einräumen, um erscheinen zu können“⁹⁸, sondern er wiederholt ausdrücklich für die Sprache, was Kant für das philosophische Denken am Bild der Taube herausgestellt hatte: „Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Aeusserungen entstellend, abhold seyn und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann [...]“⁹⁹. Dagegen heißt es, ins Positive gewendet, von der Sprache: „Das Geistige kann sich nur durch sie Geltung verschaffen. Sie [...] hält der Nation [...] in jedem Augenblick ihre ganze Denk- und Empfindungsweise, die ganze Masse des geistig von ihr Errungenen, wie einen Boden gegenwärtig, von dem sich der auftretend beflügelte Fuss zu neuen Aufschwüngen erheben kann [...]“¹⁰⁰. Auch hier ermöglicht gerade der Widerhalt am „Boden“ oder in den vorgegebenen Bahnen der Sprache den Aufschwung zum wirklichen Flug des Gedankens¹⁰¹.

Es ist der Humboldt-Interpret und Sprachphilosoph B. Liebrucks gewesen, der Humboldts Sicht der Sprache und Kants These vom Denken immer wieder zusammengebracht hat¹⁰². So sagt er: „Sprache ist unent-

⁹⁸ Gesammelte Schriften (Hg. A. Leitzmann, 1903ff; ND 1967/68); (Akad.-Ausg.=GS), II, 333. Vgl. o. Luther bei Anm. 90).

⁹⁹ GS VII, 197 (1830–35). Zur Frage der „Begrenzung“ des Denkens durch die Sprache vgl. auch: „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken“ (GS IV, 27f); zur Interpretation vgl. J.R., Denken – Reden – Beten, in: J. Stolzenberg (Hg.), Subjekt und Metaphysik (FS K. Cramer), 2001, 120–123. Zum „Entstellen“ der reinen Äußerungen des Gemütes durch die Sprache vgl. das bekannte Epigramm Schillers: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? / spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“ (Vgl. dazu kritisch a.a.O. 133f. mit Anm. 86 sowie Humboldt, GS VII, 257).

¹⁰⁰ GS VI, 125. Die Stelle lautet weiter: „[...] als eine Bahn, die, ohne zwingend einzuengen, gerade durch die Begrenzung die Stärke begeisternd vermehrt“ (ebd.)!

¹⁰¹ Zur Sublimierung der gewöhnlichen Sprache in dem Flug der Dichtkunst („zur Flamme wird der Staub“) vgl. Rilke: „Hier ist Magie. In das Bereich des Zaubers / scheint das gemeine Wort hinaufgestuft [...] / und ist doch wirklich wie der Ruf des Taubers, / der nach der unsichtbaren Taube ruft“ (Magie (1924); in: Sämtliche Werke (E. Zinn), Zweiter Band (1956), 174f). Ist hier die Taube zum Geist des Dichterwortes geworden, der wie ein heiliger Geist über die Sprache kommt (vgl. Act 2, 3 f u. 6–8), so ist die „erotische“ Vereinigung dabei anders bestimmt als in Goethes Zuordnung: „Sei das Wort die Braut genannt, / Bräutigam der Geist“ (West-östlicher Divan, Buch Hafis, Vorspruch).

¹⁰² Sprache und Bewußtsein (7 Bände in 9), 1964–1979. W. v. Humboldt ist insbes. der zweite Band des Werkes gewidmet (1965). Das bei Anm. 100 Zitierte wird bei Liebrucks auch im Kant-Band seines Werkes (Band 4; 1968), 68f. herangezogen.

rinnbares Gefängnis des Denkens und zugleich die Luft, die die Taube trägt¹⁰³.

Das indes führt, wie bei Luther, zu einem sprachlichen Verständnis von Geist, „der immer Materialität mit sich trägt“, und es gilt wiederum mit Kant: „Wie die Taube nur deshalb fliegen kann, weil die Luft sie trägt, denkt der Mensch nur so lange, wie die sprachliche Tonalität den Gedanken trägt“ – also das *verbum externum*¹⁰⁴.

Daß der Bogen über den Zusammenhang von Denken und Sprechen sich auch ins Handeln weiterführen läßt, dafür soll hier nur eine Stelle bei S. Kierkegaard stehen, die wiederum in der einschlägigen Metaphorik sich bewegt: „es ist für einen Menschen sehr wichtig, daß seine Sprache genau sei und wahr; denn dann ist es auch sein Denken [...] so ist doch das Verstehen für das Handeln dem schwanken Brette gleich, von dem her der Springer den Sprung nimmt: je deutlicher, je genauer, je leidenschaftlicher [...] das Verstehen ist, [...] umso beschwingter vermag der, welcher handeln soll, sich in die Handlung zu schwingen, gleichwie der Vogel sich frei von dem schaukelnden Zweige schwingt, dessen Biegsamkeit dem Fliegen wahlverwandt ist und gleichsam ins Fliegen herüberfliegt“¹⁰⁵

3. Daß Kants leichte Taube schließlich ausdrücklich zum theologischen „Lehrmeister“ wird, auch das findet sich dann bei S. Kierkegaard¹⁰⁶. Dieser meint, die menschliche Sprache und das Denken hätten niemals ein schöneres Sinnbild für eine wahre Unabhängigkeit gefunden als den sorglosen, weil armen Vogel des Himmels, und sonderbarerweise scheine es doch „so schwer [...] leicht wie der Vogel zu sein“¹⁰⁷. Diese Schwierigkeit stellt sich ein, wenn der Vogel die Wahrheit vergißt, daß „von Gott abhängig zu sein, gänzlich abhängig, [...] Unabhängigkeit“ (ist)¹⁰⁸. Indes ist gerade die

¹⁰³ A.a.O., Band 1 (1964), 15. Vgl. auch: „Die Sprachen sind die Meere, auf denen sich die Schiffe unserer Gedanken bewegen, die Luft, ohne die kein Vogel fliegen kann“ (a.a.O. 271).

¹⁰⁴ A.a.O. Band 2 (1965), 370; die Fortsetzung lautet: „*Dieser Körper trägt ihn zur Welt*, weil er selbst Weltansicht ist“ (ebd.). Ähnlich auch die Formulierung: „Wie der Vogel nur fliegen kann, weil der Luftkörper ihn trägt, so kann der Mensch nur auf dem Rücken der Tonalität der Sprache denken und wahrnehmen“ (a.a.O. 164).

¹⁰⁵ Einübung im Christentum (1850); Nr. III, II; Gesammelte Werke (Hirsch), 26. Abt. (1962), 150f (zur Übersetzung vgl. a.a.O. 265 A. 200). Übrigens war Kierkegaard als Denker auch ein feiner Sprachbeobachter; vgl. K. Dieckow, Gespräche zwischen Gott und Mensch. Studien zur Sprache bei Kierkegaard (2009; FSÖTh 122). Zur Sittlichkeit vgl. o. Anm. 74 u. 75.

¹⁰⁶ Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln des Himmels (1847); in: Erbauliche Reden in verschiedenem Geist 1847; Gesammelte Werke (Hirsch/Gerdes), 18. Abt. (o.J.), 163ff. Der Ausdruck „göttlich bestellte Lehrmeister“ findet sich mehrfach (vgl. 166, 178, 185).

¹⁰⁷ A.a.O. 190 (Rede I).

¹⁰⁸ Ebd. Der Theologe (wie auch Kierkegaard wahrscheinlich selber) denkt bei „gänzlich abhängig“ an Schleiermachers Bestimmung der Frömmigkeit als Gefühls „schlechthiniger Abhängigkeit“.

Furcht vor Abhängigkeit von dem ganz Anderen, das Gott ist, selber der Verlust der Unabhängigkeit. In einer an Kants Satz erinnernden Weise heißt es daher bei Kierkegaard: „Die bekümmerte Waldtaube fürchtete töricht, von Gott gänzlich abhängig zu werden, deshalb hörte sie auf, unabhängig und Sinnbild der Unabhängigkeit zu sein, hörte auf des Himmels armer Vogel zu sein, der gänzlich abhängig ist von Gott“¹⁰⁹. Zur Begründung seiner These, daß „Abhängigkeit von Gott [...] die einzige Unabhängigkeit“ ist¹¹⁰, bedient sich Kierkegaard auch ausdrücklich derjenigen Metaphorik, die bei Kants Satz im Spiel ist: „denn Gott hat keine lastende Schwere, die hat nur das Irdische [...] ; wer deshalb gänzlich von ihm abhängig ist, der ist leicht“¹¹¹. Die Furcht vor unbedingter Abhängigkeit macht die Waldtaube also schwer, und anstelle der Leichtigkeit im Gottesverhältnis verfällt sie der Schwerkraft des Irdischen¹¹².

Kierkegaard hat damit gezeigt, wie die irrige Vorstellung von Kants leichter Taube¹¹³ als religiöser Irrtum zur törichtigen Furcht der Waldtaube wird – ein Irrtum, durch den sie gerade ihre Leichtigkeit und ihre Kraft verliert¹¹⁴.

Für den Glauben ist diese Kraft nicht mehr die des Menschen allein, sondern die des göttlichen Geistes im Menschen. Von diesem höheren, weil heiligen Geist weiß der Prophet zu reden, wobei – noch einmal – die Taube zum Adler wird:

Aber die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft,
daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler,
daß sie laufen, und nicht matt werden,
daß sie wandeln, und nicht müde werden.

(Jes 40, 31).

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd. Vgl. Mt 11, 30.

¹¹² Vgl. die entsprechende Entgegensetzung von „leichtem Flug“ und dem „schweren Gang des Bekümmerten“ (a.a.O. 169).

¹¹³ Hier ließe sich ein Exkurs über die endliche Einsicht der Nachteule (νύκτερις; Arist. Met. II, 993b 9–11) im Verhältnis zum thomasischen Adler (Ez 17, 3) der Erkenntnis anschließen; vgl. dazu C. Steel, *Der Adler und die Nachteule* (2001; Lect. Albertina 4).

¹¹⁴ Vgl. o.b. Anm. 64.

„unter aller Würde der Societät“

(vorgetragen in Plenarsitzung am 4. 12. 2009)

ALBRECHT SCHÖNE

In der Pauliner-Kirche gibt es eine Ausstellung über „Ursprung und Anfänge der Gelehrten Gesellschaften“, die Werner Lehfeldt am 8. November mit einem Vortrag über „Die europäische Akademieidee und ihre Ausformung in Göttingen“ eröffnet hat. Deren Exponate wurden jetzt noch um ein Schriftstück ergänzt, das wohl auch unter den Mitgliedern unserer Akademie ein wenig in Vergessenheit geraten ist – obgleich es ihnen eine Ermahnung zukommen läßt, die durchaus einmal wieder Aktualität gewinnen könnte. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich unser kollektives Gedächtnis mit einem kurzen Hinweis auffrische.

Zu den Mitgliedern der Göttinger Sozietät der Wissenschaften gehörten zur Zeit der französischen Revolution der Mineraloge Philipp Friedrich v. Dietrich, der als erster Maitre von Straßburg amtiert hatte, aber als Verteidiger einer konstitutionellen Monarchie dann Ende 1793 unter der Guillotine endete, und der Naturforscher Georg Forster, der als Mainzer Deputierter dem Pariser Nationalkonvent vorgeschlagen hatte, die linksrheinisch-deutschen Gebiete der französischen Republik einzuverleiben, und 1794 als politischer Flüchtling in Paris gestorben ist. Ihretwegen geriet die Sozietät im April 1793 unter den Druck der Königlichen Regierung: Von sich aus sollte sie in Hannover beantragen, daß beide aus ihrer Mitgliederliste gestrichen, also ausgestoßen würden.

Der damalige Sekretär, der Altertumswissenschaftler Heyne, ließ daraufhin den Entwurf eines ‘Pro Memoria’-Schreibens an die Regierung kursieren, in dem es hieß, dergleichen schein ihm „unter aller Würde der Societät zu seyn“; man könne es „Höflingen und Speichelleckern zumuthen, aber keinem Corpus von Gelehrten“. Denn: „Die Societät ist eine gelehrte Gesellschaft, kein politisches Corpus, noch kein Club. Was mit den Mitgliedern in politischen Verbindungen und Verhältnissen vorgehet, gehet die Societät nichts an; denn diese Verhältnisse haben keine Beziehung auf das wissenschaftliche. Auch die Ehre der Societät tasten sie nicht an; sowenig als das Sittliche der Mitglieder, solange es keine bürgerliche Infamie nach sich zieht. Man kann aber Democrat u. Aristocrat, Bürger u. Slav sein: und

bleibt doch ein bürgerlich ehrlicher Mann. Will die *Königliche* Regierung gedachte Männer ausgestrichen haben: so mag sie es anbefehlen; und will sie, daß es öffentlich bekannt gemacht werden soll: so muß es angekündigt werden als auf Befehl *Königlicher Regierung* geschehen“.

Diese couragierten Sätze also wurden den Mitgliedern der Sozietät im Umlaufverfahren vorgelegt. Forsters „politisches Betragen“ hat damals gewiß nicht nur Kästner mißbilligt, der das ausdrücklich vermerkte. Alle aber haben sich Heynes Vorschlag zu eigen gemacht und so den Ausschluß der beiden Jakobiner verhindert: Wrisberg, Kästner, Gmelin, Spittler, Beckmann, Gatterer, Meiners. Zuletzt „Ich ebenfalls Lichtenberg, und ich Blumenbach“. – Ein kleines Ruhmesblatt unserer Akademie. Allfällig zur Nachfolge empfohlen.

Vorstellungsberichte der neuen Mitglieder

HEDWIG RÖCKELEIN

Optionen einer Geschichte der Geschlechter im Mittelalter

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 9. Januar 2009)

Von 1975 bis 1981 studierte ich Geschichte, Germanistik, Politik sowie ur- und frühgeschichtliche Archäologie an den Universitäten Würzburg und Freiburg im Breisgau. In Freiburg wurde ich 1985 von Hagen Keller promoviert. Bis 1990 katalogisierte ich Handschriften der Universitätsbibliothek Tübingen im Rahmen des DFG-Programms „Erfassung der Handschriftenbestände in der Bundesrepublik Deutschland“. Anschließend habilitierte ich mich an der Universität Hamburg und trat 1999 die Professur für Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-Augusta an. Seit 2007 leite ich den Diplomatischen Apparat der Universität. Seit 2008 führe ich den Vorsitz in der

Leitungskommission der Arbeitsstelle „Germania Sacra“ bei der Göttinger Akademie der Wissenschaften. Meine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der mittelalterlichen Kultur- und Mentalitätsgeschichte, insbesondere der der Religion, der Frömmigkeit und der Institutionen des Christen- und des Judentums sowie der Geschlechterbeziehungen, des weiteren in der Überlieferung der Archive, der Bibliotheken und der Sachgüter.

In meinem Vortrag möchte ich die Monographie zur „Geschlechtergeschichte des Mittelalters“ vorstellen, an der ich zur Zeit arbeite. Sie wird



Hedwig Röckelein, Professorin für Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen, O. Mitglied der Göttinger Akademie seit 2008

in der Reihe „Enzyklopädie deutscher Geschichte“ beim Oldenbourg Verlag München erscheinen und setzt sich – dem Konzept der Reihe folgend – aus drei Teilen zusammen, einer Synthese, einer Einführung in Forschungskontroversen und einer Auswahlbibliographie. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei vorab darauf hingewiesen, dass der Begriff „Geschlecht“ in der mediävistischen Forschung erstens die Verwandtschaftslinien („lignages“) des Adels und des Patriziats im späten Mittelalter bedeuten kann, zweitens die biologisch-physische Differenz von Mann und Frau („sexus“) und drittens die kulturell-soziale Differenz der Geschlechter („gender“). Über die beiden letztgenannten Bedeutungen wird der hier vorzustellende Band handeln.

Die „Geschlechtergeschichte des Mittelalters“ steht in der Tradition der Historiographie der Frauen im Mittelalter seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Seit den 1980er Jahren wandte sich diese der „Diversität weiblicher wie männlicher Identitäts- und Existenzformen“ (H. Nagl-Docekal) zu. Seit den 1990er Jahren rezipiert die Historiographie der Geschlechter konstruktivistische und kulturalistische Theorien. Seither rekonstruiert sie die historischen Geschlechterbeziehungen nicht nur, sondern sie erläutert auch die Symbolisierungen und sozialen Sinnstiftungen der Geschlechterverhältnisse. Zuletzt wandte sich die Geschlechterforschung den Männlichkeiten zu, dem männlichen Verhalten im politischen, sozialen, rechtlichen und religiösen Rahmen.

Die Definitionsmacht über die Geschlechterverhältnisse lag im Mittelalter bei den Institutionen der Macht, des Wissens über den Körper (Medizin), der Religion und des Rechts. Diese Institutionen vertraten allerdings unterschiedliche Vorstellungen zur Anthropologie und zur Ethik der Geschlechter. Über Sexualität und Ehe waren sie durchaus geteilter Ansicht und gerieten darüber in Streit.

Bei aller Verschiedenheit der Ethiken und Normen wurde „Geschlecht“ im Mittelalter stets als heterosexuelle Alterität und Differenz zweier Geschlechter gedacht: eines männlichen, starken und eines weiblichen, schwachen Geschlechts. Schwache Männer, etwa Kleriker und Eunuchen, galten als weiblich und weibisch. Frauen in Führungspositionen, etwa die Königinnen und Fürstinnen in der stellvertretenden Regierung, und enthaltsam lebende Frauen, wie die Nonnen, galten als stark und männlich.

Das heterosexuelle Paar repräsentierte den vollkommenen Staat und die vollkommene Regierung im Kleinen. Als Arbeitspaar sollten sich Mann und Frau komplementär ergänzen: Der Mann war für die Außenbereiche des Öffentlichen und des Politischen zuständig, die Frau für die Innenbereiche des Privaten und des Familiären.

Die Geschlechterdifferenz wurde mit naturphilosophischer und biblischer Begründung als Geschlechterhierarchie interpretiert, die Frau dem Mann sozial, politisch und rechtlich subordiniert. Rechtlich manifestierte sich dies in der sog. Geschlechtsvormundschaft, in der „Munt“ des Mannes über die Frau.

In der Außenwahrnehmung spielte das soziale Geschlecht („gender“) eine größere Rolle als das biologische Geschlecht („sex“) (J. Butler). Die Gesellschaft erwartete eindeutige Bekenntnisse zum sozialen Geschlecht in Kleidung, Haartracht und Habitus. Das Überschreiten der Geschlechtergrenzen war tabu und wurde hart bestraft, außer während des Karnevals und auf dem höfischen Fest.

Räume, Zeiten und soziale Praktiken waren geschlechterspezifisch konnotiert. Frauen war der Zugang zu Räumen verschlossen, in denen politische Entscheidungen getroffen wurden, Männern die Räume klausurierter Nonnen, der Wöchnerinnen und die Spinnstuben. In Sakralräumen verhinderten mobile und statische Raumteiler den Sichtkontakt zwischen den Geschlechtern.

Die Geschlechterdifferenz und -hierarchie zog Asymmetrien in der Bildung und der Wissensvermittlung nach sich. Der Ausschluss der Frauen aus den gelehrten Schulen und den Universitäten wurde mit deren Exklusion von den höheren Weihen begründet.

Welchem Konzept folgt nun meine Geschichte der Geschlechter im Mittelalter? Da die Beziehungen der Geschlechter alle Bereiche des Lebens betreffen, muss sie als „histoire totale“ (L. Febvre) angelegt sein. Daher behandle ich Anthropologie, Familie, Herrschaft, Wissen und Ökonomie in je eigenen Kapiteln. Die Religion als ubiquitär wirksame normsetzende Institution wird in alle Kapitel integriert.

Geschlecht und Anthropologie

Die Anthropologie mit den Universalien von Leib (als physischer Existenz) und Körper (als symbolischer Abstraktion), Raum und Zeit bildet das Fundament der Geschlechtergeschichte. Die gegenwärtige Geschlechterforschung befasst sich vor allem mit dem Körper, den Sexualitäten, den Emotionen und der Gewalt, nachrangig auch mit realen und symbolischen Räumen sowie den Lebensaltern.

Bei der Erforschung von Leib und Körper tritt ein symptomatisches heuristisches Problem der Geschlechtergeschichte des Mittelalters auf: die lateinischen und die volkssprachlichen Quellen benennen die Objekte und

die sozialen Praktiken weder mit den gängigen Ausdrücken der heutigen Alltagssprache noch mit den Begriffen der modernen Wissenschaften. Das Wort „Homosexualität“ ist beispielsweise ein Neologismus des 19. Jahrhunderts. Die mittelalterlichen Autoren umschrieben den Geschlechtsverkehr unter Männern als „peccatum mutum“, die unaussprechliche oder stumme Sünde, als „ne(-)fandum“, das Unsagbare, als „rote, rufende Sünde“ (Berthold von Regensburg) oder als „vitium sodomiticum“ in Anspielung auf die biblische Erzählung von Sodom und Gomorrha. Gleichgeschlechtliche Sexualität wurde als „peccatum contra naturam“ klassifiziert, folglich denjenigen kontrazeptiven Praktiken zugeordnet, die die Zeugung legitimer Nachkommen verhinderten. Dazu zählten außer dem gleichgeschlechtlichen Verkehr der Sexualverkehr heterosexueller, nichtverheirateter Personen, der Ehebruch, jeder Anal-, Oral- und Dorsalverkehr, die Onanie, der Coitus interruptus, die Pädophilie und die Zoophilie.

Begriffliche Probleme bereiten auch der Ehebruch und die Prostitution, die ununterschieden als „fornicatio“ und „adulterium“ bezeichnet werden, oder der „raptus“, der sowohl die Entführung einer jungen Frau zwecks Heirat gegen den Willen und Konsens der Eltern benennt wie auch die Vergewaltigung einer Frau.

Geschlecht und Familie

Das Kapitel „Familie und Ehe“ behandelt die unterschiedlichsten Formen heterosexueller Lebensgemeinschaften des Mittelalters: die nichtehelichen und die ehelichen, angefangen von der Polygamie über die Polygynie bis hin zur Monogamie, und den Konbubinat. Eine der großen Leistungen des Mittelalters besteht rückblickend in der Durchsetzung der Monogamie und des ehelichen Konsenses, zweier Bedingungen, die Ehen im europäischen Kulturkreis bis heute erfüllen müssen. Die monogame Vertrags-ehe war das Ergebnis eines zähen Aushandlungsprozesses zwischen weltlichen und geistlichen Gewalten, der sich von der Spätantike bis in das späte Mittelalter hinzog. Dass sich die Monogamie schließlich durchsetzte, geht auf das Konto der Kirche, die am Ende des Mittelalters die Rechts-hoheit über Eheangelegenheiten errang und sie bis in das 19. Jahrhundert behielt.

Geschlecht und Herrschaft

Das Verhältnis zwischen dem König und der Königin, dem Fürsten und der Fürstin hatte Vorbildfunktion für das Gemeinwesen. Die normativen Krönungsordines und Fürstenspiegel trauten dem Herrscherpaar ein hohes gesellschaftliches Integrationspotenzial zu. An diesem exemplarischen Paar wurde der Zustand des Staates bemessen. Ehebruch im Herrscherhaus destabilisierte seit der Mitte des 9. Jahrhunderts das Reich. Das ideale Herrscherpaar musste Tugenden und Fähigkeiten aufbieten, die mit den Geschlechterrollen im Einklang standen: Der Herrscher sollte sich als Kriegsherr bewähren, die Herrscherin den Frieden im Haus und im Reich sichern. Vor allem aber hatte sie dem König untertan zu sein. Dem kriegerischen Herrscherideal der Zivilgesellschaft setzte der Klerus das Ideal des weisen, gerechten und gebildeten Herrschers entgegen. Die widersprüchlichen Erwartungen erfüllten nur wenige Könige; Karl dem Großen wird nachgesagt, er sei dazu in der Lage gewesen.

Auf der Ebene der vasallitischen Beziehungen kehrten sich die Hierarchien zwischen Männern und Frauen um. Der Vasall stand im Rang unter der fürstlichen oder der königlichen Gemahlin; er hatte ihre Befehle entgegenzunehmen und auszuführen, ihr den Dienst zu leisten und konnte von ihr entlassen werden. Die Dichter gestalteten die Beziehung des Ritters zur Herrin, zur „domina“ und „frouwe“, in ihren lyrischen und epischen Fiktionen als unerfüllbares und unerfülltes sexuelles Begehren.

Geschlecht und Wissen

In den Bereichen der Bildung und der Wissensvermittlung treten Differenz und Asymmetrie der Geschlechter am augenfälligsten zu Tage. Die Sozialisation der Kinder orientierte sich ab dem vierten Lebensjahr an den Geschlechterrollen der Erwachsenen. Schreib- und lesefähig waren eher die adeligen Mädchen als die Jungen.

Während in den früh- und den hochmittelalterlichen Klöstern und Stiften Frauen und Männer Zugang zur gelehrten Bildung zum Zweck der Gotteserkenntnis besaßen, gerieten die Frauen seit dem 11. und dem 12. Jahrhundert zusehends ins Hintertreffen. Denn die Kathedralschulen und die Universitäten schlossen Frauen grundsätzlich aus. Die Gelehrsamkeit wandelte sich seit dem Hochmittelalter zu einer exklusiven Männerdomäne, wenn man von den humanistischen Gesprächsrunden in oberitalienischen Patrizierfamilien, am englischen Königshof und in einigen

deutschen Klöstern absieht, an denen auch Frauen teilnahmen. Damit läutete das Mittelalter eine bildungspolitische Wende ein, die erst um 1900 revidiert wurde und deren Folgen bis heute nachwirken.

Die Asymmetrie in der gelehrten Bildung zeigt, dass die korporativen Institutionen des Mittelalters, die Universitäten, die Stadt- und die Landkommunen, die Zünfte, Gilden und Bruderschaften, die sich viel auf ihre genossenschaftlichen und egalitären Prinzipien zugute hielten, hinsichtlich der Geschlechterpartizipation eher männerbündisch als egalitär auftraten.

Geschlecht und Ökonomie

Im Mittelalter wurde das Familienerbe vorrangig an die Söhne weitergegeben. Die Töchter wurden nur nachrangig berücksichtigt. Über die Ehegüter bestimmte vor allem die Familie des Ehemannes, die den größten Teil zur Ausstattung der Ehe beisteuerte. In den spätmittelalterlichen Städten wuchs die Autonomie der Eheleute hinsichtlich der Verfügung über die ehelichen Güter.

Das Ehepaar war das Herzstück der mittelalterlichen Ökonomien. Im Haushalt sollten sich Mann und Frau die Aufgaben teilen. Als geschlechter-spezifische Tabuzonen definierten die normativen Texte die Bodenbearbeitung, das Pflügen, Eggen und Säen als Domäne der Männer, die Getreideverarbeitung und die Textilproduktion als exklusiven Bereich der Frauen. In der städtischen Ökonomie verflüchtigten sich mit der Professionalisierung der Gewerke die Tabus. Männer und Frauen traten nun zunehmend als Konkurrenten gegeneinander an.

Die Zunftregeln des Spätmittelalters hinderten viele Handwerksgesellen an der Ehe und der Etablierung eines eigenen Haushaltes. Die benachteiligten Gesellen entluden ihren Zorn in gewaltsamen Aufständen und in kollektiven Vergewaltigungen an Ehefrauen, Witwen und Töchtern der Ehrbarkeit.

Im Blick auf die Geschlechter ist das Mittelalter keine einheitliche Epoche. Entscheidende Umbrüche ereigneten sich im 11./12. Jahrhundert. Im Gefolge des sog. Investiturstreits und der Reformen von Klöstern und Kirchen wurden die Geschlechterbeziehungen verrechtlicht, die Monogamie durchgesetzt, die Sexual- und die Ehemoral radikalisiert mit allen Konsequenzen bis hin zur Verfolgung von Homosexuellen und Häretikern, Frauen zunehmend von den gelehrten Institutionen ausgeschlossen.

ANDREAS GARDT

Text und Bedeutung

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 17. April 2009)

Mein akademischer Werdegang ist in der Studienphase mit den Universitäten Mainz, Heidelberg, East Anglia und Cambridge verbunden, in der Phase der Berufstätigkeit mit den Universitäten Heidelberg, Reading, Osnabrück, Freiburg, schließlich Kassel. Während des Studiums der Germanistik und Anglistik in Heidelberg und eines *Master-Studiums der Comparative Literature* an der University of East Anglia kam ich erstmals mit Themen aus dem Übergangsbereich von Sprach- und Literaturwissenschaft in Kontakt. So fand die Promotion in der anglistischen Literaturwissenschaft statt (1987), die Habilitation in der germanistischen Sprachwissenschaft, mit historischem Schwerpunkt (1993). Von dieser Entwicklung rührt das Interesse zum einen an theoretischen Fragen, zum anderen an Wort und Text als zentralen Bezugsgrößen meines Arbeitens.



Andreas Gardt, Professor für Sprachwissenschaften an der Universität Kassel, O. Mitglied der Göttinger Akademie seit 2009

Frühneuzeitliche Sprachtheorie

Das Zentrum meiner historischen Arbeit liegt in der Geschichte der Sprachtheorie, mit der Frühen Neuzeit als einem der Schwerpunkte. Diese Zeit ist vor allem deshalb interessant, weil mit der Aufwertung der Volkssprachen gegenüber dem Lateinischen, die sich von der Romania nach Norden ausbreitet, das Deutsche ab dem 16. Jahrhundert erstmals grammatikographisch und lexikographisch kodifiziert wird. Begleitet wird diese Entwicklung zum einen von der Reflexion über die Strukturen und kommunikativen Möglichkeiten der Volkssprache Deutsch, zum anderen über die

Strukturen von Sprache im Allgemeinen. In beiden Fällen stehen die frühen Grammatiker und Sprachtheoretiker noch stark in der Tradition der Beschreibung des Lateinischen, das der *lingua vulgaris* Deutsch nicht nur als stilistisch überlegen gilt, sondern als eine Art *lingua universalis* auch das Modell für theoretische Beschreibungen von Sprache schlechthin abgibt.

Die Hinwendung zum Deutschen, der Drang zur Entwicklung einer leistungsstarken Hochsprache, erklärt sich aus zeitgeschichtlichen Zusammenhängen, aus den sich wandelnden politischen und ökonomischen Gegebenheiten (Territorialisierung, Kapitalisierung der Wirtschaft und Intensivierung des Handels etc.), den damit einhergehenden sozialen Verschiebungen (Herausbildung eines zunehmend einflussreichen Bürgertums), aus medialen Veränderungen (Entwicklung des Buchdrucks) und ihren Folgen, aus der Entstehung eines neuzeitlichen Wissenschaftsbegriffs mit der Notwendigkeit adäquater Fachsprachen, schließlich aus der Sicht des Deutschen als Medium des Ausdrucks politischer, gesellschaftlicher und kultureller Identität. In der Beschreibung der Strukturen des Deutschen beschränken sich erste Ansätze (z.B. Fabian Frangk 1531, Valentin Ickelsamer um 1534) mehr oder weniger auf orthographische Fragen, getragen von dem Bewusstsein, dass das deutschsprachige Gebiet aus wenigstens zwei geographischen Größräumen besteht, dem Nieder- und dem Oberdeutschen. Dabei zeigt nicht nur die Tatsache, dass viele der frühen Texte über das Deutsche in lateinischer Sprache verfasst sind, die enge Orientierung an den Lateinogrammatikern von Donatus und Priscian, die über das gesamte Mittelalter hinweg den Sprachunterricht beherrschten. Auch kategorial ist diese Tradition zu erkennen, in der direkten Übertragung von strukturellen Merkmalen des Lateinischen auf das Deutsche, in der Grammatikographie z.B. des sechs Positionen umfassenden Kasussystems, in der Sprachpraxis aber auch von Formen, die zum festen Bestandteil des Systems des Deutschen wurden, ohne dass man sich dessen noch bewusst sein mag. (Wie groß auch immer der heutzutage gelegentlich beklagte Einfluss des Englischen auf die deutsche Sprache sein mag, er ist nicht einmal ansatzweise mit dem prägenden Einfluss des Lateinischen auf das Deutsche gleichzusetzen.)

Die in den Bereich der Stilistik und der Textgestaltung hineinreichenden Aspekte der frühneuzeitlichen Sprachnormierung sind der Tradition nicht der lateinischen Grammatik, sondern der antiken Rhetorik verpflichtet. Mit der Auffächerung des Spektrums an Textsorten, die die zunehmend divergenten Kommunikationsanlässe im öffentlichen Raum abdecken sollen, entstehen vor allem im 17. Jahrhundert Rhetoriken, Epistolographien, Titularien, Beschreibungen der *Sekretariatskunst* usw. in großer Zahl. Die dabei zugrunde gelegten Kriterien für gelungene Sprachverwendung –

innertextuelle Kohärenz, situative Angemessenheit, Deutlichkeit, Orientierung am Sprachgebrauch vor allem herausgehobener Autoren, schließlich die Prinzipien des Aufbaus von Texten, auch unter dem Gesichtspunkt unterschiedlicher Textfunktionen wie Argumentieren, Beschreiben usw. – finden sich immer wieder im sprachbezogenen Schrifttum, bis zum Zurücktreten der Rhetorik aus dem Bildungskanon im 19. Jahrhundert. Die Untersuchung der Frage, ob auch unsere aktuellen Vorstellungen von *gutem Deutsch* nicht weit stärker von diesen traditionellen rhetorischen Kategorien geprägt sind, als wir denken, ist nach wie vor ein Desiderat der Forschung.

Sprach- und Kulturpatriotismus

Mit der Etablierung des Hochdeutschen (im geographischen wie im sozialen Sinne des Wortes) ergibt sich im 17. Jahrhundert erstmals die Möglichkeit, die gekonnte Beherrschung der Muttersprache zum Ausweis der Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe zu erklären. Die Diskussion über diese Frage umfasst sehr unterschiedliche Positionen und wird ab dem frühen 17. Jahrhundert von kulturpatriotischen Anliegen überlagert. Dem Einfluss französischer Sprache und Lebensart an deutschen Höfen etwa wird von Mitgliedern der barocken Sprachgesellschaften ein Ideal der *natürlichen, reinen, edlen* deutschen Sprache entgegeng gehalten. Kennzeichnend für die zeitgenössische Argumentation ist die Enthistorisierung und Hypostasierung der deutschen Sprache, der, durch ihre Rückführung auf die babylonische Sprachverwirrung, biblisches Alter zuerkannt wird, zugleich aber auch eine unveränderliche *Sprachnatur*, ein *genius linguae*, der durch den Einfluss des Französischen und anderer romanischer Sprachen gefährdet sei. In einer für sprachpatriotische und -nationalistische Argumentationen charakteristischen Bewegung der Überblendung werden dabei Eigenschaften der Sprache auf solche der Sprecher übertragen: Wie das in germanischer Abfolge stehende Deutsch *natürlich, rein* und ontologisch-referentiell besonders zuverlässig (*eigentlich*) sei, gelten auch die in der Nachfolge der Germanen stehenden Sprecher des Deutschen als natürlich, aufrichtig und markant.

Jenseits des Germanenmythos und der Verquickung von Eigenschaften der Sprache mit solchen der Sprecher begegnet die Überzeugung, dass die kulturelle Identität von Sprachbenutzern durch fremden sprachlichen Einfluss gefährdet werden kann, in der Geschichte der Sprachreflexion immer wieder. Sie zeigt sich im antifranzösischen Sprachpurismus des 19. Jahrhun-

derts ebenso wie in der gegenwärtigen Anglizismendebatte (dort natürlich ohne jeden Rückgriff auf den Germanenmythos und in moderater Form), auch in Sprachkulturen außerhalb der deutschen. Auch Gegenpositionen lassen sich immer finden, wie im 17. und im frühen 18. Jahrhundert durch die Fürsprecher einer Öffnung zu Frankreich, etwa Christian Thomasius und Gottfried Wilhelm Leibniz.

Universalistische Ansätze

Neben dieser auf das Deutsche als Einzelsprache gerichteten Linie der Sprachreflexion lässt sich in der Frühen Neuzeit eine universalistische nachweisen. Sie bildet das stärker analytisch und methodisch stringenter verfahrenende Pendant zu den einzelsprachlichen Ansätzen, ohne gesellschaftliche Interessen und ideologische Überlagerung, auch ohne unmittelbaren Einfluss auf die Kodifizierungsbestrebungen. Die Rezeptionslinien zwischen den Ansätzen verlaufen quer durch Europa, die maßgeblichen Texte sind auf Latein verfasst. Dabei bildet das Lateinische nicht nur das Medium der Vermittlung universalistischer Theorien, sondern, zumindest zunächst, auch deren wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand. Bereits die mittelalterliche *grammatica speculativa* hat sich mit Fragen der Korrelation von sprachlichen Einheiten, solchen des Bewusstseins und Phänomenen der Realität befasst (*vox/dictio/verbum–conceptus/notio–res*). Diese Fragen werden nun aufgegriffen und führen zu interessanten Überlegungen über Möglichkeiten einer jenseits der oberflächenstrukturellen Unterschiede zwischen den Einzelsprachen bestehenden universalen sprachlichen Tiefenstruktur. Zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur werden Transformationen angesetzt, die z.B. synthetische Strukturen in analytischere überführen können (des Typs *lego = ego + legere*). In einer Verknüpfung solcher universalistischer Überlegungen mit einzelsprachlichen kommt es z.B. zwischen deutschen und französischen Grammatikern noch im 18. Jahrhundert zu Diskussionen darüber, ob das Deutsche oder aber das Französische in höherem Maße mit der natürlichen Ordnung der Dinge (*ordre naturel / ordo naturalis*) kongruent ist.

Die Sicht der Nationalsprachen als mehr oder weniger mangelhafter Varianten einer ihnen tiefenstrukturell zugrunde liegenden idealen Sprache führt ab dem 17. Jahrhundert zu Entwürfen künstlicher Sprachen. Sie sollen all die Mängel nicht aufweisen, die die natürlichen Sprachen kennzeichnen. In Deutschland hat unter anderem der Rationalist Leibniz, in England unter anderem der Empirist John Locke auf die vermeintlich unzureichende

und das Denken irreführende sprachliche Kategorisierung der Welt in den Wortschätzen der Einzelsprachen hingewiesen: Die Bezeichnungen richteten sich nach der Gewohnheit der Sprecher, nicht aber nach der wahren Natur der Dinge. Künstliche Sprachen könnten die Relationen zwischen Sprache, Denken und Welt präzise abbilden, also etwa Erscheinungen wie Synonymie oder Polysemie vermeiden, könnten sich auch syntaktisch strukturgleich zur logischen Ordnung der Welt verhalten. In Äußerungen dieser Art zeigt sich ein analytischer Zugriff auf Sprache, wie er bis in die *Ideal Language Philosophy* des 20. Jahrhunderts besteht.

Auch wenn es auf den ersten Blick ungewöhnlich scheinen mag, muss in einer Skizze sprachuniversalistischer Ansätze der Frühen Neuzeit auch die Sprachmystik erwähnt werden. Sie teilt mit den bislang beschriebenen Ansätzen die Überzeugung einer jenseits der Einzelsprachen bestehenden ‚Urform‘ von Sprache und betrachtet die Einzelsprachen als unzureichende Realisierungen dieser Urform. Bei der konkreten Bestimmung dieser sprachlichen Urform aber wie in ihrem gesamten argumentativen Duktus stellt die Sprachmystik das Gegenteil der oben beschriebenen universalistischen Ansätze dar. Im Werk Jacob Böhmes z.B. ist die Ursprache die Sprache des Paradieses, die durch Sündenfall und babylonische Sprachverwirrung der Menschheit verloren gegangen ist. Spuren (*Signaturen*) dieser ersten *lingua Adamica* aber sind in den Sprachen der Erde noch vorhanden und erschließen sich dem Blick des Visionärs. Wo im analytisch verfahrenen Sprachuniversalismus die Arbitrarität sprachlicher Zeichen als selbstverständlicher Ausgangspunkt allen Arbeitens begriffen wird und die ideale Sprache als eine von Menschen ins Werk gesetzte, perfekte Konstruktion gilt, geht die Sprachmystik von einer transzendenten Motiviertheit sprachlicher Zeichen aus, die auf die nie mehr erreichbare Sprache des Paradieses als ‚eigentliche‘ und ideale Sprache der Menschheit verweisen.

Texterschließung: Methodische Zugänge

Sprachhistorische Forschung, die auf Zusammenhänge wie die geschilderten zugreifen will, muss sich über die Beschreibung des Sprachsystems hinaus- und in die Kulturgeschichte hineinbewegen. Das gilt nicht nur für Daten aus der Geschichte der Sprachtheorie, sondern auch für Befunde aus der Geschichte des Sprachsystems selbst wie auch seiner Verwendungsweisen. Eine in diesem Sinne kulturgeschichtlich arbeitende Sprachwissenschaft betrachtet sprachliche Phänomene vor dem Hintergrund gesellschaftlicher, politischer, ideengeschichtlicher, religionsgeschichtlicher, technisch-naturwissenschaftlicher, ästhetischer und alltagsweltlicher

Zusammenhänge. Dabei sind Korrelationen zwischen kulturgeschichtlichen Entwicklungen und solchen im grammatischen Bereich wesentlich weniger unmittelbar gegeben als Korrelationen im Bereich von Wortschatz und Textgestaltung. Ziel der Analysen ist sowohl die Erschließung individueller Sprachverwendung (wobei „individuell“ auch die Verwendung durch mehr oder weniger umfangreiche gesellschaftliche Gruppen meinen kann) als auch der Beitrag dieser individuellen Verwendungsweisen zur Bildung fester Gebrauchsmuster innerhalb der Sprachgemeinschaft als Ganzer.

In der Frage der Erschließung der Textcorpora zeigen sich unterschiedliche Möglichkeiten. Will man sich nicht auf die methodisch ungeleitete Lektüre von Texten verlassen, die mehr oder weniger intuitiv auf inhaltliche Einzelaspekte zugreift, die dem Lesenden je nach Untersuchungsinteresse relevant erscheinen, dann bieten sich verschiedene sprachwissenschaftliche Analyseverfahren an, die in der neueren Forschung praktiziert werden. Sie greifen auf Kategorien der Grammatik, der Lexikologie, der Textlinguistik, der Rhetorik und Stilistik, in jüngster Zeit auch der Diskursanalyse zurück. Im Sinne einer Sprachgebrauchswissenschaft werden dabei die Corpustexte als in ihre konkreten Verwendungsbedingungen eingebunden begriffen. Es wird gefragt, wer diese Texte für welche Leser, in welcher Situation, mit welcher Intention, auf welche Weise verfasst hat (worin sich die Fragereihe von *quis, quid, ubi, quibus auxiliis* . . . der zutiefst kommunikativ-pragmatisch orientierten antiken Rhetorik spiegelt).

Ein Analyseverfahren, das sich an lexikologischen Kategorien orientiert, ist die Begriffsgeschichte. In den Geisteswissenschaften umfassend bekannt geworden ist sie durch die „Geschichtliche[n] Grundbegriffe“ von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (1972–1992). Die Feststellung der Herausgeber, dass ein zentraler Begriff sowohl „Indikator“ als auch „Faktor“ historischen Geschehens ist¹, trifft das Anliegen genau: Begriffe – in der Sprachwissenschaft in der Regel verstanden als konzeptuelle Bündel von Bedeutungen semantisch benachbarter Ausdrücke – beschreiben einen Sachverhalt nicht einfach *post festum*, sondern bieten auch einen kategorisierenden Zugriff, eine jeweilige Perspektive auf diesen Sachverhalt, der bzw. die dessen künftige Wahrnehmung durch Sprachbenutzer in inhaltliche Bahnen lenkt. Dabei geht Begriffsgeschichte über Wortgeschichte insofern hinaus, als in der Analyse unterschiedliche Wörter herangezogen werden, die den jeweiligen Begriff konstituieren. Wer also z.B. den Begriff des *Fremdworts* in Texten des 17. und des

¹ Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte. In: Ders. (Hrsg.): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt 1979, S. 107–129; S. 120.

18. Jahrhunderts untersucht, bezieht neben *Fremdwort* auch *fremdes Wort*, *undeutsches Wort*, *Barbarismus* usw. ein, wer *Nation* untersucht, wird auch *Gemeinschaft*, *Volk*, *Stamm* usw. berücksichtigen.² In neueren sprachwissenschaftlichen Arbeiten wird zusätzlich das textuelle Umfeld eines Ausdrucks für die Analyse berücksichtigt, also dessen (partiellen) Synonyme, Antonyme, Hypo- und Hyperonyme, außerdem seine Einbindungen in Satzgruppen unterschiedlicher Art (*starke/gefährdet/freie Nation*; eine *Nation schaffen/festigen/vereinen* usw.).³

Die Untersuchung begriffsgeschichtlicher Zusammenhänge lässt sich über einzelne Textausdrücke hinaus in größere sprachliche Einheiten erweitern, zunächst in den Bereich der Präsuppositionen und Implikaturen. Auf diese Weise kann das im Text nur Mitbedeutete, aber nicht explizit Ausformulierte erfasst werden. Jenseits dieser Ebene wiederum lassen sich z.B. Topoi systematisch untersuchen. In Anlehnung an den rhetorischen Toposbegriff gelten Topoi dabei als Bündelungen kollektiven Wissens zu einem thematischen Sachverhalt, deren Beschreibung einen Zugriff auf die argumentative Struktur von Texten und das in ihnen sedimentierte Wissen erlaubt.⁴

Die größte Einheit der Untersuchung stellt der Diskurs dar, verstanden als Summe von Texten zu einem Thema, die das Wissen und die Einstellungen der gesellschaftlichen Gruppen, die die Texte verfassen, zu diesem Thema spiegeln und zugleich handlungsleitend für den zukünftigen Umgang damit sind. Diskursanalysen können unter sich die genannten Methoden vereinen, müssen dabei aber auch die intertextuellen Bezüge berücksichtigen, also die Verbindungen zwischen den einzelnen Texten und Textgruppen, die Übernahme oder Ablehnung von semantischen Komponenten einzelner Begriffe.⁵

Wird nicht gezielt nach individuellen Textausdrücken bzw. Begriffen gesucht, bieten sich Verfahren der Schlagwort- oder der Metaphernanalyse

² Zur Illustration des Verfahrens s. z.B.: Anja Lobenstein-Reichmann: Houston Stewart Chamberlain – Zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse. Berlin/New York 2009.

³ Z.B. Katja Faulstich: Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert. Berlin/New York 2009; Szilvia Odenwald-Varga: „Volk“ bei Otto von Bismarck. Eine historisch-semantische Analyse anhand von Bedeutungen, Konzepten und Topoi. Berlin/New York 2009; Marcus Müller: Geschichte - Kunst - Nation. Die sprachliche Konstituierung einer ‚deutschen‘ Kunstgeschichte aus diskursanalytischer Sicht. Berlin/New York 2007.

⁴ Z.B. Martin Wengeler: Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen 2003.

⁵ Z.B. Ingo Warnke (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York 2007.

an.⁶ Den meisten der beschriebenen Ansätzen ist gemein, dass sie die Bedeutungsbildung in Texten als ein flächiges Phänomen begreifen, das durch unterschiedliche sprachliche Formen – auch solche grammatischer Natur – realisiert wird. In jüngster Zeit wird versucht, Ergebnisse der kognitiven Linguistik für die Textanalyse fruchtbar zu machen. Dabei stehen Wissensagglomerationen im Zentrum der Analyse (*Frames*), die als im Wesentlichen sprachlich konstituiert gelten.⁷

All diese Analyseverfahren sind sog. qualitative Verfahren, bei denen der Analysierende selbst die Corpustexte auf bestimmte Aspekte hin untersucht. In beschränktem Umfang lassen sie sich ergänzen durch quantitative Verfahren. In ihnen werden digital aufbereitete Texte mittels eigens dafür entwickelter Software gezielt auf einzelne Ausdrücke abgefragt, in einer Weise, die auch die Prädikationen zu diesen Ausdrücken, also ihre semantische Qualifizierung erkennen lässt⁸. Bei großen Datenmengen erlauben solche Verfahren einen interessanten ersten Zugriff auf ein Textcorpus, der jedoch durch individuelle Analysen ergänzt werden muss.

Die genannten Methoden sind hinsichtlich der zeitlichen Spezifik der Corpustexte neutral. Sie lassen sich zur Analyse älterer Texte ebenso einsetzen wie zu Analysen aktueller Sprachverwendung, sei es der Diskurs über die Computerisierung unseres Alltags⁹, sei es die Beschreibung künstlerischer Zusammenhänge im Rahmen einer Ausstellung wie der *Documenta*.¹⁰

⁶ Z.B. Anja Stukenbrock: Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945). Berlin/New York 2005; Claudia Fraas: Schlüssel-Konzepte als Zugang zum kollektiven Gedächtnis – Ein diskurs- und frameanalytisch basierter Ansatz. In: Deutsche Sprache 3/2005, S. 242–257.

⁷ Zur Begrifflichkeit vgl. z.B. Ekkehard Felder: Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: Ders. (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York 2006, S. 13–46; zur *Frame*-Theorie: Alexander Ziem: Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin/New York 2008.

⁸ Z.B. Noah Bubenhofer: Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin/New York 2009.

⁹ Albert Busch: Diskurslexikologie und Sprachgeschichte der Computertechnologie. Tübingen 2004.

¹⁰ Andreas Gardt: Kunst und Sprache. Beobachtungen anlässlich der *Documenta 12*. In: Literatur – Kunst – Medien. Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Achim Bartsch, Helmut Scheuer und Georg-Michael Schulz. München 2008, S. 201–224.

GERHARD BRAUS

Das Königreich der Pilze: Vom Fluch der Pharaonen zur kulinarischen Bereicherung

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 3. Juli 2009)

Pilze und ihre Rolle im Ökosystem

Pilze erwecken ganz unterschiedliche Assoziationen: sie reichen vom wohl-schmeckenden Fruchtkörper des Steinpilzes bis zum giftigen Fliegenpilz, der sich in Hexenringen zeigen kann. Pilze sind aber auch die Schimmel an den Kacheln im Badezimmer oder der Fußpilz aus der Dusche. Auf der anderen Seite machen Edelschimmel unterschiedliche Nahrungsmittel schmackhafter, oder die Hefen liefern Bier, Wein und biotechnologische Produkte wie Insulin.

In der Natur spielen Pilze eine ganz zentrale Rolle für den Erhalt unseres Ökosystems. Sie sind am Kohlenstoffkreislauf der Erde beteiligt, indem sie die gewaltigen Reste der Kohlenstoffverbindungen von abgestorbenen Zellen wieder in Kohlendioxid umwandeln. Da es sich meist um pflanzliches Material handelt, spricht man von einem Saprophyten. Pilze bilden damit einen Teil des Zyklus, der den Kohlenstoff wieder für die Photosynthese von Cyanobakterien und Pflanzen zur Verfügung stellt, so dass erneut Zucker gebildet werden können. Die Effizienz dieses Prozesses erkennt man zwischen Herbst und Frühling, wenn die abgefallenen und abgestorbenen Blätter innerhalb von wenigen Monaten dank der Aktivität der Pilze und anderer Mikroorganismen wieder verschwunden und dem Kreislauf zurückgegeben worden sind. Die besondere Bedeutung der Pilze liegt in ihrem



Gerhard Braus, Professor für Mikrobiologie und Genetik an der Georg-August-Universität Göttingen, O. Mitglied der Akademie seit 2009

außerordentlich breiten metabolischen Arsenal. Eine vielfältige Enzymausstattung erlaubt auch den Abbau von zahlreichen komplexen pflanzlichen Zellwand-Polymeren, die anderen Organismen als Nahrung nicht zugänglich sind. Zu diesen Substanzen zählen die Bestandteile des Holzes oder der Pflanzenfasern wie z.B. die Lignine oder Cellulose und ihre Derivate, die durch Rot- und Weißfäulepilze abgebaut werden können.

Pilze sind jedoch nicht nur durch ihre Abbaufähigkeiten für die Vegetation wichtig. In unseren Breiten gäbe es keine Wälder, wenn nicht Pilze durch ihre Symbiose mit Bäumen über die Pilzwurzel (Mykorrhizza) die Versorgung mit Wasser, Stickstoffverbindungen, Mineralien, Phosphaten und anderen Spurenelementen sicherstellten und im Gegenzug die Produkte der Photosynthese durch die Pflanze geliefert bekämen. Es sind aber nicht nur die Bäume, sondern auch zahlreiche andere Pflanzen, die mit Pilzen vergesellschaftet sein müssen, um gut wachsen zu können. Auch die Erstbesiedlung von so unwirtlichen Habitaten wie unbelebten Felsen wird durch Pionierorganismen wie die Flechten, eine Symbiose von Pilzen mit Grünalgen oder Cyanobakterien, größtenteils überhaupt erst ermöglicht.

Pilze und ihre Verwandten: Hyphe und Hefe als Erfolgsmodell

Trotz ihrer ökologischen Bedeutung ist die mikrobielle Vielfalt der Pilze praktisch noch unerforscht. David L. Hawksworth (Surrey, UK) geht von ca. 1,5 Millionen Pilzarten aus, von denen nur ein Bruchteil von weniger als 5% bisher beschrieben ist [1, 2]. Taxonomisch sind die Pilze ursprünglich häufig in der Botanik studiert worden, weil sie normalerweise ähnlich wie die Pflanzen unbeweglich und ihre Zellen von Zellwänden umgeben sind. Allerdings besitzen sie keinerlei Fähigkeit zur Photosynthese. Heute weiß man, dass es sich bei den Pilzen um eine monophyletische Gruppe handelt, die zum Superkönigreich der Opisthokonta gehört, die neben den Pilzen auch die Metazoa, d.h. die Tiere und damit auch den Menschen, sowie die Choanoflagellaten umfasst, die man heute noch im Plankton der Ozeane findet [3, 4]. Weiter hat sich herausgestellt, dass auch intrazelluläre Parasiten wie die Mikrosporidien, die eine Reihe von Zellen befallen können und selbst keine Zellwände besitzen, mit den Pilzen verwandt sind. Die Abtrennung innerhalb der gemeinsamen Vorfahren von Pilzen, Choanoflagellaten und den Metazoa erfolgte vermutlich vor ca. 1 Milliarde Jahren, als sich die Pilze – möglicherweise im Zusammenhang mit der Eroberung des Landes durch die Pflanzen – von den anderen beiden Gruppen abgetrennt haben. Man schätzt, daß sich vor ca. 800 Millionen Jahren die Choano-

flagellaten von den Metazoa separiert haben. Die ältesten bisher gefundenen fossilen Belege für flechtenähnliche Pilze stammen aus China, und ihr Alter wird auf etwa 600 Millionen Jahre geschätzt [5].

Der ökologische Erfolg der Pilze beruht in erster Linie darauf, dass sie in der Mehrzahl als röhrenförmiges Filament wachsen, man spricht von einer Hyphe. Die Hyphen können verzweigen, so dass ein Hyphengeflecht entsteht, das sogenannte Myzel. Die Hyphe hat eine sehr stoffwechsellaktive Wachstumsspitze, mit der der Organismus in Substrate – aber auch in Organismen – eindringen und diese damit besiedeln und schließlich abbauen kann. Die Hyphe ist bei höheren Pilzen aus Zellsegmenten aufgebaut, die als Module immer wieder wiederholt werden können. Damit hat das Gesamtmyzel keine definierte Größe und kann sich in einer entsprechenden Umwelt zu einem riesigen Organismus entwickeln. In den Wäldern von Montana wurden Individuen von *Armillaria* (Hallimasch) auf einer Fläche von mehr als 15 Hektar gefunden, deren Alter auf mehr als 1500 Jahren geschätzt wurde und deren geschätztes Gewicht dafür spricht, dass Pilze zu den größten Individuen auf unserer Erde gehören [6]. Ein typischer filamentöser Modellpilz, der in der Grundlagenforschung eingesetzt wird und sich im Labor auf einer Petrischale kultivieren lässt, ist der Schimmel *Aspergillus nidulans* (Abbildung 1). Dieser Pilz besitzt auch einen sexuellen Zyklus, das heißt, der Organismus lässt sich kreuzen und ist damit für genetische Studien geeignet. Die geschlossenen sexuellen Fruchtkörper, die aus den Hyphen entstehen, nennt man Cleistothecien, und die ursprüngliche Hyphe ist praktisch nicht mehr zu erkennen.

Im Gegensatz zur Hyphe repräsentiert die Hefe einen ganz anderen pilzlichen Lebensstil. Alle einzelligen Pilze werden als Hefen bezeichnet. Sie leben auf Früchten, Bäumen, im Boden oder auch auf der menschlichen Haut. Die Hefe *Candida albicans* ist ein Kommensale der menschlichen Schleimhaut, der aber auch zahlreiche Krankheiten bis hin zu lebensbedrohenden systemischen Infektionen in immunsupprimierten Patienten hervorrufen kann. Die bekannteste Hefe ist wahrscheinlich die Bäcker- oder Bierhefe *Saccharomyces cerevisiae*, einer der ältesten Kulturbegleiter des Menschen. Die Herstellung von brot-, bier- oder weinähnlichen Produkten ist mehr als 6000 Jahre alt. Die Hefen wurden dabei mit den Früchten mitgeliefert, die verwertet wurden. Nicht zuletzt dank den oben genannten Produkten ist die Hefe, wirtschaftlich gesehen, auch noch heute einer der wichtigsten Mikroorganismen. Seit mehr als 100 Jahren sind die Hefen aber nicht nur für die Nahrungsmittelproduktion oder in der Biotechnologie, sondern auch als Wissenschaftsbegleiter von Bedeutung und haben sich zu einem der wichtigsten Modellsysteme der Grundlagenforschung entwickelt. Selbst



Abbildung 1: Hefen und Schimmelpilze. Dargestellt sind die in der Abteilung Molekulare Mikrobiologie und Genetik bearbeiteten Organismen. Links: Verschiedene Mutantensämme der Bäckerhefe *Saccharomyces cerevisiae* in ihrer Hefeform (Sc) oder als Pseudohyph (PH). Mitte: *Aspergillus nidulans*: Vegetatives Wachstum mit unterschiedlich farbigen asexuellen Sporen, die der Kolonie die gelbe oder die weiße Farbe geben (An) und die Bildung der sexuellen Fruchtkörper (Cleistothecien: Cl). Rechts: pathogene Pilze: oben das Rapspathogen *Verticillium longisporum* (VL) und unten das opportunistische Pathogen *Aspergillus fumigatus* (Af), das insbesondere bei einem defekten Immunsystem gefährlich werden kann.

die Bäckerhefe hat nicht nur die Möglichkeit, als Einzeller zu leben, sondern kann unter geeigneten Bedingungen auf ein fadenähnliches Wachstum umschalten, bei dem aber die individuellen Zellen noch erhalten bleiben. Man spricht hier von einer Pseudohyph (Abbildung 1) und bei der Fähigkeit zum Umschalten vom Dimorphismus. Manche pathogenen Pilze wie die dimorphe Hefe *Candida albicans* besitzen diese Fähigkeit des Umschaltens, und häufig ist nur eine der beiden Lebensformen pathogen, so dass ein genaueres molekulares Verständnis des Schaltvorgangs für die Kontrolle des Erregers von Bedeutung sein kann.

Schimmelpilze: Verderber und Veredler unserer Nahrungsmittel und Produzenten für die Biotechnologie

Die für das Gesamtsystem positive Abbaufähigkeit der Pilze hat für unsere Nahrungsmittel zwei unterschiedliche Seiten, bei denen Fluch und Segen manchmal sehr nahe beieinander liegen. Pilze bauen jegliches Pflanzenmaterial ab, was die landwirtschaftlichen Produkte für unsere Ernährung mit einschließt. Ungeachtet des Einsatzes von immer raffinierteren Fungiziden

geht etwa ein Drittel aller landwirtschaftlichen Produkte an die Pilze verloren. Man schätzt, dass uns Pilze ohne den Einsatz von Fungiziden nur noch ein Drittel unserer pflanzlichen Nahrung übriglassen würden, ein Problem, das sich mit dem Ansteigen des Bedarfs an Nahrungsmitteln für eine entsprechend steigende Bevölkerung durchaus stetig verschärft. Dies schließt die Wirkung von biotrophen Pilzen mit ein, die in lebenden Pflanzen den Ertrag reduzieren. Mit einem erhöhten Anbau ist dabei manchmal das Auftauchen von neuen Erregern verbunden. Ein solches Beispiel ist *Verticillium longisporum*, der den Ertrag in den Rapsfeldern Zentraleuropas dezimiert. Andere Verticillien befallen Salat oder auch Olivenbäume (Abbildung 1). Noch bedenklicher sind nekrotrophe Pilze, die Pflanzenzellen töten und dann abbauen. Gewaltige Verluste verursacht jedoch auch die Vielzahl von nichtpathogenen saprophytischen Schimmelpilzen, die nach der Ernte und während der Lagerung oder des Transportes Nahrung abbauen und damit verderben. Es bleibt dabei nicht nur beim Abbau. Eine weitere Eigenschaft der Pilze ist deren Vielfalt in der Produktion von Sekundärmetaboliten. Dies schließt eine Reihe von sehr effektiven Pilzgiften (Mykotoxinen) mit ein.

Die verschiedenen Seiten der Pilze lassen sich an zwei wichtigen Gattungen unter den Schimmelpilzen verdeutlichen. Der Pinselschimmel (*Penicillium*) ist als Blauschimmel ein typischer Nahrungsmittelverderber, der sich auf Früchten genauso wie auf Milchprodukten finden lässt, auf die er durch seine über die Luft verbreiteten Sporen gelangt. Ein begrenzter *Penicillium*-befall kann durchaus zu einer kulinarischen Aufwertung und Veredelung unserer Nahrungsmittel führen, wenn man an verschiedene Blauschimmelkäse wie z.B. den französischen Roquefort denkt, der durch die ursprünglich sicher nicht geplante Besiedlung mit *Penicillium roqueforti* in französischen Käsereien entstanden ist. Sir Alexander Fleming erkannte 1928 eine ganz neue Seite von *Penicillium* und läutete damit ein neues Zeitalter für die Bedeutung dieses Pilzes für unser tägliches Leben ein. Alles begann mit der Weiteruntersuchung einer von *Penicillium notatum* kontaminierten Bakterienplatte, die andere Forscher vielleicht entsorgt hätten. Die Pilzspore, die irgendwie auf die Petrischale gelangt und zur Kolonie ausgewachsen war, war ganz offensichtlich in der Lage, durch die Ausscheidung einer Substanz, deren chemische Zusammensetzung Fleming nicht kannte, das Bakterienwachstum zu hemmen. Fleming untersuchte in diesen Jahren am St. Mary's Hospital in London Staphylococcen und benannte den offensichtlich ausgeschiedenen pilzlichen Wirkstoff der Einfachheit halber nach dem produzierenden Pilz als Penicillin. Das Zeitalter der Antibiotika, die nicht nur von Pilzen, sondern auch von Bakterien produziert werden, konnte beginnen [7, 8].

Der Gießkannenschimmel *Aspergillus* steht für eine weitere Gruppe von Pilzen, die die verschiedenen Facetten der Schimmel für die menschliche Kultur verdeutlichen können. Die Aspergillen sind erstmals von dem Florentiner Mönch Pier Antonio Micheli beschrieben worden. Der Sporenträger erinnerte ihn an das Aspergill, das Weihgefäß in der katholischen Kirche. Entgegen der allgemeinen Lehrmeinung, dass Pilze durch Spontanzeugung aus Materie, zum Beispiel aus Schlamm, entstehen könnten, formulierte Micheli, ein Autodidakt, der nicht auf einer der berühmten Universitäten jener Zeit studiert hatte, im Jahre 1729 die These, dass Pilze aus den Sporen von Pilzen stammen. In seinem Werk „Nova Plantarum Genera“, das aus diesem Jahr stammt, hat er eine Vielzahl neuer Pilze beschrieben und seine Hypothesen auch experimentell untersucht.

Die Aspergillen sehen zwar alle relativ gleich aus, der Vergleich der genetischen Informationen zahlreicher unterschiedlicher Gießkannenschimmel hat jedoch zu der Schlussfolgerung geführt, dass verschiedene Aspergillen in ihrer Verwandtschaft ähnlich weit auseinanderliegen können wie Fisch und Mensch [9]. Entsprechend unterschiedlich werden die Aspergillen wahrgenommen. Der wissenschaftliche Repräsentant *Aspergillus nidulans* wurde bereits erwähnt. *Aspergillus oryzae* ist aus der asiatischen Küche nicht wegzudenken und ist sowohl an der Herstellung von Sojasauce als auch an der Gewinnung von Sake beteiligt. *Aspergillus niger*, ein schwarzer Gießkannenschimmel, repräsentiert die weiße Biotechnologie und produziert zum Beispiel die Zitronensäure, die als Konservierungsmittel in zahlreichen Softdrinks, Säften oder Marmeladen zum Einsatz kommt. Bis 1920 wurde Zitronensäure noch aus Zitronen und Limonen gewonnen, und es gab praktisch ein italienisches Monopol für dieses Produkt, das durch die viel billigere Produktion durch Schimmelpilze in kürzester Zeit weggeffegt wurde.

Auf der anderen Seite gilt *Aspergillus fumigatus* (Figur 1) als einer der teuersten Pilze unseres Gesundheitssystems. Die medizinische Bedeutung humanpathogener Pilze hat in den letzten Jahren zum Teil dramatisch zugenommen. *A. fumigatus* ist für 90% aller Aspergillusinfektionen verantwortlich. Dieser Pilz lebt eigentlich im Kompost und ist daher auch gegenüber höheren Temperaturen tolerant. Weiter hat er relativ kleine Sporen, die wie auch bei zahlreichen anderen Schimmeln über die Luft verbreitet werden und so auch in unsere Lunge gelangen können. *A. fumigatus* ist ein gewaltiges Problem für Patienten mit einem kompromittierten Immunsystem und kann relativ schnell zum Todesrisiko werden, wenn der Pilz aus der Lunge über das Blut in andere Teile des Körpers vordringt. Dann kann *A. fumigatus* die lebensbedrohende, invasive pulmonale bis generalisierte Aspergillose (systemische Aspergillose) verursachen.

Auch Aspergillen bilden zahlreiche Sekundärmetabolite, und dies schließt auch die Synthese der Penicilline mit ein. Am bekanntesten ist das nach *Aspergillus flavus* benannte Aflatoxin, das diesen Organismus zu einem der gefährlichsten Nahrungsmittelverderber macht. Die Substanz Aflatoxin gehört zu den Polyketiden und wird durch zahlreiche Enzyme synthetisiert, die in einem Gencluster kodiert werden. Es sind mehr als 20 verschiedene Varianten der Aflatoxine bekannt. Aflatoxine schädigen zunächst die Leber und gehören zu den krebserregendsten Substanzen, die man zur Zeit kennt. Der LD50-Wert, d.h. derjenige Wert, bei dem die Hälfte aller untersuchten Individuen stirbt, liegt für die Ratte bei nur etwa 7 mg pro kg Körpergewicht. Aflatoxin findet man v.a. in den subtropischen Bereichen auf Nüssen wie Erdnüssen und Pistazien, aber auch auf Gewürzen, Getreiden oder Obst. Über die Tiernahrung kann Aflatoxin auch sekundär Milch oder Milchprodukte vergiften. Die Nahrungsmittel unter den Grabbeigaben, die man den Pharaonen in ihren Gräbern im alten Ägypten mitgegeben hat, haben zu einer sehr großen Dichte an Pilzsporen geführt. Unter diesen Sporen sind auch zahlreiche Aspergillen. Man vermutet *A. flavus* in Kombination mit anderen Mikroorganismen als einen der möglichen Gründe, die zum sogenannten Fluch der Pharaonen geführt haben. Auf diesen Fluch der Pharaonen ist der mysteriöse Tod von zahlreichen Forschern – aber auch Grabräubern – zurückgeführt worden, die diese Gräber als erste betreten und erforscht bzw. bestohlen haben. Die Regulation der pilzlichen Aflatoxinsynthese ist heute ein sehr stark beforschtes Gebiet und von hoher Bedeutung für die Vermeidung toxinhaltiger Nahrungsmittel [10].

Sekundärmetabolismus und Entwicklung: Pilze als Modellsystem

Mittlerweile sind ca. 100 pilzliche Genome vollständig sequenziert; die Genomgrößen von Pilzen liegen zwischen 10 und fast 90 Megabasenpaaren. Dies entspricht auf der einen Seite den Genomgrößen der größten Bakterien bis zu fast dem Genom der Modellpflanze *Arabidopsis thaliana*. Die immer größere Anzahl an entschlüsselten Pilzgenomen hat gezeigt, dass es zahlreiche noch unentdeckte Sekundärmetabolite geben muss, die unter den bisher untersuchten Laborbedingungen jedoch nicht gebildet werden. Die Rolle der Sekundärmetabolite in biologischen Systemen ist nicht immer eindeutig geklärt und häufig vielfältig. Pilzliche Sekundärmetabolite sind nicht nur als Toxine Ursache von Krankheiten oder als Antibiotika wie die bereits erwähnten Penicilline die Waffen gegen Infektionskrankheiten.

Sie dienen häufig der biologischen Kommunikation zwischen unterschiedlichen Arten oder den Arten einer Spezies. Die hohe biologische Aktivität von Sekundärmetaboliten macht diese zu einer wichtigen Quelle für neue Therapeutika. So werden Cyclosporine als immunsupprimierende Substanzen oder Lovastatin als Cholesterinsenker eingesetzt. In den letzten 50 Jahren sind Tausende pilzliche Sekundärmetabolite isoliert worden.

Gegenwärtig wird intensiv darüber diskutiert, wie neue Sekundärmetabolite isoliert werden können, da viele Sekundärmetabolismuscencluster unter Kulturbedingungen nicht abgelesen werden. Die Analyse der Genome belegt, dass das Potential möglicher Sekundärmetabolite bei weitem noch nicht ausgeschöpft wurde. So gibt es allein in *Aspergillus nidulans* etwa 50 Gencluster für die Synthese von möglichen und bisher nicht näher untersuchten Sekundärstoffen.

Über ganz unterschiedliche Ansätze wird gegenwärtig versucht, die Inhaltsstoffe zu identifizieren, für die ein Gencluster über die darin kodierten Enzyme verantwortlich ist. Wenn ein Gencluster „still“ ist, d.h. unter den normalen Bedingungen nicht exprimiert wird, so muss in das regulatorische Gefüge der Zelle eingegriffen und dieses zunächst verstanden werden. So wurden Transkriptionsfaktoren und Elemente der Signaltransduktion zur Biosynthese von pilzlichen Sekundärmetaboliten identifiziert. Durch die Aufklärung der intrazellulären Regulationsmechanismen sollte es möglich sein, ein grundsätzliches Verständnis der Bedeutung dieser Substanzen zu erlangen. Inzwischen ist es gelungen, über das Anschalten von Transkriptionsfaktoren die ersten stillen Gencluster zu aktivieren und die dadurch entstandenen neuen Sekundärstoffe in der Zelle zu identifizieren [11].

Durch zahlreiche Untersuchungen hat sich weiter gezeigt, dass mit Entwicklungsvorgängen häufig ein ganz spezifischer Sekundärmetabolismus korreliert. Damit ergibt sich die Möglichkeit, über die Analyse von Entwicklungsstadien die Expression von Sekundärmetaboliten zu untersuchen. Entwicklungsvorgänge werden durch eine Reihe von inneren und externen Signalen (Sexualhormon: sog. Pheromone, Ernährung, Sauerstoffmangel, Gegenwart anderer Organismen), aber auch z.B. durch die Gegenwart oder Abwesenheit von Licht ausgelöst. Gerade das Studium des „Pilzauges“, das die Erkennung von Licht ermöglicht, hat in den letzten Jahren zahlreiche bedeutende Fortschritte gemacht. Bei Aspergillen führte die Entschlüsselung der Genome schließlich zur Entdeckung und Charakterisierung zahlreicher Lichtrezeptoren. Die molekulare Wirkung von Licht bei *A. nidulans* wurde erst vor kurzem etwas besser verstanden. Im Dunkeln läuft der komplexe Differenzierungsvorgang der Fruchtkörperbildung ab, bei dem die oben erwähnten Cleistothecien entstehen. Die Differenzierung wird mit

einem spezifischen Sekundärmetabolismus synchronisiert. Die asexuellen Sporen, die durch den Wind verbreitet werden, werden im Licht gebildet. Die sexuellen Sporen in den Fruchtkörpern werden im Boden und damit im Dunkeln gebildet und überwintern. Man stellt sich vor, dass Sekundärmetabolite den Fruchtkörper vor Fressfeinden schützen. Die synchrone Bildung von Fruchtkörperbildung und Sekundärmetabolismus erfordert, dass mehrere Proteine zusammenwirken. Das licht-sensitive Velvet-Protein, ein vor Dekaden in den USA entdecktes Protein, bildet im Dunkeln eine molekulare Brücke zwischen einem Regulator des Sekundärmetabolismus und einem Entwicklungsregulator (Abbildung 2). Durch Licht wird die Menge des Brückenproteins reduziert, so dass der Komplex zerfällt und die sexuelle Entwicklung und der Sekundärmetabolismus herunterreguliert werden [12]. Auch Störungen im zellulären Apparat, der die Stabilität von Proteinen während der Entwicklung kontrolliert, führen zur Induktion und Synthese neuer und ungewöhnlicher Sekundärmetabolite [13].

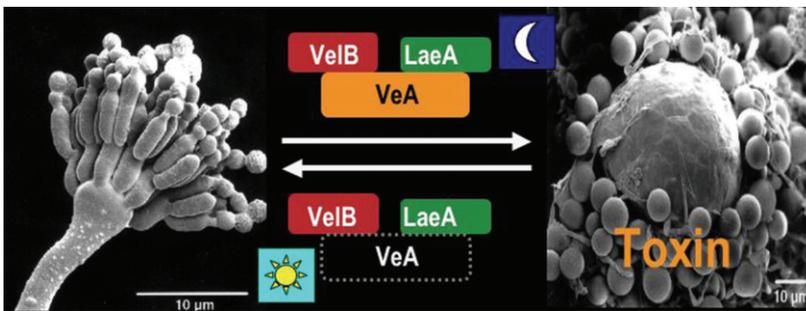


Abbildung 2: Molekulare Koordination von pilzlicher Entwicklung und Sekundärmetabolismus.

Das Velvet-Protein (VeA) verbindet im Dunkeln im Zellkern den zentralen Regulator der Toxinproduktion LaeA mit dem Regulator der sexuellen Entwicklung VelB zu dem aktiven Velvet-Komplex. Dieser Komplex bewirkt die sexuelle Entwicklung und die Toxinproduktion im Schimmelpilz *Aspergillus nidulans* (rechts). Licht verhindert, dass das Velvet-Protein in den Kern gelangt, und damit die Komplexbildung. Anstelle des sexuellen Zyklus und der Toxinbildung wird im Licht die Bildung asexueller Sporen gefördert (links).

Aus der Untersuchung des Sekundärmetabolismus während der Entwicklung und der direkten Aktivierung unbekannter Sekundärmetabolismusgencluster ergeben sich neue Möglichkeiten zur Erforschung bisher unbekannter – und vielleicht biotechnologisch interessanter – Sekundär-

metabolite. Daneben gilt es, das riesige Potential noch unerforschter Pilze mit ihren bisher noch unbekanntem Metaboliten in der Zukunft weiter zu erforschen.

Literatur

- [1] Hawksworth, D.L. (1991) The fungal dimension of biodiversity: Magnitude, significance and conservation. *Mycol. Res.* 95, 641–655.
- [2] Hawksworth, D.L. & Rossmann, A.Y. (1997) Where are all the undescribed fungi? *Phytopathology* 87, 888–891.
- [3] Cavalier-Smith T. (2009) Megaphylogeny, cell body plans, adaptive zones: causes and timing of eukaryot basal radiations. *J. Eukaryot. Microbiol.* 56, 26–33.
- [4] Ruiz-Trillo I., Burger, G. Holland, P.W.H., King, N., Lang, B.F., Roger, A.J. & Gray, M.W. (2007) The origins of multicellularity: a multi-taxon genome initiative. *Trends Genet.* 23, 113–118.
- [5] Yuan, X, Xiao, S & Taylor, T.N. (2005) Lichen-like symbiosis 600 million years ago. *Science* 308, 1017–1020.
- [6] Smith, M.L., Bruhn, J.N. & Anderson, J.B. 1992. The fungus *Armillaria bulbosa* is among the largest and oldest living organisms. *Nature* 356, 428–431.
- [7] Fleming, A. (1929) On the antibacterial action of cultures of a *Penicillium* with special reference to their use in the isolation of *B. influenzae*. *Br. J. Exp. Path.* 10, 216–226.
- [8] Bentley, R. (2005) The development of penicillin: genesis of a famous antibiotic. *Perspect. Biol. Med.* 48, 444–452.
- [9] Galagan, J.E., Calvo, S.E., Cuomo, C., Ma, L.J., Wortman, J., Batzoglou, S., Lee, S.I., Brudno, M., Batürkmen, M., Spevak, S.S., Clutterbuck, J., Kapitonov, V., Jurka, J., Scaccocchio, C., Farman, M, Butler, J., Purcell, S., Harris, S., Braus, G.H., Draht, O., Busch, S., D'Enfert, C., Bouchier, C., Goldman, G.H., Griffith-Jones, S., Vienken, K., Pain, A., Selker, E.U., Archer, D., Penalva, M.A., Oakley, B.R., Momany, M., Sano, M., Tanaka, T., Kumagai, T., Machida, M., Nierman, W.C., Denning, D.W., Caddick, M., Hynes, M., Paoletti, M., Fischer, R., Miller, B., Dyer, P., Sachs, M.S., Osmani, S.A. & Birren, B. (2005) Sequencing of *Aspergillus nidulans* and comparative analysis with *A. fumigatus* and *A. oryzae*. *Nature*. 438, 1105–1115.
- [10] Georgianna, D.R. & Payne, GA (2009) Genetic regulation of aflatoxin biosynthesis: from gene to genome. *Fungal Genet. Biol.* 46, 113–125.
- [11] Bergman, S., Schürmann, J., Scherlach, K., Lange, C., Brakhage, A.A. & Hertweck, C. (2007) Activation of fungal silent gene clusters: a new avenue to drug discovery. *Nat. Chem. Biol.* 3, 213–217.
- [12] Bayram, Ö., Krappmann, S., Ni, M., Bok, J.W., Helmstaedt, K., Valerius, O., Braus-Stromeyer, S., Kwon, N.J., Keller, N.P., Yu, J.H. & Braus, G.H. (2008) VelB/VeA/LaeA complex coordinates light signal with fungal development and secondary metabolism. *Science*. 320, 1504–1506.
- [13] Busch, S., Schwier, E.U., Nahlik, K., Bayram, Ö., Draht, O.W., Helmstaedt, K., Krappmann, S., Valerius, O., Lipscomb, W.N. & Braus, G.H. (2007) An eight-subunit COP9 signalosome with an intact JAMM motif is required for fungal fruit body formation. *Proc. Natl. Acad. Sci. USA.* 104, 8125–8130.

BRIGITTE REINWALD

**Vom Kolonialsoldaten zum Staatsbürger.
Ein Zivilporträt westafrikanischer Veteranen
der französischen Armee**

(vorgetragen in der Plenarsitzung am 4. Dezember 2009)

Herannahende Jahrestage setzen gewöhnlich Impulse, sich mit einem historischen Sachverhalt erneut zu beschäftigen. Dies hat auch mich inspiriert, Ihnen heute eine Thematik aus meiner nunmehr zehn Jahre zurückliegenden Forschung über burkinische Veteranen des Zweiten Weltkriegs zu präsentieren. Der bevorstehende Jahrestag, um den es mir dabei zu tun ist, bezieht sich auf den von den einen als Entlassung in die Unabhängigkeit bezeichneten, von den anderen als Erringung der staatlichen Souveränität gefeierten historischen Moment des Eintritts der meisten subsaharischen Kolonien in die internationale Staaten-

gemeinschaft. Dieser Moment jährt sich in 2010 zum 50. Mal und ist gegenwärtig Ausgangspunkt für eine kritische Bilanzierung dieses letzten halben Jahrhunderts postkolonialer Entwicklung Afrikas, die sich u.a. in einer Reihe geplanter Konferenzen und Publikationen niederschlagen wird. Mir bietet er heute Anlass für eine kritische Beleuchtung des angelegten Periodenmodells, demzufolge das Jahr 1960 als Ausdruck eines historischen Paradigmenwechsels für afrikanische Gesellschaften gilt und für deren Aufbruch in eine neue Ära steht. Mein Argument, das ich Ihnen am Beispiel ehemaliger westafrikanischer Kolonialsoldaten der französischen Armee näher erläutern möchte, ist vielmehr, dass die hier postulierte Zäsur, zieht man die Erfahrungsperspektiven afrikanischer Bevölkerungs-



Brigitte Reinwald, Professorin für Afrikanische Geschichte an der Leibniz-Universität Hannover, O. Mitglied der Akademie seit 2009

gruppen in Betracht, bereits ab 1944/45 einsetzte und gewissermaßen auch einen Auftakt für Zukunftsprojekte sozialer und politischer Natur darstellte, denen 1960 bereits in erheblichem Umfang die Flügel gestutzt waren. Oder wie es der Afrikahistoriker Frederick Cooper formuliert: Forderungen und Vorstellungen, die Afrikanerinnen und Afrikaner in der Dekade von 1945 bis 1955 hinsichtlich ihrer eigenen Zukunft entwickelten, waren nicht nur nicht deckungsgleich mit dem, was sie ab 1960 dann erhielten, sondern sie überraschen uns Historikerinnen und Historiker auch dahingehend, was bei näherer Betrachtung der spätkolonialen Verhältnisse in jener Dekade noch alles möglich schien (Cooper 1997).

Welche Bedeutung Angehörige westafrikanischer Gesellschaften dem Zeitraum der späten 1940er Jahre im Rückblick beimessen, mag folgende recht bündige Antwort verdeutlichen, die ich von einem ehemaligen burkinischen Oberfeldwebel auf meine Frage erhielt, wie er jene Jahre erlebt habe. Sie sei hier stellvertretend für eine Reihe ähnlich lautender Bekundungen zitiert:

C'était le début de l'indépendance. Quand l'indépendance a déclenché, alors beaucoup veut [sic!] être libre, avoir la liberté. Parce que, il y avait des travaux forcés. [...] Mais on était fatigué! Parce que les gens, on les mettait de côté [...] on les envoie aux travaux forcés sans, sans faire, sans salaires et tout ça là. Voyez, c'était dangereux. Alors donc, quand la guerre d'indépendance a éclaté, tout le monde était fier de ça. [...]

(Das war der Beginn der Unabhängigkeit. Also, was die Unabhängigkeit ausgelöst hat, war, dass viele frei sein wollten, die Freiheit haben wollten. Denn es gab die Zwangsarbeit. [...] Aber wir hatten genug davon! Denn man nahm die Leute einfach zur Seite [...] schickte sie in die Zwangsarbeit, ohne alles, ohne Lohn und all das. Sehen Sie, das war gefährlich. Als dann also der Unabhängigkeitskriegausbruch, waren alle stolz darauf. [...]. B.S., Bobo-Dioulasso 10.3.1999, Übersetzung B.R.)

Erstaunlich ist hier nicht in erster Linie, dass jener Veteran Erfahrungen der kolonialen Zwangsarbeit ins Gedächtnis ruft, die im April 1946 durch eine Gesetzesinitiative des ivoirischen Abgeordneten Félix Houphouët-Boigny vom französischen Parlament abgeschafft wurde. Diese Bezugnahme lag, wie ich einen Moment später erfahren sollte, zum einen auch darin begründet, dass er selbst noch für die französische Armee zwangsrekrutiert worden war. Zum anderen hatten sich die Veteranen des Zweiten Weltkriegs in überwältigender Mehrheit, aber auch aktive Soldaten im Südwesten Obervoltas seinerzeit an den Massendemonstrationen beteiligt, die jene Initiative flankierten. Dass der Interviewte jenen Protesten jedoch die Bedeutung eines Unabhängigkeitskrieges beimaß, den es weder zum damaligen noch zu einem späteren Zeitpunkt in seiner Heimatkolonie Obervolta je gegeben hat, signalisiert, dass für ihn wie für viele andere, Zivilpersonen wie Mili-

tärs, die Freisetzung vom Arbeitszwang den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben markierte, dem gegenüber die spätere staatliche Unabhängigkeit stark in den Hintergrund trat. Eine Reihe anderer Interviewpartner merkten in diesem Zusammenhang an, 1945 habe das Zeitalter der *politique* die Ära der Kolonisation abgelöst, was man indes als mehrdeutige Äußerung interpretieren sollte. Verbänden dies nämlich die einen im positiven Sinne damit, dass anstelle des Gehorchens die Zeichen von da an auf Verhandeln standen, so brachten andere hierin eher ihr Missfallen darüber zum Ausdruck, dass nunmehr die Fähigkeit, mit doppelter Zunge zu sprechen, dem alten Ehrenwort den Rang abgelaufen hatte und die Menschen nun denjenigen anhängen, die ihnen die meisten Versprechungen machten. Andere Interviewte wiederum erwähnten schließlich das Stichdatum 1960 überhaupt nicht bzw. quittierten meine Fragen danach allenfalls mit einem lakonischen Halbsatz, in dem selbstredend auch ihre Enttäuschungen über die mediokre Bilanz von fast vierzig Jahren staatlicher Unabhängigkeit mitschwangen.

Daraus lässt sich nun die Feststellung ableiten, dass jene Männer das Kriegsende bzw. die erste Dekade nach 1945 nicht nur als Periode politischen Umbruchs und Aufbruchs ins Neue erinnerten, sondern sich seinerzeit auch, wie eine nähere Betrachtung ihrer postmilitärischen Lebensverläufe bestätigt, als politische, soziale wie kulturelle Akteure gefordert sahen, jene Zeit des Übergangs mitzugestalten. Auf welche Weise sie sich nach der Rückkehr aus dem Krieg in verschiedenen politisch-gesellschaftlichen Kräftefeldern bewegt und betätigt und welche Rolle dabei ihre Erfahrungen im Krieg – d.h. an der Front, in der Garnison, im Kriegsgefangenenlager, bei der Repatriierung und Demobilisation – sowie im spätkolonialen Alltag der 1940er und der 1950er Jahre gespielt haben, war Gegenstand meiner historischen Fallstudie (Reinwald 2005). Wie kam es, so habe ich mich gefragt, dass diesen Männern die Armee gewissermaßen zur Bildungsanstalt, der Krieg zum Lernfeld wurde? Welche Konsequenzen haben sie daraus gezogen? Was war bzw. wurde der ehemaligen Soldaten und künftigen Staatsbürger politisches Vaterland? Wem, wenn überhaupt, fühlten sie sich loyal verbunden?

Hauptsächlichliches Quellenkorpus für meine historische Gruppenbiographie waren rund vierzig narrative Interviews, die ich 1999 in drei verschiedenen Regionen der Republik Burkina Faso – der Südwestregion um die Stadt Bobo-Dioulasso, der Hauptstadt Ouagadougou sowie im Nordwesten im ruralen Einzugsbereich des Bezirks von Tougan – durchgeführt und aufgezeichnet habe. Meine Auswahl dieser Untersuchungsgebiete war forschungsstrategisch dadurch motiviert, dass es sich jeweils um Regio-

nen handelte, die durch eine vergleichsweise „hohe Dichte“ an Veteranen gekennzeichnet waren, hinsichtlich ihrer Entwicklungsdynamik *post bellum*, vor allem in den Punkten politischer Orientierung und sozialer Strukturierung der Zielgruppen (Mobilitäts- und Urbanisierungsgrad), jedoch markante Unterschiede aufwiesen. Auch wenn das so konstituierte Quellenkorpus mir Binnenvergleiche ermöglichte und dazu beigetragen hat, in einem bestimmten Mikromilieu (Dorf, Stadtviertel) erhobene Daten auf Übertragbarkeit zu prüfen, so eignet ihm ein grundsätzliches Problem von *Oral History*-Untersuchungen. Es wirft nämlich die Frage danach auf, bis zu welchem Grad die Ergebnisse meiner vergleichenden Mikrostudie verallgemeinerbar sind, zumal wir im Falle afrikanischer Mannschaftssoldaten kaum über Primärzeugnisse aus dem Krieg selbst, geschweige denn aus ihrem postmilitärischen Alltag verfügen. Folglich gilt es, hinsichtlich retrospektiv erhobener Lebensberichte immer auch deren Überformung durch spätere Lebenszusammenhänge und d.h. auch: taktisch und strategisch motivierte Rücküberschreibungen früherer Erfahrungen in Betracht zu ziehen (vgl. dazu Reinwald 2005, 30–32).

Warum dieses Augenmerk auf (ehemalige) Soldaten und wieso nun gerade Obervolta/Burkina Faso? Militärdienst und Kriegseinsätze waren ein Massenphänomen, von dem im Verlauf des 20. Jahrhunderts mehrere hunderttausend Männer verschiedener Generationen aus Frankreichs afrikanischen Kolonien betroffen waren, sei es, dass sie zu Beginn des Jahrhunderts als Hilfstruppen für die koloniale Eroberung und „Befriedung“, als Kombattanten in beiden Weltkriegen und den anschließenden Kolonialkriegen in Indochina und Algerien oder auch bis in die 1960er Jahre hinein zur Bekämpfung antikolonialer Bewegungen in Madagaskar, Marokko, Mauretanien, Niger und Kamerun eingesetzt wurden.

Erster Weltkrieg	Zweiter Weltkrieg	Indochinakrieg (1945–1954)	Algerienkrieg (1954–1962)
165 229	~ 100 000 (1939–40) ~ 100 000 (1942–45) (FFL und Alliierte Truppen, enthält auch Franz.-Äquatorialafrika)	~ 46 800	~ 15 000
davon in Europa und Nordafrika: 134 077	davon in Kriegsgefangenschaft: ~ 20 000 (1941) (Subsah. Afrika und Madagaskar gesamt)		
davon Tote und Vermisste: 24 938	davon Tote und Vermisste: 17 500 (1939/40)		

Abbildung 1: Westafrikanische Truppenkontingente Frankreichs im 20. Jahrhundert (Zahlenangaben und Schätzungen nach Reinwald 2005, 36–41)

Die hier aufgelisteten Zahlen sollen lediglich eine grobe Größenordnung indizieren, was den Gesamtumfang der kämpfenden Einheiten betrifft. Welche Signifikanz Rekrutierungen und Kriegseinsätze für die einzelnen Kolonien hatten, lässt sich nur unter Berücksichtigung der jeweiligen demographischen Ausgangslage sowie kolonialpolitischer Zielsetzungen ermitteln. Im Ergebnis lieferten nämlich rohstoffarme und enklavierte Hinterlandkolonien wie Obervolta, aber auch Soudan (heute Mali) und Guinea in allen erwähnten Kriegen einen ungleich höheren Anteil an Soldaten als so genannte prosperierende Kolonien wie etwa Senegal, der Süden der Elfenbeinküste oder Dahomey. Deshalb ist auch der Sammelbegriff *Tirailleurs Sénégalais*, d.h. Senegalschützen, wie man die westafrikanischen Einheiten der Kolonialinfanterie gemeinhin bezeichnete, irreführend, insofern er die ausschlaggebende Bedeutung der Hinterlandkolonien als Reservoir für militärische und zivile Arbeitskraft okkultiert.

Als zweiter Aspekt sollte auch der enge Zusammenhang zwischen militärischer und ziviler Zwangsarbeit beachtet werden: Entgegen landläufigen Annahmen handelte es sich bei den afrikanischen Soldaten der französischen Armee in der Regel nicht um Freiwillige oder gar Söldner. Aushebung und Rekrutierung für die Kolonialinfanterie basierten auf der 1910 verordneten dreijährigen Wehrpflicht für alle männlichen Kolonialuntertanen über 20 Jahren und ordneten sich somit in ein weit verzweigtes System der Zwänge ein, das durch militärische, aber auch durch zivile Zwangsarbeit und Steuerabgaben von Männern, Frauen und Kindern – und somit Angehörigen aller Altersgruppen ab dem Alter von zehn Jahren – gekennzeichnet war. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die eingangs zitierte euphorische Bekundung des Oberfeldwebels hinsichtlich der Abschaffung der Zwangsarbeit, zumal er hier als Zeitzeuge herangezogen werden kann, was die Auswirkungen jener flächendeckenden und lang andauernden repressiven Inanspruchnahme indigener Arbeitskraft in den Hinterlandkolonien betrifft.

Fragt man also nach der Auswirkung der Weltkriege auf Lebensverläufe und Handlungsstrategien westafrikanischer Bevölkerungen, dann muss man diese Kriege in einem zeitlichen und räumlichen Horizont betrachten, der sich von etwa 1910 bis zum Ende der 1950er Jahre erstreckt und durch die intensive Mobilisierung für das Kolonialwerk und eine daraus resultierende Mobilität breiter Bevölkerungsgruppen geprägt war, die sich vor allem in Westafrika selbst entfaltete. Den Kriegen kam in diesem Zusammenhang zwar eine Katalysatorfunktion zu, sie waren aber, was das Erfahrungsspektrum von Afrikanerinnen und Afrikanern angeht, kolonial konnotiert.

Frederick Cooper zufolge hat sich in jenem Zeitraum die Auseinandersetzung afrikanischer Gesellschaften mit dem „hegemonialen Projekt europäischer Kolonisation“ (Cooper 1997, 409) nicht nur intensiviert, sondern sie erfasste erstmals auch breite Teile der Bevölkerung dahingehend, dass diese sich ihrer Rolle im Räderwerk des kolonialen Gefüges bewusst wurden und daraus schließlich Forderungen nach Gleichbehandlung ableiteten. Für die Gruppe der Soldaten kann ich ergänzen, dass solche Bewusstwerdungsprozesse überwiegend von ihren Bewegungen und Erfahrungen jenseits des engen Rahmens der Heimatkolonie angestoßen wurden. Im Verlauf ihrer kriegsbedingten Itinerarien sind sie sich des Spannungsverhältnisses zwischen der kolonialen Situation, aus der sie aufgebrochen waren, und einer möglichen Zukunft als Gleiche überhaupt erst bewusst geworden. Ihre sich wandelnden Selbst- und Fremdwahrnehmungen mündeten jedoch nicht, wie von der älteren Forschung postuliert, zwangsläufig und dauerhaft in antikoloniale oder nationale Handlungsorientierungen ein, sondern schlugen sich vielfach in unspektakulären, in Wirkung und Nachhaltigkeit deswegen doch nicht weniger markanten Aktivitäten der Kriegsheimkehrer nieder. In meiner Studie habe ich diesbezüglich drei Wirkungsfelder unterschieden: das unmittelbare familiäre und dörfliche Milieu, das weitere soziale Beziehungsfeld wie z.B. Veteranenverbände, Berufsgruppen, Freundschaftskreise, Glaubensgemeinschaften und schließlich das politische Kräftefeld. Mit einem Beispiel aus dem familiären Milieu möchte ich Ihnen ein solches Wirkungsfeld exemplarisch illustrieren.

Um Ihnen zumindest ein grobes Soziogramm der Veteranen zu geben: die große Mehrheit der Kriegsheimkehrer war nach meiner Einschätzung nicht von einer Mission beseelt, d.h. sie wollten nicht per se als soziale und kulturelle Modernisierer oder gar antikoloniale Akteure wirken, sondern arbeiteten gewissermaßen auf eigene Rechnung, um sich in ihrem Milieu wieder zurechtzufinden oder einen Statuszuwachs zu erringen, den sie ihrem durch Krieg und Kriegsdienst veränderten Selbstbild für angemessen hielten. Dabei prägten sie einen spezifischen Lebensstil des *ancien combattant*, in dem sich das Grenzgängertum spiegelte, das sie gewiss zum Ausdruck bringen wollten, in das sie jedoch auch von ihrer Umgebung immer wieder hineingedrängt wurden. Als Einzige ihrer näheren oder weiteren Umgebung, die in Europa gewesen waren, markierten sie ihre Weltläufigkeit durch bestimmte Konsumpraktiken, Siedlungsformen und Zukunftsprojekte. Für ihre Familien und Dorfnachbarn wurden sie dadurch jedoch in der Regel zu *internal strangers*, die man nicht so ohne weiteres reintegrierte, wie dies etwa auch die Ethnologin Heike Behrend (1999, 25) im Hinblick auf postmilitärische Lebensverläufe ugandischer Ex-Soldaten der



Abbildung 2: Kriegsveteran im Kreise seiner Familie. (Fotografie Cissé, Dakar/Senegal, undatiert, um 1955, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Institut Fondamental d'Afrique Noire, IFAN, Dakar)

1980er Jahre festgestellt hat. Dass viele Veteranen vom Dorf in die Stadt umzogen oder aber in einer Art Überanpassung an traditionelle Normen versuchten, neue Allianzen zu schmieden, indem sie sich z.B. polygam verheirateten oder Chefämter anstrebten, interpretiere ich in erster Linie auch als Reaktion auf diese gegenseitige Entfremdung.

In der hier präsentierten Fotografie – einem Fundstück aus den Dakarer Archiven, auf dem mit großer Wahrscheinlichkeit allerdings kein voltaischer Veteran sondern ein senegalesischer Kombattant des Zweiten Weltkriegs in die Kamera blickt – drückt sich nach meiner Einschätzung dieses Grenzgängertum sehr gut aus. Wohl eine Auftragsarbeit eines örtlichen Fotografen, symbolisiert dieses Porträt, wie sich der Veteran mit seinen Orden, seiner US-amerikanischen Ausgehuniform und seinem Tropenhelm einerseits als Angehöriger der alliierten Truppen inszeniert, andererseits jedoch darum bemüht ist, seine erfolgreiche Rückbindung und Familiengründung zu demonstrieren, indem er sich, wie anzunehmen ist, von seinen beiden Ehefrauen und Kindern aus diesen Verbindungen einrahmen lässt.

Jenseits der Symbolik möchte ich jedoch auf eine markante Neuerung hinweisen, die auf die Veteranen des Zweiten Weltkriegs zurückzuführen ist und sich mittelfristig insofern nachhaltig auswirkte, als sie die Entstehung einer bildungsorientierten westafrikanischen Mittelschicht mitbefördert hat: den Impetus der ehemaligen Soldaten zur Einschulung ihrer Kinder, Jungen wie Mädchen gleichermaßen. Die Signifikanz, die sie dem Schulbesuch beimaßen, lässt sich über die Ergebnisse meiner Untersuchung hinaus als genereller, Regionen übergreifender Trend festhalten. Aus einer ganzen Reihe ähnlich lautender Bekundungen sei zur Illustration lediglich folgendes Statement des uns schon bekannten Oberfeldwebels herangezogen:

Mais nous qui ont [sic!] fait l'armée, quand même, on a vu l'extérieur quand même. Un ancien combattant qui n'envoie pas ses enfants à l'école, bien lui, il n'a rien vu, il n'a rien suivi. [...] si tu ne mets pas ton enfant à l'école et il arrive à un certain âge et s'il n'arrive pas à parler français [...] on ne sait pas ce qu'il va devenir. Nous qui avons été en France, on connaît tous ces problèmes.

(Aber immerhin haben wir, die wir in der Armee waren, ja doch etwas von der Welt gesehen. Ein Veteran, der dann seine Kinder nicht in die Schule schickt, also der, der hat nichts gesehen, der hat nichts gelernt. [...] Wenn du dein Kind nicht zur Schule schickst und es erreicht ein gewisses Alter und kann kein Französisch [...] bei dem weiß man nicht, was aus ihm werden soll. Wir, die wir in Frankreich waren, wir kennen alle diese Probleme.) B.S., Bobo-Dioulasso 10.3.1999, Übersetzung B.R.)

Wie Sie sehen, taucht auch hier wieder die Metapher der Armee als Lernfeld auf bzw. motiviert dieser Veteran sein Engagement für die Bildung mit seinen Erfahrungen in Armee und Krieg. Aufschlussreich sind diesbezüglich weitere von den Veteranen angeführte Beweggründe für den Schulbesuch, so etwa, sie hätten damit ihren Kindern Chancen eröffnen wollen, die sie selbst nicht gehabt hatten, oder beabsichtigt, sie dem dörflichen Milieu zu entziehen, das sie für unvereinbar mit ihren Ansichten und Ambitionen hielten. Nimmt man nun alle Bedingungs- und Dynamisierungsfaktoren postmilitärischer Lebensverläufe ehemaliger voltaischer Weltkriegskombattanten zusammen – Umzug in die Stadt, Herauslösung aus dörflichen gerontokratischen Verhältnissen, neolokale Familiengründung und Investitionen in Bildung –, dann lassen sich jene Veteranen als Akteure einer Modernisierung charakterisieren, welche in zugegebenermaßen recht eigenwilliger Weise den politischen und sozialen Transformationsprozess ihrer Gesellschaft im spätkolonialen Kontext von unten und von innen heraus mitgestaltet haben.

Im Bildungsimpetus der Veteranen verkörpert sich also eine von mehreren markanten Facetten des zivilgesellschaftlichen Engagements dieser

Gruppe, dessen Umsetzung – und das erscheint mir sehr wichtig – in ihrer Reichweite lag und an dem sie stringent und ausdauernd festhielten. Damit jedoch haben sie eine nachhaltige Investition in die Zukunft getätigt, die sich nicht zuletzt auch mit Blick auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft keineswegs als Nebensache erwiesen hat. An diesem Wirkungsstrang zeigt sich auch, dass ihr Engagement von ihrem aus Erfahrung gewonnenen performativen Wissen motiviert war, dessen Potential sich vorrangig im kleinen Rahmen entfaltete. Darum haben sie jedoch nicht weniger, um abschließend auf den Titel meines Vortrags zurückzukommen, in staatsbürgerlicher Absicht und Verantwortung gehandelt. Mehr noch: im Gegensatz zu ihren im politischen Kräftefeld der Spätkolonie entfaltenen Aktivitäten, mit denen die ehemaligen Soldaten ihre Forderungen nach Teilhabe, Gleichstellung und Freisetzung zum Ausdruck brachten, dabei jedoch von wechselhaften politischen Konjunkturen und nicht zuletzt von ihren eigenen ambivalenten Loyalitätsmustern immer wieder überrumpelt wurden, hat dieses Engagement im Kleinen, multipliziert durch die hohe Anzahl derjenigen, die sich ihm verpflichtet fühlten, sie und ihre Nachkommen immerhin in die Lage versetzt, ihre „durch Unsicherheiten und Widersprüche geprägte Praxis besser zu meistern.“ (Hörning 1999, 100).

Literatur

- Behrend, Heike 1999. Power to Heal, Power to Kill. Spirit Possession and War in Northern Uganda (1986–1994). In: *Spirit Possession. Modernity and Power in Africa* (Hg.innen) Heike Behrend & Ute Luig. London: James Currey & Kampala: Fountain Publishers et al., S. 20–33.
- Cooper, Frederick 1997: The Dialectics of Decolonization: Nationalism and Labor Movements in Postwar French Africa. In: *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World* (eds.) Frederick Cooper & Ann Laura Stoler. Berkeley & Los Angeles & London: University of California Press, S. 406–435.
- Hörning, Karl H. 1999: Kulturelle Kollisionen. Die Soziologie vor neuen Aufgaben. In: *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung* (Hg.) Karl H. Hörning & Rainer Winter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 84–116. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1423).
- Reinwald, Brigitte 2005: *Reisen durch den Krieg. Erfahrungen und Lebensstrategien westafrikanischer Veteranen der französischen Kolonialarmee*. Berlin: Klaus Schwarz Verlag (Zentrum Moderner Orient, Studien 18).

III. Arbeitsvorhaben und Delegationen der Akademie

Ausschuss für musikwissenschaftliche Editionen

(Union der Akademien)

Delegierter: Heidrich

Deutsche Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit

(Interakademische Kommission)

Delegierter: Schindel

Deutsches Museum München

(Vorstandsrat)

Delegierter: Kippenhahn

Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe

Delegierter: Sellert

Göttingische Gelehrte Anzeigen

Redaktoren: Lehmann, Ringleben

Herausgabe des Thesaurus Linguae Latinae

(Interakademische Kommission)

Delegierter: Classen

Mittellateinisches Wörterbuch

Delegierter: Mölk

Papsturkunden- und mittelalterliche Geschichtsforschung

(Pius-Stiftung)

Wissenschaftliche Kommission:

Vorsitzender: der Vorsitzende der Phil.-Hist. Klasse

Sekretär: Herbers (Erlangen)

Maleczek (Wien), Paravicini-Bagliani (Lausanne), Pasini (Città del Vaticano), Schieffer

Kontaktadresse: Friedländer Weg 11, 37085 Göttingen,

Tel.: 0551-5316499, Fax: 0551-5316512, wkoenig@gwdg.de

(Dr. Könighaus), <http://www.papsturkunden.gwdg.de>

Arbeitsbericht: Die Sammlung von alten und neuen Drucken von Papsturkunden konnte mit Hilfe von Frau Kristina Dille (Düsseldorf) von Prof. Dr. Rudolf Hiestand (Düsseldorf) um gut 1000 Stücke vermehrt werden. Darunter befinden sich auch gut zwei Dutzend bisher weder von Jaffé noch in den bisherigen Arbeiten des Göttinger Papsturkundenwerkes erfasster Urkunden aus Italien, Frankreich und Spanien und eine Reihe unbekannter feierlicher Privilegien.

Frau Andrea Birnstiel (Göttingen) hat als Hilfskraft in der Göttinger Arbeitsstelle 104 Kartons der Sammlung „Papsturkunden aus Drucken“ durchgesehen. Die einzelnen Stücke stammen im Wesentlichen aus Editionen und Regestenwerken und wurden in der zugehörigen Datenbank „Papsturkunden Anfänge bis 1198“ aktualisiert und ergänzt. Die Sammlung umfasst derzeit Materialien zu 7508 Papsturkunden (Stand 1. Oktober 2009). Seit Ende September 2009 werden die ca. 1000 von Herrn Hiestand übermittelten Stücke sukzessive in die Sammlung aufgenommen und entsprechend verzeichnet.

Im Februar 2009 hielt sich Dr. Joachim Dahlhaus (Heidelberg) zu Forschungszwecken in der Arbeitsstelle auf.

Italia Pontificia

Ein Bericht von Prof. Raffaello Volpini (Rom) lag nicht vor.

Germania Pontificia

Bd. VIII (Diözese Lüttich): Herr Dr. Wolfgang Peters (Köln) schloß im Laufe des Winters die Abschnitte über die Lütticher Benediktinerabteien Saint-Jacques und Saint-Laurent ab und nahm im Frühjahr die Arbeit an den Bischofsregesten auf. Die Pontifikate Friedrichs I., Alberos I., Alexanders I. und Alberos II. (1119–1145) können als bearbeitet gelten. Des weiteren wurde der Komplex Stavelot-Malmédy in Angriff genommen, der wohl eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. Der Altsekretär hat die vier fertiggestellten Lemmata durchgesehen, ins Lateinische gebracht und formal angeglichen. – Bd. XI (Suffragane Trier): Es wird nach neuen Lösungen für die Weiterbearbeitung des Bandes gesucht. Erste Vorgespräche fanden statt. – Bd. XII (Erzdiözese Magdeburg): Ein Bericht von Herrn Dr. Jürgen Simon (Hamburg) lag nicht vor. – Bd. XIII (Regnum und Imperium): Herr Prof. Dr. Hans H. Kaminsky (Gießen) konnte den bibliographischen Apparat im Sinne seiner Vorschläge von 2004 weiter ausbauen. – Bd. XIV (Supplementum I) (Herr Hiestand): Die Arbeiten am Ergänzungsband sowie am Gesamtindex haben weitgehend geruht.

Gallia Pontificia (Leitung: Prof. Dr. Dietrich Lohrmann, Aachen)

1. Diözesen Reims und Châlons: Herr Prof. Dr. Ludwig Falkenstein (Aachen) konzentrierte sich im Berichtszeitraum auf die Revision der Regesten sowie auf die Fertigstellung von Archivberichten. Eine Version der Regesten betr. die Erzbischöfe von Reims legte er zur Begutachtung vor. Ebenfalls stellte er aus dem Nachlaß von Prof. Ramackers weitere Briefe und Materialien zur Verfügung, die in der Arbeitsstelle aufbewahrt werden sollen. – 2. Diözese Paris: Im Mittelpunkt der Tätigkeit von Herrn Prof. Dr. Rolf Große (Paris/Heidelberg) standen Ergänzungen zum bereits vorliegenden Editionsteil sowie die Arbeit am Archivbericht, insbesondere für den Fonds der Bischöfe und des Domkapitels von Paris, der Abtei Saint-Maur-des-Fossés und des Cluniazenserpriorats Longpont. Neben der Vorbereitung von Band 10 der „Papsturkunden“ pflegte er den Kontakt zu einer Reihe anderer Projektmitarbeiter und organisierte im Mai 2009 gemeinsam mit Bernard Barbiche die 6. Table ronde der „Gallia Pontificia“ unter dem Titel „Schismes, dissidences, oppositions: la France et le Saint-Siège avant Boniface VIII“. Die Ergebnisse der 5. Table ronde vom 25. Mai 2007 sind kürzlich als Band 6 der „Studien und Dokumente zur Gallia Pontificia“ mit dem Titel „Aspects diplomatiques des voyages pontificaux“, erstmals verlegt von der École des Chartes, erschienen. Im Rahmen der 50-Jahr-Feier des DHI Paris hielt er im Oktober 2008 einen Vortrag über das Göttinger Papsturkundenwerk. – 3. Diözese Langres (Prof. Benoît Chauvin, Devecey): Bericht lag nicht vor. – 4. Diözese Thérouanne, Abtei Saint-Bertin (Prof. Laurent Morelle, Paris): Bericht lag nicht vor. – I/1: Erzdiözese Besançon: Band liegt vor (1998). – I/2: Suffragane: Zu den Bistümern Lausanne (Prof. Jean-Daniel Morerod, Neuchâtel) und Basel (Archivdirektoren Eichenlaub, Colmar, und Rebetez, Porrentruy/ Pruntrut) ist kein Bericht eingegangen. – II/1: Erzdiözese Lyon (Prof. Michel Rumellin/ Prof. Denyse Riche): Bericht lag nicht vor. – II/2: Suffragane, insbesondere Diözese Mâcon mit der Abtei Cluny: Herr Dr. Franz Neiske (Münster) konnte im Zusammenhang mit der im Internet frei zugänglichen Datenbank der Urkunden der Abtei Cluny „Cartae cluniacenses electronicae“, die alle Texte der sechsbändigen Edition von Bernard/Bruel, „Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny“ bietet, die Volltexte der dort nur als Regest aufgeführten Papsturkunden für Cluny aufbereiten; diese werden in Kürze in der Datenbank verfügbar sein. – Herr Gérard Moyse (Dijon) meldet keine Fortschritte bezüglich der „Sequania Pontificia“. – III/1: Erzdiözese Vienne: Band liegt vor (2006). – III/2: Suffragane: Frau Dr. Beate Schilling (München) meldet nur kleine Fortschritte an der Regestenarbeit, da mehrere Aufsätze zu Ende zu bringen waren, die aber auch den Regesten zugute kommen werden: ein längerer

Aufsatz zur Frühgeschichte der Kartäuser, ein Beitrag über die gefälschten Papsturkunden von Saint-Barnard (Romans) und eine ergänzende Miscelle über das Chartular von Saint-Barnard. Die bereits fertigen Teile des Bandes (Grenoble; Grande Chartreuse; kleinere Empfänger) wollte sie im Laufe des Oktobers 2009 abschließen, um dann die Regesten für Saint-Ruf und für die Bischöfe von Valence zu bearbeiten. – IV/1–2: Erzdiözese Arles und Suffragane: Ein Bericht von PD Dr. Stefan Weiß (Vechta) lag nicht vor. – VIII/1–2: Erzdiözese Narbonne und Suffragane: Frau Dr. Ursula Vones-Liebenstein (Köln) untersuchte im Rahmen der 6. Table ronde der „Gallia Pontificia“ die Haltung der Bischöfe der „Narbonnensis“ im Schisma von 1130. Daneben arbeitete sie weiter an der Fertigstellung der Regesten des Bistums Nîmes, zunächst an den Regesten für das Kathedralkapitel. Im kommenden Jahr wird sie sich mit der Geschichte des Kathedralkapitels von Nîmes und der Benediktinerklöster Saint-Baudile und Notre-Dame de Font beschäftigen und die dazugehörigen Regesten erstellen. – Bei der Erschließung der restlichen Ortsnamen für den Index der 14 Vorarbeitenbände und zwei Regestenbände der „Gallia Pontificia“ – bis Februar 2009 mit Hilfe von Herrn Erik Fleck (Düsseldorf) betrieben – meldet Herr Hiestand noch etwa 40 Lemmata als offen, da eine Reihe flächendeckender, Ortsnamenkundlicher Werke, vor allem für Nord- und Ostfrankreich, fehlen.

Anglia Pontificia

Frau Prof. Dr. Julia Barrow (Nottingham) beschäftigte sich vor allem mit der Vorbereitung der Edition der „English Episcopal Acta 35: Hereford 1234–1275“, so daß nur wenig Zeit für die „Anglia“ verblieb. Gewisse Vorarbeiten können dennoch vermeldet werden, da gelegentlich der Transkription des Chartulars von Southwell Minster („The White Book of Southwell“), welches sie zusammen mit anderen Historikern betreibt, einige darin enthaltene Papsturkunden verzeichnet werden konnten. – Nach einem letzten Korrekturdurchgang schloß Herr Dr. Stefan Hirschmann (Köln) das Manuskript des Bandes „Anglia Pontificia – Subsidia I“ ab. Die Herren Hiestand und Hirschmann als Bearbeiter schlagen vor, den Band in den Druck zu geben.

Iberia Pontificia (Leitung: Prof. Dr. Klaus Herbers, Erlangen)

Wie bereits berichtet, kooperiert das Projekt eng mit spanischen und portugiesischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, von denen einige beim letzten Arbeitstreffen im Juni 2008 die Bearbeitung mehrerer Diözesen der Iberia Pontificia übernommen haben. Zu den regelmäßig statt-

findenden Arbeitstreffen der Iberia-Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen vgl. oben.

Diözese León: Herr Prof. Dr. Santiago Domínguez Sánchez (León) hat die Bearbeitung der Diözese León übernommen und konnte bereits ein den Richtlinien des Göttinger Papsturkundenwerkes angepaßtes Rohmanuskript erarbeiten. Es liegen derzeit 186 fertige Regesten (inklusive der Überlieferungsnachweise) vor, die sich auf insgesamt zehn Institutionen verteilen. Außerdem hat Herr Domínguez Sánchez eine Version der laufend zu erweiternden Literaturliste (*Conspectus operum*) zur Verfügung gestellt. Zum besseren Austausch mit den Bearbeitern anderer Diözesen und der Neuauflage des Jaffé wurde die Leonenser Überlieferung in der für den Burgos-Band entwickelten MS-Access-Datenbank festgehalten (derzeit 80 Datensätze). – Erzdiözese Compostela: Die Vorarbeiten von Herrn Dr. Ingo Fleisch (Bamberg) konnten im Berichtsjahr vom Sekretär geringfügig ergänzt werden. – Suffragane: Herr Prof. Dr. José Luis Martín Martín (Salamanca) hat die Arbeit an den Regestenbänden für die Suffragane Salamanca, Ciudad Rodrigo, Coria, Badajoz und Plasencia fortgesetzt und ca. 60 Datensätze in die Access-Datenbank eingegeben. Für diese Bistümer hat er jeweils Verzeichnisse der geistlichen Institutionen und die Bibliographie erarbeitet sowie die älteste Urkundenüberlieferung überprüft. Zudem hat er 42 Provinzial-, Kommunal- und Adelsarchive in den Provinzen Salamanca, Cáceres und Badajoz überprüft. Zu den vorhandenen Papsturkunden wurden bereits Regesten verfaßt und deren Eckdaten in die erwähnte Datenbank eingegeben. – Portugalia Pontificia: Frau Dr. Maria Cristina Almeida e Cunha (Porto) überprüfte während des Berichtszeitraums im Lissaboner Nationalarchiv (Torre do Tombo) alle Klosterbestände mit päpstlichen Urkunden. Des weiteren konnte sie vor allem Forschungen zu den Papsturkunden aus dem Arquivo Distrital de Braga und dem Arquivo Distrital do Porto betreiben. Im ersteren hat sie die Bestände „Col. Bulas, Gav. das matérias inúteis, Gav. dos Arcebispos, Gav. das Religiões e Mosteiros“, im letzteren den Bestand „Livro de Originais“ durchgesehen.

Zu den Diözesen Burgos und Ávila vgl. den Arbeitsbericht unter „Die Forschungsvorhaben der Akademie, Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters“.

Scandinavia Pontificia

Herr Prof. Dr. Anders Winroth (New Haven) berichtet von nur langsamen Fortschritten. Er vermochte lediglich, die Materialien zur norwegischen Legatensynode von 1163/1164 mit dem daran teilnehmenden römischen Subdiakon Stephan durchzuarbeiten. Des weiteren ist er dabei, die bei ihm

geschriebene Dissertation von Herrn Eric C. Knibbs zu überprüfen, die sich u.a. den ältesten päpstlichen Briefen für Hamburg-Bremen widmet. Knibbs' diplomatische Auswertung von JE. 2553 und 2758 führte hierbei zu unerwarteten Ergebnissen.

Polonia Pontificia (Leitung: Prof. Dr. Werner Maleczek, Wien)

Herr Dr. Przemysław Nowak (Warschau) hat die Bearbeitung der „Polonia Pontificia“ im vergangenen Jahr zur Verfügung gestellt, er bleibt jedoch dem Projekt weiterhin mit Rat und Hilfe verbunden. Im September 2009 übernahm Herr Könighaus im Rahmen des Akademieprojektes „Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters“ die Aufbereitung dieses Bandes.

Bohemia-Moravia Pontificia

Vgl. dazu den Arbeitsbericht unter „Die Forschungsvorhaben der Akademie, Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters“.

Hungaria Pontificia (Leitung: Prof. Dr. Werner Maleczek, Wien)

Herr Zsolt Hunyadi, PhD (Szeged) berichtete im Frühjahr 2009, daß er den ganzen Sommer ausschließlich an der „Hungaria Pontificia“ arbeiten und bis zum Herbst 2009, mit Einverständnis des Historischen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, eine Vorabversion des Manuskripts vorlegen wolle.

Dalmatia-Croatia Pontificia (Leitung: Prof. Dr. Werner Maleczek, Wien)

Ein Bericht von Herrn Dr. Stjepan Razum (Zagreb) lag nicht vor.

Africa Pontificia

Herr Prof. Dr. Peter Segl (Pfaffenhofen a.d. Ilm) setzte die Durchsicht der afrikanischen Konzilien fort, ist jedoch noch nicht zum Ende gekommen; er hofft im nächsten Jahr auf größere Fortschritte.

Oriens Pontificus

I. Patriarchatus Hierosolymitanus et Antiochenus: Die Bearbeitung des Bandes durch Herrn Hiestand hat, abgesehen von Literaturrecherchen, weitgehend geruht. Neue Stücke sind lediglich für die Abschnitte „Cruciata“ und „Crucesignati/Peregrini“ hinzugekommen. – „II. Ordines militares“: Prof. Dr. Jochen Burgdorf (Fullerton) konnte im Berichtszeitraum sein Projekt vor allem durch Editions- und Literaturnachträge fördern. Zur Sache publizierte er, abgesehen von seiner bereits im Vorjahresbericht ange-

zeigten Monographie über die Templer und Johanniter, einen Aufsatz über die Pariser Sammlung des Johanniters Wilhelm von St. Stephan.

Neubearbeitung des Jaffé

Vgl. dazu den Arbeitsbericht unter „Die Forschungsvorhaben der Akademie, Papsturkunden des frühen und hohen Mittelalters“.

Verschiedenes

Der Altsekretär hielt sich im Anschluß an die Pariser Table ronde in der Bibliothèque Nationale auf und konnte einige Lücken in der Sammlung der Kardinalsunterschriften schließen. Im Dezember 2008 traf er in Göttingen mit den Mitarbeitern der Arbeitsstelle Tübingen der „Regesta Imperii“ zusammen. Herr Hiestand kündigt Untersuchungen über die ersten 100 Pontifikatstage Gregors VII., über den Anteil der Registrierung unter Innozenz III. sowie einen kleineren Beitrag zum zweimaligen Wechsel in der Datierung der päpstlichen *litterae* in den Jahren 1187/1188 an.

K. Herbers

Veröffentlichungen:

Roma y la península Ibérica en la Alta Edad Media. La construcción de espacios, normas y redes de relación = Rom und die Iberische Halbinsel im Hochmittelalter. Die Konstruktion von Räumen, Normen und Netzwerken, hrsg. von Santiago DOMÍNGUEZ SÁNCHEZ und Klaus HERBERS. León-Göttingen 2009.

Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia, hrsg. von Klaus HERBERS und Jochen JOHRENDT (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, N.F. 5).

Patristik

(Kommission der Akademien der Wissenschaften in der Bundesrepublik Deutschland)

Delegierter: Döpp

Wörterbuch der Klassischen Arabischen Sprache

Delegierter: Nagel

Kontaktadresse: Seminar für Arabistik, Papendiek 16, 37073 Göttingen, Tel.: 0551-39-4398, Fax: 0551-39-9898, arabsem@gwdg.de (Prof. Dr. Nagel)

Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica

Delegierter: Rexroth

Veröffentlichungen der Akademie 2009

A. Laufende Publikation

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge

Band 4, 2009: Ludger Grenzmann, Thomas Haye, Nikolaus Henkel und Thomas Kaufmann:

Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (I. Konzeptionelle Grundfragen und Fallstudien (Heiden, Barbaren, Juden)), (Berichte über Kolloquien der „Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters“)

ISBN 978-3-11-021352-2

Band 5, 2009: Klaus Herbers, Jochen Johrendt:

Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia.

ISBN 978-3-11-021467-3

Band 7, 2009: Studien zur Philologie und zur Musikwissenschaft:

Hans Bernsdorff:

Antonios-Diogenes-Interpretationen

Walther Ludwig:

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs unbekannte Vorlesung „Einleitung in die Philologie“

Helmut Keipert:

Arnold Heeren als Förderer der sogenannten „Nationalen Wiedergeburt“ bei den Slaven

Manfred Ullmann:

Arabische Proportionalgefüge

Armin Brinzing:

Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem Sprachgebiet

ISBN 978-3-11-021763-6

ISSN 0930-4304

Göttingische Gelehrte Anzeigen

Jg. 260. 2008., Nr. 1./2. und 3./4.

Schriftentauschverzeichnis: siehe Jahrbuch 2006

B. Sonderveröffentlichungen

Zentrale Publikationen

- *Evolution. Zufall und Zwangsläufigkeit der Schöpfung*
Gedruckt im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und der Georg-August-Universität Göttingen, hrsg. von Norbert Elsner, Hans-Joachim Fritz, Robbert Gradstein und Joachim Reitner, Wallstein-Verlag, Göttingen, 2009.
ISBN 978-3-8353-0301-0
- *Westfälisches Ortsnamenbuch (WOB)*
Gedruckt im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, hrsg. von Kirstin Casemir und Jürgen Udolph, Band 1
Die Ortsnamen des Kreises Soest
von Michael Flöer und Maria Korsmeier, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld, 2009. ISBN 978-3-89534-791-7
- *Rom und die iberische Halbinsel im Hochmittelalter. Die Konstruktion von Räumen, Normen und Netzwerken*
Gedruckt im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und der Universidad de León, hrsg. von Santiago Domínguez Sánchez und Klaus Herbers, Imprime KADMOS, Salamanca, 2009.
ISBN 978-84-9773-472-1
- *Die Akten des kaiserlichen Reichshofrats*
Gedruckt im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Österreichischen Staatsarchiv, Serie I: Alte Prager Akten, Band 1: A-D, hrsg. von Wolfgang Sellert, bearbeitet von Eva Ortlieb, Erich Schmidt Verlag GmbH & Co, Berlin 2009,
ISBN 978-3-503-09859-0
- *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 2008*
Verantwortlich: Der Präsident der Akademie der Wissenschaften
Redaktion: Werner Lehfeldt, Susanne Nöbel, Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin, 2009. 527 Seiten, ISBN 978-3-11-022160-2

- *Germania Sacra*

Die Kirche des alten Reiches und ihre Institutionen

Gedruckt im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen,
hrsg. von Jasmin Hoven, Bärbel Kröger, Nathalie Kruppa und Christian
Popp,

Dritte Folge 1, Die Bistümer der Kirchenprovinz Köln:

Das Bistum Münster, Bd. 10, Das Zisterzienserinnen-, später Benedik-
tinerinnenkloster St. Aegidii zu Münster, bearbeitet von Wilhelm Kohl,
Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin, 2009.

ISBN 978-3-11-021254-9

STIFTUNGEN, PREISE UND FÖRDERER

Stiftungen und Fonds

- *Hall-Fond*
- *Hans-Janssen-Stiftung*
- *Julius-Wellhausen-Stiftung*
Satzung der Julius-Wellhausen-Stiftung siehe Jahrbuch 2007
- *Lagarde-Stiftung*
- *Schaffstein-Legat*
- *Wedekindsche Preisstiftung für Deutsche Geschichte*
- *Wilhelm-Jost-Gedächtnisvorlesung*

Preise der Akademie



Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen ist eine der ältesten Wissenschaftsakademien Deutschlands. Traditionell zeichnet die norddeutsche Gelehrtengesellschaft hervorragende Arbeiten zu aktuellen wissenschaftlichen Fragestellungen aus. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem wissenschaftlichen Nachwuchs, der mit Preisen für herausragende Leistungen gefördert werden soll. Diese Preise werden jährlich, alle zwei Jahre oder unregelmäßig vergeben.

Jährlich vergeben werden die Akademiepreise für **Chemie, Physik und Biologie**, alle zwei Jahre der **Hans-Janssen-Preis** (Kunstgeschichte), der **Hanns-Lilje-Preis** (Theologie) und der **Dannie-Heinemann-Preis** (vornehmlich für naturwissenschaftliche Arbeiten, die sich mit neuen und aktuellen Entwicklungen der Wissenschaft auseinandersetzen).

Unregelmäßig vergeben werden die **Brüder-Grimm-Medaille** (zuletzt 2006) und der **Wedekind-Preis für Deutsche Geschichte** aus der Wedekindschen Preisstiftung für Deutsche Geschichte (zuletzt 2009).

Seit dem Jahre 2004 zeichnet die Akademie der Wissenschaften jährlich besonders hervorragende und in der Öffentlichkeit angesehene Wissenschaftler mit der **Lichtenberg-Medaille** aus. Diese Auszeichnung ist weder an eine Altersgrenze geknüpft noch mit einem Preisgeld verbunden. Überreicht wird eine von den Akademiemitgliedern gestiftete Goldmedaille.

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen verleiht seit dem Jahre 2007 einen von ihren Mitgliedern gestifteten **Preis für Geisteswissenschaften** für hervorragende Arbeiten auf dem Gebiet der geisteswissenschaftlichen Forschung, die einen wesentlichen methodischen oder sachlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis bedeuten.

Aus Mitteln des Wallstein-Verlages vergibt die Akademie der Wissenschaften ab dem Jahre 2004 den **Wallstein-Preis** an jüngere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen eines geisteswissenschaftlichen Faches.

Weitere Informationen zu den Preisen können über die Geschäftsstelle der Akademie bezogen werden.

Förderer der Akademie

Anton Christian Wedekind †

Paul de Lagarde †

Thomas Cuming Hall †

Hans Janssen †

Friedrich Schaffstein †

Heinrich Röck

Robert Hanhart

Cahlenberg-Grubenhagensche Landschaft

Deutsche Forschungsgemeinschaft

Fritz Thyssen Stiftung

Gemeinsame Wissenschaftskonferenz

Gerda Henkel Stiftung

Klosterkammer Hannover

Land Niedersachsen

Minna-James-Heineman-Stiftung

VGH-Stiftung Hannover

VW-Stiftung Hannover

Walter de Gruyter GmbH & Co KG

BASF AG, Ludwigshafen

Dyneon GmbH Burgkirchen

Sartorius AG, Göttingen

Wallstein-Verlag Göttingen

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Die Akademie dankt für die großzügige Förderung.

Gauß-Professuren 2009

Gauß-Kommission:

Vorsitzender: S.J. Patterson

Christensen, Elsner, Kregel, Wörner, Zippelius

Die Gauß-Professur wurde im Berichtsjahr 2009 vergeben an:

Professor **Luciano Floridi**

University of Oxford (England)

Professor **Dr. David C. Morse**

Department of Chemical Engineering and Materials Science

University of Minnesota (USA)

Professor **Alexander V. Sobolev**

Russian Academy of Sciences (RAS)

Institute of Geochemistry and Analytical Chemistry V.I. Vernadsky

Moscow (Russia)

DIE RECHTSGRUNDLAGEN

Satzungen der Akademie

SATZUNG* der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Die von König Georg II. von Großbritannien, Kurfürsten von Hannover, im Jahre 1751 begründete „Königliche Societät der Wissenschaften“ führt den Namen „Akademie der Wissenschaften zu Göttingen“. Die folgende Satzung tritt anstelle der bisherigen.

I. Abschnitt

Die Akademie, ihre Klassen und ihre Mitglieder

§1

Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen hat die Aufgabe, in eigener Arbeit und im Zusammenwirken mit den gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes der Wissenschaft zu dienen.

§2

Die Akademie hat als eine Körperschaft des öffentlichen Rechts ihren Sitz in Göttingen. Sie führt ein Siegel, hat die ihrem Gebrauch gewidmeten Räume und das ihr aus öffentlichen und eigenen Mitteln zufließende Einkommen.

§3

Die Akademie besteht aus zwei gleichberechtigten Klassen, einer mathematisch-physikalischen und einer philologisch-historischen.

§4

Die Akademie hat ordentliche und korrespondierende Mitglieder, außerdem Ehrenmitglieder. Die ordentlichen und korrespondierenden Mitglieder gehören innerhalb der Akademie nur einer Klasse an.

§5

(1) Ordentliche Mitglieder können Gelehrte werden, die ihren Wohnsitz in Norddeutschland haben. Die Höchstzahl der ordentlichen Mitglieder beträgt 80, in jeder Klasse 40.

* In der Fassung der Bek. vom 11.9.2009 (Nds. MBl. Nr. 38/2009 S. 843–845)

(2) Die ordentlichen Mitglieder haben das Recht, an allen Sitzungen der Akademie und ihrer Klasse teilzunehmen, bei Wahlen und Beschlüssen abzustimmen sowie an der Universität Göttingen Vorlesungen zu halten; sie stehen in der Benutzung der Universitätsbibliothek den Göttinger Universitätslehrern gleich. Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, an den Aufgaben der Akademie mitzuarbeiten, insbesondere an ihren Sitzungen teilzunehmen und zu ihren Veröffentlichungen beizutragen.

(3) Vollendet ein ordentliches Mitglied das 70. Lebensjahr oder verlegt es seinen Wohnsitz aus Norddeutschland, so ist es für immer von seinen Pflichten entbunden. Unbeschadet seiner fortbestehenden Rechte ist es nicht mehr in die Höchstzahl einzurechnen. Im Krankheitsfalle oder bei Vorliegen eines anderen wichtigen Grundes kann ein Mitglied seine Entpflichtung beantragen.

§6

(1) Korrespondierende Mitglieder können bis zu 200 Gelehrte werden, und zwar in jeder Klasse bis zu 100. Korrespondierende Mitglieder, die das 75. Lebensjahr vollendet haben, werden nicht in die Höchstzahl eingerechnet.

(2) Die korrespondierenden Mitglieder können an allen ordentlichen Sitzungen und sonstigen wissenschaftlichen Veranstaltungen der Akademie teilnehmen und darin wissenschaftliche Mitteilungen machen. Zu einzelnen Klassensitzungen können sie vom Klassenvorsitzenden eingeladen werden.

(3) Korrespondierende Mitglieder haben kein Stimmrecht.

§7

(1) Ehrenmitglieder können einige wenige Persönlichkeiten werden, die sich um die Wissenschaft ausgezeichnete Verdienste erworben haben und geeignet erscheinen, die Bestrebungen der Akademie besonders zu fördern.

(2) Die Ehrenmitglieder sind berechtigt, an allen Veranstaltungen der Akademie teilzunehmen und in den ordentlichen Sitzungen wissenschaftliche Mitteilungen zu machen. Sie haben kein Stimmrecht.

§8

(1) Die Akademie wählt ihre ordentlichen und korrespondierenden Mitglieder auf schriftlich begründeten Antrag von mindestens drei ordentlichen Mitgliedern und auf Vorschlag der zuständigen Klasse. Die Klasse schlägt nur die Kandidaten vor, deren Zuwahl sie in einer Sitzung zuvor mit mehr als drei Vierteln der stimmberechtigten Anwesenden beschlossen hat. Jeder Wahlvorschlag einer Klasse ist rechtzeitig vor der Wahl der anderen Klasse mitzuteilen.

(2) Die Akademie wählt Ehrenmitglieder auf gemeinsamen Vorschlag des Präsidenten und der Vizepräsidenten.

(3) Die Wahlen bedürfen der Anwesenheit von mindestens der Hälfte aller nicht entpflichteten ordentlichen Mitglieder. Wird dieses Quorum nicht erreicht, so finden die Wahlen in der nächsten ordentlichen Sitzung ohne Rücksicht auf das Quorum statt.

(4) Die Wahlen erfolgen in geheimer Abstimmung. Sie erfordern eine Stimmenmehrheit von drei Vierteln der anwesenden stimmberechtigten Mitglieder.

§9

Die Akademie kann auf schriftlich begründeten Antrag von mindestens drei ordentlichen Mitgliedern und auf Vorschlag der zuständigen Klasse in geheimer Abstimmung ein Mitglied ausschließen. Dafür ist bei Anwesenheit von mindestens der Hälfte aller nicht entpflichteten ordentlichen Mitglieder eine Mehrheit von drei Vierteln der in der Sitzung anwesenden stimmberechtigten Mitglieder erforderlich. Der Ausschluss ist der Landesregierung anzuzeigen.

II. Abschnitt Die Leitung der Akademie

§10

Der Präsident leitet die Akademie im Benehmen mit den Klassenvorsitzenden und vertritt sie nach außen. Seine Amtszeit beträgt vier Jahre. Er wird aus dem Kreis aller ordentlichen Mitglieder gemäß §8 Abs. 3 und 4 gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

§11

Die Klassen werden von Klassenvorsitzenden geleitet, die aus dem Kreis aller ordentlichen Mitglieder der jeweiligen Klasse für eine Amtszeit von vier Jahren gewählt werden. Ihre Wahl richtet sich nach §8 Abs. 1 Satz 2 sowie Abs. 3 und 4. Wiederwahl ist zulässig.

§12

(1) Wird bei der Wahl des Präsidenten oder der Klassenvorsitzenden die Dreiviertelmehrheit im zweiten Wahlgang gemäß §8 Abs. 4 nicht erreicht, so wird die Wahl frühestens nach einem Monat und spätestens nach vier Monaten wiederholt, wobei die einfache Mehrheit der stimmberechtigten Anwesenden entscheidet. Unterdes bleibt der bisherige Amtsträger im Amt.

(2) Bei Ersatzwahlen wird für den Rest der Amtszeit gewählt.

§13

Die Klassenvorsitzenden sind zugleich Vizepräsidenten der Akademie und Vertreter des Präsidenten. Erster Vizepräsident ist derjenige Klassenvorsitzende, der nicht der Klasse des Präsidenten angehört.

§14

Mit seiner Vertretung betraut der Klassenvorsitzende von Fall zu Fall seinen Amtsvorgänger oder ein anderes ordentliches Mitglied seiner Klasse.

§15

Der Präsident beruft die Wahlsitzungen, die ordentlichen und außerordentlichen Sitzungen der Akademie ein, stellt die Tagesordnung fest, leitet die Verhandlungen, hat bei allen offenen Abstimmungen für den Fall der Stimmengleichheit die entscheidende Stimme, führt den Vorsitz in allen Ausschüssen, soweit nicht andere Regelungen getroffen sind, unterzeichnet neben dem Protokollführer die Sitzungsprotokolle und sorgt für die Ausführung der Beschlüsse. Er leitet die laufenden Geschäfte der Akademie nach Maßgabe der Satzung.

§16

Der Präsident wird in seiner Geschäftsführung von einem Generalsekretär unterstützt, den die Akademie auf Vorschlag des Geschäftsausschusses beruft. Der Generalsekretär leitet die Geschäftsstelle und ist verantwortlich für die Haushaltsführung. Der Generalsekretär braucht kein Mitglied der Akademie zu sein.

§17

(1) Zur Beratung des Präsidenten und zur Wahrnehmung anderer in der Satzung genannter Aufgaben wird ein Geschäftsausschuss gebildet, dessen weitere Zuständigkeit sich nach dem Herkommen richtet.

(2) Der Geschäftsausschuss besteht aus dem Präsidenten, den beiden Klassenvorsitzenden, dem Generalsekretär und je einem weiteren Mitglied aus jeder Klasse. Diese beiden Mitglieder und ihre persönlichen Vertreter werden von der Akademie auf fünf Jahre gewählt, bei Ersatzwahlen für den Rest der Amtszeit. Wechsel in der Zusammensetzung ist erwünscht, Wiederwahl ist zulässig. Wenn nötig, können Sachverständige zu den Beratungen zugezogen werden.

III. Abschnitt Die Arbeit der Akademie

§18

Die Sitzungen der Akademie sollen im Sinne ihrer Gründung ein Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens und ein Ort gegenseitiger Anregung sein. In ihren großen wissenschaftlichen Unternehmungen gliedert sich die Akademie der Arbeit der wissenschaftlichen Korporationen der Welt in planmäßiger Mitarbeit ein. Ihre althergebrachten Publikationsreihen dienen allen Richtungen ihres Lebens und ihrer Leistung.

§19

(1) Die Akademie hält während des Semesters alle zwei Wochen eine ordentliche Sitzung ab; halbjährlich sollen mit einer ordentlichen Sitzung Wahlen verbunden werden. Sonstige Veranstaltungen und wissenschaftliche Zusammenkünfte werden nach Herkommen oder auf Beschluss abgehalten. In den Sitzungen können die Mitglieder eigene, die ordentlichen Mitglieder auch fremde wissenschaftliche Mitteilungen, vor allem ihrer Mitarbeiter, vorlegen.

(2) Für den wissenschaftlichen Teil der ordentlichen Sitzungen kann der Präsident Gäste, die von einem ordentlichen Mitglied eingeführt werden, nach vorheriger Anmeldung zur Teilnahme einladen.

(3) Zu den besonderen Veranstaltungen der Akademie gehört eine feierliche öffentliche Sitzung. Sie soll zur Erinnerung an den Geburtstag des Stifters der Akademie, Georg II., im November abgehalten werden. In ihr wird ein Überblick über die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie gegeben, die Verkündung der etwa erteilten Preise und neu gestellter Preisaufgaben vorgenommen und der Toten der Akademie gedacht.

(4) Wichtigere geschäftliche Vorlagen sowie die Wahlen von Mitgliedern (§8), des Präsidenten (§10), der Klassenvorsitzenden (§11) und des Generalsekretärs (§16) müssen den Mitgliedern rechtzeitig durch die Tagesordnung angekündigt werden.

§20

(1) Die Akademie kann die Arbeiten ihrer Mitglieder oder Dritter unterstützen sowie Forschungen aller Art und wissenschaftliche Reisen veranlassen oder fördern, Stiftungen und Widmungen zu wissenschaftlichen Zwecken annehmen und verwalten oder bei ihrer Verwaltung mitwirken, mit wissenschaftlichen Körperschaften, auch solchen des Auslandes, Beziehungen pflegen und Vertreter zu ihnen entsenden.

(2) Zur Durchführung ihrer größeren wissenschaftlichen Unternehmungen bestellt die Akademie Kommissionen, die gegenüber der Akademie und der jeweiligen Klasse die Verantwortung für die Durchführung der Arbeiten tragen. Die Vorsitzenden der Kommissionen geben der Akademie mindestens alljährlich einmal Rechenschaft über den Stand der Arbeiten. Diese Berichte fasst der Präsident im Jahrbuch der Akademie zusammen.

§21

(1) Die Akademie gibt „Abhandlungen“ und „Nachrichten“ beider Klassen sowie die seit 1738 erscheinenden „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ heraus. Als Herausgeber zeichnen für die Abhandlungen, die Nachrichten und die Göttingischen Gelehrten Anzeigen der Präsident und der zuständige Klassenvorsitzende.

(2) Über die Aufnahme von Vorlagen in die Nachrichten und Abhandlungen entscheidet die Akademie, bei kostspieligen Drucken nach Stellungnahme des Geschäftsausschusses.

(3) Die Druckwerke, welche der Akademie durch Austausch oder als Geschenk zugehen, werden, soweit der Präsident im Einzelfall nicht anders verfügt, der Universitätsbibliothek in Göttingen überwiesen.

IV. Abschnitt Vermögen und Haushalt

§22

Der Präsident verwaltet das Vermögen der Akademie nach Beschluss des Geschäftsausschusses unter Beachtung der zuwendungsrechtlichen und stiftungsrechtlichen Bestimmungen.

§23

- (1) Der Haushalt der Akademie wird vom Geschäftsausschuss festgestellt.
- (2) Die Jahresrechnung und die ordnungsmäßige Verwendung der Mittel unterliegen der Prüfung durch einen von der Akademie beauftragten Wirtschaftsprüfer. Alsdann hat der Geschäftsausschuss über die Entlastung zu beschließen. Das Prüfungsrecht des Niedersächsischen Landesrechnungshofes gemäß der Niedersächsischen Landeshaushaltsordnung bleibt hiervon unberührt.

V. Abschnitt Schluss- und Übergangsbestimmungen

§24

Die Akademie kann aufgrund dieser Satzung eine Geschäftsordnung beschließen.

§25

Änderungen dieser Satzung werden von der Akademie im Verfahren nach §8 Abs. 3 und Absatz 4 Satz 2 beschlossen.

§26

Die Wahl der ordentlichen Mitglieder (§5), der Ehrenmitglieder (§7), des Präsidenten (§10), der Klassenvorsitzenden (§11) und des Generalsekretärs (§16) wird der Landesregierung angezeigt.

§27

- (1) Die Satzung tritt zum 31.10.2001 in Kraft.
- (2) Die bisherigen Amtsinhaber behalten ihre Ämter bis zum Ablauf der Periode, für die sie gewählt sind. Der ab 1.4.2002 amtierende Präsident kann den Klassenvorsitz niederlegen.
- (3) Die Änderungen dieser Satzung in den §§16, 17 (2), 19 (4) und 26 treten zum 1.4.2008, die Satzungsänderung in §23 (2) zum 1.4.2009 in Kraft.

Statut über die Verleihung der Akademie-Preise für Biologie, für Chemie und für Physik

(beschlossen in der Plenarsitzung der Akademie am 23. 1.2009)

§1

- (1) Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen verleiht aus Mitteln, die sie Verlagen, Industrieunternehmen und sonstigen Stiftern verdankt, jährlich je einen Preis auf dem Gebiet der Biologie, der Chemie und der Physik für herausragende wissenschaftliche Arbeiten, die von jungen, in der Regel deutschen oder in Deutschland tätigen, Forschern in internationalen Zeitschriften veröffentlicht worden sind.
- (2) Sollten derartige Arbeiten in einem Jahr nicht vorliegen, so ist die Preisverleihung in Abstimmung mit den Stiftern um ein Jahr zu verschieben.
- (3) Eine Aufteilung der Preise ist nur in Ausnahmefällen zulässig.
- (4) Die Höhe des jeweiligen Preisgeldes richtet sich nach den zur Verfügung stehenden Mitteln.

§2

- (1) Unter den in §1 benannten jungen Forschern sind solche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu verstehen, die zur Zeit der Vergabe des Preises das 40. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und noch keine Professur auf Lebenszeit oder eine ihr entsprechende Stelle innehaben.
Ausnahmen sind in besonderen Fällen möglich und bedürfen eingehender Begründung.
- (2) Der Preis soll nur an außerhalb Göttingens tätige Forscher, die nicht Schüler von Akademiemitgliedern sind, vergeben werden.

§3

Über die Erteilung der Preise entscheidet das Plenum der Akademie auf Vorschlag der Mathematisch-Physikalischen Klasse. Die Klasse beschließt ihren Vorschlag auf der Grundlage der Empfehlungen von Prüfungskommissionen für die einzelnen Preise.

§4

- (1) Den jeweiligen Prüfungskommissionen gehören an der Vorsitzende der Mathematisch-Physikalischen Klasse sowie diejenigen ordentlichen Akademiemitglieder, die Biologen (Preis für Biologie), Chemiker (Preis für Chemie) bzw. Physiker (Preis für Physik) sind.

- (2) Den Vorsitz der Prüfungskommissionen führt der Vorsitzende der Mathematisch-Physikalischen Klasse, der ein Kommissionsmitglied mit seiner Stellvertretung beauftragen kann.
- (3) Die Kommissionen können für ihre Meinungsbildung die Gutachten hervorragender auswärtiger Fachvertreter heranziehen.
- (4) Kommissionen fassen ihre Empfehlungen im schriftlichen oder mündlichen Verfahren.

§5

- (1) Vorschläge für die Preisverleihung sind von der Mathematisch-Physikalischen Klasse mit schriftlicher Begründung im Sommersemester jedes Jahres dem Plenum der Akademie vorzulegen.
- (2) Beizufügen sind Schriftenverzeichnisse, Darstellungen der wissenschaftlichen Werdegänge, eine Auswahl der wichtigsten Publikationen sowie ggf. Gutachten.
- (3) Diese Unterlagen sind für 10 Tage in der Geschäftsstelle der Akademie zur Einsicht durch die ordentlichen Mitglieder auszulegen.
- (4) Das Plenum der Akademie entscheidet in einer darauf folgenden Sitzung über die Vorschläge.

§6

- (1) Die Preisverleihungen erfolgen Rahmen einer öffentlichen Sitzung der Akademie.
- (2) Die Preisträger erhalten dabei eine Urkunde über die Verleihung des jeweiligen Preises und eine Anweisung auf das Preisgeld.
- (3) Die Preisträger werden von der Akademie gebeten, einen auf die preisgekrönte Arbeit bezugnehmenden Vortrag zu halten, der im Jahrbuch der Akademie veröffentlicht wird.
- (4) Zu der Preisverleihung sind die Repräsentanten der Stifter einzuladen.

§7

Die Preise werden unter Ausschluß des Rechtswegs verliehen. Die Beschlüsse der Akademie über die Preisverleihungen sind nicht anfechtbar.

§8

Diese Satzung tritt unter gleichzeitiger Aufhebung des Status über die Verleihung des Akademie-Preises für Biologie vom 8. Juli 1983 und des Statuts für die Göttinger Akademie-Preise für Chemie und Physik vom 21. Juni 1957 zum 1. Januar 2009 in Kraft.

SATZUNG

der Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte

(Neufassung vom 6. Februar 2009)

Das Stiftungskapital der am 24. November 1846 ins Leben gerufenen „Wedekindschen Preisstiftung“ von ursprünglich „8000 Thalern in Golde“ ist zusammengeschmolzen und inzwischen mit 40.000,- € (i.W. vierzigtausend Euro) zu bewerten. Infolgedessen sind zahlreiche der vom Stifter verfügbaren Satzungsbestimmungen weder zur Erreichung seiner Absichten geeignet noch sind ihre umständlichen Vergaberegularien im Verhältnis zu dem jetzt noch zur Verfügung stehenden Geldwert des Preises angemessen. Deshalb wird die zum 14.3.1896 in Kraft getretene neu gefaßte Satzung („Neue Ordnungen“) unter grundsätzlicher Wahrung des Stiftungszwecks den bestehenden Verhältnissen angepaßt und durch die nachfolgenden Bestimmungen ersetzt:

I.

1. Die Wedekindsche Preisstiftung für deutsche Geschichte ist eine nichtrechtsfähige Stiftung in der Verwaltung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und wird folglich von dieser im Rechts- und Geschäftsverkehr vertreten.
2. Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts ‚Steuerbegünstigte Zwecke‘ der Abgabenordnung (AO).
3. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung. Der Stiftungszweck wird verwirklicht insbesondere durch die Vergabe des Wedekind-Preises für deutsche Geschichte.
4. Die Stiftung erfüllt diesen Auftrag durch die Beschaffung von Mitteln gemäß §58 Nr. 1 AO zur Förderung von Wissenschaft und Forschung (sowie der Bildung) für die Verwirklichung der Zwecke einer anderen steuerbegünstigten Körperschaft oder für die Verwirklichung steuerbegünstigter Zwecke durch eine Körperschaft des öffentlichen Rechts oder, soweit sie nicht im Wege der institutionellen Förderung tätig wird, indem sie ihre Aufgaben selbst oder durch eine Hilfsperson im Sinne des §57 Abs. 1 Satz 2 AO verwirklicht.
5. Die Stiftung ist selbstlos tätig und verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Die Mittel der Stiftung dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden.
6. Die Erträge des Stiftungsvermögens und die ihm nicht zuwachsenden Zuwendungen sind zur Erfüllung des Stiftungszwecks zu verwenden. Davon ausgenommen ist die Rücklagenbildung oder die Zuführung zum Stiftungsvermögen gemäß §58 Nr. 7 und Nr. 12 AO.
7. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Stiftung fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

8. Die Akademie verwaltet das Stiftungsvermögen getrennt von ihrem Vermögen durch ihren Geschäftsausschuss. Sie vergibt die Stiftungsmittel entsprechend der Beschlüsse der Philologisch-Historischen Klasse und des Plenums und wickelt die Fördermaßnahmen ab.

9. Im Falle der Auflösung der Stiftung oder bei Wegfall des steuerbegünstigten Zwecks fällt das Vermögen an die Akademie mit der Auflage, es unmittelbar und ausschließlich für selbstlos gemeinnützige Zwecke zu verwenden, die dem Stiftungszweck möglichst nahe kommen.

II.

1. Die in den §§12–14 „Neue Ordnungen“ ausgelobten drei Preise werden zu einem einzigen Preis zusammengefasst, der den Namen „Wedekind-Preis für deutsche Geschichte“ erhält. Mit ihm soll eine herausragende Arbeit der jeweils letzten 10 Jahre zur mittelalterlichen oder neueren deutschen Geschichte ausgezeichnet werden. Besondere Berücksichtigung sollen dabei bedeutende historiographische Leistungen finden (d.h. auf Synthese zielende und dem Verständnis des historischen Wandels in seiner ganzen Breite gewidmete Darstellungen), aber auch hervorragende Editionen, sofern sie für die Geschichtswissenschaft von Bedeutung sind. Unter der deutschen Geschichte ist die Geschichte des gesamten deutschsprachigen Raums samt seiner transnationalen Bezüge und ihrer globalen Vernetzung zu verstehen.

2. Der Preis in Höhe von 5000,- € (i. W. fünftausend Euro) wird vergeben, wenn die Erträge aus dem Stiftungskapital auf die entsprechende Höhe angewachsen sind. Drei Monate danach soll mit dem Auswahlverfahren begonnen und der Preis innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahren verliehen werden.

3. Die in den „Neuen Ordnungen“ vorgesehene Preisausschreibung (§2) findet wegen des zum Wert des Preises unverhältnismäßig hohen Aufwandes nicht statt.

4. Ein Vorschlagsrecht zur Preisvergabe steht jedem Mitglied der Philologisch-Historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen zu.

5. Die Vorschläge werden von einem „Preisgericht“ geprüft, das aus mindestens vier mit einfacher Mehrheit gewählten Mitgliedern der Philologisch-Historischen Klasse besteht. Geleitet wird das „Preisgericht“ von dem Vorsitzenden der Philologisch-Historischen Klasse, der ihm von Amts wegen angehört und Stimmrecht besitzt. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Votum des Vorsitzenden.

6. Auf Vorschlag des Preisgerichts, das gegebenenfalls eine Reihung der preiswürdigen Arbeiten vornimmt, entscheidet die Philologisch-Historische Klasse über die Vergabe des Preises mit einfacher Mehrheit der anwesenden Mitglieder unter Zustimmung des Plenums. Die Entscheidung über die Verleihung des Preises ist nicht anfechtbar. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

7. Die Preisverleihung soll in einer feierlichen öffentlichen Jahressitzung der Akademie verkündet werden. Über die Verleihung des Preises wird eine Urkunde ausgestellt.

8. Ist die preisgekrönte Schrift noch nicht veröffentlicht, soll sie an geeigneter Stelle den Vermerk erhalten, dass sie mit dem „Wedekind-Preis für deutsche Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen“ ausgezeichnet worden ist.

Satzung der Hans-Janssen-Stiftung bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Satzung in der Fassung vom 18. Dezember 2009

Der 1989 verstorbene Kunsthistoriker Hans Janssen hat sein Vermögen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen als „Grundstock für eine Stiftung für die kunstgeschichtliche Wissenschaft“ vermacht. Unter Aufhebung der Vergabestatuten vom 3. Mai 1991, aber in wesentlicher Übernahme ihrer Bestimmungen, wird für die Hans-Janssen-Stiftung das Nachfolgende festgelegt:

I.

1. Die Hans-Janssen-Stiftung ist eine nichtrechtsfähige Stiftung in der Verwaltung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und wird folglich von dieser im Rechts- und Geschäftsverkehr vertreten.
2. Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung (AO).
3. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung. Der Stiftungszweck wird verwirklicht durch die Vergabe des Hans-Janssen-Preises.
4. Die Stiftung erfüllt diesen Auftrag durch die Beschaffung von Mitteln gemäß §58 Nr. 1 AO zur Förderung von Wissenschaft und Forschung (sowie der Bildung) für die Verwirklichung der Zwecke einer anderen steuerbegünstigten Körperschaft oder für die Verwirklichung steuerbegünstigter Zwecke durch eine Körperschaft des öffentlichen Rechts oder, soweit sie nicht im Wege der institutionellen Förderung tätig wird, indem sie ihre Aufgaben selbst oder durch eine Hilfsperson im Sinne des §57 Abs. 1 Satz 2 AO verwirklicht.
5. Die Stiftung ist selbstlos tätig und verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Die Mittel der Stiftung dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden.
6. Dem Stiftungsvermögen wachsen alle Zuwendungen zu, die dazu bestimmt sind (Zustiftungen).
7. Die Erträge des Stiftungsvermögens und die ihm nicht zuwachsenden Zuwendungen sind zur Erfüllung des Stiftungszwecks zu verwenden. Davon ausgenommen ist die Rücklagenbildung oder die Zuführung zum Stiftungsvermögen gemäß §58 Nr. 7 und Nr. 12 AO.
8. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Stiftung fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
9. Die Akademie verwaltet das Stiftungsvermögen getrennt von ihrem Vermögen durch ihren Geschäftsausschuß. Sie vergibt die Stiftungsmittel entsprechend den Beschlüssen der

Philologisch-Historischen Klasse und des Plenums und wickelt die Fördermaßnahmen ab. Der Akademie steht ein Aufwendungsersatzanspruch aus dem Stiftungsvermögen für getätigte Ausgaben zu.

10. Bei Auflösung der Stiftung oder bei Wegfall des steuerbegünstigten Zwecks fällt das Vermögen an die Akademie, die es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke zu verwenden hat, die dem Stiftungszweck möglichst nahe kommen.

II.

1. Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen verleiht in jedem zweiten Jahr einen Preis in Höhe von in der Regel 15.000 Euro für Forschungen auf dem Gebiet der europäischen Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Italiens.

2. Der Preis wird für herausragende wissenschaftliche Arbeiten verliehen, die entweder bereits veröffentlicht oder veröffentlichungsreif sind; es kann sich auch um Dissertationen und Habilitationsschriften handeln.

3. Der Preis soll insbesondere der Auszeichnung junger Forscher dienen. Als Preisträger kommen Frauen und Männer in Betracht, die im Zeitpunkt der Preisverleihung nicht älter als 40 Jahre sein sollten.

4. Über die Verleihung des Preises, gegebenenfalls auch über seine Teilung oder Nichtverleihung, entscheidet die Philologisch-Historische Klasse mit Zustimmung des Plenums auf Vorschlag einer Prüfungskommission.

5. Den Vorsitz der Prüfungskommission führt der Vorsitzende der Philologisch-Historischen Klasse. Ihr gehören weiter an fünf ordentliche Mitglieder der Akademie, die aus den Fächern Kunstgeschichte und anderen auch historisch arbeitenden Disziplinen sowie dem Fach Klassische Archäologie stammen und vom Klassenvorsitzenden bestimmt werden. Korrespondierende Mitglieder, besonders solche aus dem Fach Kunstgeschichte, können zugewählt werden.

6. Sollte im Zeitraum von zwei Jahren kein Preis verliehen werden, so kann das aufgelaufene Preisgeld für eine zusätzliche Verleihung in einem der Folgejahre verwendet werden.

7. Die Preisverleihung soll anlässlich der öffentlichen Jahressitzung der Akademie vorgenommen werden. Der Preisträger erhält dabei eine Urkunde und eine Anweisung über das Preisgeld.

Robert Hanhart-Stiftung zur Förderung der Septuaginta-Forschung bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Satzung in der Fassung vom 17. Juli 2009

Präambel

In Verbundenheit mit dem 1908 gegründeten Septuaginta-Unternehmen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, dem er von 1961–1993 als Leiter vorstand und an dessen Veröffentlichungen er seit 50 Jahren mitwirkt, ist es der Wunsch des Stifters, zum Erhalt der Septuaginta-Forschung in Göttingen beizutragen. Dem soll die aus Mitteln seines Nachlasses zu errichtende Stiftung dienen, deren Grundzüge im folgenden festgelegt sind.

§1 Name, Rechtsform

- (1) Die Stiftung führt den Namen Robert Hanhart–Stiftung zur Förderung der Septuaginta-Forschung.
- (2) Sie ist eine nichtrechtsfähige Stiftung in der Verwaltung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und wird folglich von dieser im Rechts- und Geschäftsverkehr vertreten.

§2 Stiftungszweck

- (1) Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung (AO).
- (2) Zweck der Stiftung ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung im Bereich der Septuaginta.
- (3) Der Stiftungszweck wird verwirklicht insbesondere durch die
 - Fortführung der Göttinger Septuaginta-Edition und die Fertigstellung der noch ausstehenden Einzelbände
 - Neubearbeitung bereits erschienener Editionsبände
 - Unterhaltung einer Septuaginta-Forschungsstelle unter Einbeziehung des die Septuagintaforschung betreffenden Teils der Bibliothek des Stifterssowie durch die
 - Unterstützung editionsphilologischer und textgeschichtlicher Einzelarbeiten im Bereich der Septuaginta
 - Vornahme archivierender und digitalisierender Maßnahmen zur Erhaltung, Aufbereitung und Zugänglichmachung von Septuaginta-Materialien
 - Förderung von wissenschaftlichen Veranstaltungen zur Septuaginta

(4) Die Stiftung erfüllt diesen Auftrag durch die Beschaffung von Mitteln gemäß §58 Nr. 1 AO zur Förderung von Wissenschaft und Forschung für die Verwirklichung der Zwecke einer anderen steuerbegünstigten Körperschaft oder für die Verwirklichung steuerbegünstigter Zwecke durch eine Körperschaft des öffentlichen Rechts oder, soweit sie nicht im Wege der institutionellen Förderung tätig wird, indem sie ihre Aufgaben selbst oder durch eine Hilfsperson im Sinne des §57 Abs. 1 Satz 2 AO verwirklicht.

(5) Die Stiftung ist selbstlos tätig und verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Die Mittel der Stiftung dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden.

§3 Stiftungsvermögen

(1) Die Stiftung wird mit einem Anfangsvermögen von 100.000 Euro (in Worten: einhunderttausend Euro) ausgestattet; hinzukommen soll nach dem Tode des Stifters ein von ihm testamentarisch zugedachtes Vermögen sowie der die Septuagintaforchung betreffende Teil seiner Forschungsbibliothek.

(2) Das Stiftungsvermögen ist in seinem Wert ungeschmälert zu erhalten. Zu diesem Zweck können im Rahmen des steuerrechtlich Zulässigen die jährlichen Erträge aus der Vermögensanlage oder die sonstigen zeitnah zu verwendenden Mittel ganz oder teilweise der freien Rücklage oder dem Stiftungsvermögen zugeführt werden.

(3) Dem Stiftungsvermögen wachsen alle Zuwendungen zu, die dazu bestimmt sind (Zustiftungen).

§4 Verwendung der Vermögenserträge und Zuwendungen

(1) Die Erträge des Stiftungsvermögens und die ihm nicht zuwachsenden Zuwendungen sind zur Erfüllung des Stiftungszwecks zu verwenden. Davon ausgenommen ist die Rücklagenbildung oder die Zuführung zum Stiftungsvermögen gemäß §58 Nr. 7 und Nr. 12 AO.

(2) Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Stiftung fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§5 Stiftungskommission

(1) Organ der Stiftung ist die Stiftungskommission, der der Stifter als geborenes Mitglied angehört. Sie ist mit der Leitungskommission der Akademie für die Herausgabe der Septuaginta-Bände identisch. Sollte diese Kommission nicht weiter bestehen, bildet die Phil.-Hist. Klasse der Akademie eine Stiftungskommission, der neben dem Klassenvorsitzenden zwei geeignete Klassenmitglieder aus der Septuaginta nahestehenden Fächern (Altes und Neues Testament, Klassische Philologie, Patristik / Geschichte der Alten Kirche) angehören. Diese beiden Kommissionsmitglieder werden von der Klasse für jeweils fünf Jahre gewählt.

(2) Den Vorsitz der Stiftungskommission führt der Vorsitzende der Leitungskommission bzw. der Phil.-Hist. Klasse.

(3) Die Mitglieder der Stiftungskommission sind ehrenamtlich tätig. Sie haben Anspruch auf Ersatz der ihnen entstandenen Aufwendungen.

§6 Aufgaben, Beschlussfassung

(1) Die Stiftungskommission beschließt über die Verwendung der Stiftungsmittel. Gegen diese Entscheidung steht der Akademie ein Vetorecht zu, wenn sie gegen die Satzung oder rechtliche oder steuerliche Bestimmungen verstößt.

(2) Die Stiftungskommission ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte ihrer Mitglieder einschließlich des Vorsitzenden an der Beschlußfassung mitwirkt. Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit gefaßt. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

(3) Beschlüsse, die eine Änderung des Stiftungszwecks oder die Auflösung der Stiftung betreffen, können nur auf Sitzungen gefaßt werden.

(4) Satzungsänderungen bedürfen der Zustimmung der Akademie.

§7 Treuhandverwaltung

(1) Die Akademie verwaltet das Stiftungsvermögen getrennt von ihrem Vermögen. Sie vergibt die Stiftungsmittel entsprechend den Beschlüssen der Stiftungskommission und wickelt die Fördermaßnahmen ab.

(2) Die Akademie legt der Stiftungskommission alljährlich einen Bericht vor, der die Vermögensanlage sowie die Mittelverwendung erläutert.

(3) Der Akademie steht ein Aufwendersersatzanspruch aus dem Stiftungsvermögen für getätigte Ausgaben zu.

§8 Anpassung der Stiftung an veränderte Verhältnisse

Ändern sich die Verhältnisse derart, daß die dauernde und nachhaltige Erfüllung des Stiftungszwecks von Akademie und Stiftungskommission nicht mehr für sinnvoll gehalten wird, so können beide gemeinsam einen neuen Stiftungszweck beschließen. Der Beschluß bedarf der Zustimmung aller Mitglieder der Stiftungskommission. Der neue Stiftungszweck hat gemeinnützig zu sein und soll dem bisherigen Stiftungszweck möglichst nahe kommen.

§9 Auflösung der Stiftung

Akademie und Stiftungskommission können gemeinsam die Auflösung der Stiftung beschließen, wenn die Umstände es nicht mehr zulassen, den Stiftungszweck dauernd und nachhaltig zu erfüllen; §8 Satz 2 gilt entsprechend.

§10 Vermögensanfall

Bei Auflösung der Stiftung oder bei Wegfall des steuerbegünstigten Zwecks fällt das Vermögen an die Akademie, die es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke zu verwenden hat, die dem Stiftungszweck möglichst nahe kommen.

§11 Stellung des Finanzamtes

Beschlüsse über Satzungsänderungen und der Beschluß über die Auflösung der Stiftung sind dem zuständigen Finanzamt anzuzeigen. Für Satzungsänderungen, die den Zweck der Stiftung betreffen, ist die Unbedenklichkeitsbescheinigung des Finanzamtes einzuholen.

Satzungen der Akademie

SATZUNG DER AKADEMIE

siehe Jahrbuch 2001

SATZUNGEN DER STIFTUNGEN

siehe Jahrbuch 1944–1960

STATUT ÜBER DIE VERLEIHUNG DER AKADEMIE-
PREISE FÜR CHEMIE UND PHYSIK

siehe Jahrbuch 1944–1960

STATUT ÜBER DIE VERLEIHUNG
DES AKADEMIE-PREISES FÜR BIOLOGIE

siehe Jahrbuch 1983

SATZUNG FÜR DIE VERLEIHUNG
DER BRÜDER-GRIMM-MEDAILLE

siehe Jahrbuch 1963

SATZUNG ÜBER DIE VERGABE
DES HANNS-LILJE-PREISES
ZUR FÖRDERUNG
DER THEOLOGISCHEN WISSENSCHAFT

siehe Jahrbuch 1987

STATUT ZUR VERGABE
DES HANS-JANSSEN-PREISES

siehe Jahrbuch 1991

STATUT ZUR VERGABE
DER LICHTENBERG-MEDAILLE

siehe Jahrbuch 2003

STATUT ZUR VERGABE
DES WALLSTEIN-PREISES

siehe Jahrbuch 2004

STATUT ÜBER DIE VERLEIHUNG
DES PREISES FÜR GEISTESWISSENSCHAFTEN

siehe Jahrbuch 2007